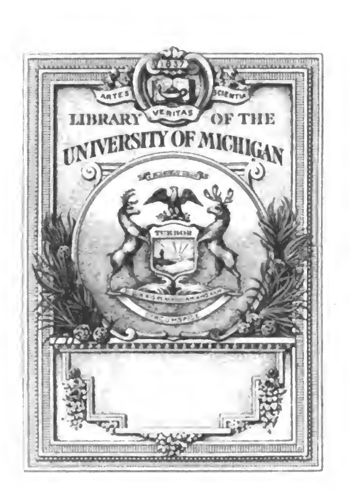


C. Hellach Leipzig phot. Heliogr Georg Büxenstein & C.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH

UND

DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, ALFRED FREIHERRN VON MENSI, JACOB MINOR, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM

IX. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1904

MIT DEM BILDNIS VON FRIEDRICH RATZEL IN HELIOGRAVURE



VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN

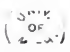
1906.



Bellach Leipzig phot. Heliogr. Georg Büxenstein & Co

Friedrich Ratzel.

Verlag von Georg Reimer Berlin



BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

GUIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST FOURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL GLOSSY, MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, EUGEN GUGLIA, ALFRED FREIHERRN VON MENSI, JACOB MINOR, PAUL SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM

IX. BAND

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER 1904

MIT DEM BILDNIS VON FRIEDRICH RATZEL IN HELIOGRAVURE




BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER
1906.

Inhalt.

Vorwort.

Band IX ist wiederum die Gunst berufenster Mitarbeiter zugute gekommen. Die Biographien Waldersees und Herbert Bismarcks hat Hugo Jacobi übernommen. Stremayr würdigt sein namhaftester vertrauter Unterstaatssekretär Lemayer. Den badischen Finanzminister Buchenberger charakterisiert Nicolai. Lenbach fand einen unbefangenen Richter in Bredt. Von Naturforschern wurden His durch Spalteholz, Seegen durch J. Mauthner porträtiert. Den Nekrolog von Ottokar Lorenz schrieb August Fournier. Das Gedenkblatt für Alexander Meyer Cohn überließ Erich Schmidt. Eduard Hanslicks Lebenslauf wird von Guido Adler gezeichnet, Ratzenhofers Wirken von Ludwig Stein dargestellt.

Ebenso reich, als der Text für das Berichtsjahr 1904 sind die Nachträge ausgefallen. Ludo M. Hartmann hat sich mit der Biographie Mommsens, Helfferich mit der Würdigung Delbrücks, Spiro mit dem Bildnis Malvida von Meysenbugs, Alfred Klaar mit dem Nekrolog von Hieronymus Lorm eingestellt.

Das Ebenmaß in der Raumverteilung einzuhalten, bleibt ein Hauptgebot; dessen Einlösung wird dem Herausgeber wesentlich erleichtert durch die von Georg Wolff mit liebreicher, treuer Sorgfalt gearbeiteten Totenlisten, die das feste Rückgrat des Jahrbuches bilden und mit ihren zuverlässigen lebensgeschichtlichen Angaben und Quellennachweisen auch in Fällen Ersatz bieten, in denen es dem Herausgeber trotz mannigfaltiger Bemühungen nicht oder noch nicht gelang, selbständige Nekrologe zu erhalten. Die Totenliste für 1904 hat Dr. Wolff leider trotz allem Zuwarten nicht mehr vor dem Erscheinen dieses Bandes der Druckerei vollständig zu Gebote stellen können; sie folgt mit der Totenliste für 1905 im X. Band.

Die Winke wohlwollender Beurteiler, die dem Unternehmen seit seinem Beginn treu geblieben sind, werden ebensowohl erwogen, wie die neuerer Kritiker, unter denen mit besonderem Dank Georg Kaufmanns jüngste Anzeige in Sybels Historischer Zeitschrift sowie die beherzigenswerten Fingerzeige im Literarischen Centralblatt hervorzuheben sind. Wieviel trotz alledem noch zu lernen und zu bessern bleibt, ist dem Herausgeber wohl bewußt, der biographische Kunst und Forschung in der unscheinbarsten Lebensbeschreibung gepflegt sehen möchte. Wünsche und Gedanken, die mit Immermanns »Tagebuchblättern über Goethes Haus und Goethes Grab« vielfach zusammentreffen: »Wir sind weit mehr in Andern vorhanden, als in dem, was wir unser Selbst nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens ist aber, aus uns herauszugelangen und in Anderen eine verklärte Persönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dies recht durch, so verliert der Tod den größten Teil seiner Schaurigkeit, selbst wenn man die Hoffnung persönlicher Fortdauer auf sich beruhen läßt.« »Nur verliert sich alle ängstliche und ausmalende Betrachtung dieses Punktes an den Särgen so hoher Menschen, wo man mit einem Blicke ihre verstäubende Asche und ihr ewiges wesenhaftes Fortleben auf der Oberwelt umfaßt. Dann erscheint ein unvergängliches Leben schon hienieden verbürgt.«

Wien. Anton Bettelheim.

Nachschrift. Wiederum hat das Biographische Jahrbuch den Heimgang eines seiner wärmsten Fürsprecher und treuesten Mitarbeiter zu beklagen: Friedrich von Weech ist geschieden. Nicht zum wenigsten seiner Tatkraft war es zuzuschreiben, daß unser Unternehmen in seinem Bestande erhalten und befestigt wurde. Seinem gütigen Entgegenkommen war es auch zu danken, daß sein Name das Titelblatt des Biographischen Jahrbuchs zieren durfte.

Der Herausgeber.

DEUTSCHER NEKROLOG

VOM 1. JANUAR BIS 31. DEZEMBER

1904

Homo liber de nulla re minus quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis, sed vitae meditatio est.

Spinoza. Ethices pars IV. Propos. LXVII.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904.

Waldersee, Alfred Ludwig Heinrich Karl Graf von, Generalfeldmarschall, * 8. April 1832 zu Potsdam, † Hannover 5. Mai 1904. — Sein Vater war der verstorbene General der Kavallerie und Chef des 4. Dragoner-Regiments Graf Franz Waldersee, seine Mutter eine geborene von Hünerbein, eine Tochter des bekannten Kavallerieführers der Befreiungskriege und späteren kommandierenden Generals des VI. Armeekorps. Seine erste Erziehung genoß der Knabe im elterlichen Hause und in den Kadettenhäusern von Potsdam und Berlin; er gehört somit zu denjenigen Führern des preußischen Heeres, die ihre Tüchtigkeit zum wesentlichen Teil diesen Anstalten verdanken, aus welchen dem Heere so viele hervorragende Männer zugewachsen sind. Mit achtzehn Jahren trat er als Leutnant in das damalige Garde-Artillerie-Regiment zu Berlin ein, wurde 1852, nach absolviertem Besuch der Artillerie- und Ingenieurschule, zum Artillerieoffizier ernannt und legte während der folgenden sechs Jahre seine dienstliche Laufbahn als Abteilungsadjutant und als Feuerwerksleutnant zurück. Im Jahre 1858 wurde er Adjutant der 1. Artillerie-Inspektion und bald darauf als Begleiter des Generalleutnants von Hermann, Kommandeurs der 3. Division, kommandiert, der mit der Inspektion des württembergischen Bundeskontingents beauftragt war. Als Generalfeldmarschall ist Graf Waldersee dann am Abend seines Lebens zu den württembergischen Truppen abermals in dienstliche Beziehungen, und zwar als Generalinspekteur, getreten. Im Jahre 1860 wurde er als Premierleutnant auf zwei Jahre zum Gouverneur des Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg ernannt. Während dieses Kommandos tat er neun Monate lang Dienst bei dem 5. Ulanen-Regiment. 1862 wurde er Hauptmann, 1864, während der damaligen Kriegsbereitschaft, Kommandeur der sechsten reitenden Gardebatterie, später Chef der Garde-Handwerks-Kompagnie, im folgenden Jahre Adjutant beim Generalfeldzeugmeister, dem Prinzen Karl von Preußen, in dieser Stellung auch bereits zum Mitglied der Artillerie-Prüfungskommission ernannt. Er begleitete den Prinzen in den Feldzug von 1866 und in die Schlacht von Königgrätz. Während des weiteren Vormarsches der Armee auf Wien wurde er von diesem Verhältnis entbunden und am 16. Juli dem großen Generalstab zugeteilt; am 28. Juli wurde er Major und wenige Tage später, am 1. August, als Generalstabsoffizier zum damaligen Generalgouvernement des Königreichs Hannover kommandiert. Bei der bald darauf erfolgten Formierung des 10. Armeekorps trat er als erster Generalstabsoffizier zum Generalkommando

über. Mit dieser Kommandierung nach Hannover hat die Laufbahn des Grafen Waldersee ihre eigentliche Richtung erhalten. In seiner Eigenschaft als erster Generalstabsoffizier fiel ihm die Ordnung der Angelegenheiten der ehemaligen Hannoverschen Offiziere zu, und es zeugte für ein hohes Maß von Takt und Gewandtheit, daß der damals 34jährige Major diese schwierige Aufgabe zu voller Zufriedenheit löste. König Wilhelm hatte seine hervorragende Eigenschaft, sich für jede Aufgabe den richtigen Mann herauszusuchen, auch in diesem Falle betätigt, wo an die Umsicht des Betreffenden, seinen Charakter, seine Fähigkeiten, Menschen zu beurteilen und zu behandeln, große Ansprüche gestellt werden mußten. Dieses Kommando knüpfte den Grafen Waldersee auch zuerst an die Provinz Hannover, mit der er in vielfachen Stellungen verbunden bleiben sollte, und in deren Hauptstadt er hochgeehrt seine Tage beschlossen hat. Im Jahre 1867 ward er dann in den Generalstab der Armee einrangiert. Auf seiner damaligen Dienstleistung in Hannover, die ihn mit so vielen Menschen in Berührung gebracht hatte, auf seinem dabei bekundeten Billigkeitssinn, seiner vornehmen Denkungsart und seiner Geschicklichkeit, beruhen zum nicht geringen Teil das Ansehen und die Popularität, deren er bis an sein Lebensende in Hannover sich erfreut hat. Gleichzeitig bot die ihm gestellte Aufgabe mannigfache Gelegenheit, mit dem Ministerpräsidenten und Bundeskanzler, Grafen Bismarck, in Verbindung zu treten, ebenso wie sie auch zu vielfachen Einblicken in die Zivilverwaltung und zugleich in die welfischen Bestrebungen führte, deren entschiedener Gegner er bis an sein Lebensende geblieben ist. Durch seine Tätigkeit erwarb er sich die Anerkennung des Königs und des Ministerpräsidenten sowie die seines kommandierenden Generals, des sonst so gefürchteten Voigts-Rhetz, der vor der Berufung Moltkes allgemein als der künftige Chef des Generalstabes der Armee gegolten hatte. Dem General v. Voigts-Rhetz war Waldersee auch menschlich näher getreten und hatte sich sein volles Vertrauen erworben. Der spätere Briefwechsel zwischen beiden spricht dafür.

Es konnte unter diesen Umständen nicht weiter auffallen, daß Graf Waldersee im Januar 1870 zur Botschaft in Paris kommandiert und in dieser Stellung am 2. Mai zum Flügeladjutanten des Königs ernannt wurde. In Paris hatte er von neuem Gelegenheit, in dieser, dem Kriege unmittelbar vorangehenden Periode wertvolle Dienste zu leisten. Mit großer Umsicht hatte er sich sehr bald Einblicke in die französischen Armeeverhältnisse verschafft, und als im Anfang Juli die ersten Rüstungen Frankreichs begannen, war Graf Waldersee in der Lage, sie von Schritt zu Schritt aufmerksam überwachen zu können. Das im Herbst 1904 vom preußischen Kriegsministerium herausgegebene Werk über die Mobilmachung von 1870 enthält wertvolle Aufschlüsse über Waldersees Berichterstattung aus jener Zeit, die wesentlich dazu beitrug, daß die deutschen Gegenmaßregeln rechtzeitig und umfassend getroffen wurden. Bereits am 9. Juli hatte er in einem Bericht an den König ausgesprochen, daß er den Krieg für eine beschlossene Sache halte und am 11. Juli traf in Ems ein tags zuvor von ihm abgesandter Bericht ein, der in zwölf Punkten die begonnenen Rüstungen feststellte. Außerdem verfaßte Graf Waldersee eine populäre Zusammenstellung über die Marsch- und Gefechtsweise der französischen Armee, die Handhabung

des Lagerdienstes usw., die in den Tagen nach der Kriegserklärung vom 19. Juli in Berlin zur Veröffentlichung gelangte und dann in vielen Tausenden von Exemplaren als Leitfaden für den Sieg mit nach Frankreich gewandert ist. Von Waldersees Berichten aus Paris, die sich alle durch besonnene Klarheit auszeichneten, sind diejenigen von besonderer Wichtigkeit gewesen, welche sich auf die Bewaffnung der französischen Infanterie bezogen. An höherer Stelle in Berlin bestand vor dem Kriege geringe Neigung, an die Überlegenheit des Chassepotgewehres zu glauben, wiewohl Warnungen von einsichtigen Leuten nicht ausgeblieben waren. Graf Waldersee machte darauf aufmerksam, daß und wie die Fechtweise unserer Infanterie sich nach der Wirkung des Chassepots einzurichten habe, seine Angaben haben sich als richtig und wertvoll erwiesen. Bei der Mobilmachung wurde Graf Waldersee in das große Hauptquartier zur Dienstleistung bei dem Könige kommandiert und gleichzeitig zum Oberstleutnant befördert. Während des langen Aufenthalts in Versailles trat er in häufige Verbindung mit Bismarck, an dessen Tisch er, wie die Aufzeichnungen von Busch ergeben, ein häufiger Gast war, im Gefolge des Königs hatte er an den Schlachten von Gravelotte, Beaumont und Sedan teilgenommen. Als im November 1870 die Verhältnisse an der Loire schwierig wurden, ward Graf Waldersee im speziellen Auftrage des Königs zum Prinzen Friedrich Karl kommandiert. Er nahm in dieser Stellung an allen Schlachten und größeren Gefechten der 2. Armee teil. Der Krieg war deutscherseits dort nicht mit dem Grade von Umsicht und Energie betrieben worden, den die Kriegslage verlangte. In einem Aufsatz der »Grenzboten«, Märzheft 1904, finden wir darüber folgende Darstellung:

»Man begann in Versailles wegen der weiteren Entwicklung der Dinge Besorgnis zu empfinden, und der König, der den Optimismus seiner militärischen Umgebung seit Sedan ohnehin nicht zu teilen vermochte, mit der einlaufenden Berichterstattung des Oberkommandos der 2. Armee sowie der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg auch wenig zufrieden war, beschloß, einen Offizier dorthin zu entsenden, der in unabhängiger Stellung die Sachlage prüfen, ihm Bericht erstatten und zumal bei dem Prinzen Friedrich Karl die Anschauungen des Königs vertreten sollte. Die Wahl war nicht leicht zu treffen. Es mußte die Empfindlichkeit des Prinzen geschont, auf die souveraine Stellung des Großherzogs, nicht minder auf Moltke und den großen Generalstab Rücksicht genommen, dennoch im Sinne des Königs mit Energie gehandelt werden. Schließlich fiel die Wahl auf den Grafen Waldersee, dem der König mit der ihm eigenen, ruhigen Klarheit auseinandersetzte, um was es sich handelte, ihm auch ein Schreiben an den Prinzen behändigte, worin die Ansichten des Königs entwickelt waren, die Waldersee seinerseits mündlich erläutern sollte. Die Abreise mußte ohne vorherige Meldung oder Rücksprache bei Moltke oder dem Generalstab erfolgen, damit Graf Waldersee die Anschauungen des Königs in voller Unabhängigkeit und unbeeinflußt vertreten konnte. Er erhielt zudem den Befehl, bis zu seiner Abberufung bei dem Prinzen zu bleiben und dem König täglich zu berichten.«

Fritz Hönigs Buch »Der Volkskrieg an der Loire« enthält über diese Mission sehr eingehende und interessante Einzelheiten, namentlich auch die mündlichen Instruktionen des Königs. Prinz Friedrich Karl, dem Waldersee

schon als Adjutant seines Vaters bekannt gewesen war, empfing ihn sehr freundlich und erleichterte ihm seine delikate Mission auf jede Weise, indem er ihn zugleich für Unterkunft und Verpflegung seinem Hauptquartier attachierte. Graf Waldersee erfüllte auch diese schwierige Aufgabe mit Auszeichnung und unter wiederholten Beweisen großer persönlicher Bravour. Er führte bei Beaune la Rolande »als alter Artillerist« auf Wunsch des kommandierenden Generals die erste auffahrende Batterie des 3. Armeekorps in Stellung, nachdem er, das im Vormarsch begriffene Korps durch einen schnellen Ritt von drei Meilen überholend, dem im verzweifelten Ringen begriffenen 10. Armeekorps die Kunde überbracht hatte, daß die Ankunft der Brandenburger binnen drei Stunden zu erwarten sei. Er hat dadurch nicht wenig dazu beigetragen, die braven Truppen des 10. Armeekorps zum Ausharren zu ermuntern, auch konnte er den anrückenden Truppen der 5. und 6. Division die geeignetste Richtung zum Angriff geben. In der Schlacht bei Loigny sprang er vom Pferde und ging mit einer Pionierkompagnie zur Besetzung der entblößten Südspitze des Ortes vor, sich persönlich an dem dort erforderlichen Schnellfeuer beteiligend. Sein Aufenthalt beim Prinzen Friedrich Karl und dem Großherzog von Mecklenburg brachte ihn an 14 verschiedenen Gefechtstagen ins Feuer. Nach Versailles zurückgekehrt, empfing er aus der Hand des Königs das Eiserne Kreuz 1. Klasse, das der Monarch ihm selbst an den Rock heftete. Vom 2. bis 31. Januar 1870 wurde er als Chef des Generalstabes beim Großherzog von Mecklenburg kommandiert. Seine Tätigkeit in dieser Stellung ist eine sehr ersprießliche gewesen und brachte ihm die Anerkennung und Zuneigung dieses vortrefflichen Fürsten ein. Mit Eintritt des Waffenstillstandes trat Waldersee in das große Hauptquartier zurück, und als vor dem Einzug in Paris General von Kamecke zum Kommandanten des von den Deutschen zu besetzenden Teiles der französischen Hauptstadt ernannt worden war, wurde Graf Waldersee zu ihm, »zur Kommandantur in Paris« kommandiert, das er sechs Monate zuvor als preußischer Militärbevollmächtigter verlassen hatte. In dem zahlreichen Stabe des Generals von Kamecke war er der einzige Generalstabsoffizier und der Chef des Stabes. Über dieses Kommando berichten die »Grenzboten«: »Bevor er sich nach Paris begab, meldete Graf Waldersee sich bei Bismarck. Auf die Frage über das Verhalten bei eintretenden Unruhen entgegnete der Kanzler, daß Schreien, Schimpfen und einzelne Steinwürfe von Straßenjungen ignoriert werden sollten, würden dagegen die deutschen Truppen ernstlich angegriffen, »so schießen Sie dazwischen, daß die Knochen fliegen«. — Bekanntlich dauerte die Besetzung von Paris nur drei Tage. Als bei dem großen Zapfenstreich am Abend des dritten Tages das Kommando »Helm ab zum Gebet!« gegeben wurde, entblößten mit den Truppen auch viele Pariser das Haupt, und Graf Waldersee hörte aus ihren Reihen das Wort: »*Voila ce qui nous manque*«. Ähnlich berichtet auch Graf Fred Frankenberg in seinem Kriegstagebuche über die Äußerung: »*Ça a été une bonne leçon pour nous!*« Alsbald nach dem Friedensschluß ergab sich das Bedürfnis, die diplomatischen Beziehungen zur französischen Regierung wieder aufzunehmen, Graf Waldersee wurde am 12. Juni zum Geschäftsträger bei der französischen Republik ernannt, wiederum ein Beweis für das Vertrauen in seine vielseitige Befähigung. Er trat damit vorübergehend in den diplomatischen Dienst und wurde so der Untergebene Bismarcks. Von dem amerikanischen Gesandten Washburne,

der während des Krieges sich der in Paris zurückgebliebenen Deutschen mit großer Hingebung angenommen hatte, übernahm er mit Überreichung eines Schreibens des Bundeskanzlers das Botschaftsarchiv.

Es waren zu jener Zeit mancherlei Schwierigkeiten durch die Stellung des Oberbefehlshabers der Okkupationsarmee, Generals von Manteuffel, und dessen eigenmächtige Verhandlungen mit der französischen Regierung entstanden. Waldersees Ernennung zum Geschäftsträger beruhte wesentlich darauf, diese Situation vom Standpunkt des deutschen diplomatischen Interesses aus zu überwachen, und er kam in die Lage, dem Oberbefehlshaber der Okkupations-Armee gegenüber ziemlich bestimmt Stellung zu nehmen. Manteuffel trieb damals seine eigene Politik, der amtlichen Politik Bismarcks entgegengesetzt, die bei den Franzosen zu befehden er keinen Anstand nahm.[1]) Waldersee trat, obwohl nur Oberstleutnant, dem General hierbei mit Takt und Energie entgegen und beantwortete dessen Aufforderung, ihn in seiner militärischen Eigenschaft zu unterstützen, mit einem entschiedenen Hinweis auf seine diplomatische Stellung. Selbstverständlich ging das nicht ohne Reibungen ab. Die Stellung war somit eine sehr interessante, aber auch — wie Waldersee selbst sagte — eine der anstrengendsten Tätigkeiten seines Lebens. Es leuchtet ein, daß schon die Wiederanknüpfung der Beziehungen in Paris keine leichte und das Leben mühsam war. Mit den maßgebenden Persönlichkeiten der französischen Regierung stellte er jedoch — soweit das bei den eigenartigen Verhältnissen möglich war — bald die besten Beziehungen her, namentlich zu den Herren Thiers und Pouyer-Quertier, dem Finanzminister.

Die Verhältnisse brachten für Waldersee eine ziemlich rege diplomatische Berichterstattung mit sich. Bei Busch (»Bismarck und seine Leute«) findet sich aus einem Erlaß Bismarcks an Waldersee vom 25. Juli 1871 der Satz wiedergegeben: »Die Erhaltung der Gesandtschaften von Bundesstaaten im Auslande liegt nicht im Interesse des Reichs. Wir können aber ihr allmähliches Verschwinden von der Zeit und den Budget-Debatten der Einzelstaaten erwarten«. — Am ersten Jahrestage von Gravelotte war Waldersee zum Oberst befördert worden. Wenige Tage später wurde er von seinem Kommando nach Paris unter ehrender Anerkennung des Kaisers entbunden, nachdem sich namentlich den Manteuffelschen Seitensprüngen gegenüber die Notwendigkeit ergeben hatte, die dortige diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches wieder endgültig durch Ernennung eines Botschafters zu besetzen. Graf Waldersee wurde zum Kommandeur des 13. Ulanen-Regiments in Hannover, den heutigen Königsulanen, ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zum 9. Dezember 1873, an welchem Tage seine Ernennung zum Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps unter Versetzung in den Generalstab erfolgte. In der Stellung als Chef des Generalstabes des 10. Armeekorps in Hannover, dessen kommandierender General Prinz Albrecht von Preußen (der jetzige Regent von Braunschweig) war, ist Waldersee auch als General bis zum Dezember 1881 verblieben. Zuvor war er sowohl während der Berliner Drei-Kaiser-Zusammenkunft als auch für die

[1]) Thiers' hinterlassene, von seiner Nichte Fräulein Dosne veröffentlichte Aufzeichnungen verbreiten hierüber volle Klarheit. Vgl. auch Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck S. 480/83.

Reise des Kaisers nach St. Petersburg im Frühjahr 1873 zur Dienstleistung bei dem Monarchen befohlen worden. Das Gleiche war im Jahre 1875 während der großen Herbstübungen der Fall, am 10. August 1876 erfolgte die Beförderung zum Generalmajor. Das Jahr 1879 brachte zwei neue Kommandos, zum Ehrendienst zunächst vom 9. bis 14. Juni bei dem Prinzen Arnulf von Bayern und vom 16. September bis 14. Oktober zur Beiwohnung der Manöver des 3. und 12. französischen Armeekorps. Im Jahre 1880 lag ihm die Leitung der Übungen im Festungskriege bei Königsberg ob, im September hatte er abermals ein Ehrendienstkommando bei der Person des Herzogs von Connaught, dem Schwiegersohn des Prinzen Friedrich Karl, am 18. September erfolgte die Ernennung zum General *à la suite*. Im Januar 1881 ward General Graf Waldersee zunächst mit einer Mission bei dem Herzog von Braunschweig beauftragt, sodann vom 23. Februar bis 2. März zum Dienst beim Kaiser während der damaligen Vermählungsfeierlichkeiten am Berliner Hofe befohlen, ebenso im September zur Flottenrevue in Kiel. Gegen Ende des Jahres wurde er zum Generalquartiermeister ernannt, er trat damit als Adlatus des Feldmarschalls v. Moltke in den großen Generalstab nach Berlin zurück.

Am 11. Juni 1882 zum Generalleutnant befördert — im Alter von 50 Jahren — trat er während der nun folgenden Zeit der Person des Prinzen Wilhelm, des jetzigen Kaisers, näher, den er auch im Mai 1884 auf einer Reise nach Petersburg anläßlich der Großjährigkeitserklärung des Großfürsten Thronfolgers, des heutigen Kaisers von Rußland, begleitete. Am 22. März 1885 wurde er zum General-Adjutanten des Kaisers ernannt, im August 1887 zur Beiwohnung der österreichischen Manöver bei Olmütz und im November zum Ehrendienst beim Großfürsten Thronfolger von Rußland kommandiert. Im Jahre 1888 erfolgte im Juni seine Entsendung nach Pest, um dem Kaiser Franz Josef die Notifikation der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. zu überbringen, Kaiser Friedrich hatte zuvor während seiner kurzen Regierung den Grafen Waldersee unterm 23. April zum General der Kavallerie befördert. In Hofkreisen hatte damals die Absicht bestanden, den General aus Berlin zu entfernen. Der Plan scheiterte aber an dem entschlossenen Widerspruch des Feldmarschalls Moltke, der mit aller Entschiedenheit seinen Abschied in Aussicht stellte, falls man ihm diesen seinen Mitarbeiter entziehen würde. Als Moltke dann am 10. August 1888 seinen Abschied nahm, wurde Waldersee sein Nachfolger unter Belassung in seinem Verhältnis als Generaladjutant und unter Stellung *à la suite* des Ulanenregiments Nr. 13. An der Spitze des Generalstabes verblieb Graf Waldersee bis zum 2. Februar 1891. Wenn man von der Leitung der chinesischen Expedition absieht, so bezeichnen diese Jahre für den Grafen Waldersee den eigentlichen Höhepunkt seines Wirkens. Durch ihn wurde der große Generalstab auf eine Höhe gehoben, die er selbst unter Moltke nicht erreicht hatte und die ihm ein Ansehen wie in keiner anderen europäischen Armee gab. Auf Wunsch Italiens hatten die Dreibundmächte besondere militärische Verabredungen für den Fall beschlossen, daß ihre politischen Bündnisse in praktische Wirksamkeit zu treten hätten. Es wurden damals italienische und österreichische Offiziere in den Generalstab nach Berlin kommandiert, Verabredungen über Mobilmachung und Aufmarsch getroffen, die seitdem, unter wesentlich veränderten Verhältnissen, freilich längst hinfällig geworden sind. Die Gestaltung der Beziehungen zu Rußland

erforderte damals mancherlei Vorbereitungen. Schon die russischen Drohungen im Jahre 1879 hatten die militärische Aufmerksamkeit auf die Ostgrenze gelenkt. Es ist behauptet worden, daß namentlich Moltke die damalige militärische Überlegenheit Deutschlands über Rußland habe ausgenutzt wissen wollen. Bei dem hohen Lebensalter Kaiser Wilhelms I. und der schweren Erkrankung des Kronprinzen hätte aber für Deutschland nichts unerwünschter sein können als ein Krieg mit einer europäischen Großmacht oder gar mehreren Großmächten, wobei der kaiserliche Oberbefehl gefehlt haben würde. Auch ist Bismarck bekanntlich ein entschiedener Gegner von Präventivkriegen gewesen; er hat sich im Jahre 1888 in seiner damaligen berühmten Reichstagsrede mit großer Bestimmtheit darüber ausgesprochen. Im Laufe des Jahres 1890 geriet Graf Waldersee gelegentlich der schlesischen Manöver durch seine am Schluß derselben gehaltene Kritik sowie auch noch bei späteren Anlässen in militärische Differenzen mit dem Kaiser und reichte infolgedessen Ende Januar 1891 seine Entlassung ein. Unter dem 2. Februar wurde er, nach Ablehnung seines wiederholten Abschiedsgesuchs, zum kommandierenden General des 9. Armeekorps ernannt. Eine sehr schmeichelhafte Kabinetsordre sprach aus, daß er im Kriegsfalle zur Führung einer Armee ausersehen sei, und aus diesem Grunde, da er bisher ein Armeekorps noch nicht geführt habe, ein solches kommandieren solle. Graf Waldersee hat das Korps dann sieben Jahre lang geführt und ist unermüdlich darauf bedacht gewesen, es in allen Waffen auf die höchste Höhe der Ausbildung und Vervollkommnung zu heben, sich auch das Wohlergehen von Offizieren und Mannschaften nach jeder Richtung hin angelegen sein zu lassen. Was er dem Korps gewesen ist, hat dieses im Nachrufe beim Hinscheiden des Feldmarschalls dankbar anerkannt. Auch in dieser neuen Stellung ward er wiederholt zu Ehrendiensten berufen, so im September beim König Albert von Sachsen und im Juni folgenden Jahres beim König Umberto von Italien. Am 12. September 1895 erfolgte nach den damaligen Manövern in Pommern seine Beförderung zum Generaloberst mit dem Range eines Generalfeldmarschalls. Im Jahre 1896 führte er den Oberbefehl über das 5. und 6. Armeekorps während der großen Manöver bei Bautzen; nach dem Abschlusse erfolgte seine Ernennung zum Chef des 9. Feld-Artillerie-Regiments, in beiden Fällen hatte er als Oberbefehlshaber einer Armee eine bedeutende Geschicklichkeit in der Führung großer Truppenmassen bewiesen. In der Stellung als kommandierender General verblieb Graf Waldersee bis zum Jahre 1898. Aus seiner Wirksamkeit in Altona ist noch das Cholerajahr 1892 hervorzuheben. Der ruhigen Entschlossenheit des Generals ist es zu danken, daß der gesamte Behördenapparat kaltes Blut bewahrte und der Verbreitung der Seuche ein Riegel vorgeschoben wurde. Eine besondere kaiserliche Ordre erkannte diese Haltung in warmen Ausdrücken an. Am 1. April jenes Jahres erfolgte die Ernennung zum Generalinspekteur der 3. Armee-Inspektion mit Anweisung des Wohnsitzes in Hannover. Im Mai wurde er mit der Besichtigung der württembergischen Truppen und des 7. Armeekorps für den Herbst beauftragt, während der Kaisermanöver des 7. und 10. Armeekorps fungierte er als Schiedsrichter. Im folgenden Jahre war er gleichfalls mit Besichtigungen, diesmal des 8. Armeekorps und der württembergischen Truppen beauftragt, bei den großen Herbstmanövern des 13., 14. und 15. Armeekorps bekleidete er

wiederum das Schiedsrichteramt. Im Jahre 1900 ward ihm die Besichtigung des 18. und des 11. Armeekorps übertragen. Unter dem 6. Mai erfolgte seine Ernennung zum Generalfeldmarschall. Als bald darauf die Wirren in China die Entsendung eines Expeditionskorps erforderlich machten, welchem Truppen dreier Weltteile angehörten, wurde Graf Waldersee unter dem 6. August zum Oberbefehlshaber ernannt. Nach der Heimkehr im Sommer des folgenden Jahres trat er wieder in seine Stellung als Generalinspekteur der 3. Armee-Inspektion zurück, in welcher Stellung er aus dem Leben geschieden ist. Seine Inspektionen in Süddeutschland brachten ihn in häufige Berührung mit den Höfen von Württemberg und Baden und führten namentlich zur Wiederaufnahme alter vertraulicher Beziehungen zum Großherzog Friedrich, dessen Gast er auch nach der Rückkehr aus China noch wiederholt gewesen ist. Vorübergehende Verstimmungen zwischen den Höfen von Karlsruhe und Berlin, die in Vorgängen militärischer Natur wurzelten, sind dabei wohl durch ihn beglichen worden.

Graf Waldersee gehört der Kategorie der preußischen Generale an, denen neben hohen militärischen Würden gleichzeitig große politische Vertrauensstellungen übertragen worden sind. Am nächsten läge der Vergleich mit dem Feldmarschall Edwin Manteuffel, aber Graf Waldersee hat diesen an militärischem Urteil, an Umsicht und Bedeutung in der praktischen Beurteilung von Menschen und Dingen sowie an Dienstkenntnis weit überragt. Der Unterschied in dem Unterbau der militärischen Laufbahn beider Generale erklärt neben den Charakterverschiedenheiten diesen Umstand zur Genüge. Waldersee hat in seinem Dienstleben den Truppen ungleich näher gestanden als Manteuffel, war mehr Praktiker, jener mehr Theoretiker; auch hatte Waldersee namentlich während seines Kommandos zum Prinzen Friedrich Karl im Jahre 1870 auf den Schlachtfeldern im feindlichen Feuer Studien gemacht, zu denen Manteuffel keine Gelegenheit gehabt hatte, und woran ihn auch als Feldherrn seine Kurzsichtigkeit behinderte. Dazu kam, daß Graf Waldersee einen stählernen, abgehärteten, unermüdlichen Körper besaß, ein vortrefflicher Reiter war und sich namentlich im schnellen Erfassen von Situationen und durch einen großen Überblick auszeichnete, so daß er jede ihm zugewiesene Stellung bald aus eigenem Wissen und Können beherrschte und ihr neue und wertvolle Gesichtspunkte abzugewinnen wußte. Waldersee war weit mehr wie Manteuffel mit Leib und Seele Soldat. Eigen war ihm auch die Fähigkeit, sich in alles hineinzudenken, sowie die Motive der Menschen zu ergründen und zu würdigen. Seine Interessen waren sehr umfassende, aber in allem, was an ihn herantrat, verstand er sehr schnell das Unwesentliche vom Wesentlichen zu unterscheiden. Wo immer er zur Wirksamkeit berufen war, hat sich das betätigt, und die zahlreichen und wertvollen persönlichen Beziehungen seines vielseitigen Dienstlebens leisteten ihm dabei großen Vorschub. So war er während seiner Stellung als kommandierender General des 9. Armeekorps auch in engere Beziehungen zur Marine und zu den Hansestädten, namentlich zu Hamburg getreten, wo er eine durchaus populäre Persönlichkeit geworden ist, ebenso wie in Hannover; die Hamburg-Amerika-Linie taufte einen ihrer neueren Schnelldampfer auf seinen Namen. Die Reise nach China brachte ihn gleichfalls mit dem Seewesen in enge Berührung, mit der Flotte in unmittelbar dienstliche Beziehungen. Obwohl es für die letztere sicherlich

nichts Geringes war, bei ihrer ersten überseeischen größeren Tätigkeit unter den Oberbefehl eines Landsoldaten gestellt zu sein, hat Graf Waldersees große Geschicklichkeit dennoch nicht nur jede Friktion, die sich aus solchem Verhältnis leicht hätte ergeben können, vermieden, sondern es haben zwischen ihm und der Marine in China unausgesetzt stets die allerbesten persönlichen und dienstlichen Beziehungen bestanden. — Der Umstand, daß er die verschiedensten Teile des Heeres auf den Schlachtfeldern persönlich kennen gelernt hatte, in den Kämpfen an der Loire sich wiederholt mit Erfolg an der Führung beteiligen konnte, sich dort auch in einer Stellung befand, die ihm einen großen Überblick und einen Einblick in den Zusammenhang der Dinge gewährte, ist ihm für die Schärfung seines Verständnisses für die praktischen Verhältnisse und Bedürfnisse des Feldlebens von ganz außerordentlichem Vorteil gewesen und hat ihn namentlich die Grenze des Erreichbaren in den Anforderungen an die Truppen überall mit Sicherheit finden gelehrt. So konnte er während der chinesischen Expedition namentlich an die deutschen Regimenter selbst sehr weitgehende Zumutungen mit der vollsten Sicherheit ihrer Ausführbarkeit stellen. Er erwarb sich dadurch sowie durch das Beispiel, das die Deutschen gaben, zugleich das Vertrauen der fremden Kommandanten, zumal der Franzosen, die freilich aus politischen Gründen äußerlich eine gewisse Zurückhaltung beobachten mußten, innerlich ihm jedoch mit vollstem Vertrauen anhingen. Seine Stellung in China war neben der militärischen zugleich eine politische und diplomatische in einem Umfange und von einer Bedeutung, wie sie vordem in der Geschichte vielleicht noch nicht bestanden hat, und dennoch war es ihm gelungen, sowohl mit der heimatlichen Leitung der Politik als auch mit den militärischen und politischen Vertretern der anderen Nationen im besten Einvernehmen zu bleiben. Jedenfalls war er für diese Stellung wie geschaffen. Es hätte vielleicht keinen zweiten Lebenden gegeben, der sie erfolgreicher wahrgenommen und trotz aller bestehenden Schwierigkeiten das Ansehen Deutschlands in solcher Weise zu wahren gewußt hätte. Es fällt dabei in Betracht, daß die erste der ihm gestellten Aufgaben für China, die Wegnahme von Peking und die Befreiung der Gesandtschaften, schon bald nach Beginn seiner Ausreise zur Lösung gelangt war, so daß die Frage entstehen konnte, ob seine Weiterreise sowie der Antritt des Oberbefehlshaberpostens überhaupt noch nötig sei. Waldersee hat durch seine Leistungen diese Frage in der ausgiebigsten Weise bejaht. Nur durch die von ihm mit großer Mühe aufrecht erhaltene Einheitlichkeit der Interessen der Mächte gelang es ihm, auf den chinesischen Hof den für dessen Nachgiebigkeit erforderlichen Druck zu üben.

Auf innerpolitischem Gebiet ist Graf Waldersee äußerlich wenig hervorgetreten. Als Mitglied des Herrenhauses, in welches er in den neunziger Jahren berufen worden, hat er nur in seltenen Fällen das Wort ergriffen. Bekannt war, daß er der Kreuz-Zeitung näherstand, ohne die von ihr vertretenen Anschauungen durchweg zu teilen. Namentlich mißbilligte er — im Gegensatz zur Kreuz-Zeitung — die verunglückten politischen Experimente, die in der Provinz Hannover seitens der altpreußischen Konservativen unternommen wurden. Er hatte diese Provinz seit ihrem Eintritt in den preußischen Staatsverband eingehend kennen gelernt, kannte die meisten bedeutenderen Persönlichkeiten und wußte genau, daß die Versuche, das feindliche Welfentum

auf Kosten der nationalliberalen Partei in das altpreußische konservative Lager überzuführen, mißglücken mußten. Solche Experimente konnten nur dem Welfentum, dem ihm nahestehenden Zentrum oder den Sozialdemokraten zugute kommen. Nach Waldersees oft ausgesprochener Überzeugung hatte der preußische Staat in der Provinz Hannover noch auf lange Zeit hinaus nur auf die nationalliberale Partei und mit dieser zu rechnen.

In einer ihm sehr unerwünschten Weise war im Jahre 1887 sein Name und seine Person mit der sogenannten Walderseeversammlung in Berlin in Verbindung gebracht worden. Wie bereits erwähnt, war Graf Waldersee seit dem Jahre 1884 dem damaligen Prinzen Wilhelm, dem heutigen Deutschen Kaiser, näher getreten. Ein Gleiches war mit der Gräfin Waldersee und der Prinzeß Wilhelm der Fall, zu welcher die Gräfin durch ihren ersten Gemahl, einen Prinzen zu Schleswig-Holstein-Noer, in einem entfernten verwandtschaftlichen Verhältnis steht. Prinz und Prinzessin Wilhelm interessierten sich damals für die vom Hofprediger Stöcker geleitete Berliner Stadtmission, ebenso die Gräfin Waldersee, die von jeher allen Werken frommer Wohltätigkeit um derer selbst willen große Opfer an Zeit und Geld widmet. In diesem Kreise war beschlossen worden, eine Veranstaltung zugunsten der Berliner Stadtmission zu arrangieren, das Nähere sollte Gegenstand einer Besprechung sein, zu der absichtlich Personen der verschiedensten politischen und konfessionellen Richtungen eingeladen wurden. Diese Besprechung sollte ursprünglich bei dem prinzlichen Paare stattfinden, es stellten sich aber Schwierigkeiten infolge von Renovierungsarbeiten heraus und der Hofmarschall bat den Grafen Waldersee seine Wohnräume für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Da hierauf die Versammlung in seiner Wohnung abgehalten wurde, erschien selbstverständlich Graf Waldersee als Hausherr und begrüßte die Anwesenden. Daß ihm dabei irgendwelche kirchlichen oder politischen Ziele vorgeschwebt hätten, hat er später auf das entschiedenste in Abrede gestellt. Die Sache machte jedoch, wesentlich durch die Übertreibungen in der Presse, ein sehr unliebsames Aufsehen. Dem Fürsten Bismarck war es vom Standpunkte des Staatsinteresses nicht erwünscht, einen dem Thron damals schon so nahe stehenden Prinzen mit einer bestimmten kirchlichen Richtung verquickt zu sehen, das Gleiche war in bezug auf einen so hochgestellten Militär wie Graf Waldersee der Fall. Es entspann sich eine heftige Preßpolemik, auch die Regierungsorgane beteiligten sich an einer scharfen Kritik der Versammlung.

Bei Beurteilung jener Periode und ihrer Strömungen darf nicht außeracht gelassen werden, daß infolge der unheilbaren Erkrankung des damaligen Kronprinzen und des schnell sinkenden Kräftezustandes des 90jährigen Kaisers schon im Spätherbst 1887 in den Berliner politischen Kreisen eine Art Übergangszustand Platz zu greifen begann, wobei allerlei Elemente sich in den Vordergrund drängten, die davon zu profitieren hofften, wenn Prinz Wilhelm in naher Zeit der Nachfolger seines Großvaters würde. Es begann ein Intriguenspiel in großem Umfange, dessen Fäden schwer zu entwirren sind. Vielen galt die Nachfolge des Fürsten Bismarck schon damals als eröffnet, wenigstens geschah das Mögliche, um ihre Eröffnung herbeizuführen oder doch vorzubereiten. Der Umstand, daß Kaiser Friedrich wider Erwarten, wenn auch nur auf kurze Zeit, zur Regierung kam, hat viele dieser Bestrebungen durchkreuzt, vereitelt oder doch aufgeschoben, aber die Jahre 1888/89 sind

daran kaum minder reich gewesen. So ist es zu verstehen, wenn Kaiserin Augusta nach dem Tode ihres Gemahls es ablehnte, Berlin zu verlassen, vielmehr solchen Ratschlägen den Ausspruch entgegensetzte: »es ist notwendig, daß jetzt ein jeder auf seinem Posten bleibe«, ebenso wie sie in ihrem letzten dankerfüllten Briefe an den Fürsten Bismarck vom 24. Dezember 1888 von den »Widerwärtigkeiten einer vielbewegten Zeit« sprach. — Was die Beziehungen zwischen Waldersee und Bismarck anbelangt, die in den Jahren 1887/90 starke Spannungen aufwiesen, so ist Graf Waldersee später von Altona aus dem im Ruhestande befindlichen Fürsten wieder näher getreten, er überbrachte ihm u. a. im Jahre 1892 auch Grüße Kaiser Alexanders III. von Rußland, die dieser ihm bei der Anwesenheit in Kiel aufgetragen hatte. Persönlich hat Waldersee seinen Einfluß beim Kaiser während dieser Jahre im Sinne einer wenigstens äußeren Aussöhnung mit dem Kanzler zur Geltung gebracht.

Neben der durch die Waldersee-Versammlung erzeugten Zeitungspolemik ging noch eine andere Strömung einher, die sich auf militärisch-politischem Gebiet geltend zu machen suchte und namentlich bestrebt war, militärische Anschauungen bei politischen Entschließungen zur Mitwirkung oder zum Ausschlag zu bringen. Während der achtziger Jahre entstand wiederholt ein ziemlich lebhafter publizistischer Kriegslärm, bei welchem eine militärische Mitwirkung unverkennbar war und der durch die Boulanger-Periode, durch die Häufung von landesverräterischen Vorgängen in Elsaß-Lothringen, den Schnäbelefall usw. einen ernsteren Hintergrund erhalten hatte. Die eigentlichen Vorgänge, um die es sich dabei handelte, sind bis heute vor der Öffentlichkeit nicht klar gestellt. Bismarck war bekanntlich kein Freund militärischer Nebenströmungen in der Politik, weil aus solchen leicht Konsequenzen entstehen, die auf die verantwortliche Leitung der Politik drücken und die Ziele weiter stecken als im Interesse der Erhaltung des Friedens wünschenswert ist. Schon die auf Crispis Verlangen getroffenen militärischen Dreibundabmachungen waren aus diesem Grunde nicht nach seinem Geschmack gewesen. Die Erfahrung gab ihm darin recht. Beim Besuch des Kaisers in Petersburg im Frühjahr 1873 war von russischer Seite eine Abmachung vorgeschlagen worden, an der Bismarck sich nicht zu beteiligen wünschte, um sich nicht politisch die Hände zu binden. So war ein rein militärisches Abkommen zustande gekommen, das von Moltke und dem russischen Feldmarschall Fürsten Bariatinski unterzeichnet worden war und das auch die Ratifikation beider Kaiser empfangen hatte. Dieses Abkommen war es hauptsächlich gewesen, das dem Kaiser Wilhelm I. bei Abschluß des Bündnisses mit Österreich im Jahre 1879 so schwere Gewissensbedrängnis verursacht hatte, wie sich denn auch wohl Kaiser Alexander II. auf Grund jener Abmachungen im Sommer 1879 zu seiner fast drohenden Sprache berechtigt geglaubt hatte. Doch das nebenbei. — Die auf publizistischem Gebiet bei der Wende der achtziger Jahre in Zeitungsartikeln und Broschüren ausgefochtenen Kämpfe waren Symptome tiefer liegender Spannungen und haben gleich diesen selbst heute nur noch historisches Interesse.

Wenden wir uns nunmehr zu der Tätigkeit Waldersees in China. Wie bereits erwähnt, hatte die Notwendigkeit, der internationalen Expedition eine einheitliche Spitze zu geben, zu seiner Ernennung zum Oberbefehls-

haber geführt. Kaiser Wilhelm hatte diese Notwendigkeit zuerst erkannnt, sie beim Kaiser Nikolaus vertreten und diesen ersucht, den Oberbefehl russischerseits in die Hand zu nehmen. Kaiser Nikolaus stimmte der Richtigkeit des Gedankens zu, lehnte jedoch den Oberbefehl für Rußland sowohl um der Beziehungen zu China willen als auch mit Rücksicht darauf ab, daß England in einen russischen Oberbefehl schwerlich willigen würde. Er brachte den Oberbefehl für Deutschland, als der an der Expedition am stärksten beteiligten Macht, in Vorschlag und da war Graf Waldersee die gegebene Persönlichkeit.

Auf Einzelheiten der chinesischen Expedition einzugehen, würde hier zu weit führen und den Rahmen der Aufgabe überschreiten. Bei der Formierung der internationalen Streitkräfte und der Berufung Waldersees an ihre Spitze, war der Gedanke maßgebend gewesen, daß Peking nicht nur zu erobern, sondern möglicher Weise ein Krieg mit China zu führen sein werde. Graf Waldersee hatte am 22. August 1900 in Neapel den Reichspostdampfer »Sachsen« bestiegen, der ihn und das Armee-Oberkommando nach Ostasien bringen sollte. Inzwischen war Peking am 15. August bereits besetzt worden, die dort belagerten Gesandtschaften waren befreit, die Expedition erhielt damit gewissermaßen einen anderen Charakter. Die Ausreise von Berlin über Leipzig und München nach Rom und Neapel hatte Anlaß zu lebhaften Ovationen der Bevölkerungen gegeben, an denen Waldersee selbstverständlich unschuldig war und die zum größten Teil auf die Initiative der Behörden zurückzuführen waren, denen die Bevölkerung sich dann in warmer Teilnahme anschloß. So war der Feldmarschall in Leipzig vom kommandierenden General von Treitschke im Namen des Königs von Sachsen begrüßt worden, in München von allen daselbst anwesenden Königlichen Prinzen, dem Offizierkorps und einer ungezählten Volksmenge. An der österreichischen Grenze empfing ihn der kommandierende General von Tyrol und begleitete ihn bis Innsbruck, wo noch um Mitternacht das Offizierkorps der Garnison zu seinem Empfange bereit stand. Auf allen italienischen Stationen fand ebenfalls großer offizieller Empfang mit daran anschließenden Ovationen der Bevölkerung statt. Graf Waldersee reiste mit wenigen Offizieren über Rom, weil König Viktor Emanuel ihn dort zu empfangen gewünscht hatte, das Oberkommando ging direkt nach Genua auf dem Dampfer »Sachsen«. Auch in Rom fehlte es nicht an stürmischen Begrüßungen, die bis Neapel anhielten, und, wie der Feldmarschall in einem Telegramm an den Kaiser hervorhob, Zeugnis von dem internationalen Verständnis der weitesten Volksschichten der drei verbündeten Nationen für die hohe politische Bedeutung dieser Expedition und die deutsche Oberleitung ablegten. Es bedarf, wie gesagt, keines Hervorhebens, daß Graf Waldersee persönlich den Ovationen, die ihm bei seinem Auszuge in drei Ländern bereitet wurden, völlig fern stand. Wenn die Überschwänglichkeit dieser Kundgebungen zum Teil mit Recht eine scharfe Kritik erfahren hat, so konnte diese nicht den Feldmarschall treffen, der die Kundgebungen über sich ergehen lassen mußte und persönlich sehr froh war, als er endlich, mit dem Betreten des Dampfers »Sachsen«, die ersehnte Ruhe fand. Es war einerseits gewiß viel von ihm, daß er im Alter von 68 Jahren dem Rufe noch gefolgt war, andererseits ist es das ehrenvollste Zeugnis des Vertrauens, das in seine Leistungsfähigkeit gesetzt wurde, wenn sein Souverän ihn unter Zustimmung

der andern Regierungen in diesem Lebensalter vor eine durch Schwierigkeiten aller Art so sehr komplizierte Aufgabe stellte. Vor der Abreise hatte der Kaiser den Feldmarschall auf Wilhelmshöhe empfangen und ihm dort den Marschallsstab mit einer Ansprache überreicht.

Mit der Einnahme von Peking am 14. August war der erste Abschnitt der Expedition beendigt. Es kam nun darauf an, den chinesischen Hof dem Willen der verbündeten Mächte zu unterwerfen, oder, wenn man die Aufgabe in diplomatische Form kleiden will, ihm diese Unterwerfung zu ermöglichen. In Hongkong übernahm Graf Waldersee, der Bestimmung des Kaisers gemäß, den Oberbefehl über die deutschen Land- und Seestreitkräfte und begab sich zu diesem Zweck dort auf den Kreuzer »Hertha«, der die Kommandoflagge des Feldmarschalls hißte. Auf der Reede von Wusung besichtigte er am 21. September das vor der Yangtsemündung liegende deutsche Panzergeschwader und begab sich unterm Salut der Kriegsschiffe aller Nationen nach Shanghai, woselbst großer Empfang durch Ehrenwachen der deutschen, französischen, englischen und japanischen Truppen stattfand. Eine große Parade der in Shanghai anwesenden Truppen aller Nationen vor dem Feldmarschall bezeichnete am nächsten Tage auch äußerlich die Übernahme des Oberbefehls. Die Ausschiffung des allmählich auf der Reede von Taku eintreffenden deutschen Expeditionskorps bot außerordentliche Schwierigkeiten, die auch unter Mitwirkung der Flotte nur sehr allmählich gehoben werden konnten. Die Ausschiffung war im vollen Gange, als der Feldmarschall am 25. September an Bord der »Hertha« auf Taku-Reede eintraf, woselbst General von Schwarzhoff sich zur Übernahme der Geschäfte als Chef des Generalstabes meldete.

Der Gang der Ereignisse bis zur Einnahme von Peking hatte es mit sich gebracht, daß der Machtbereich der verbündeten Truppen sich auf den unmittelbaren Besitz der Straße von Peking bis Tschungtschu und weiter bis Yangtson längs des Peiho sowie der Eisenbahn über Tientsin nach der Küste beschränkte. Die rückwärtige Verbindung knüpfte an der See nur an den einzigen Punkt Tongku an, der zunächst von den durch die chinesischen Truppen noch besetzten Peitang-Forts bedroht wurde. Bereits am 10. September hatte der die deutschen Seestreitkräfte kommandierende Vizeadmiral Bendemann dem Feldmarschall nach Singapore telegraphiert, daß die Peitang-Forts sowie die Befestigungen bei Peitaho und Shanhaikwan als nächstes Angriffsziel anzusehen seien, um den Zugang von der See nach Peking auch während der Frostzeit frei zu bekommen. Auch in einer an den Kaiser übersandten und dem Feldmarschall bei seiner Ankunft in Hongkong abschriftlich behändigten Denkschrift waren diese Ziele klar gelegt mit dem Hinzufügen, daß die Operationen nach einstimmiger Ansicht der verbündeten Admirale nicht über den Anfang November hinaus verschoben werden dürften. Graf Waldersee antwortete aus Singapore, daß er mit den Plänen einverstanden sei, indes bäte, wenn keine anderen Befehle aus Berlin vorlägen, mit der Ausführung der Operationen bis zu seiner Ankunft zu warten. Nach seinem Eintreffen fanden Ende September Beratungen der verbündeten Admirale über dieses Vorgehen statt, das im Laufe der ersten Oktobertage in unblutiger Weise durchgeführt wurde.

Die letzte militärische Stellung der Chinesen zwischen der Küste und

Peking war damit beseitigt, für die deutsche Armee-Oberleitung zugleich der Hafen von Tschingwangtau als Ausschiffungspunkt für das deutsche Expeditionskorps gewonnen. Die Peitang-Forts waren bereits am 21. September vor der Ankunft des Feldmarschalls in die Hände der Verbündeten gefallen. Die Wegnahme wurde hauptsächlich von russischer Seite betrieben, deutscherseits beteiligte sich namentlich die 1. Batterie schwerer Haubitzen, Hauptmann Kremkow, in hervorragender Weise. Deutsche Infanterie-Abteilungen drangen gemeinsam mit den Russen in die Forts ein, die von der chinesischen Besatzung ohne erheblichen Widerstand unter dem Eindruck der Beschießung geräumt wurden. Deutscherseits war als politisches Ziel von Anfang an ins Auge gefaßt, die Wiederherstellung geordneter Zustände durchzusetzen, die Bestrafung der Hauptübeltäter herbeizuführen und eine bestimmte Garantie dafür zu erhalten, daß ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft vorgebeugt werde. Den Gedanken an Landerwerb lehnte man ab, weil damit die anderen Mächte zu einem gleichen Vorgehen veranlaßt worden wären und die Einigkeit notwendigerweise darunter gelitten hätte. Nur wenn die Mächte einig blieben, durfte man hoffen, den Aufstand auf die Provinz Tschili zu beschränken und die chinesische Regierung, der nichts erwünschter sein konnte als ein Zerwürfnis innerhalb der Mächte, zur baldigen Annahme der ihr gemeinsam aufzuerlegenden Bedingungen zu bringen. Letzteres konnte aber nur geschehen durch einen starken militärischen Druck, der dem Ränkespiel der chinesischen Diplomaten gegenüber von einer Stelle aus einheitlich geleitet werden und in der Hand eines Mannes liegen mußte, der fähig war, die Forderungen nötigenfalls mit dem Schwert durchzusetzen. Der Initiative Kaiser Wilhelms war es zu verdanken, daß dieser einheitliche Oberbefehl, die unerläßliche Vorbedingung jedes politischen Erfolges, geschaffen worden, ebenso daß die Leitung in die Hände des Grafen Waldersee gelegt worden war. Letzterer hatte, das Kommando über Truppen aus drei Weltteilen, deren Unterstellung jedoch zum Teil eine örtlich begrenzte, zum anderen Teil ein rechtlose war. Nur reiches militärisches Können, verbunden mit hohem staatsmännischem Geschick, zielbewußter Energie des Willens, mit Menschenkenntnis, feinem Takt und weltmännischen Formen vereinigt, konnten die Durchführung der eigenartigen Aufgabe sichern. Diese war nach der politischen Seite hin einerseits erleichtert, andererseits aber auch erschwert durch den Umstand, daß Deutschland für sich nichts erreichen wollte, sondern daß das Ziel der deutschen Politik dahin ging, das Ansehen Deutschlands zu heben, zugleich aber zu verhindern, daß irgend eine Nation sich ausschließliche Vorteile sichere. Dies galt namentlich mit bezug auf den Yangtse. Außer den deutschen Land- und Seestreitkräften waren dem Feldmarschall nur die ca. 2500 Mann starken Italiener und das kaum 300 Mann starke österreichische Landungsdetachement völlig unterstellt; die Japaner, Engländer und Russen nur für Operationen in der Provinz Tschili, die Amerikaner lediglich bei gemeinsamen Operationen, an denen sich amerikanische Truppen beteiligen würden, und für die Franzosen war nur vorgesehen, daß ihr Kommandeur, General Voyron, die Autorität des Feldmarschalls im Kriegsrat der Generale anzuerkennen hätte. Da ein solcher Kriegsrat vom Feldmarschall begreiflicherweise niemals berufen wurde, so blieb nichts übrig als sich in jedem einzelnen Falle mit dem amerikanischen und dem französischen

Befehlshaber besonders zu verständigen. Den zeitweise sogar bedrohlichen Meinungsverschiedenheiten oder Ansprüchen der Mächte konnte Graf Waldersee nur dadurch entgegentreten, daß er an dem Standpunkt festhielt, für den Oberbefehlshaber bei seinen Entscheidungen lediglich die rein militärischen Gesichtspunkte den Ausschlag geben zu lassen, alle politischen und privaten Ansprüche oder Wünsche dagegen an die Diplomaten zu verweisen. Auf diese Weise erlangte er über sämtliche Kontingente eine solche Autorität, daß seine Vermittlung von der englischen und der russischen Regierung, ebenso vom General Voyron bei einem zwischen französischen und englischen Truppen in Tientsin ausgebrochenen Konflikt in Anspruch genommen wurde. Voyron erklärte dabei ausdrücklich, die Autorität des Feldmarschalls sei so groß und von allen Kontingenten so anerkannt, daß ein jeder sich gern seinen Entscheidungen unterwerfen werde. Bereits nach der Einnahme von Peking war erkennbar, daß volle Übereinstimmung unter den Mächten nicht mehr bestand, Rußland machte sehr bald den Vorschlag, die chinesische Hauptstadt wieder zu räumen. Um diese verwirrende Lage mehr zu klären und den Sonderbestrebungen der Diplomaten ein Ende zu machen, war es wichtig, die völlig ins Stocken geratenen militärischen Operationen bald wieder in Gang zu bringen und Truppen möglichst vieler Mächte dazu heranzuziehen, um den Chinesen gegenüber den einmütigen Willen der Verbündeten zum Ausdruck zu bringen. Nach eingehender Erwägung der Sachlage mit den Land- und Seebefehlshabern der verschiedenen Kontingente stellte Graf Waldersee sich folgende Aufgaben: 1. Erweiterung der Operationsbasis und Sicherung der Verbindung mit der Heimat; 2. Ausdehnung des Okkupationsgebietes; 3. Feststellung des Verbleibens der chinesischen Truppen und Verdrängung derselben mit oder ohne Kampf aus der Provinz Tschili; 4. Beruhigung des insurgierten Landes, Schutz der friedlichen Bevölkerung, strenge Bestrafung der Boxer und Räuber. Nachdem das bis zum Dezember im wesentlichen erreicht war, gesellte sich hierzu die Beschleunigung der Friedensverhandlungen unter steter Ausübung eines militärischen Druckes, sobald die Forderungen der verbündeten Mächte von den Chinesen nicht unverzüglich angenommen und erfüllt wurden. Das Bedürfnis, Klarheit über den Verbleib und das weitere Verhalten der regulären chinesischen Truppen zu schaffen, führte zu den beiden internationalen Expeditionen auf Poatingfu und Kalgan, zu der Einteilung des erweiterten Okkupationgebietes in bestimmte Abschnitte, die einzelnen Kontingenten zur Aufrechthaltung der Sicherheit und Ordnung überwiesen wurden, sowie zur Einsetzung von Zivilverwaltungen in den drei großen Städten Peking, Tientsin und Poatingfu, wohin deutscherseits je eine gemischte Brigade verlegt wurde. Graf Waldersee hatte am 17. Oktober seinen Einzug in Peking gehalten und im Winterpalast sein Hauptquartier genommen. Letzteres war notwendig, um damit den Chinesen gegenüber die Macht und die Autorität des Oberbefehlshabers der Verbündeten zum Ausdruck zu bringen. Beim Einzug in Peking wurde der Feldmarschall von den Generalen aller Nationen und allen dienstfreien deutschen Offizieren begrüßt; eine Eskadron indischer Reiter eröffnete den Zug, eine Eskadron japanischer Kavallerie schloß ihn. Deutsche Artillerie schoß aus chinesischen Geschützen Salut, beim Eintritt in den Winterpalast leistete eine japanische Batterie diesen Dienst; daselbst standen auch Ehren-

kompagnien aller Kontingente, mit Ausnahme des russischen, aufgestellt. Graf Waldersee bezog zunächst die Zimmer der Kaiserinwitwe, die allerdings infolge ihrer durchbrochenen Holzschnitzereiwände so unwohnlich wurden, daß mit zunehmender Kälte nichts übrig blieb, als auf dem Hofe das von der Hamburg-Amerika-Linie dem Feldmarschall zur Verfügung gestellte Asbesthaus zu beziehen, das bis zu dem großen Brande behagliche Unterkunft bot. Eine Arbeit von großer Bedeutung für den Feldmarschall war die Berichterstattung an den Kaiser, die nicht nur den Gang der Ereignisse, sondern auch die Erfahrungen, Beobachtungen und Urteile über die Entwicklung der Dinge in Ostasien betraf, sowohl militärischer als politischer Art. Es sind nicht weniger als 64 solcher Berichte und 270 Telegramme abgesandt worden. Der telegraphische Verkehr wurde schließlich zu einer solchen Vollendung gebracht, daß zwischen Absendung der Anfrage in Peking und Absendung der Antwort von Berlin nur sechs Stunden Zwischenraum lagen. Ein besonderer Tag war der 26. Dezember 1900, als Graf Waldersee den deutschen Truppen die ihnen verliehenen Fahnen übergab, den Reichsadler im weißen Felde. Es war das erste Mal, daß deutschen Landtruppen Fahnen mit den Reichsinsignien verliehen wurden. Am 15. November waren die chinesischen Friedensunterhändler im Winterpalast empfangen worden, nachdem sie allerlei Versuche gemacht hatten, eine Begegnung an einer anderen Stelle herbeizuführen. Von einer schweren Katastrophe war das Oberkommando bei dem Brande des Winterpalastes in der Nacht vom 17. zum 18. April 1901 bedroht. Bekanntlich fiel der Chef des Generalstabes, Generalmajor von Schwarzhoff, der Katastrophe zum Opfer; mit der Bergung von Papieren beschäftigt, erstickte und verbrannte er. Graf Waldersee hatte bei dem Brande nur mit Not und Mühe die notwendigsten Papiere und sonst nichts retten können, als was er auf dem Leibe trug, so daß für seine Bekleidung die Seebataillone, die deutschen Reiter, die Amerikaner mit Stiefeln und die Inder mit Kakistoff für Anfertigung neuer Uniformen in Anspruch genommen werden mußten. Somit war an der Neueinkleidung des Oberbefehlshabers in Ostasien buchstäblich beinahe die ganze Welt beteiligt. Einen zweiten größeren Verlust erlitt das Expeditionskorps bekanntlich dadurch, daß der Führer der Expedition nach Kalgan, Oberst Graf Yorck von Wartenburg, infolge des Heizens mit glühenden Kohlen im offenen Becken in Hualai erstickte. Alle Rettungsversuche waren erfolglos geblieben.

Die Friedensverhandlungen hatten teils infolge der chinesischen Ränke, teils infolge der Uneinigkeit der Mächte nur sehr langsame Fortschritte gemacht. Als eine der wichtigsten Friedensbedingungen, die Bestrafung der an dem Aufstande und der Bedrohung der Gesandten hauptsächlich schuldigen Würdenträger, nicht zur Ausführung zu kommen schien, ordnete Graf Waldersee zum 1. März Marschbereitschaft aller ihm zur Verfügung stehenden Truppen an und ließ Vorbereitungen zu einem Einmarsch in die Provinz Tschansi treffen, wohin der Hof sich zurückgezogen hatte. Damit verbunden werden sollte eine Demonstration längs des Kaiser-Kanals gegen die Provinz Schantung und ein Einlaufen von Kriegsschiffen in den Yangtse. Der deutsche Gesandte machte Mitte Februar dem Führer der chinesischen Verhandlungen, Lihungtschang, davon amtlich Mitteilung, der dann den Feldmarschall sofort beschwor, zu warten, und nach drei Tagen die amtliche Mitteilung machen

konnte, daß die Bestrafung der meisten Übeltäter verfügt, zum Teil auch schon vollstreckt sei. Für alle Fälle ließ Graf Waldersee sämtliche über das Gebirge führende Pfade rekognoszieren, so daß die Meinung der Chinesen, daß eine einheitliche Verbindung von Truppen sieben verschiedener Staaten undenkbar sei und bald zu Konflikten führen würde, schließlich hinfällig wurde, ein Umstand, der vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, sie zum Frieden geneigt zu machen. Mit der grundsätzlichen Annahme der Friedensbedingungen, zu denen die Zahlung der Expeditionskosten und der Entschädigung an die Missionare usw. gehörten, war nach Waldersees Ansicht die Grundlage für den Frieden geschaffen, China bewies damit, daß es tatsächlich den Frieden herbeiführen wolle. Militärische Operationen größeren Stils waren somit fortan nicht mehr in Aussicht zu nehmen. Nunmehr konnte an die Reduktion der in Tschili versammelten 60000 Mann Truppen herangetreten werden. Graf Waldersee veranlaßte eine gemeinsame Besprechung dieser Frage mit den Befehlshabern der verschiedenen Kontingente und setzte mit diesen die Zahl der Truppen fest, die in der Provinz Tschili zurückzulassen seien, um den Fortgang der Friedensverhandlungen zu verbürgen. Die Hauptschwierigkeiten ergaben sich bei der Festsetzung des Zahlungsmodus, so daß es oft kaum möglich war, eine Einigung der Mächte unter einander über die von jeder einzelnen zu fordernde Summe herbeizuführen, während die chinesischen Unterhändler inständigst baten und auch wiederholt den Feldmarschall angingen, ihnen doch nur zu sagen, was sie zahlen sollten. Die Räumung von Peking wurde notwendig, um die Rückkehr des Hofes dorthin zu ermöglichen, der wiederum das Einrücken zuverlässiger chinesischer Truppen vorangehen mußte. Die Befestigung des Gesandtschaftsviertels war in Angriff genommen und speziell für die deutsche Gesandtschaft die Unterbringung einer 300 Mann starken Schutzwache durchgeführt. Die ausgezeichneten Anlagen erregten die Bewunderung der anderen Mächte, von denen mehrere noch keinen Spatenstich getan hatten, als die deutsche Anlage, zu der auch eine angemessene Erweiterung der deutschen Gesandtschaft gehörte, bereits fertig geworden war. Von der Mauer über der Gesandtschaft blickte eine Batterie 12 cm-Schnellfeuergeschütze in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit nach dem Winterpalast. Mit der Abnahme der europäischen Besatzung nahte der Augenblick, in welchem auch Graf Waldersee an seine Abreise denken mußte. Es hätte der Würde seiner Stellung nicht entsprochen, an der Spitze eines kleinen Truppenteils in Peking zu bleiben. Die dort anwesenden Diplomaten, auch die Chinesen, wünschten freilich seine Anwesenheit zu verlängern. Einer der in Peking wohnenden fremden Bischöfe äußerte zu ihm: »Schicken Sie 30000 Mann nach Hause, aber bleiben Sie bei uns«. Ende Mai traf vom Kriegsministerium die Mitteilung ein, daß der Kaiser die Rückkehr des Armee-Oberkommandos in die Heimat befohlen habe und gleichzeitig dem Feldmarschall gestatte, einer Einladung des Kaisers von Japan Folge zu leisten. Am 3. Juni verließ der Oberbefehlshaber Peking, bis zum Bahnhof geleitet von je einer Eskadron deutscher Reiter und bengalischer Lancers. Am Bahnhof selbst waren die deutschen, japanischen, italienischen und indischen Truppen der Garnison aufgestellt. Das gesamte diplomatische Korps einschließlich des Personals der deutschen Gesandtschaft, die Generalität und hohen Offiziere aller Nationen, die

katholische Geistlichkeit und chinesischen Würdenträger waren zum Abschiede versammelt. Der englische General Ghaselee brachte auf den Scheidenden ein Hoch aus, und unter dem Salut einer japanischen Batterie verließ der Zug Peking. In Tientsin, wo tags zuvor ein blutiger Zusammenstoß zwischen englischen und französischen Mannschaften stattgefunden hatte, bei dem auch japanische Patrouillen beteiligt und deutsche Soldaten verwundet worden waren, wurde der Feldmarschall von den beteiligten Generalen mit der Bitte empfangen, zum letzten Male seine Autorität geltend zu machen. Er konnte so am letzten Tage seines Aufenthalts in China in der mehrfach ausgeübten Tätigkeit als Friedensstifter zur Befriedigung aller Beteiligten wirksam sein. Der Feldmarschall wohnte dem Begräbnis der getöteten französischen Soldaten bei, eine französische Ehrenkompagnie erwies ihm dann den Abschiedsgruß. Am Bahnhof stand eine englische Ehrenkompagnie und dort, um den Generalleutnant von Lessel versammelt, die Generale aller Kontingente, mit dem General Voyron auch das gesamte französische Offizierkorps. Zuvor hatte sich der Feldmarschall noch von der aufgestellten deutschen Garnison verabschiedet. Am 8. Juni landete Graf Waldersee mit der »Hertha« im japanischen Hafen von Kobe, traf am 10. Juni in Tokio ein, wurde dort mit fürstlichen Ehren empfangen und von der Bevölkerung, besonders von den dort ansässigen Fremden aller Nationen, mit großem Jubel begrüßt. Graf Waldersee blieb zehn Tage als Gast des Kaisers in Japan, wobei ihm reiche Gelegenheit gegeben wurde, die Errungenschaften dieses aufstrebenden Volkes kennen zu lernen. Bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hat infolge dessen Graf Waldersee über den voraussichtlichen Verlauf desselben ein sehr richtiges Urteil gefällt. Reich beschenkt verließ der Feldmarschall das Kaiserliche Hoflager in Tokio und kam nach weiteren Ausflügen durch das Land am 21. Juni in Nagasaki an, wo sich inzwischen Vizeadmiral Bendemann mit seinem Flaggschiff S. M. S. »Fürst Bismarck« eingefunden hatte. Nach herzlicher Verabschiedung von den Deutschen in Nagasaki, dem Admiral Bendemann, den Offizieren und Mannschaften des »Fürst Bismarck« und des Kreuzers »Hertha« verließ Graf Waldersee am 23. Juni unter dem Salut der deutschen, amerikanischen, französischen und italienischen Kriegsschiffe den Hafen von Nagasaki, um auf der »Gera« die Heimreise über Batavia anzutreten. Kurz vor der Abfahrt erreichte ihn noch ein Telegramm des Kaisers, worin er in den anerkennendsten Worten und in Übereinstimmung mit den verbündeten Souveränen des Oberbefehls enthoben wurde. Am 25. Juli wurde Algier angelaufen, woselbst seitens der französischen Behörden großer Empfang stattfand, am 6. August kam Helgoland in Sicht, am Nachmittag lief die »Gera« in den dortigen Hafen ein. Am 8. August erfolgte die Ankunft in Hamburg. Dort wurde Graf Waldersee im Auftrage des durch den Tod seiner Mutter fern gehaltenen Kaisers durch General von Wittich an der Spitze eines zahlreichen Offizierkorps und einer Abordnung des Hamburger Senats begrüßt. General von Wittich überreichte eine kaiserliche Kabinettsorder, die den Dank für alle Leistungen aussprach. Außerdem wurde dem Feldmarschall der Orden *pour le mérite* mit Eichenlaub verliehen, das 9. Feld-Artillerie-Regiment, dessen Chef er seit 1896 war, erhielt seinen Namen. Von Hamburg aus begab der Feldmarschall sich nach Homburg, dort vom Kaiser auf das herzlichste empfangen. Von den heimkehrenden

Truppen ging ein Bataillon unter Major von Foerster auf Wunsch des Kaisers Franz Josef über Triest und Wien nach Hause und hatte die Auszeichnung, nach feierlichem Einzuge in Wien dort von Kaiser Franz Josef in Parade besichtigt zu werden.

Graf Waldersee war fast neun Monate in China gewesen. Bei seiner Landung betrat er den chinesischen Boden mit dem Bewußtsein, vor einer dornenvollen Aufgabe voller unberechenbarer Schwierigkeiten zu stehen, bei seinem Scheiden konnte er die Überzeugung mitnehmen, daß ihm sein Werk gelungen war, sowohl im Hinblick auf die den Chinesen gegenüber erreichbaren militärischen und diplomatischen Erfolge als auch im Hinblick auf die Beziehungen zu den Befehlshabern der verschiedenen Kontingente. Tatsächlich ist auch nicht einmal von irgendeiner der beteiligten Mächte eine Beschwerde nach Berlin gelangt; im Gegenteil haben sich diese im hohen Maße anerkennend über seine Tätigkeit geäußert. Von den Chinesen als Vertreter der höchsten Gewalt zunächst gefürchtet, wurde Graf Waldersee seiner Gerechtigkeitsliebe wegen bald geschätzt, so daß sie ihn, wie erwähnt, ungern scheiden sahen. In gleicher Weise waren auch alle Deutschen in Ostasien davon durchdrungen, daß sie dem Ansehen, das der Feldmarschall dem deutschen Namen gegeben, viel zu danken hatten. Was die militärischen Leistungen anbelangt, so haben nach dem Eintreffen des deutschen Expeditionskorps noch achtzehn Gefechte oder Scharmützel gegen Boxer stattgefunden, an denen deutsche Truppen beteiligt waren. Die Zahl der nach dem Eintreffen des Feldmarschalls und meist auf seine Anregung ausgeführten Expeditionen beläuft sich auf 76; an 51 davon haben deutsche Truppen teilgenommen. Die deutsche Infanterie bewies dabei eine Marschfähigkeit, die geradezu hervorragend war. Es sind tägliche Marschleistungen von 40 bis 50 Kilometer wochenlang hintereinander in einem Gebirge aufzuweisen, dessen Paßhöhe 1300 Meter und mehr betrug. Dabei waren Tag und Nacht die größten Hindernisse aller Art, auch hinsichtlich der Witterung, zu überwinden. Die Kavallerie hatte die großartigsten Leistungen auf dem Gebiete des Aufklärungsdienstes aufzuweisen, Offiziere und Mannschaften haben darin in einer Weise gewetteifert, die ihrem Reitergeist, ihrem Wagemut und ihrer Ausbildung große Ehre macht. Es sind Patrouillenritte ausgeführt worden, die sich den kühnsten Aufklärungsritten aller Zeiten würdig zur Seite stellen. Ähnlich bei den anderen Waffen; den deutschen Eisenbahntruppen ist die unbedingte Anerkennung aller Nationen zuteil geworden. Die Deutschen haben mit allen Kontingenten gute Kameradschaft gehalten, mit den Russen in traditioneller Waffenbrüderschaft gelebt, bei den Franzosen waren es namentlich die Mannschaften, die mit unseren Soldaten harmonierten, zumal beiderseits viele vorhanden waren, die sich auch sprachlich verständigen konnten. Es ist in der ganzen Zeit zwischen deutschen Offizieren und Mannschaften und denen anderer Kontingente fast niemals zu irgendwelchen ernsteren Reibungen oder Zerwürfnissen gekommen; in Peking und Tientsin hatte sich durch die Gastlichkeit des Grafen Waldersee sowie der Generale von Lessel und Trotha bald ein internationaler Verkehr von geradezu herzlichem Charakter entwickelt. Offiziere und Mannschaften der fremden Nationen sind von ihrem deutschen Oberbefehlshaber und den deutschen Truppen jedenfalls mit der höchsten Achtung geschieden.

Einem Soldatenleben wie dem des Grafen Waldersee, wäre es wohl zu gönnen gewesen, daß es seinen Abschluß unter voller Einsetzung aller in ihm ruhenden Kräfte, in einem großen Kriege gefunden hätte. Das war dem Feldmarschall nicht beschieden. Aber er hat in China so hervorragende Eigenschaften betätigt, daß die Anerkennung, die er dafür nicht nur an berufener Stelle in der eigenen Heimat, sondern in allen beteiligten Ländern erntete, immerhin als ein ehrenvoller Ausgang eines an Ehren so reichen Lebens angesehen werden darf; auch war der deutsche Oberbefehl in China eine so eigenartige Stellung, wie die Geschichte sie bisher noch nicht aufzuweisen hatte. Es kam auf den Mann an, der sich die Stellung, zu der er eigentlich nichts mitbrachte als den Titel, erst schaffen mußte und das hat Graf Waldersee innerhalb des gegebenen Rahmens nach Möglichkeit getan. In späteren Zeiten wird das, wie so vieles andere aus seinem vielbewegten Dienstleben, klarer werden. Jedenfalls war er die gegebene Persönlichkeit, der großen Schwierigkeiten Herr zu werden, die mit dem deutschen Oberbefehl in China verknüpft waren. Die damit verbundene Gefahr schreckte seinen tapfern Mut nicht, den klimatischen Verhältnissen hoffte er mit seinem, ungeachtet seiner 68 Jahre noch rüstigen und gestählten Körper gewachsen zu sein. Gerade diese Zuversicht ist die einzige gewesen, die ihn getäuscht hat. Schwere Dysenterien, von denen er in China wiederholt heimgesucht wurde, haben wohl den Grund zu dem Leiden gelegt, das ihn unerwartet mit 72 Jahren schnell hinwegraffte, obwohl er sich seine große Rüstigkeit und Frische bis in seine letzten Lebenstage bewahrt hatte. Nach der Heimkehr aus China hatte er seine Geschäfte als Armeeinspekteur wieder aufgenommen, am 8. April 1902 beging er seinen 70. Geburtstag, erfreut durch zahlreiche Sympathiebeweise aus allen Teilen des Heeres und des Vaterlandes.

Deutschland hat in dem Grafen Waldersee einen hochbegabten Soldaten verloren, auf den die Armee mit berechtigter Zuversicht blickte. Sein stetes Bestreben war es, als Soldat das Höchste zu leisten und für die Armee die größtmögliche Leistungsfähigkeit zu erreichen. Daneben hat es eine Zeit des politischen Ehrgeizes gegeben, wie dies bei anderen, mit politischen Aufgaben befaßten Generalen auch der Fall gewesen ist, eine Zeit, in der er sich für berechtigt und befähigt genug gehalten hat, nach dem höchsten politischen Amt zu trachten. Die Ernennung des Generals von Caprivi zum Reichskanzler hat er als eine Zurücksetzung empfunden, umsomehr als sein Verbleiben an der Spitze des Generalstabes neben dem General v. Caprivi als Kanzler bei dem seit langen Jahren zwischen beiden Männern bestandenen Gegensatze auf die Dauer ohnehin nicht möglich gewesen wäre. Auf allerlei Enthüllungen von zweifelhaftem Wert, die in jüngster Zeit über seine politischen Bestrebungen an die Öffentlichkeit gebracht worden sind, braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden. Nach seinem Ableben ist berichtet worden, er habe im Jahre 1889 zu dem nationalliberalen Abgeordneten Bürgermeister Fischer von Augsburg geäußert, als dieser ihn auf die Nachfolge Bismarcks ansprach: »Wer einmal Nachfolger des toten Bismarck wird, ist schon nicht zu beneiden, aber Nachfolger des lebendigen Bismarck werden zu wollen, für so dumm werden Sie mich nicht halten.« Je höher Graf Waldersee später in Rang und Ehren stieg, desto demutsvoller ist er geworden. Seine

Ehe war kinderlos. Um so hingebender widmete er sich dem engen Kreise der Seinen. Den ihm nahestehenden Freunden hat er sich in guten und in bösen Tagen in erprobter Treue und unbedingter Zuverlässigkeit, auch auf die Gefahr persönlicher Unannehmlichkeiten hin, voll bewährt. Mit Rat und Tat hat er vielen beigestanden, sein im Stillen reich betätigter Wohltätigkeitssinn, in welchem ihm seine Gemahlin wetteifernd zur Seite stand, fügt sich harmonisch dem Bilde eines seltenen, glücklichen Lebensganges ein. Wenn diesem, wie allem Menschlichen, auch Schatten und Irrtümer nicht gefehlt haben, so überstrahlt hier doch bei weitem das helle Licht seiner großen Begabung und seiner hervorragenden Leistungen, die ihn, auch ohne die ihm reichlich zuteil gewordenen äußeren Ehren, den bedeutendsten Männern des jungen Reiches beigesellen.

Quellen: Personalbogen, sowie persönliche Mitteilungen des Feldmarschalls an den Verfasser und im Freundeskreise. — Hönig, »Volkskrieg an der Loire«. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. Bd. I S. 336ff. — »Grenzboten«. Leipzig. F. W. Grunow. 63 Jg., 1904, H. 11. — »Deutschland in China.« Aug. Bagel. Düsseldorf 1903. — »Die Kaiserliche Marine während der Wirren in China.« Herausgegeben vom Admiralstabe der Marine. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. — Keudell, »Fürst und Fürstin Bismarck«. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. 1901. — Moritz Busch, »Tagebuchblätter«. Leipzig. F. W. Grunow.

Hugo Jacobi.

Georg Friedrich August, König von Sachsen, * 8. August 1832 in Pillnitz, † 15. Oktober 1904 in Schloß Pillnitz, der dritte Sohn seiner Eltern, des Prinzen Johann und der Prinzessin Amalia von Bayern, wuchs in demselben innig verbundenen Familienkreise auf, wie sein älterer Bruder Albert (s. Bd. VII, S. 3 ff.) und wurde nach denselben Grundsätzen erzogen. Sein Erzieher war seit 1839 Albert von Langenn, derselbe, der schon die Jugendentwicklung Alberts geleitet hatte, sein militärischer Begleiter erst August von Minckwitz, seit 1843 der Oberstleutnant Maximilian von Engel, der den Prinzen zu strengster Pflichterfüllung anhielt. Seit 9. Juni 1836 formell der Armee angehörig, trat er im März 1846 als Leutnant im 2. Infanterieregiment Prinz Maximilian ein, ging aber schon 1847 zum Gardereiterregiment über. Doch seine Neigung richtete sich mehr auf wissenschaftliche und künstlerische Interessen, und früh entwickelte sich bei ihm eine ernste, innige, fast zur Mystik neigende Religiosität. Sein eigener Vater nannte ihn eine ernst angelegte Natur mit einer starken Neigung zum kontemplativen Leben, auch wohl einen »Träumer«. Welche Einflüsse die politische Entwicklung dieser Jahre auf den Knaben und den angehenden Jüngling ausübten, ist schwer zu sagen; er war in Dresden, als der Maiaufstand 1849 ausbrach, und mußte mit seiner Familie erst nach Schloß Weesenstein im Müglitztale, aber schon am Abend des 3. Mai nach der Festung Königstein flüchten, wo er mit den Seinen bis zum 5. Juli blieb. Im Herbst desselben Jahres bezog er die Universität Bonn und hörte dieselben Professoren wie sein Bruder ein Jahr zuvor unter der Oberleitung des Professors Clemens Theodor Perthes; von den damals dort anwesenden Prinzen erschien er dem Begleiter des künftigen Kronprinzen von Preußen, Ernst Curtius, als der begabteste, »leicht beweglich und gewandt, von sehr angenehmem Äußern, viel fragend und wohl unterrichtet«. Mit dem Ende des Sommersemesters 1850 in die Heimat zurückgekehrt, erlebte er den Abfall Sachsens von dem Dreikönigsbündnis

und die Mobilisierung der sächsischen Armee gegen Preußen, die im November auf der Linie Großenhain—Meißen—Dresden—Pirna zusammengezogen wurde, um die Vorhut der Österreicher beim Marsche auf Berlin zu bilden; Prinz Georg stand damals bei der reitenden Artillerie. Nur die Demütigung Preußens in Olmütz wandte damals den Bruderkrieg ab; aber die Politik Beusts setzte seitdem das gefährliche Spiel fort, durch den Zollverein in der engsten wirtschaftlichen Verbindung mit Preußen zu stehen und politisch im Bunde mit Österreich zu gehen, eine widerspruchsvolle Politik, die Sachsen 1866 beinahe seine staatliche Existenz gekostet hat. Das Verhältnis des sächsischen zum preußischen Hofe blieb trotzdem ungestört; doch enger gestalteten sich die Beziehungen zum österreichischen Hofe. Albert war in enger Freundschaft mit seinem wenig jüngeren Vetter Kaiser Franz Joseph verbunden, Georg stand dessen Bruder, dem Erzherzog Maximilian, dem späteren unglücklichen Kaiser von Mexiko († 1867), näher. Eine längere italienische Reise Herbst 1853 bis Mai 1854 erfüllte einen Herzenswunsch Georgs. Nach seiner Rückkehr übernahm er als Major das Kommando des 3. Jägerbataillons. Mit dem Tode König Friedrich August II. am 9. August 1854 und der Thronbesteigung seines Vaters Johann trat Georg dem Thron um so näher, als die Ehe seines Bruders Albert kinderlos blieb, und kam in den Besitz der Sekundogenitur, die ihm ein Einkommen von 85000 Talern gewährte. Am 3. März 1857 zum Obersten des Gardereiterregiments befördert, hatte er jetzt auch nach außen seinen Hof gelegentlich zu vertreten, so im März 1858 in Paris bei Napoleon III. in Erwiderung eines Besuchs, den dessen Vetter Prinz Jerôme Napoleon im März 1856 in Dresden abgestattet hatte. Von Paris ging er im April über London nach Lissabon zum Besuche des portugiesischen Hofes. Hier verlobte er sich am 17. April mit der jugendlichen Prinzessin Maria Anna (* 21. Juli 1843), der Tochter König Ferdinands (von Sachsen-Koburg) und der Königin Maria da Gloria; am 11. Mai 1859 feierte er in Lissabon seine Vermählung, am 26. Mai zog das junge Paar in Dresden ein.

Der italienische Krieg 1859 brachte auch für den sächsischen Hof große Aufregung, noch größere die folgende Zeit, in der die Frage der Bundesreform wieder aufgerollt wurde und die Mittelstaaten, an ihrer Spitze Sachsen, im schleswig-holsteinischen Kriege ihren Versuch zu einer selbständigen Politik in einer großen, zugleich europäischen Frage mit einer empfindlichen Niederlage büßten. Daß Georg mit der Politik seines Vaters einverstanden war, darf man voraussetzen; er hat auch mit seinem Bruder Albert in der ersten Kammer im Juni 1862 für den französischen Handelsvertrag gestimmt und damit die Erneuerung des Zollvereins herbeiführen helfen, über die dann der Vertrag mit Preußen am 11. Mai 1864 für Sachsen entschied. Wie gedeihlich die sächsische Industrie im Zollverein sich entwickelt hatte, das zeigte beiden Brüdern der Besuch der Londoner Weltausstellung im Juli 1862. Als nun trotz dieses engen wirtschaftlichen Anschlusses der politische Gegensatz Sachsen 1866 auf die Seite Österreichs trieb, da zog unter dem Oberbefehle des Kronprinzen Albert auch Prinz Georg als Generalmajor und Kommandeur der 1. sächsischen Reiterbrigade mit ins Feld, und auch er hat in diesem unglücklichen Feldzuge, der die Tüchtigkeit und Ausdauer der Truppen in fortgesetzten Niederlagen und Rückzügen auf die schwerste Probe stellte, bei Königgrätz am 3. Juli wie auf dem schwierigen Marsche durch das

ungarische Waagtal nach der Donau die Ehre der sächsischen Waffen umsichtig und tapfer gewahrt und alle Entbehrungen und Strapazen getragen wie jeder andere. Eine schönere und lohnendere Aufgabe stellte ihm der Krieg gegen Frankreich 1870/71. Als Generalleutnant und Kommandeur der 1. sächsischen Division Nr. 23 ging er am 28. Juli nach Mainz ab, überschritt am 11. August von der bayrischen Pfalz aus die französische Grenze und nahm am 18. August ruhmvollen Anteil an dem Siege von St. Privat, das seine Division zusammen mit der Garde erstürmte; am folgenden Tage ging auf dem Schlachtfelde der Oberbefehl über das ganze XII. Armeekorps auf ihn über, nachdem Kronprinz Albert das Kommando über die neugebildete Maasarmee erhalten hatte, und er hat es seitdem während des ganzen Feldzuges geführt, bei Sedan am 1. September, wo dicht neben ihm der englische Oberst Pemberton fiel, und während der langen Einschließung von Paris, wo er seit dem 19. September sein Hauptquartier in Le Vert-galant bei Livry hatte und wo die Sachsen in den blutigen Tagen des 30. November und des 2. Dezember bei Brie und Champigny dem Andrängen der Franzosen widerstanden. Nach dem Abschluß des Präliminarfriedens nahm er sein Quartier für längere Zeit in Laon; als Führer seines Korps ist er dann am 16. Juni 1871 im Triumphzuge mit in Berlin eingeritten und am 11. Juli in Dresden. Dann übernahm er wieder das Kommando seiner Division, bis er es nach der Thronbesteigung seines Bruders 1873 mit dem Oberbefehl des ganzen Korps vertauschte. Zugleich wurde er vom Kaiser zum Generalinspekteur des V. und VI. Armeekorps ernannt, eine Aufgabe, die ihn alljährlich nach Schlesien und Posen führte. Genau und streng im Dienst, ein scharfer Kritiker, dem keine Einzelheit entging und der auch für die einzelnen Persönlichkeiten ein ausgezeichnetes Gedächtnis hatte — noch nach Jahren pflegte er einzelne Leute wiederzuerkennen —, hat er für die sorgfältigste Ausbildung der Armee bei einer in fortwährender Umwandlung begriffenen Bewaffnung und Taktik das Trefflichste geleistet und wurde vom Kaiser 1888 zum Generalfeldmarschall befördert, wie er denn auch Chef des berühmten altmärkischen Ulanenregiments Nr. 16 war. Proben seines Könnens hat er noch bei dem großen Kaisermanöver in der Oberlausitz 1896 abgelegt, wo er die zwei Armeekorps der Westarmee gegen den Feldmarschall Grafen Waldersee kommandierte. Auf die Zusammengehörigkeit mit der Armee legte er allezeit großen Wert; er blieb auch als König Chef der Regimenter, bei denen er als Prinz gewesen war.

Dieselbe peinliche Gewissenhaftigkeit wie im militärischen Dienst zeigte er in der politischen Arbeit. Seit 1858 war er Mitglied des Staatsrats, am 21. Mai 1862 trat er nach den Bestimmungen der sächsischen Verfassung in die Erste Kammer ein. Er hat ihr mehr als vierzig Jahre hindurch angehört und an allen den gesetzgeberischen Arbeiten, die seit den fünfziger Jahren die Organisation der Gerichte, der Behörden, der Landeskirche, der Schule gründlich umgestalteten, eifrigen Anteil genommen, vor allem, als er 1873 Vorsitzender der Finanzdeputation der Ersten Kammer geworden war, an der neuen Ordnung des Steuerwesens 1878, die von der Einführung einer Einkommensteuer ausging, indem er für diese als die gerechteste und den modernen Verhältnissen am meisten entsprechende persönlich eintrat. Er tat auch hier, obwohl er selten als Redner auftrat, gründliche und gewissenhafte

Arbeit. Von der modernen Gesetzmacherei, die oft nicht schnell genug einschneidende Bestimmungen erlassen kann, wenn es ein neu aufsteigendes Bedürfnis zu fordern scheint, war er gar kein Freund; er bemerkte einmal, früher habe man die Dinge gründlicher erwogen als heute und deshalb auch bessere Gesetze gemacht, womit er wohl recht gehabt haben wird. Im regen, ungezwungenen persönlichen Verkehr mit den Landtagsmitgliedern lernte er auch die Anschauungen und die Bedürfnisse der Bevölkerung in allen Kreisen und Schichten kennen, und er erwarb sich durch das alles eine Vertrautheit mit den Verhältnissen und mit der Staatsverwaltung, wie sie selten gefunden werden wird und wie sie die beste Vorbereitung für seine leider so kurze Regierung gewesen ist. So konnte er bei seiner Thronbesteigung am 19. Juni 1902 mit gutem Gewissen versprechen, daß er im Sinne und Geiste seines Bruders regieren werde, und er hat das treulich gehalten, auch auf den beiden Gebieten, die heute zu den schwierigsten gehören, der Schule und der Kirche. Die oft so hart und ungerecht angegriffenen humanistischen Gymnasien haben an ihm denselben gütigen und verständnisvollen Schirmherrn gefunden wie an König Albert; er hat allen seinen Söhnen die volle humanistische Bildung geben lassen, er hat auch noch bei seinen Enkeln dafür gesorgt, und ein neugegründetes humanistisches Gymnasium in Dresden trägt seinen Namen. In kirchlicher Beziehung hielt er sich sehr zurück. Er war ein strenggläubiger katholischer Christ, der seine Konfession ernst und gewissenhaft nahm wie alles andere, der auch nach katholischer Auffassung dem Staate keinen Einfluß auf die Kirche verstatten wollte, und er stand deshalb wohl im Rufe der Bigotterie. Aber wenn man unter Bigotterie Frömmelei und Unduldsamkeit versteht, so war dieser Vorwurf ungerecht, ebenso wie bei seinem Vater, dem König Johann, dem er auch in dieser Beziehung besonders ähnelte. Er hat niemals vergessen, daß er ein ganz überwiegend protestantisches Land beherrschte, er hat bei seinem Regierungsantritt der evangelischen Landeskirche versprochen, sie solle es unter ihm nicht anders haben wie unter seinem Vorgänger, und die sächsischen Stimmen im Bundesrate hat er 1903 gegen die teilweise Aufhebung des Jesuitengesetzes von 1872 abgeben lassen. Er war eben ein viel zu fein und vielseitig gebildeter Mann, als daß er nicht die historische Berechtigung der verschiedenen Konfessionen rückhaltlos anerkannt hätte. In so regem geistigem Interesse nahm er auch die engen persönlichen Beziehungen seines Bruders zur Universität Leipzig wieder auf. Er wurde ihr *Rector magnificentissimus* wie dieser es gewesen war, er besuchte sie wie dieser 1903 und würde das sicher ebenso regelmäßig wiederholt haben wie König Albert, wenn ihm eine längere Regierung vergönnt gewesen wäre. Als Prinz führte er seit 1855 das Protektorat des Königl. sächsischen Altertumsverein in Dresden, und zwar nicht nur dem Namen nach; er wohnte vielmehr den Sitzungen fast regelmäßig bei und war auch Protektor der Königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig. Ebenso brachte er der Akademie der bildenden Künste in Dresden, deren Kurator er war, reges, vorurteilsfreies Interesse entgegen, und bei großen wissenschaftlichen Versammlungen, wie z. B. 1897 bei der Dresdner Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner, erschien er gern selbst. Sein besonderes Interesse galt der Musik; er spielte vortrefflich Klavier und hatte eine schöne Baritonstimme; selten versäumte er während des Winters

den Besuch der Symphoniekonzerte in Dresden. Bei seiner Sachkenntnis und Pflichttreue hatte er über die verschiedensten Dinge ein festes und begründetes Urteil, das er als König auch seinen Ministern gegenüber energisch vertrat; nur besseren Gründen war er zugänglich. Da er sich bewußt war, daß er das Beste, was er war und besaß, seinem Volke gab, so war es ihm ein lebhaft empfundenes Bedürfnis, sich mit ihm in Harmonie zu fühlen. Gerade aber das ist ihm auch als König versagt geblieben. Er übernahm eine schlimme Erbschaft in der schlechten Finanzlage, die durch eine Überspannung unrentabler Eisenbahnbauten, kolossale Überschreitungen der Voranschläge bei Staatsbauten und die gewaltige Konkurrenz der preußischen Staatseisenbahnen herbeigeführt worden war, und er sah sich trotzdem gezwungen, eine Erhöhung seiner Zivilliste zu fordern. Der Wahlsieg der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen von 1903 erschien vielen geradezu als Ausdruck der dadurch veranlaßten Mißstimmung.

Wenn sein Volk etwas mehr in sein eigenes Familienleben hätte hineinsehen können, so würde es doch mit einiger Beschämung erkannt haben, daß es geradezu musterhaft und vorbildlich im schönsten Sinne war. Seine Ehe war glücklich und gesegnet, einfach und anspruchslos das Familienleben in dem schlichten, von einem Schüler des großen Gottfried Semper, Nicolaï, umgebauten Palais an der Langen Gasse mit seinem prachtvollen, ausgedehnten, parkartigen Garten, im Sommer in der bürgerlich einfachen Villa im idyllischen Hosterwitz bei Pillnitz, wo Georg noch als König am liebsten verweilte. Vier Söhne und zwei Töchter erblühten ihm; liebevoll, aber einfach und streng sind sie alle erzogen worden, auch sein ältester Sohn, König Friedrich August III. Aber wie er in seiner Familie das beste Glück fand, so hat er an ihr auch das schwerste Herzeleid erfahren. Wenige Monate vor der silbernen Hochzeit, am 5. Februar 1884, wurde seine Gemahlin vom Typhus hinweggerafft; sein jüngster Sohn, Prinz Albert, der immer das ängstlich gehütete Sorgenkind der Mutter gewesen war, für den sie in der Angst ihres Herzens, wie andere arme Mütter ihres Glaubens, einmal sogar eine Wallfahrt nach dem böhmischen Gnadenorte Philippsdorf gewagt hatte, verunglückte während der Herbstmanöver am 17. September 1900 durch einen Sturz aus dem Wagen im blühenden Jünglingsalter von 25 Jahren; seine ältere Schwiegertochter, die höchst populäre Kronprinzessin, Luise von Toskana (seit 1892), brachte schweren Kummer über sein Haus, als sie in unbegreiflicher Verblendung im Dezember 1902 ihre Familie plötzlich verließ, so daß die Ehe am 11. Februar 1903 gerichtlich geschieden werden mußte und die unverhohlenen Sympathien, die namentlich in Dresden dieser »längst tiefgefallenen Frau« entgegengebracht wurden, verletzten den gebeugten König aufs tiefste. Die jüngere Schwiegertochter (seit 1894), die Gemahlin seines zweiten Sohnes, des Prinzen Johann Georg, Isabella von Württemberg, starb am 24. Mai 1904. Er hatte alle diese Schicksalsschläge mit der Ergebenheit des wahren Christen getragen, so schwer sie waren. Als ihn die furchtbare Kunde vom jähen Tode seines jüngsten Sohnes traf, wenige Stunden, nachdem er ihn gesund und fröhlich hatte scheiden sehen, da schrieb er an einen Vertrauten: »Ich war wie vom Schlage getroffen und meinte es nicht überleben zu können«, aber er überwand auch das, und er fand in einer aufblühenden Enkelschar, deren ältester, der gegenwärtige Kronprinz, den Namen des Großvaters erhielt, so manchen

Ersatz für die herben Verluste, aber er wurde doch mehr und mehr zu einem innerlich einsamen Manne. Die Gemahlin seiner Jugend hatte ihn als Witwer zurückgelassen, sein dritter Sohn, Prinz Max, trat 1896 in den geistlichen Stand und entfremdete sich der Heimat; auch seine zweite Tochter, Josepha, war als Gemahlin des Erzherzogs Otto 1886 in die Fremde gezogen. Da ist es wohl erklärlich, daß er allmählich noch ernster, stiller, zurückhaltender, resignierter wurde, als es ohnehin in seinem Wesen lag. Zeit seines Lebens hatte er an zweiter Stelle gestanden; jetzt, als sich die Königskrone auf das Haupt des fast Siebzigjährigen senkte, war es ergraut, und er hatte das Gefühl, das er auch aussprach: »Es ist zu spät«. Er konnte in vertrautem Kreise leutselig sein, und es fehlte ihm auch keineswegs an Humor, aber das trat für Fernerstehende nicht hervor, und das war seiner Popularität hinderlich. Auch diesen Mangel an Popularität hat er bitter empfunden. »Warum können mich die Leute eigentlich nicht leiden?« hat er einmal noch als Prinz gefragt. Er gehörte eben zu den tiefangelegten Naturen, die man näher kennen muß, um sie zu würdigen, und wie wenige konnten das! Gewiß, er war voll fürstlichen Selbstgefühls, das zuweilen etwas Herbes hatte, aber er war vor allem ein reiner, durch und durch wahrhaftiger Mensch voll tiefer und feiner Empfindung und von makelloser Pflichttreue. Das gilt auch von seinem Verhältnis zum Reiche, indem er ganz und gar den Bahnen seines Bruders folgte. Mit Kaiser Wilhelm II. verbanden ihn die herzlichsten Beziehungen. König Georg machte ihm bald nach seinem Regierungsantritte seinen Besuch, empfing im März 1903 den Gegenbesuch und hatte noch die Freude, ihn bei den Kaisermanövern des Jahres 1903 in Dresden zu begrüßen und ihm in glänzender Parade bei Leipzig am 5. September das neugebildete XIX. Armeekorps vorzuführen.

Er war als fester Soldat und passionierter Jäger bis ins Alter hinein rüstig und beweglich, aber schon vor seinem Regierungsantritt traten die ersten Anzeichen eines Herzleidens (Arterienverkalkung) auf, dem auch sein Vater, König Johann, erlegen war, und in vertrauten Kreisen wußte man, daß er schwerer leidend sei als König Albert. Die tiefen seelischen Erschütterungen konnten diesen Zustand nur ungünstig beeinflussen. Zur Erholung ging er im Frühjahr 1903 nach Gardone am Gardasee und fühlte sich danach so weit gekräftigt, daß er auf der Rückreise über Venedig die Höfe von Wien und München besuchen konnte; auch den Anstrengungen der Paraden und Manöver im Herbst 1903 zeigte er sich noch gewachsen. Aber von einem Influenzaanfall im Januar 1904 erholte er sich nicht wieder trotz einer Kur in Ems und Gastein, vielmehr quälten ihn nach der Rückkehr ein nervöser Husten und zunehmende Atemnot. Seinen 72. Geburtstag, den man überall im Lande mit dem Gefühle ernster Sorge beging, verbrachte er selbst noch leidlich, und er konnte in Pillnitz noch oft im Freien sein oder kurze Ausfahrten machen. Aber er selbst wußte genau, wie es mit ihm stand, und er forderte auch vom Arzte die ganze Wahrheit. Seinen Pflichten genügte er mit schwindenden Kräften bis zum 14. Oktober; erst an diesem Tage, als er das Ende nahen fühlte, übertrug er dem Kronprinzen die Regentschaft. An demselben Abend gegen acht Uhr empfing er die Sterbesakramente, allmählich aber schlummerte er in Bewußtlosigkeit hinüber, und in den ersten Morgenstunden des 15. Oktober, 2 Uhr 25 Minuten, entschlief er sanft. Am

Abend des 17. Oktober trug ein schwarz verhangener Dampfer die Leiche nach Dresden; hier wurde sie in der Schloßkirche aufgebahrt und am 19. Oktober inmitten einer glänzenden Trauerversammlung beigesetzt.

Vgl. v. Falkenstein, Johann, König von Sachsen. — v. Schimpff, Prinz Georg von Sachsen. — P. Hassel, König Albert von Sachsen. — Eine zusammenfassende Darstellung des gesamten Lebensganges gibt Konrad Sturmhoefel, Zu König Georgs Gedächtnis (mit Porträt), Dresden 1905. Eine kürzere Charakteristik habe ich versucht in meiner Gedächtnisrede am 19. Oktober 1904, abgedruckt im Jahresbericht des Nikolaigymnasiums in Leipzig 1905, der ein Teil des vorstehenden Abrisses mit einigen Zusätzen und anderen Veränderungen entnommen ist.

Otto Kaemmel.

Buchenberger, Adolf, Großh. Badisch. Finanzminister und Nationalökonom, *Dr. philos. hon. causa, Dr. jur. hon. causa,* * 18. Mai 1848 in Mosbach (Baden), † 20. Februar 1904 in Karlsruhe. — Ein reiches Leben ist mit dem Verstorbenen dahingegangen, reich an Arbeit und Erfolgen auf politisch-staatsmännischem Gebiete wie dem der Wissenschaft, eine selten harmonische Verbindung in sich schließend zwischen politischem Geschick und strenger Gelehrtenarbeit.

Als das vierte Kind von sechs Abkömmlingen eines praktischen, später auch im Staatsdienste tätigen Arztes in einem kleineren Landstädtchen geboren, mußte B. daß elterliche Haus schon frühzeitig verlassen, um eine Mittelschule zu besuchen. Er fand liebevolle Aufnahme in der anmutig gelegenen alten Mainstadt Wertheim bei seinen Großeltern mütterlicherseits, einer hier alteingesessenen Fürstlich Löwensteinschen Beamtenfamilie. Wertheim wurde ihm zur zweiten, ja zur eigentlichen Heimat. Er verlebte hier eine sehr glückliche Jugendzeit, auf die nur der frühe Verlust beider Eltern trübe Schatten warf. Der Vater starb 1859, als B. erst elf Jahre alt war, die Mutter, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihren fünf anderen Kindern in die alte Heimatstadt Wertheim gezogen war, im Jahre 1866, kurz bevor B. das Reifezeugnis des dortigen Gymnasiums erlangte. Mit zahlreichen Wertheimer Jugendgenossen verband B. innige Freundschaft bis an sein Lebensende. Aus ihren Berichten wissen wir, daß er schon von früher Jugend an ein heiterer und sehr umgänglicher, auf alle Interessen der Freunde gerne eingehender Mensch gewesen ist, kein Spaßverderber, dabei doch stets ruhig und besonnen, von großem Wissensdrang beseelt und deshalb mit seiner Zeit immer rechnend. Sehr fühlte er sich von früher Jugend an zur Natur hingezogen durch ihre landschaftliche Schönheit wie durch ihre naturwissenschaftliche Wunderbarkeit. Aber von allen diesen Neigungen hat sich nach dem Berichte eines Jugendfreundes doch nur eine bis zur Leidenschaft gesteigert, die Freude am Lesen. Ganze Berge von Büchern soll schon der Gymnasiast B. hinter sich gebracht haben, und wo er nur wieder eines habhaft werden konnte, habe er sich mit regem Eifer daraufgestürzt. Sein Lesen war nicht durch dunkle Triebe oder um einer Schülereitelkeit zu fröhnen eingegeben, sondern entsprang wahrer Lernbegierde, und diesem Beweggrund entsprach auch der Erfolg. Mit einer selten leichten Auffassung verband B. eine hervorragende Kraft des Gedächtnisses, so daß er kein Buch ohne dauernden Nutzen aus der Hand gelegt hat. Früh zeigten sich auch die ersten Regungen der Vaterlandsfreude. In den Jahren der Reaktion, die den

Bewegungen seines Geburtsjahres folgten, mag er, sobald Empfinden und Erkenntnis in dem ziemlich frühreifen Knaben sich regten, manch stillen Traum von politischer Freiheit und einem großen deutschen Vaterlande mitgeträumt haben. Er hat beim Abschluß einer vortrefflichen humanistischen Bildung den zur Neugestaltung des Vaterlandes notwendig gewordenen deutschen Bruderkrieg miterlebt, nicht nur zeitlich, sondern in Erkenntnis seiner Ursachen und Folgen. Und als junger hoffnungsvoller Staatsbeamter war er verständnisvoller Zeuge des großen deutsch-französischen Krieges und der Begründung des heutigen Deutschen Reiches. Hell lodernde patriotische Begeisterung hat auch ihn in diesen Jünglings- und ersten Mannesjahren beseelt, aber frühzeitig zeigte sich in ihm schon ein stark ausgeprägtes Gefühl für das in Wirklichkeit Erreichbare, und so hat er bald in strenger Selbstzucht seiner leichtbeschwingten Einbildungskraft die Zügel praktischer Erwägungen angelegt. Alle diese Eigenschaften des Knaben und Jünglings sind B. in der mit den zunehmenden Jahren gegebenen reicheren Entwicklung treu geblieben bis an sein Lebensende.

Im Spätherbst 1866 bezog B. zusammen mit seinem um ein Jahr älteren Bruder die Universität Freiburg. Recht eigentlich seinen Neigungen folgend erwählte er das Kameralfach, eine badische Spezialität. Den Rückgrat dieses Studiums bildeten die volkswirtschaftlichen Fächer (Allgemeine oder theoretische und spezielle Nationalökonomie — Volkswirtschaftslehre und -pflege — sowie Finanzwissenschaft). Zu ihnen traten hinzu einige juristische Hauptdisziplinen des öffentlichen und des Privatrechtes, einige mathematische Fächer, insbesondere politische Arithmetik, und als Hilfswissenschaften einige technische Disziplinen (Landwirtschaftslehre, Technologie und einige Fächer aus der Erdkunde). Von diesem neben dem juristischen eingerichteten besonderen kameralistischen Studium versprach man sich in Baden die Heranziehung eines tüchtigen Stammes von brauchbaren Beamten für die Finanz- und volkswirtschaftliche Verwaltung, und daß diese Hoffnungen nicht ganz unbegründete waren, dafür lieferte gerade die Tätigkeit B.s den besten Beweis. Das besondere kameralistische Studium ist denn auch unter verschiedenen Wandlungen, stärkerer Betonung des juristischen Elementes und einem Zurücktretenlassen der mathematischen und technischen Fächer in Baden bis zum heutigen Tage aufrecht erhalten geblieben. Und als Ende der neunziger Jahre mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich die Frage erneut zur Erörterung stand, ob das kameralistische Studium nicht mit dem juristischen verschmolzen werden solle, da ist es der Finanzminister B. gewesen, der in entscheidender Weise seine Stimme für die fernere Aufrechterhaltung des Sonderstudiums abgab. — Dem studentischen Treiben mit seinem jugendlichen Frohsinn und seiner guten erzieherischen Wirkung für die Charakterbildung »im Strom der Welt« blieb B. durchaus nicht fern. Er gehörte die zwei ersten Semester in Freiburg dem Korps Rhenania und die zwei folgenden in München den Korps Franconia an und soll hier in allen Lagen, insbesondere auch auf dem Fechtboden, nach dem Zeugnis von Altersgenossen seinen Mann vortrefflich gestellt haben. Auch sind zu den Wertheimer Jugendgenossen während der Universitätszeit, die mit zwei weiteren Semestern in Heidelberg, also im ganzen schon mit sechs Semestern abschloß, zahlreiche ihm treu ergebene Freunde hinzugetreten, die er sich durch seine

geistige Bedeutung, sein leutseliges Wesen und seine angenehmen Umgangsformen spielend gewann. Bei alledem wurde aber nichts versäumt zur Bildung »des Talentes in der Stille«. Nach den noch vorhandenen Kollegienheften hat B. alle belegten Vorlesungen ohne Unterschied mit nie versagendem Fleiße gehört und zu Hause verarbeitet. Nach Art und Umfang dieser Lerntätigkeit hat er damit offenbar nicht nur bezweckt, das bevorstehende Staatsexamen ablegen zu können, sondern er war dabei geleitet von äußerst regem Wissensdrang in dem von ihm erwählten Fache. Bei solch ernster und wahrhaft wissenschaftlicher Arbeit konnte es nicht ausbleiben, daß B. schon nach dreijähriger Universitätszeit das kameralistische Staatsexamen mit gutem Erfolge als der erste sämtlicher Prüflinge bestand.

Gleich darauf, im November 1869, fand B., 21 Jahre alt, seine erste Verwendung im staatlichen Dienste, und zwar als Gehilfe bei der Bezirksdomänen- und Steuerverwaltung in Müllheim und Lörrach im badischen Oberland. Er ging auch nicht nur vorübergehend, wie so mancher junge Beamte, seiner akademischen Studien ganz vergessend, in der Fülle der zu erlernenden praktischen Einzelheiten unter, sondern trat an alles von der höheren Warte wissenschaftlicher Ergründung und Kritik heran. Trotz der mühsamen und spröden Rechnungsführung, die er zunächst zu übernehmen hatte, fand er Lust und Zeit zu einer aus eigenem Antrieb abgefaßten domänenpolitischen Denkschrift über die schädlichen Wirkungen des staatlichen Parzellenbesitzes auf die heimische Landwirtschaft, einer Arbeit, der er viel später, als erste größere Tat seiner Finanzministerschaft praktische Folgen gab. Von dieser ersten nicht erhalten gebliebenen Schrift an faßte er die große Vorliebe für das Studium der Landwirtschaft und die öffentliche Landwirtschaftspflege, denen er später durch lange Jahre seine Hauptkraft widmen sollte.

Kein Wunder, daß man bei den Zentralstellen bald auf den befähigten und strebsamen Praktikanten aufmerksam wurde. Am 1. Januar 1872 wurde der Kameralpraktikant B. in das Sekretariat des Handelsministeriums in Karlsruhe einberufen, in welcher Stadt er von da an ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode beamtet war. Das Handelsministerium, das 1881 infolge einer Änderung in der Behördenorganisation unter Verteilung seiner Geschäfte auf die Ministerien des Innern und der Finanzen aufgehoben worden ist, hatte zur Geschäftsaufgabe die öffentliche Pflege von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, den Wasser- und Straßenbau, die Eisenbahnverwaltung sowie das Post- und Telegraphenwesen. Dieses Ministerium der volkswirtschaftlichen Verwaltung umfaßte also recht eigentlich das Gebiet, auf dem B. seine hauptsächlichsten Studien gemacht hatte und dem seine vorzugsweisen Neigungen zugewendet waren. Er hatte somit hier die beste Gelegenheit, seine Studien im Lichte der praktischen Staatsverwaltung nachzuprüfen und sie dadurch zu erweitern und zu vertiefen. Schon zweieinhalb Jahre später (August 1874) wurde der Kameralpraktikant B. unter etatmäßiger Anstellung mit dem Titel Regierungsassessor als vortragender Rat in die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues berufen, einer dem damaligen Handelsministerium, jetzt dem Ministerium des Innern, unmittelbar unterstellten Zentralmittelbehörde. Hier waren es wiederum die in engem Zusammenhang mit der Landwirtschaft stehenden Geschäfte, die sein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahmen; die Aufgaben der Landeskultur, so insbesondere die Durchführung einer

zweckmäßigen Feldbereinigung, Aufhebung der Gemengelage, Durchführung von Ent- und Bewässerungen usw. Hierbei kamen ihm seine gründlichen theoretischen Kenntnisse sehr zustatten; aber auch in der praktischen Durchführung dieser Regierungsmaßnahmen legte er ein bemerkenswertes Geschick an den Tag. Mit seinem Eintritt in das Kollegium der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues beginnt auch die umfassende journalistische und schriftstellerische Tätigkeit, die B. fast ohne Unterbrechung bis an seines Lebens Ziel auf den verschiedensten volkswirtschaftlichen Gebieten fortgesetzt hat. Er führte eine ungemein leichte Feder und besaß die seltene Gabe, alle seine Gedanken sofort zutreffend und in gefälliger Form zu Papier zu bringen. So allein ist es zu erklären, wie ein durch seinen Beruf sein ganzes Leben hindurch in ungewöhnlichem Maße in Anspruch genommener Beamter nebenher eine so umfassende schriftstellerische Betätigung entwickeln konnte. In den siebziger Jahren waren es hauptsächlich volkswirtschaftliche Tagesfragen aller Art, denen er seine Feder lieh, und entsprechend der aktuellen Bedeutung seiner Darlegungen ließ er diese Aufsätze in der Tagespresse (zumeist der in Karlsruhe herausgegebenen »Badischen Landeszeitung«) erscheinen. Diese journalistische Tätigkeit setzte er auch späterhin, nachdem er sich der Abfassung von Kommentaren, Lehrbüchern, Kompendien usw. zugewendet hatte, nebenher ständig fort. Und noch als Finanzminister bediente er sich häufig und gerne der Tagespresse, um auf die öffentliche Meinung aufklärend zu wirken.

Bald nach seinem Eintritt bei der Oberdirektion (Oktober 1874) trat für ihn in seinem persönlichen Leben eine sehr erfreuliche und ihn hochbeglückende Wendung ein. Er führte die Tochter des damaligen Bezirksförsters in Pforzheim, späteren Forstmeisters Hoffmann, Klara, als Gattin heim, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe verbunden blieb. Was ihm diese treue Lebensgefährtin gewesen ist, welches behagliche Heim sie ihm geschaffen hat, das kann man am besten an dem außerordentlichen Umfang seiner Berufsarbeit und sonstigen öffentlichen Tätigkeit ermessen, die auch dem fähigsten und leistungsfähigsten Manne ohne ein glückliches Heim, in dem er auszuruhen und Kräfte zu sammeln vermag, nicht möglich gewesen wäre. Mit gerechtem Stolze darf diese vortreffliche deutsche Frau auf die Erfolge ihres Gatten blicken; sie hat auch ihren guten Anteil daran. Drei Töchter entsprossen dem Ehebunde, an denen der Vater mit zärtlicher Liebe hing und mit denen er, als sie herangewachsen waren, dank ihrer sehr guten Befähigung und dem erwachenden Verständnis für die geistigen Interessen des Vaters mehr in kameradschaftlicher Weise über Gegenstände der schönen Literatur, des öffentlichen Lebens und der Wissenschaft sich unterhalten konnte.

Die amtliche Laufbahn B.s hatte sehr günstig begonnen und in glänzender Weise setzte sie sich fort. Dreieinhalb Jahre nach seinem Eintritt bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues wurde B. (März 1878) mit dem Titel Ministerialassessor als Rat in das Handelsministerium selbst berufen und erhielt hier das Landwirtschaftsrespiziat. In dieser Stellung verblieb er gerade fünfzehn Jahre bis zu seiner Berufung an die Spitze des Finanzministeriums, 1881 mit der Aufhebung des Handelsministeriums in gleicher Stellung zum Ministerium des Innern übertretend (s. o.) und seit diesem Jahre mit

dem Titel Ministerialrat bedacht. Auf diesem Posten schuf er sein Hauptlebenswerk. Es würde für den hier beabsichtigten kurzen Lebensriß viel zu weit führen, auf die Tätigkeit B.s als Landwirtschaftsreferent im einzelnen näher einzugehen. Es müßte sonst die Geschichte der badisch-deutschen Agrarpolitik in ihrer wichtigsten Entwicklungsepoche hier Aufnahme finden. Mit seinem tiefgründigen und lückenlosen nationalökonomischen Wissen besonders auf dem Gebiete der Agrarpolitik verband B. eine ganz hervorragende Initiative. Die Wissenschaft blieb für ihn kein toter Buchstabe, sondern er wußte seine Kenntnisse und Erfahrungen mit feinem Verständnis für die Produktionsbedürfnisse der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung in die lebendige Tat umzusetzen. So erwuchsen durch seine schöpferische Kraft nach und nach eine Fülle von Anordnungen staatlicher Fürsorge für die badische landwirtschaftliche Produktion, bei denen der Kenner des Landes das intime Eingehen auf die Lage und Bedürfnisse der einzelnen Produktionszweige und ihre Verteilung auf die einzelnen Landesteile nicht genug bewundern kann. Dabei wollte B. die Staatsfürsorge, insbesondere die Unterstützung der landwirtschaftlichen Produktion mit staatlichen Mitteln keineswegs als eine dauernde Einrichtung angesehen wissen; sie sollte nur als ein erzieherisches Mittel vorübergehend bis zur Erstarkung des gepflegten Produktionszweiges zur Anwendung kommen. Er, der sich in der Neueinführung von Akten staatlicher Landwirtschaftspflege nicht genugtun konnte und damit besonders die bäuerliche Bevölkerung verwöhnt hat, rief in einer seiner mit recht gerühmten Gelegenheitsreden später seinen Hörern ermahnend zu, sie sollten bei Notlagen zunächst auf Selbsthilfe bedacht sein und nicht gleich den bequemen Ruf nach staatlichem Eingreifen ertönen lassen. B. war in seiner Landwirtschaftspflege vorzugsweise der Mann der »kleinen Mittel«, die aber bei ihrer großen Mannigfaltigkeit und systematisch richtigen Zusammensetzung in ihrer Gesamtwirkung doch sehr erheblich waren und reichen Segen besonders über die kleinbäuerliche Bevölkerung ausgegossen haben. Die kleinen Mittel waren auch für das Großherzogtum Baden bei seiner Besiedlungsweise mit einer sehr weitgehenden Bodenparzellierung und ganz vorherrschendem bäuerlichem Kleinbesitz offenbar das Nächstliegende und zur Förderung der Volkswohlfahrt Wirksamste. Aber auch den sog. großen Mitteln, insonderheit der Frage des Zollschutzes für Getreide, Vieh, Holz usw. ist er in sachlicher Würdigung der zeitlich gegebenen Verhältnisse gerecht geworden. Den in der Jugendzeit mit ihrem überschäumenden Kraftgefühl aufs lebhafteste mitempfundenen Freiheitsdrang, an dem er sich dem Zuge der Zeit folgend auch berauscht hatte, und die damit zumeist verbundene Huldigung vor der unbedingten Freihandelslehre hatte der gereifte Beamte wesentlich modifiziert. Die Kinderschuhe des *laissez faire laissez passer* waren für den gewiegten, statistisch wie wirtschaftsgeschichtlich wohlunterrichteten Nationalökonomen ausgetreten. Die durch günstigere Produktionsbedingungen und Ermäßigung der Frachtsätze mehr und mehr erdrückend gewordene Konkurrenz der transatlantischen und osteuropäischen Brotfrucht hatte ihm reichlich zu denken gegeben und ihm einen mäßigen Zollschutz für die heimische Erzeugung angezeigt erscheinen lassen. In das extrem schutzzöllnerische Lager der ostelbischen Agrarier ist er freilich nie abgeschwenkt. Davor schützte ihn, so sehr er auch vom nationalen Standpunkt für eine

möglichst zureichende Getreideproduktion im eigenen Vaterlande und für die hohe politische Bedeutung der Erhaltung eines lebensfähigen konservativen Bevölkerungsteils eingenommen war, die durch eingehende nationalökonomische Studien und reiche Erfahrungen gewonnene, über die Tageskämpfe hinaushebende Objektivität des Urteils verbunden mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl. Die gebotene Rücksichtsnahme auf die Lebensverhältnisse der nicht ackerbautreibenden Bevölkerung, insbesondere der breiten Massen der Industriearbeiter ließ der Landwirtschaftreferent bei Beurteilung der angemessenen Höhe des Zollschutzes nie außer Betracht. B. verkannte nicht, daß an dem höheren Zollschutze der gerade in Baden nur sehr wenig vertretene Großgrundbesitz ganz vorzugsweise interessiert sei, da der Kleinbauer nur wenig Getreide über den eigenen Bedarf hinaus zu bauen vermag. Immerhin hat er in den letzten Zolltarifkämpfen von 1902 sowohl im badischen Landtage wie im Reichstage hervorheben können, daß der Nutzen an einem durch Schutzzoll gehobenen Getreidepreis schon bei Landwirtschaftsbetrieben von etwa fünf Hektar einsetze.

Die beste und zuverlässigste Grundlage für alle agrarpolitischen Maßnahmen des Staates hatte B. wenige Jahre nach seiner Übernahme des Landwirtschaftsdezernats geschaffen, nachdem er mit dem Gegenstand völlig vertraut geworden war. Eine drückende Notlage mancher Kreise der landwirtschafttreibenden Bevölkerung, wie sie in Baden nach langer andauernder Aufwärtsbewegung Ende der siebenziger und Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in die Erscheinung trat, gaben in Regierungskreisen wie auch bei der Volksvertretung zu dem Gedanken Anlaß, Erhebungen zu veranstalten insbesondere über die Höhe der Verschuldung des kleinen und mittleren Grundbesitzes, um danach die Wege zu finden, die zu einer Besserung führen könnten. In beiden Kammern der Landstände hatten sich diese Erwägungen im Jahre 1882 zu einer Interpellation verdichtet. B. nahm diesen ihm selbst vertrauten Gedanken freudig auf und führte ihn mit wesentlich weiter gesteckten Zielen und in größtem Stile durch. Er veranstaltete die geradezu klassischen, für manche Staaten vorbildlich gewordenen Erhebungen nicht nur über die Verschuldung, sondern über die Gesamtlage der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Da diese Enquete ein Eindringen bis in alle Einzelheiten der Wirtschaftsverhältnisse der ländlichen Bevölkerung erforderte, sah er voraus, daß das Werk, wenn es überhaupt in befriedigender Weise vollendet werden könnte, jedenfalls nicht vor Umlauf mehrerer Jahre zu Ende käme. Er wählte deshalb 37 für alle Lagen und Verhältnisse der badischen Landwirtschaft typische Erhebungsgemeinden in glücklichster Weise aus und gewann sich durch eigene geschickte Beteiligung an den Erhebungen und durch eine sehr gute Wahl von Mitarbeitern in hohem Maße das Vertrauen der bäuerlichen Bevölkerung, so daß das Ergebnis als ein sehr zuverlässiges betrachtet werden konnte. Er wußte diese äußerst schwierigen und umfangreichen Arbeiten so sehr zu beschleunigen, daß er schon nach einem Jahre (1883) die Ergebnisse der Erhebungen über die Lage der Landwirtschaft in drei starken Quartbänden der Öffentlichkeit unterbreiten konnte. Hierzu schrieb er — in einem vierten Band abgedruckt — einen eingehenden zusammenfassenden Bericht über die Ergebnisse, der in mustergültiger Weise fast alle agrarpolitischen Fragen an der Hand der Erhebungsergebnisse

erörtert. Dieser Bericht hat in weiten Kreisen praktisch tätiger Volkswirte und Staatsmänner wie auch bei den Gelehrten vorzugsweise den Nationalökonomen das größte Aufsehen erregt und dabei ungeteilte Anerkennung gefunden. Der Ruf B.s als einer agrarpolitischen Autorität war damit in weitesten Kreisen begründet.

Die Erhebungen hatten sich auf alle für die Gesamtlage dieses Volkswirtschaftszweiges ausschlaggebenden Verhältnisse erstreckt. Erhoben und in dem zusammenfassenden Bericht dargestellt wurden in der Hauptsache die allgemeinen Bewirtschaftungsverhältnisse, Besitzverteilung und Erbrecht, Kaufpreise und Liegenschaftsumsatz, Versicherungswesen, Pachtwesen, Gelegenheit zum Nebenverdienst, Kreditwesen, Haushaltsverbrauch und Ertragsverhältnisse und endlich Verschuldung. Die kritische Würdigung aller dieser Verhältnisse in ihrem tatsächlichen Bestande gab der badischen Landwirtschaftspflege von da an Richtung und Ziel und es war B. zu seiner inneren Befriedigung und zum Wohle des Vaterlandes vergönnt, den Boden, den seine verdienstvolle Enquete so wohl vorbereitet hatte, in seinem ganzen Umfange persönlich reich zu bestellen. Kein einziges der in der umfassenden Enquete allgemein-theoretisch und historisch-statistisch ergründeten Gebiete ist unbeackert geblieben und gerade hierbei kam in B. die wunderbar harmonische Verbindung zwischen gediegenem theoretischem Wissen und politischem Geschick für praktische Betätigung zur reichsten Entfaltung. Das Hauptaugenmerk war, wie B. später selber ausgeführt hat, stets auf das erziehliche Moment gerichtet durch amtliches Hinwirken auf betriebstechnische Fortschritte neben Herbeiführung einer geeigneten standschaftlichen Vertretung und Schulung des genossenschaftlichen Sinnes. Was durch die Staatsfürsorge für die Landwirtschaft unter B. zur Hebung des Roh- und Reinertrags und damit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage der bäuerlichen Bevölkerung geleistet worden ist durch Einrichtung von Fachschulen und landwirtschaftlichen Versuchsanstalten und noch mehr durch die Einführung eines auf die Masse wirkenden Anschauungsunterrichts, verbunden mit einer auf alle Gemeinden des Landes sich erstreckenden Wanderlehrtätigkeit, durch Förderung des landwirtschaftlichen Vereinswesens, durch Bildung von Ein- und Verkaufssowie von Produktivgenossenschaften, denen man, solange sie selbst nicht stark genug waren, in irgendeiner Form die Staatshilfe angedeihen ließ, durch Bekämpfung des Wuchers auf dem Lande, durch Einführung von Staatsprämien in erzieherischem Sinne für besonders gute Erzeugnisse und in Verbindung damit durch Pflege des Ausstellungswesens, durch Unterstützung von Meliorationen und Erschließung billiger Kaufquellen für Düngemittel, durch mittelbare und unmittelbare Förderung des Obstbaues und landwirtschaftlicher Nebengewerbe, durch Neuordnung des Kreditwesens nicht mit einer staatlichen Landeskreditkasse, sondern durch Bildung eines im wesentlichen auf Selbsthilfe beruhenden, über das ganze Land sich erstreckenden Verbandes, durch Förderung des Versicherungwesens, besonders der Versicherung gegen Hagelschlag, die gleichfalls auf privatwirtschaftlicher Grundlage eingerichtet wurde, usw. usw., das alles steht mit unvergänglichen Lettern auf den Tafeln der badischen Agrargeschichte eingegraben. Ganz besonderer Hervorhebung wert ist, was unter B. zur Hebung der heimischen Tierzucht, vornehmlich der für Baden mit seinem überwiegend klein-

bäuerlichen Betriebe so wichtigen Rindviehzucht geleistet wurde. Durch Bezug reiner Rassetiere aus verschiedenen Ländern, besonders der Schweiz (Simmental), den Betrieb von Rinderstammzuchtstationen, durch Bildung von Viehzuchtgenossenschaften, durch staatliche Prämiierung guter Zuchtprodukte, durch eine großzügig angelegte Rindviehversicherung mit Staatsunterstützung, die in Ortsviehversicherungsanstalten gegliedert, durch Zulassung eines Mehrheitsbeschlusses zu einer zwangsweisen wurde usw., ist es erreicht worden, daß sich die Produkte mancher badischer Tierzuchtgenossenschaften heute eines Weltrufs zu erfreuen haben und daß der Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung gerade durch den Erfolg der Tierzucht eine merkliche Aufwärtsbewegung eingeschlagen hat.

Natürlich hat B. diese fast zahllosen Einrichtungen staatlicher Landwirtschaftspflege nicht alle allein und persönlich ausarbeiten und durchführen können. Er hat sich dabei der Mitwirkung einiger vortrefflicher Mitarbeiter zu erfreuen gehabt. So hat er es insbesondere verstanden, die wertvollen Dienste einer Autorität auf veterinärtechnischem Gebiete für die gute Sache nutzbar zu machen. Aber die geistige Urheberschaft der meisten, besonders der umfassenderen Maßnahmen ist doch auf ihn selbst zurückzuführen. Als eine besonders glückliche Fügung muß es betrachtet werden, daß B. als Landwirtschaftsreferent unter Ministern gestanden hat, die seiner Befähigung und seinem Wirken volles Verständnis entgegengebracht haben. Besonders der in den Hauptjahren von B.s landwirtschaftspfleglicher Wirksamkeit amtierende Minister des Innern Eisenlohr war ein großzügiger, mit einem außerordentlichen praktischen Blick für die Bedürfnisse des Volkslebens begabter und entschlossener Mann, der die hervorragende Befähigung seines Landwirtschaftsreferenten wohl zu schätzen und ihm die für ein Land von der Größe Badens recht bedeutenden Mittel durchzusetzen wußte, welche die Staatsfürsorge für die Landwirtschaft verschlang. Wohl mit im Hinblick auf diese intensive und in jede Einzelheit eingehende pflegliche Wirksamkeit der staatlichen Verwaltung, wie sie B. auf dem Gebiete der Landwirtschaft inauguriert hat und wie sie auch auf manchen anderen Gebieten der volkswirtschaftlichen und sonstigen inneren Verwaltung in Baden Übung geworden ist, sind die Worte von dem »wohlregierten Mittelstaat«, von dem »Musterlande« ausgeprägt worden. Man wird freilich nicht verkennen dürfen, daß eine solch umfassende und eindringliche Verwaltungstätigkeit in einem Großstaate überhaupt nicht wohl möglich ist, sondern höchstens noch in einem Mittelstaate. Bei seinen enger gezogenen Landesgrenzen kann er möglicherweise auch in den Ministerien über Beamte verfügen, die mit den Verhältnissen des Landes in allen seinen Teilen und mit allen seinen noch so kleinen Berufsständen genau vertraut sind und bei sehr guter Befähigung diese eingehenden Kenntnisse in gleichmäßiger Berücksichtigung aller Orte und Stände in der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung zu verwerten wissen.

Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit als langjähriger Landwirtschaftsreferent kam auch der Literat und agrarpolitische Gelehrte B. zur vollen Entfaltung. Durch sein wichtiges Staatsamt wohl in überdurchschnittlichem Maße in Anspruch genommen, ist es ihm bei seiner nie versagenden Arbeitskraft und bei seiner ungewöhnlich leichten Feder doch gelungen, nebenher

noch in einer dem Umfang wie dem Inhalt nach bedeutenden Weise schriftstellerisch sich zu betätigen. Ein glücklicher Umstand war es, daß trotz der sehr umfassenden Dienstaufgaben es ein abgerundetes, in sich geschlossenes Gebiet gewesen ist, auf dem er seines Amtes zu walten hatte, so daß er seine Kräfte für praktische und theoretische Betätigung auf einen Gegenstand sammeln konnte. Neben einer fast unausgesetzten journalistischen Tätigkeit und zahlreichen Veröffentlichungen in den Fachzeitschriften, von denen er besonders die Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, das Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, die Schriften des Vereins für Sozialpolitik, die Zeitschrift für Sozialwissenschaft u. a. m., auch manche landwirtschaftlichen Organe mit wissenschaftlichen Beiträgen bedacht hat, ließ er eine ganze Reihe von Kommentaren und Monographien auf agrarpolitischem Gebiete erscheinen. In dem größeren im Jahre 1885 (Karlsruhe bei Bielefeld) erschienenen Sammelwerke, »Das Großherzogtum Baden in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt«, übernahm B. die Abschnitte über Landwirtschaft und Fischerei, die zu den besten des Werkes zählen. Dann kam 1887 ein Kommentar zum badischen Gesetz über die Verbesserung der Feldeinteilung (Feldbereinigung) heraus (Tauberbischofsheim und Karlsruhe bei Lang), den er zusammen mit einem Berufskollegen bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues bearbeitet hatte. Ebenfalls 1887 in Leipzig bei Duncker und Humblot eine kleine Monographie »Zur landwirtschaftlichen Frage der Gegenwart«, die Ergebnisse der landwirtschaftlichen Erhebungen von 1883 und den Wucher in den Landgemeinden behandelnd (vorher als zwei getrennte Aufsätze im Schmollerschen Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft und in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik erschienen). Auch noch im Jahre 1887 konnte er einen umfangreichen Kommentar fertigstellen unter dem Titel »Das Verwaltungsrecht der Landwirtschaft und die Pflege der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden« (Tauberbischofsheim-Karlsruhe bei Lang), worin er die Darstellung der gesamten im Bereich der Landwirtschaft sich betätigenden Staatsfürsorge sich zur Aufgabe gestellt hatte, und wozu 1891 im gleichen Verlage ein Ergänzungsband erschien »Das Verwaltungsrecht der Landwirtschaft und Fischerei«. Schon vorher (1888 ebenfalls im Langschen Verlage) hatte er einen kleineren Kommentar »Fischereirecht und Fischereipflege im Großherzogtum Baden« (1903 II. Aufl.) erscheinen lassen, ein Gegenstand, dem er zeitlebens viel Aufmerksamkeit und Neigung entgegengebracht hat. Alle diese Veröffentlichungen treten in ihrer Bedeutung weit zurück hinter einem groß angelegten, rein wissenschaftlichen Lehr- und Handbuch über »Agrarwesen und Agrarpolitik«, das er in zwei umfangreichen Bänden in zwei aufeinanderfolgenden Jahren 1892/93 als Abteilung in dem Lehr- und Handbuch der politischen Ökonomie von Adolf Wagner (Leipzig: Winter'scher Verlag) hat erscheinen lassen können. Es ist dies die reife Frucht, die B. vermöge seiner langjährigen Tätigkeit als Landwirtschaftsreferent und der eingehenden agrarpolitischen Studien, die bei ihm ständig damit verbunden gewesen sind, zum Schlusse dieser seiner Wirksamkeit (der zweite Band erschien ein halbes Jahr nach seiner Berufung an die Spitze des Finanzministeriums) der zünftigen Nationalökonomie und der ganzen gebildeten Welt zu Füßen legen konnte. Mit diesem für einen

mit einem vollgerüttelten Maß von Berufsarbeit bedachten Beamten geradezu monumentalen Werke ist B. aus der Reihe der verdienstvollen Kommentatoren, zu denen kenntnisreiche und arbeitsame Beamte das Hauptkontingent stellen, weit hinausgetreten. Nun war er auch als nationalökonomischer Forscher und Gelehrter anzusprechen. Mit dem vollen Rüstzeug des zünftigen Gelehrten, wie sich schon aus den gegebenen Literaturausweisen und ihrer Verarbeitung ergibt, ist B. mit diesem Werke auf den Plan streng wissenschaftlicher Arbeit getreten und hat das Feld mit Ehren behauptet. Mag sein, daß, wenn er nur die Luft der Gelehrtenstube einzuatmen gehabt hätte, er zu einem noch strafferen, systematischen Aufbau und damit zu kürzerem Ausdruck gekommen wäre; auch hätten dann vielleicht die historisch-statistischen und die kritisch-polemischen Ausführungen einen noch etwas breiteren Raum beansprucht. Dafür brachte aber B. für die Schöpfung dieses Werkes etwas mit, was dem Kathedergelehrten gewöhnlich abgeht, für diesen Teil der Wirtschaftswissenschaft, die ein gutes Stück Politik in sich schließt, aber von hoher Bedeutung ist: die politische Erfahrung des auf diesem Gebiete lange Jahre hindurch mit seltenem Erfolg tätig gewesenen Staatsbeamten. Und so wird die B.sche Agrarpolitik sicher stets einen ersten Platz einnehmen unter den klassischen einschlägigen Arbeiten eines Roscher, v. d. Goltz, Brentano, Conrad, Ruhland u. a. Es war mit diesem Werke offensichtlich geworden, daß B. auch jedem nationalökonomischen Lehrstuhl zur Zierde gereicht hätte. Es ist kein Zufall, daß B. seine Agrarpolitik als Teil gerade des Lehrbuchs der politischen Ökonomie von Adolf Wagner hat erscheinen lassen. Von allen zeitgenössischen Nationalökonomen war B. ihm in der Auffassung über Aufgabe und Ziel dieser Wissenschaft besonders nahe verwandt. Zunächst in methodologischer Hinsicht. Er, der selber durch seine klassische Agrarenquete von 1883 auf induktivem Wege so wertvolle Bausteine für die Wirtschaftswissenschaft beigebracht hatte, vertrat doch die Meinung, daß mit der historisch-statistischen Ergründung örtlich und zeitlich vorhandener Wirtschaftskörper, auch wenn sie in noch so vollkommener Weise erfolgte, die Aufgabe der Nationalökonomie noch keineswegs erfüllt sei. Dieser Beibringung von historisch-statistischem Material auf dem Wege der Induktion erkannte er, so sehr er von seinem Werte durchdrungen war, für die nationalökonomische Wissenschaft doch nur eine vorbereitende Bedeutung zu. Nach seiner wie nach Wagners Meinung bildete es aber die vornehmste Aufgabe der Nationalökonomie, auf Grund dieses historisch-statistischen Materials mehr auf deduktivem Wege zu allgemeinen wissenschaftlichen Leitsätzen zu gelangen, die unter den gegebenen Voraussetzungen für jede Zeit und jeden Ort ihre Richtigkeit behalten. Darin unterscheiden sich Wagner und B. von den englischen Klassikern und ihren Epigonen, daß sie sich nicht in spekulativen Deduktionen bewegen, die in der Luft schweben, sondern sie fassen stets festen Fuß auf dem Boden des wirklichen Volkswirtschaftslebens. Aber auch in der Richtung der Nationalökonomie, besonders ihres politischen Bestandteiles, findet sich eine weitgehende Übereinstimmung zwischen Wagner und B. Wagner kann man wohl als den Theoretiker der sozialen Reform bezeichnen, wie sie sich in ihrer historisch-rechtlichen Form vornehmlich im neuen Deutschen Reich herausgebildet hat. B. hat in einer öffentlichen Rede bekannt, daß er auch als Finanzminister

nie aufgehört habe, mit einem Tropfen sozialpolitischen Öles gesalbt zu sein und danach hat der Gelehrte B. stets geschrieben und der praktische Staatsmann B. immer gehandelt. Und noch in einer anderen Hinsicht kann diese Parallele zwischen Wagner und B. wohl gezogen werden. Wagner und mit ihm Schäffle sind die Hauptvertreter des neuzeitlichen deutschen Staatssozialismus: B. war stets auf eine möglichste Ausdehnung der Staatstätigkeit bedacht, auch wenn dadurch auf manchen Gebieten eine höhere steuerliche Belastung untrennbar verbunden war. Deshalb fühlte sich B. mit den politischen Bestrebungen von Wagner und Schäffle in weitgehendster Übereinstimmung. — So groß der wissenschaftliche Erfolg der zweibändigen Agrarpolitik gewesen ist, so vermochte das Werk schon wegen seines Umfangs und seiner schweren wissenschaftlichen Rüstung nicht in weitere Kreise, besonders nicht in die Reihe der praktischen Wirtschafter zu dringen. Der Umstand, daß auf das große Lehrbuch sowohl in der Tagespresse wie in den parlamentarischen Verhandlungen in der Folge sehr häufig Bezug genommen wurde, brachte B. später auf den Gedanken, die Quintessenz des Werkes einem weiteren Leserkreis leichter zugänglich zu machen. Von diesen Gesichtspunkten geleitet ließ er im Jahre 1897 (Berlin bei Paul Parey) ein Buch erscheinen mit dem Titel »Grundzüge der deutschen Agrarpolitik unter besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel«, in dem er in viel gedrängterer Fassung und ohne das mehr nur für den Fachgelehrten bestimmte literarische Beiwerk besonders die Streitfragen der zeitgenössischen agrarischen Tagespolitik in einer durch Wissenschaftlichkeit und reiche staatsmännische Erfahrung gewährleisteten Objektivität des Urteils dargelegt hat. Daß er sich in der Beurteilung des Bedürfnisses nach einem solchen Buche nicht geirrt hat, geht daraus hervor, daß schon nach Jahresfrist eine zweite Auflage davon nötig geworden ist. Sie ist vom gleichen Verlage im Jahre 1899 unter dem Titel »Grundzüge der deutschen Agrarpolitik« ausgegeben worden. Endlich wäre von schriftstellerischer Betätigung aus dem Gebiete des Agrarwesens noch der Abschnitt »Fischerei« in Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie (IV. Aufl. 1896, Tübingen bei Laupp) zu erwähnen, der aus der sachkundigen Feder B.s herrührt und den er als kürzer gefaßten Aufsatz noch in andere Sammelwerke und Zeitschriften geliefert hat, so z. B. in das Handwörterbuch der Staatswissenschaften. — Man wird staunen, wie es einem vielbeschäftigten Beamten möglich gewesen ist, nebenher eine solch umfassende literarische und Gelehrtenarbeit zu bewältigen; man kann sich das nur erklären, wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, daß B. von früher Jugend an eine äußerst leichte Auffassungskraft an den Tag legte, verbunden mit einer außergewöhnlichen Gedächtnisschärfe, daß er in seinen Mannesjahren geradezu rastlos tätig war, alle Gedanken sehr leicht zu Papier brachte und eine geradezu erstaunliche Belesenheit besonders auf dem Gebiete volkswirtschaftlicher Wissenschaft und Politik jederzeit bereit hatte. Statt weiterer Einzelheiten sei zum Belege erwähnt, daß Adolf Wagner im Frühjahr 1891 an B. die Einladung erließ, in das von ihm herausgegebene Lehrbuch der politischen Ökonomie den Teil über Agrarwesen und Agrarpolitik zu liefern und daß B. den ersten Band mit 615 Druckseiten im Jahre 1892, den zweiten mit 641 Druckseiten im nächstfolgenden Jahre erscheinen ließ, wiewohl er inzwischen mit der Leitung des Finanzressorts betraut worden war,

mit dessen hauptsächlichsten Arbeitsgebieten er sich erst vertraut zu machen hatte.

Großherzog Friedrich, der während seiner langjährigen gesegneten Regierungszeit alle Vorgänge des öffentlichen Lebens genauestens verfolgte und bei wichtigen Entscheidungen immer selbst der Politik die Richtung vorgeschrieben hat, war auf den hervorragend befähigten und erfolgreichen Ministerialbeamten, der sich auf allen Gebieten mit spielender Leichtigkeit zurechtfand, schon längst aufmerksam geworden. Als im Frühjahr 1893 durch den Rücktritt des Finanzministers Ellstätter, der über 25 Jahre an der Spitze des Finanzministeriums gestanden hatte, das Portefeuille der Finanzen in Erledigung kam, berief der Großherzog den noch nicht 45 Jahre alten, aber schon eine reiche Lebensarbeit hinter sich habenden Ministerialrat B. als Präsidenten des Finanzministeriums in den obersten Rat der Krone. Im ganzen Land fand diese Wahl den freudigsten Widerhall, zumal B. sein agrarpolitisches Programm in den Hauptpunkten als Landwirtschaftsreferent noch selbst hatte durchführen können. Etwas über ein Jahrzehnt, bis zu seinem frühzeitig erfolgten Tode, ist es B. vergönnt gewesen, die leitende Stelle in der badischen Staatsfinanzverwaltung zu bekleiden, gehoben durch das nie erschütterte und unerschütterliche Vertrauen seines Landesherrn und beschwingt durch die Verehrung zahlreicher Berufsgenossen, man kann fast sagen der ganzen Beamtenschaft sowie vieler Parlamentarier aus allen Parteien. Er war durch sein vorhergegangenes Wirken ein Liebling des ganzen, am öffentlichen Leben teilnehmenden Volkes geworden. Und er hat die hohen Erwartungen, die man allseits auf seine Tätigkeit als Finanzminister setzte, nicht enttäuscht. Auch hier auf dem viel weiteren Gebiete hat er eine höchst erfolgreiche, durch feines Verständnis für alle Seiten des staatlichen Lebens und eine an ihm von früher gewohnte hervorragende schöpferische Kraft ausgezeichnete Tätigkeit entfaltet. Den häufig im öffentlichen Leben befolgten Grundsatz des *quieta non movere*, nach dem unliebsame und die obersten Vertreter der Regierung mitunter aufreibende Entscheidungen des parlamentarischen Kampfes hinausgeschoben und damit abgemildert zu werden pflegen, ließ er nicht gelten. Alles griff der rastlos tätige Minister auf, wo er glaubte die bessernde Hand anlegen und seiner sozialpolitischen Überzeugung sowie seinem Standpunkte im Sinne eines gemäßigten Staatssozialismus kräftiger Geltung verschaffen zu können. In kürzester Frist hatte er sich mit allen Zweigen seines Ressorts vertraut gemacht und so griff er von Anfang an in allen wichtigeren Fragen selbst entscheidend ein. Ja, die wichtigsten Gesetzesvorlagen und vorbereitenden Aktionen hat er zu einem großen Teil persönlich ausgearbeitet. — B. ist keineswegs ein ängstlicher und zurückhaltender Finanzminister gewesen, er sah auch dann hoffnungsvoll in die Zukunft, wenn dunklere Wolken am Finanzhimmel aufzusteigen begannen. Man kann wohl sagen, daß, wenn sich in seiner Person hin und wieder ein Widerstreit auftat zwischen dem Finanzminister und dem Volkswirtschaftsminister, der er in seinem Empfinden und Handeln geblieben ist, der erstere zumeist ins Hintertreffen geriet. Nach seiner nationalökonomisch-politischen Überzeugung scheute er auch vor einer weiteren Anspannung der in Baden schon damals ziemlich stark in Anspruch genommenen direkten Steuerkraft nicht zurück, wenn es galt, damit eine von ihm für ersprießlich erfundene

Staatsfürsorge auf irgendeinem Gebiete, besonders aber auf dem der volkswirtschaftlichen Verwaltung zu finanzieren. Ein glücklicher Umstand für B. und das Land, daß als Vorgänger im Amte über ein Vierteljahrhundert ein Minister gewaltet hat, der als sehr gewiegter und vorsichtig zurückhaltender Finanzmann die Kräftigung der Staatsfinanzen und ihre Erhaltung auf diesem Stande mehr in den Vordergrund gerückt hatte. Nach einem Buchenberger hätte B. wohl kaum eine so reiche Tätigkeit auf dem Gebiete der staatlichen Ausgabegebarung entfalten können. Zwar hatte er den von seinem Vorgänger am Schlusse seiner Amtszeit aus Anlaß erheblicher aufgelaufener Überschüsse unternommenen Schritt einer teilweisen Steuerermäßigung infolge einer plötzlich auftretenden Verschlechterung der Finanzlage besonders in den Beziehungen zum Reich gleich nach seinem Amtsantritt zurücktun müssen. Aber er fand im allgemeinen besonders durch die im Betriebsfonds angesammelten Reserven doch wohlgefüllte Kassen vor. Andererseits wird der Nachfolger B.s, wenn er noch so sehr von seinem Geiste durchtränkt ist, infolge des mit der Wende des Jahrhunderts eingetretenen empfindlichen Rückschlags in der Lage des volkswirtschaftlichen Lebens und damit auch der Staatsfinanzen zunächst vornehmlich auf eine Sammlung der finanziellen Kräfte des Landes Bedacht nehmen müssen. Daraus wird die kritisch-objektive Betrachtung B. keinen Vorwurf machen; er hat seine Zeit verstanden und die vorgefundene Lage der Staatsfinanzen in einer seinem politischen Programme entsprechenden Weise auszunützen gewußt. Auch ist ihm die wahre Lage der Staatsfinanzen zu keiner Zeit entgangen. Dafür sprechen am besten die Finanzexposés, mit denen er jedesmal den Staatsvoranschlag beim Landtage eingebracht hat. Er bekennt sich darin ganz offen als ein ausgesprochener Gegner jeder »Admassierung« staatlicher Mittel über die notwendigen Reserven hinaus. In der Ansammlung großer Reserven erblickte er eine Belastung der Gegenwart zugunsten der Zukunft, die nicht am Platze sei, so lange es staatliche Aufgaben gibt, die noch nicht oder nicht in dem wünschenswerten Maße gelöst sind. Dieser Zustand wird aber nie auch nur vorübergehend eintreten, so lange zu seiner Beurteilung Männer von der Initiative eines B. berufen sind. B. war sich über die Folgen der von ihm heraufgeführten freigebigeren Finanzpolitik wohl im klaren, und so hat auch er gewisse Grenzen nie überschritten, die nach seiner Auffassung und politischen Überzeugung richtig gezogen waren. Auch er hat in drastischer Weise im Landtag erklärt, daß der Weg zur Inanspruchnahme des Staatskredits zur Deckung ordentlicher oder außerordentlicher Bedürfnisse der allgemeinen Staatsverwaltung »nur über seine Leiche führe«. Er hätte darin eine ungerechtfertigte Belastung künftiger Generationen erblickt zugunsten der Gegenwart, da auch die Forderungen des außerordentlichen Etats im badischen Budget mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren und, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, keine rentierenden Kapitalanlagen darstellen. Anders bei den Eisenbahnen, die in Baden aus dem allgemeinen Staatsvoranschlag ausgeschieden sind. Hier hat unter B.s Amtsführung die Schuld wesentlich zugenommen, was er für unbedenklich hielt, so lange durch die Eisenbahnverwaltung eine angemessene, d. h. eine Rente erwirtschaftet wird, die wenigstens zur Verzinsung und planmäßigen Tilgung der Schulden hinreicht. Bei seiner Finanzpolitik war sich B. auch wohl bewußt, daß die

Verantwortung für die Erhaltung guter Staatsfinanzen in letzter Linie doch nur bei der Person des Finanzministers ruht. Die Anhänger, die beifallsfreudig jeder Ausgabe mit dem Hintergedanken zugestimmt haben, der Finanzminister werde für die Erhaltung des Gleichgewichts in den Staatsfinanzen schon Sorge tragen, fallen zumeist ab, sobald die Finanzen auf abschüssige Bahnen geraten, von denen sie nur durch weiteres Anziehen der Steuerschraube heraufgeholt werden können. B. hat während seiner Leitung der Finanzverwaltung Ebbe und Flut erlebt. Im allgemeinen ist ihm aber eine Zeit günstiger Entwicklung der Staatsfinanzen beschieden gewesen, ein Umstand, welcher der Durchführung seiner Programmpunkte und der Bewährung seiner eigenartigen Vorzüge sehr zu statten kam. Nach einem vorübergehenden Rückschlag gleich nach seinem Amtsantritt setzte in allen deutschen Landen wie in der Weltwirtschaft überhaupt Mitte der neunziger Jahre jener kräftige Aufschwung in Handel und Wandel ein, der gegen die Wende des Jahrhunderts plötzlich zum Stillstand kam und sich vorübergehend in sein Gegenteil verkehrte. Da die allgemeine Wirtschaftslage auf die Steuerkataster nur allmählich einzuwirken pflegt, so konnte B. während der längsten Dauer seiner Finanztätigkeit sehr reichlich ausgestattete Budgets vorlegen, ohne neue Einnahmequellen erschließen oder bestehende reichlicher ausnützen zu müssen. Dies galt noch für den Staatsvoranschlag für die Jahre 1902 und 1903. Im Budget für 1904/05, das er gegen Ende des Jahres 1903 im Landtag vorgelegt hat, konnte er das Gleichgewicht, da er sich zu stärkeren Einschränkungen im ordentlichen und außerordentlichen Etat nicht entschließen mochte, ohne eine teilweise Erhöhung der direkten Steuern nicht mehr herstellen. Das Finanzexposé, in dem er diese Aufstellung des Staatsvoranschlags rechtfertigte, war sein Schwanengesang — er sollte die Verabschiedung des Finanzgesetzentwurfs für 1904/05 nicht mehr erleben. — Wie auf dem Gebiete der Staatsausgaben, so war B. auch hinsichtlich der Gestaltung der Staatseinnahmen unermüdlich tätig. Hierbei gab zumeist nicht die Absicht einer Vermehrung der Staatseinnahmen den Anlaß zu reformatorischer Arbeit, sondern das Bestreben, auch den Ausbau der Staatseinnahmen seinem sozialpolitischen Programm mehr anzupassen. Kaum ein für die Einnahmegebarung wichtiges Gebiet ist unter B.s Finanzleitung ganz unberührt geblieben, überall suchte er im Sinne seiner politischen Überzeugung die bessernde Hand anzulegen. Und so gab es für ihn auch auf diesem Gebiete eine fast unermeßliche Fülle von Arbeit. Fast möchte man wähnen, es hätten ihn in seinen letzten Lebensjahren trübe Vorahnungen beschlichen, es könnte die Spanne Zeit, die ihm nach seinem Empfinden noch zugemessen sei, zu kurz sein, um sein ganzes Finanzprogramm selbst durchzuführen. Denn mit einer sonst schwer erklärlichen, manchmal fast an nervöse Hast streifenden Eile suchte er manche Dinge unter Dach zu bringen.

Es ist im Rahmen dieses Lebensabrisses nicht möglich, auf alle Einzelheiten der praktischen Finanzpolitik, wie sie B. betätigt hat, einzugehen. Es muß genügen, auf einige Maßnahmen von größerer Bedeutung kurz hinzuweisen. Sonst wäre es erforderlich, eine ziemlich umfangreiche Geschichte des badischen Staatshaushalts während des Jahrzehnts B.scher Verwaltung zu schreiben. Hierfür liegt um so weniger ein dringendes Bedürfnis vor, als B. auch diese schriftstellerische Arbeit in der Hauptsache selbst übernommen hat. Zum

fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs von Baden (25. April 1902) hat B. seinem Landesherrn ein Werk gewidmet, »Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden in den Jahren 1850 bis 1900« (Heidelberg bei Winter), das er in seinen Hauptteilen während eines Sommerurlaubs von 4 bis 5 Wochen niedergeschrieben hatte. Über alle wichtigeren Begebenheiten in der badischen Staatshaushaltsführung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, worunter auch der größere Teil der Finanzleitung B.s fällt, gibt dieses vortreffliche Werk dank einer sehr übersichtlichen Gruppierung des Stoffes und einer sehr flüssigen Darstellung den leichtesten und zugleich zuverlässigsten Aufschluß.

Eine besonders warme Fürsorge wandte B., seinen ausgesprochenen Neigungen und seiner bisherigen Tätigkeit entsprechend, der staatlichen Domänenpolitik zu. Da waren es zunächst Fragen der Bewirtschaftung des ärarischen Besitzes, die ihn während der ganzen Dauer seiner Ministertätigkeit lebhaft beschäftigten. Der Einrichtung der Forsten wie einer möglichst guten und vorbildlichen Bewirtschaftung der Feldgüter lieh er ständig sein reges Interesse. Besonders wurde auf seine Anregungen hin der Reinertrag des staatlichen Wiesenbesitzes wesentlich gehoben durch systematisch durchgeführte Bewässerungsanlagen, Verwendung künstlicher Dünger u. dergl. mehr. Auch einzelne Musterbetriebe wußte er zu schaffen, so u. a. auf dem ihm seit langer Zeit besonders vertrauten Gebiete der Fischereipflege durch Anlage von Fischteichen. B.s Domänenpolitik erschöpfte sich aber keineswegs in solchen Fragen der Bewirtschaftung, vielmehr wandte er sein Hauptinteresse der Eigentumsfrage zu. Schon ein Jahr nach Übernahme der Finanzleitung erließ er Normativbestimmungen über Veräußerung und Verpachtung des domänenärarischen landwirtschaftlich genutzten Grundbesitzes. In wahrhaft großzügigem Aufbau wurde er darin vorzugsweise volkswirtschaftlichen Forderungen gerecht, in gleichem Maße dem volkswirtschaftlichen Produktions- wie dem Verteilungsinteresse Rechnung tragend. Landwirtschaftlicher Parzellenbesitz des Staates sollte grundsätzlich abgestoßen werden, wenn tunlich an die bisherigen Pächter, denen der Eigentumserwerb durch die Zulassung von Annuitätenzahlung erleichtert wurde. Hierdurch ist der in manchen stärker bevölkerten Gegenden des Landes hervorgetretene »Landhunger« zu einem guten Teile gestillt und zur Erhaltung eines seßhaften Bauernstandes beigetragen worden. Das Gegenstück zu dieser Veräußerungspolitik des Domänenärars in Gegenden stark parzellierten Grundbesitzes mit Streulage bildete eine staatliche Erwerbungspolitik, wo nach Klima und Bodenbeschaffenheit die Interessen der allgemeinen Landeskultur für staatlichen Besitz sprachen. So insbesondere bei unbedingtem Waldboden auf dem Schwarzwald, den B. gewiß mit Recht im staatlichen Betriebe für besser aufgehoben hielt. Auch zur Intervention, wo in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen zurückgekommene Eigentümer, besonders größere Hofbauern, Güterschlächtern und Wucherern in die Hände zu fallen drohten, griff die staatliche Erwerbungspolitik ein, um die geschwächten Bauern zunächst als Pächter auf der Scholle zu halten. Und bisweilen ist es gelungen, sie nach einiger Zeit auf dem umgekehrten Wege der Veräußerungspolitik wieder zu freien Eigentümern kleinerer und abgerundeter Güter zu machen. — Den vielen und großen Lasten des zu einem großen Teil aus säkularisiertem Kirchengut her-

rührenden staatlichen Domänenbesitzes, wie sie sich aus Patronatsverpflichtungen usw. herausgebildet hatten, suchte B. in einer möglichst weitherzigen Weise gerecht zu werden. Zahlreiche schöne Kirchenbauten und weitreichende Restaurierungen im Lande legen davon beredtes Zeugnis ab. Ebenso widmete er einigen im Besitz des Domänenärars befindlichen Kleinodien eine besonders warme Fürsorge. Er scheute keine Mittel, um die prächtigen Barock- und Rokokoschlösser in Mannheim, Bruchsal und Rastatt wieder in einen guten, ihrer einstigen Bedeutung würdigen Zustand zu versetzen. Ihm oblag auch die wichtige Entscheidung in einer Frage, um die noch heute die heftigsten Kämpfe toben und in der die Gegensätze schärfer denn je aufeinanderplatzen, die Frage der Restaurierung oder vielmehr Erhaltung des Heidelberger Schlosses. In seiner ruhigen, auf rein sachlichen Erwägungen ruhenden Art ließ er sich von keinerlei noch so schwungvoll vorgetragenen Tagesmeinung beirren: »Wir wollen an der Ruine, die als solche einen einzigartigen Zauber ausübt, so wenig wie möglich ändern, aber wir sind verpflichtet, diesen hehren Zeugen alter deutscher Kunst und Macht auch den kommenden Geschlechtern zu erhalten. Und soweit die Erhaltung ohne teilweise Restaurierung nicht möglich ist, dürfen wir vor dieser nicht zurückschrecken.« So sehr sich B. sonst zur Gelehrtenwelt hingezogen fühlte, so fehlte ihm jedes Verständnis dafür, wenn in dieser Frage ein Professor in traumverlorener, schwärmerischer Weise ausrufen konnte: Und wenn das Schloß ohne Restaurierung noch so bald einstürzen muß, so laßt gewähren, wir haben dann doch so lange noch etwas Wahres, Echtes gehabt — und mit dieser Parole manchen Anhänger gewann. — Bei Leitung des ihm unterstellten staatlichen Hochbauwesens ließ sich B. angelegen sein, auf eine gewisse Großzügigkeit und Monumentalität wenigstens der wichtigeren Bauten hinzuwirken, soweit das die Finanzkräfte eines kleineren Landes irgend zuließen.

Auch auf einem anderen besonders wichtigen Gebiete der Finanzverwaltung, der Steuergesetzgebung, entfaltete B. eine sehr regsame und umfassende Tätigkeit, und zwar gleich vom Beginn seiner Finanzleitung an, wiewohl dieses Gebiet seiner früheren Wirksamkeit ferne lag und er darauf keineswegs veraltete, dringend reformbedürftige Zustände vorfand. Baden besaß beim Amtsantritt B.s schon ein völlig ausgebildetes Steuersystem, eine allgemeine Einkommensteuer mit degressiver Skala und daneben zur stärkeren Belastung des fundierten Einkommens vier Ertragssteuern (Grund-, Häuser-, Gewerbe- und Kapitalrentensteuer), ferner eine Reihe von Verbrauchs- und Verkehrssteuern, soweit darin die Finanzhoheit nicht an das Reich übergegangen war, und ein wohl ausgebildetes Gebührensystem. Trotzdem griff B. fast auf allen diesen Gebieten im Sinne seines volkswirtschaftlich-sozialpolitischen Programms reformierend ein. Bei der Einkommensteuer gesellte er zu der degressiven Skala einen progressiven Steuerfuß für größere Einkommen und verschärfte die Strafbestimmungen für Steuerhinterziehungen. Später rückte er die Grenze der Steuerfreiheit von bisherigen 500 auf 900 Mark hinauf, wiewohl damit für den Staatshaushalt eine recht empfindliche Einbuße verbunden war. Zum Zwecke eines stärkeren Schutzes des stehenden Gewerbes gegenüber den Wandergewerbtreibenden setzte er ein Wandergewerbsteuergesetz durch, an dessen Ertrag er auch die

Gemeinden teilnehmen ließ. Nicht die Unterdrückung volkstümlicher Einrichtungen durch die Steuergesetzgebung war hier das Ziel, sondern nur die stärkere Heranziehung größerer Leistungsfähigkeit. Diese Erwägung war für ihn auch ausschlaggebend in der Frage der Warenhaussteuer, für die er sich auch der steuertechnischen Schwierigkeiten wegen nicht sonderlich begeistern konnte und die er später ganz den Stadtgemeinden überließ. Von wichtigeren Umgestaltungen mag noch die Ersetzung der steuertechnisch veralteten Biersteuer (Kesselsteuer) durch eine Braumalzsteuer nach bayerischem Vorbild Erwähnung finden. Dabei führte er auf diesem der indirekten Verbrauchsbesteuerung angehörigen Gebiete eine bisher hier fast unbekannte starke Steuerprogression nach der Größe des Malzverbrauches ein, um den kleineren Brauereien einen steuerlichen Schutz angedeihen zu lassen gegenüber den leistungsfähigeren Großbetrieben. Mit der Einführung eines neuen bürgerlichen Einheitsrechtes wurde die völlige Umarbeitung einiger Verkehrssteuergesetze erforderlich, insbesondere derjenigen über die Grundstücksverkehrs- und die Erbschaftssteuer. Diesen Anlaß benutzte B. zu einigen steuerreformatorischen Änderungen; so führte er bei der Erbschaftssteuer eine Steuerprogression nach der Höhe der Erbschaft ein und verschärfte die nach dem Grade der Verwandtschaft. Alle diese Gesetzgebungsakte treten aber in ihrer Bedeutung zurück hinter einer großen Reformarbeit, die eine völlige Neuordnung des direkten Steuerwesens erstrebte. Wiewohl Theorie und Praxis auch den Ertragssteuern, sofern sie wie in Baden nur als Ergänzungssteuern neben einer allgemeinen Einkommensteuer fungieren, mancherlei eigenartige Vorzüge nachrühmen, schätzte B. die besonders in neuerer Zeit auch als Ergänzungssteuer noch mehr bevorzugte Subjektsteuer, die Vermögenssteuer, doch noch höher ein. Deshalb wollte er die vier Ertragssteuern (Objektsteuern) vermögenssteuerartig fortbilden, d. h. durch eine allgemeine Vermögenssteuer oder vielmehr durch ein System von Vermögenssteuern ersetzen, um die sozialpolitisch ausbildungsfähigste direkte Besteuerung zu erlangen. Es ist außerordentlich kennzeichnend für B., daß er, um die doch nicht allzu erheblichen Vorzüge der Vermögenssteuer als Ergänzungssteuer zu erzielen, vor den großen Kämpfen nicht zurückschreckte, die mit jeder grundlegenden Änderung des Steuersystems und der daraus folgenden Lastenverschiebung untrennbar verbunden sind. B. hat die völlige Durchführung dieser großen Reformarbeit nicht mehr erlebt, er hat ihr aber durch mehrere Denkschriften und vorläufige Gesetzentwürfe in scharfen Linien die Richtung genau vorgezeichnet. So hat er insbesondere noch ein neues Veranlagungsgesetz für die Neuaufstellung der Kataster nach dem Verkehrswerte als hauptsächlichste Grundlage für eine künftige Vermögenssteuer selber durchgesetzt und die Neueinschätzung eingeleitet.

Auch auf dem Gebiete der Beamtenfürsorge war B. rastlos tätig. Zwar war erst kurz vor seinem Amtsantritt ein neues einheitliches Beamtenrecht geschaffen worden, allein er fand doch reichlich Gelegenheit, die bessernde Hand anzulegen. Wiewohl er statistisch festgestellt hatte, daß schon zur Zeit seines Amtsantritts in Baden die unteren und mittleren Beamten im Vergleich zu anderen deutschen Staaten recht günstig, die oberen Beamten ziemlich schlecht gestellt waren, hielt er es nach seinem Programm doch für die nächstliegende Aufgabe, die Mängel, die bei der Lage der unteren und

mittleren Beamten noch zutage getreten waren, zuerst zu beseitigen und diese Beamten aufzubessern. Zu einer allgemeinen Erhöhung des Gehaltstarifs, die nach seiner Ansicht hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt einer Aufbesserung der höheren akademisch gebildeten Beamten stattfinden sollte, ist er bei der in den späteren Jahren seiner Amtszeit eingetretenen Verschlechterung der Finanzlage nicht mehr gekommen. Besonders hervorzuheben ist aus diesem Gebiete noch die weitgehende Wohnungsfürsorge für die Beamtenschaft nicht nur durch die Gewährung eines verhältnismäßig reichlichen Wohnungsgeldes, sondern auch unmittelbar durch Beschaffung zahlreicher ausreichender und gesunder Dienstwohnungen hauptsächlich für niedere Beamte.

Bei der Verwaltung staatlicher Vermögensbestände ließ sich B. nicht ausschließlich, ja nicht einmal hauptsächlich von fiskalischen Rücksichten leiten. Auch dieser sonst gewöhnlich rein finanziell gestalteten Verwaltung gab er eine sozialpolitische Mission durch Zulassung der Gewährung langfristiger und nieder verzinslicher Darlehen an Gemeinden, besonders an ärmere Landgemeinden und sonstige öffentliche Körperschaften des öffentlichen Lebens, an landwirtschaftliche Genossenschaften und dergleichen mehr.

Endlich war es noch ein Zweig der Finanzverwaltung, der er seine besondere Aufmerksamkeit ständig zuwandte: die finanziellen Beziehungen Badens zum Reich und zu ihrer Verbesserung die Anbahnung einer von ihm für sehr dringend erachteten Reichsfinanzreform. In den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten an das Reich erblickte er in offenbarer Übereinstimmung mit der Absicht des Gründers des Reichs nur einen vorübergehenden Notbehelf; als dauernde Einrichtung glaubte er sie aus allgemein politischen wie aus finanziellen Erwägungen verwerfen zu müssen. Ebensowenig konnte er sich für die mit der Frankensteinschen Klausel im Jahre 1879 eingeführten Überweisungen vom Reich an die Einzelstaaten erwärmen, die in den Einzelstaaten, wenn sie vorübergehend anschwollen, leicht zu einer ungesunden Ausgabepolitik verleiteten und die so mißlichen Schwankungen im einzelstaatlichen Haushalt wesentlich steigerten. Mit seiner ganzen Kraft betrieb B. bis zu seinem letzten Atemzug das Zustandekommen einer grundlegenden Reichsfinanzreform. Ihr Ziel sollte eine möglichst weitgehende finanzielle Selbständigkeit des Reiches sein, die Überweisungen ganz, die Matrikularbeiträge wenigstens für die Regel verschwinden, die Schwankungen im Reichshaushalt nicht auf die Einzelstaaten ausgeschlagen, sondern vom Reiche selbst mittels eines Reservefonds oder in Verbindung mit einer nachgerade sehr dringlich gewordenen Anbahnung einer planmäßigen Schuldentilgung ausgeglichen werden. B. übersah nicht, daß, um dies zu erreichen, nach der Gestaltung des Reichsetats vor allem weitere Reichseinnahmen geschaffen werden müßten. Auf allen Finanzministerkonferenzen hat er Vorschläge in dieser Richtung gemacht und als praktischer Realpolitiker war er, um überhaupt etwas zustande zu bringen, auch zu weitgehenden Konzessionen an den Reichstag bereit. Einen entscheidenden Erfolg dieser Bestrebungen, die immer wieder an vermeintlichen oder wirklichen parlamentarischen Machtfragen abprallten, hat er leider nicht mehr erlebt.

Gleich auf der ersten dieser Finanzministerkonferenzen, die bald nach seinem Amtsantritte als Finanzminister im Sommer 1893 in Frankfurt a. M. stattfand, trat B. einem Mann näher, den er schon früher hatte kennen lernen

und für den er zeitlebens eine besondere Verehrung hegte, dem damaligen preußischen Finanzminister v. Miquel. Diesem hochbedeutenden Staatsmanne mit dem beweglichen Geiste brachte er immer vollstes Verständnis entgegen. Und selbst wenn die Wege der Miquelschen Politik ganz ungeahnte, plötzliche Wendungen annahmen, die bis in die Kreise seiner Verehrer hinein Staunen, ja Befremden hervorriefen, so wurde B. in keinem Augenblick an ihm irre. Er war im voraus überzeugt, daß dieser immer aus dem Vollen schöpfende, ungemein kluge Mann stets genau wußte, was er tat und daß jede Wendung und jeder Schachzug auf eine neue souveräne Beherrschung der augenblicklichen politischen Situation hinauslief. Kein Wunder, daß sich die beiden sehr geistesverwandten Männer enge aneinander anschlossen, zumal sich ihr politisches Programm, besonders auf sozialpolitischem Gebiete, fast völlig deckte, nur daß auf der Miquelschen Fahne daneben die fiskalischen Rücksichten sehr viel stärker unterstrichen waren. Diesen freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staatsmännern ist es wohl zuzuschreiben, wenn an B. von Berlin aus nach dem Übertritt des Grafen Posadowsky zum Reichsamt des Innern der Ruf erging, an die Spitze des Reichsschatzamts zu treten. B. hat diesen Ruf aus Gesundheitsrücksichten, die wohl mehr in dem Befinden seiner Frau als dem von ihm selbst begründet waren, abgelehnt. War diese Entschließung zu beklagen? Niemand, der B.s staatsmännische Tätigkeit etwas näher verfolgt hat, wird bezweifeln, daß er auch auf der höheren Warte des Reichsamtes dem weiteren Vaterlande vortreffliche Dienste hätte leisten können. Und doch ruhten die stärksten Wurzeln seiner Kraft im heimatlichen Boden, auf dem er vermöge seiner intimen Vertrautheit mit Land und Leuten eigen-, ja einzigartiges zu leisten vermochte. Das Land Baden wird es B. deshalb stets zu Dank wissen, daß er in seinem Dienste verblieben ist.

An äußeren Ehren hat es B. nicht gefehlt. Entsprechend seiner Laufbahn sind sie ihm in reichem Maße zuteil geworden und den Minister schmückten zuletzt mehrere in- und ausländische Großkreuze. Die beiden Landesuniversitäten hatten ihn in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Wissenschaft die Würde eines Ehrendoktors übertragen. Er war nicht unempfänglich für solche Auszeichnungen, er konnte sie aber auch in dem stolzen Bewußtsein hinnehmen, sie ausschließlich seiner eigenen Lebensarbeit zu verdanken zu haben.

Und fragen wir uns nun im Rückblick auf die Ergebnisse von B.s Tätigkeit, wodurch ihm die vielen und großen Erfolge beschieden gewesen sind, so spielte neben seiner hervorragenden Befähigung, seinem gediegenen Wissen und seinem eisernen Fleiße zweifellos seine Persönlichkeit und sein Auftreten eine sehr gewichtige Rolle. Die liebenswürdigen und gewinnenden, von wahrer Nächstenliebe getragenen Eigenschaften der Jugendzeit sind ihm durchs ganze Leben erhalten geblieben. Vermöge ihrer verfügte er über eine sehr große Zahl von Freunden und hatte fast keine Feinde. Den ernsten gelehrten Mann nie verleugnend, ging er im Gespräch doch gerne auf jedermanns Interessen ein und ließ ihnen Gerechtigkeit widerfahren, auch wenn sie dem eigenen Gedankenkreise ferner lagen. — In seiner amtlichen Wirksamkeit war er nichts weniger als bureaukratisch angehaucht und folgte darin ganz den Spuren des ihm nahe befreundeten Ministerkollegen Dr. v. Brauer, der in den

letzten Lebensjahren B.s den Vorsitz im Staatsministerium führte. Leicht von Entschluß, offen und in verbindlicher Form sich erklärend, verbarg er sich nie hinter amtlich-bureaukratische Schranken. Die fernere Einhaltung bisher festgehaltener Grundsätze wog bei ihm weniger schwer als die Erzielung eines augenblicklichen zweckmäßigen Ergebnisses und er konnte seinem politischen Geschick wohl vertrauen, daß, wenn sich aus der abgesonderten Regelung einer Angelegenheit späterhin irgendwie mißliche Folgen ergaben, es ihm wieder gelingen werde, der neuen Schwierigkeit Herr zu werden. Er war Opportunist in gutem Sinne und dieser Eigenschaft verdankte er bei der Zusammensetzung, welche die badische Volksvertretung gefunden hatte, gar manchen Erfolg. Eine allein entscheidende Partei war nicht mehr vorhanden, und so galt es, zwischen den ausschlaggebenden Fraktionen hindurch zu lavieren und das Gute zu nehmen, von wo es kam. Hierin zeigte er ein ganz außerordentliches Geschick. Er war geradezu ein Meister des Kompromisses. Nie an starren Grundsätzen haftend, wußte er durch rechtzeitig gemachte, mitunter anscheinend recht weitgehende Zugeständnisse an die Gegenpartei immer noch die wichtigsten Teile seiner Vorlagen glücklich zu retten, selbst dann, wenn sie nach der Parteikonstellation gänzlich gefährdet erschienen. Er war zwar nicht der wetterfeste, im Kampfe erst recht wohl sich fühlende Mann, welcher der Führer einer großen Partei sein soll; dazu war er von Natur zu weich gestimmt. Um so mehr war er für eine Stelle im Rate der Krone vereigenschaftet, zumal er mit sehr feinem politischem Takt begabt war. Eine mächtige Unterstützung lieh ihm seine hervorragende Rednergabe. Nicht ein dithyrambischer Schwung, der die Freunde mitreißt und die Gegner verstummen macht, auch wo sachliche Gründe versagen, verlieh seiner öffentlichen Rede den reichen Erfolg. Der gründete sich vielmehr auf das reiche Wissen, die volle Beherrschung des Stoffes, den systematisch richtigen und vollständigen Aufbau der Rede, die gedrängte Gedankenfülle und die angenehme Form des Vortrags, der durch den reichlichen Gebrauch kennzeichnender Bilder höchst anschaulich und plastisch zum Ausdruck kam. Er sprach nicht sehr rasch und fließend, die Ausgestaltung der Rede im einzelnen war vielmehr das Ergebnis augenblicklicher Gedankenarbeit und kam entsprechend bedächtig heraus. Sie war deshalb nur um so wirkungsvoller, da man nie den Eindruck der vorgefaßten, von dem Ergebnis der parlamentarischen Debatte unbeeinflußten Meinung haben konnte. B. liebte wie im Schriftsatz so auch in der Rede die langen Perioden und doch hat er sie immer vollständig und richtig zu Ende geführt. Auch bei der Rede erweckte er stets den Eindruck eines Mannes, der aus dem Vollen schöpft, alle Für und Wider wohl erwogen hat und noch viel mehr zur Sache vorbringen könnte. Und wenn einmal die Wogen des parlamentarischen Kampfes besonders hoch gingen, so wußte er sie mit bemerkenswertem Geschick durch das Öl der verbindlichen Form und des verständnisvollen Eingehens auf den Gedankengang des Gegners fast immer zu beschwichtigen. So hat nach einem sachlich harten Zusammenstoß in der Zolltariffrage ein Gegner bekannt: Die Reden des Finanzministers seien ihm immer lehrreich und bereiteten ihm stets einen ästhetischen Genuß.

Nie ermüdend, nie versagend, war B. bis zu seinem Sterbelager rastlos tätig. Wenn ihm seine sehr umfangreichen und schweren Berufspflichten

etwas freie Zeit ließen, so widmete er sie literarischen Arbeiten. Was er dann noch an Muße erübrigen konnte, füllte er mit einer überaus reichlichen, teilweise sehr anstrengenden Lektüre aus. Daneben pflegte er noch einen großen geselligen Verkehr, und so waren einige Ausflüge in die heimatlichen Berge und in den letzten Lebensjahren die Beteiligung an Jagden, die ihn sehr anzogen, sowie kürzere Sommerreisen alles, was er der Erholung gönnte, und auch hier waren es zumeist gelehrte und politische Gespräche, in denen er sich erging. Dieser außergewöhnliche geistige Tätigkeitsdrang war sein Dämon im goethischen Sinne. B. stand immerfort, besonders aber in seinen letzten Lebensjahren, unter einer derart hohen geistigen Spannung, daß ihm Nahestehende sich schon länger Sorgen machten, ob seine Nervenkraft und sein nicht sehr starker Körper — er war ein ziemlich großer aber sehr hagerer Mann mit einem feinen durchgeistigten Kopfe — dem auf die Dauer gewachsen wären. Jedenfalls war dadurch die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten erheblich geschwächt.

Am Weihnachtsfeste 1903 warf ihn ein plötzlich auftretendes schweres Darmleiden auf ein qualvolles Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Mehrere umfassende Operationen konnten keine Rettung mehr bringen und so hauchte er nach zweimonatiger schwerer Leidenszeit am 20. Februar 1904, noch nicht 56 Jahre alt, sein Leben aus, beklagt von seinen schwer betroffenen nächsten Angehörigen und seinen zahlreichen Freunden und Anhängern, betrauert von einem ihm unerschütterlich geneigten Fürsten und einem ganzen dankbaren Volke. Versöhnend bei diesem frühzeitigen Ende eines großen und verdienten Mannes wirkt der Gedanke, daß die Vorsehung es gut mit ihm gemeint hatte. Sie hat ihm häusliches Glück beschert und ihn im öffentlichen Leben ganz an den richtigen Platz gestellt, auf dem er alle seine Gaben reich entfalten konnte, sich selbst zu wahrer innerer Befriedigung, seinem Vaterlande zum Wohl. Auf seinem Grabmal, das seine zahlreichen Verehrer eben mit einem Reliefporträt zu schmücken sich anschicken, dürften die Worte Platz finden: »*Patriae serviendo consumptus*«.

Friedrich Nicolai.

von Heinemann, Otto, * 7. März 1824 zu Helmstedt im Herzogtum Braunschweig als jüngster Sohn des Kreisgerichtsdirektors v. H. und seiner Ehefrau Charlotte L. Carol. Meinders, † 7. Juni 1904 als Herzoglicher Geheimer Hofrat und Oberbibliothekar in Wolfenbüttel. — Sein Leben hat er selbst anmutig in seiner Schrift »Aus vergangenen Tagen« 1902 erzählt, die in behaglicher Darstellung das volle Glück seiner im Elternhause wohlbehüteten und doch frei sich bewegenden Jugend schildert und das treue Gepräge seiner klaren Denkungsart und seines harmonischen Gemütes trägt. Der Vater, ernst und zurückhaltend, bei wichtigen Vorgängen doch bestimmend, die Mutter, das gesamte Hauswesen und die Erziehung der Kinder nach den Eingebungen ihres reichen Herzens und ihrer sicheren Menschenkenntnis leitend, so konnten die fünf Söhne für den öffentlichen Beruf, die drei Töchter in der Stille des Hauses sich glücklich entwickeln und die ersten ihre Kräfte dem Staat, der Schule, der Wissenschaft, zwei unter ihnen dem Waffendienst im preußischen Heere widmen, in dem beide bis zum Range eines Generals aufstiegen, alle in Dankbarkeit zu dem elterlichen

Vorbilde aufschauend. Über den günstigen Einfluß, den das Gymnasium in Helmstedt auf das geistige Leben seiner Zöglinge ausübte, urteilt v. H. (Aus verg. T. S. 35 ff.) im ganzen wie ich (Schrader, Erfahrungen u. Bekenntnisse S. 25—34); über einzelne Lehrer herber, was sich aus der Abnahme ihrer Wirksamkeit während der Zwischenzeit erklären mag. Wohl vorbereitet, bezog v. H. 1843 die Universität in Bonn, hauptsächlich um Dahlmanns ernste Mahnungen zu vaterländischer Gesinnung zu hören, auch wohl, um der schönen Landschaft und der akademischen Freuden teilhaft zu werden, dann nach einem Zwischenhalbjahr, das an dem *Collegium Carolinum* in Braunschweig den neueren Sprachen gewidmet wurde, die Berliner Universität, um der wissenschaftlichen Zucht des Rankeschen Seminars innezuwerden.

Der Studienzeit folgte eine kurze Lehrtätigkeit, zuerst an der alten Helmstedter Bildungsstätte, dann an einer wohlgeordneten Erziehungsanstalt in Altona, von wo v. H. anfangs 1848 nach Paris in das Haus eines dort wohnenden livländischen Edelmannes zur Beaufsichtigung und Erziehung des Sohnes übersiedelte. Hier wurde er im Februar der tiefbewegte Zuschauer der staatlichen Umwälzung, die nicht nur Frankreich in unabsehbare, noch jetzt nicht ausgeglichene Unruhen stürzte, sondern auch Deutschland tief aufregte. Für die Bildung des jungen Historikers war dieses blutige Schauspiel von größter Bedeutung, ohne ihn jedoch, wie damals so viele, zu einer grundsätzlichen Änderung seiner Sinnesweise fortzureißen. Die fortgesetzten Straßenwirren veranlaßten den Vater seines Zöglings, mit den Seinigen Paris zu verlassen und einen fast zweijährigen Aufenthalt in Belgien, Mittelfrankreich und der Schweiz zu nehmen. Auch dieser Wechsel war für den begleitenden Hauslehrer von hohem Werte, sofern ihm hierdurch die ausgiebig benutzte Möglichkeit wurde, nicht nur die landschaftlichen Reize jener Länder, sondern auch die Kunstschätze der belgischen Städte zu schauen und in mannigfachem gesellschaftlichem Verkehr an Menschenkenntnis zu reifen, einem Besitz, den der Geschichtsforscher so wenig wie der Lehrer missen kann. Seine Schilderung dieser Jahre läßt schon für jene Zeit den Trieb zu besonnener Beschaulichkeit erkennen, die später der Stetigkeit seines Fleißes und der Reife seines Urteils zugute kommen sollte und ihm das Gleichgewicht des Gemüts selbst unter schweren Heimsuchungen erhielt. Nach Ablauf dieser fruchtreichen Wanderjahre kehrte er in die Heimat zurück, um sich der Prüfung für das Lehramt zu unterziehen und in diesem eine feste Stellung zu gewinnen. Jene bestand er 1851 im ehrenvollsten Grade für den Unterricht in der Geschichte und den neueren Sprachen; mit der Anstellung sollte es bei der Überfülle der Anwärter in dem kleinen Staate nicht so rasch gehen. So verstand er sich denn zu unbesoldeter Hilfsarbeit an der großen Bibliothek zu Wolfenbüttel und gewann hier unter der Anweisung des geschickten, aber schon halberblindeten Oberbibliothekars Schönemann einen Einblick in die Verwaltung einer so vielgestaltigen Sammlung, der ihm nicht nur später seine damals noch ungeahnte Amtsaufgabe an eben dieser Anstalt erleichtern, sondern sogar seiner Anstellung an ihr Vorschub leisten sollte. Endlich wurde er zu Neujahr 1853 zum Kollaborator an einer Lehranstalt ernannt, was ihn doch nur mäßig befriedigte nicht nur wegen des kärglichen Gehalts, sondern noch mehr, weil er mit der realistischen Richtung

dieser Schule wenig einverstanden war. Allein schon zu Ostern desselben Jahres erhielt er einen Ruf an das Karlsgymnasium in Bernburg, dem er um so lieber folgte, als er hierdurch die Möglichkeit gewann, die ihm seit kurzem verlobte Braut Helene von Brandenstein heimzuführen und als der Direktor jener Anstalt ein Helmstedter und ein genauer Bekannter seiner Eltern war.

Die neue Lage war allerdings günstig; seine Lehraufgabe bewegte sich in seinen eigentlichen Studienfächern, die Anstalt stand unter guter Leitung, die in Lehrern und Schülern die Gewähr befriedigender Tätigkeit zu versprechen schien, und die kleine Residenz bot die Möglichkeit angenehmen Verkehrs, ja, wie sich bald zeigen sollte, die Anregung wie die Mittel zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit, die ganz mit seiner Neigung zusammenfiel und somit auch für seine späteren Arbeiten maßgebend wurde. Für diese lieferte ihm das Bernburger Staatsarchiv, desgleichen ein Bauwerk der Umgegend Stoff und Anregung; sie sollen hier nur genannt und später im Zusammenhange mit anderem gewürdigt werden. So entstanden hier oder doch von hier aus die Schriften über den Markgrafen Gero 1860, über Albrecht den Bären 1864, die Geschichte der Abtei und die Beschreibung der Stiftskirche von Gernrode (2. Aufl. 1877) und sein *Codex diplomaticus Anhaltinus*; auch die mehr volkstümliche Erzählung über Lothar von Sachsen und Konrad III. 1869 zeigt anhaltinische Beziehungen. Wie sehr v. H. der Bernburger Aufenthalt zusagte, hat er selbst mit sichtlicher Glücksempfindung geschildert, ebenso wie das kleine Land, das unter dem kräftigen Minister v. Schützell die üblen Nachwirkungen des Jahres 1848 abschüttelte, 1863 durch den Heimfall an Dessau-Köthen zu einem größeren Gebilde erwuchs. Auch fehlte ihm äußere Anerkennung nicht; abgesehen von anderen Ehren wurde er 1868 zum korrespondierenden Mitgliede der bayrischen Akademie der Wissenschaften ernannt. Da bot ihm der allzu frühe Tod des vortrefflichen Wolfenbütteler Bibliothekars Ludw. Bethmann die Möglichkeit, in sein Geburtsland zurückzukehren; nicht ohne Bedenken folgte er dem dringenden Zureden alter Freunde, auch wohl dem eigenen Heimatsgefühl, sich und zwar mit vollem Erfolge um die erledigte Stelle zu bewerben, zumal ihn Bethmann selbst zu seinem Nachfolger gewünscht hatte. Er trat das neue Amt zum 1. Juli 1868 an.

Die Bibliothek war eigentlich nicht eine Landesanstalt, sondern fürstliche Stiftung; ihre bedeutendsten Bestandteile waren herzogliche Schenkungen, zuerst die alte Wolfenbütteler Sammlung, die besonders für das römische Recht und für die Geschichte der Kirchenreformation namentlich durch den Besitz des Flacianischen Nachlasses von Wert war und nach der Bestimmung des Herzogs Heinrich Julius 1613 der Universität in Helmstedt überwiesen, nach deren Aufhebung 1810 aber nach Wolfenbüttel verpflanzt wurde, und zweitens die Augusteische Sammlung, die früher im Besitz des feinsinnigen Herzogs August des Jüngeren mit ihm 1642 nach Wolfenbüttel übersiedelte und durch ihren Reichtum an alten Handschriften alle übrigen Bibliotheken in Deutschland überragte. Hierzu waren einzelne bedeutende Ankäufe, so namentlich der Weißenburger und der Gudianischen Sammlung, und Schenkungen getreten. Aber auch in ihrem früheren Bestande rechtfertigte sie das Lob des großen Leibniz, der sie *une des plus fameuses de l'Europe* nannte und in ihr *une assemblée des plus grands hommes de tous les siècles*

et de toutes les nations sah, *qui nous disent leurs pensées les plus choisies* (O. v. H., Aus verg. Tag. S. 315). Unter ihren Bibliothekaren hatte sie zwei der größten deutschen Gelehrten gezählt, Leibniz, 1699—1716, und Lessing, 1770—1781, beide freilich zur Mehrung ihres Ruhms, aber weniger zum Vorteil ihrer inneren Verwaltung. Namentlich Lessing folgte dem Worte seines Fürsten, das ihn mehr zur Benutzung als zur Förderung der Bibliothek berufen hatte, und lebte mehr in ihr als für sie. Neben diesen standen andere, wohl von geringerem Rufe in der Gelehrsamkeit, aber von größerem Nutzen für die ihnen anvertraute Sammlung, so der uns aus Goethes Wahrheit und Dichtung bekannte Langer, den Lessing sich als seinen Nachfolger gewünscht hatte, und aus neuester Zeit Schönemann und L. Bethmann, dessen Verwaltungsgrundsätze v. H., wenn auch in freier Anwendung, zur Durchführung brachte. Daß Heinemanns Berufung für ihn wie für die Sammlung die richtige war, zeigt die anziehende Schilderung, die ihm sein Amtsnachfolger gewidmet hat (Milchsack, O. v. Heinemann, Braunschweig 1904), ein ehrendes Zeugnis sowohl für den Verfasser wie für den Verstorbenen. Aus dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift erhellt auch die Größe der Aufgabe, die seiner wartete, wie die Tatkraft und die Besonnenheit, mit der er sie gelöst hat. Dieser Aufgaben waren mannigfache und schwere und ließen sich nur in geraumer Zeit bei großer Stetigkeit unter Aufschub der minder wichtigen bewältigen. So schloß sich denn v. H. in der Aufstellung der Bücher, die ja verschiedene Methoden zuläßt, seinem unmittelbaren Vorgänger an, zumal dieser mit großer Mühewaltung endlich die Verschmelzung der verschiedenen oben bezeichneten Teilsammlungen zu einem einheitlichen Ganzen zustande gebracht und dieses in die einzelnen Raumabschnitte des großen, nach italienischem Muster errichteten Rundbaus hineingepaßt hatte. Allein eben dieser Rundbau verbürgte als Fachwerksbau keineswegs die für einen so unermeßlichen Schatz unentbehrliche Sicherheit gegen Feuersgefahr; v. H. bewog also in wiederholten Anträgen die Staatsbehörden zur Aufführung eines völligen Neubaues 1882/86, der jener Vorschrift entsprach und doch die Vorzüge des alten Hauses, namentlich einen großen Mittelsaal für die auserlesenen Kostbarkeiten der Sammlung, aufrecht erhielt und im übrigen weit zuträglicher für die Benutzung ausfiel. Die Bausumme überstieg 700000 M., für ein kleines, wenn auch wohlhabendes Land immerhin ein Aufwand, der an den entscheidenden Stellen ein seltenes Verständnis für den Bauzweck voraussetzt. Zu den Schätzen der Bibliothek gehörte auch eine große Zahl von Holzschnitten und Kupferstichen, deren Aussonderung und Zusammenstellung von Bethmann begonnen war, und v. H. mit gleichem Eifer und einem durch die Anschauung niederländischer Kunstwerke geklärten Geschmack fortgesetzt wurde. Wichtiger war aber eine durchgreifende und den wissenschaftlichen Anforderungen genügende Katalogisierung der Handschriften, in deren Besitze gerade die Bedeutung dieser Bibliothek bestand; von diesem schwierigen und nur bei stetigstem Fleiße und genauer Kenntnis der Paläographie möglichen Werke erschien im Jahre 1884 der erste Band, dem im Verlauf der Jahre acht weitere folgten. Endlich fand sich in der Bibliothek eine übergroße Anzahl von Büchern, die ihr seit dem 18. Jahrhundert zugeflossen, bis dahin aber überhaupt nicht verzeichnet waren. Auch diese Arbeit griff v. H. so umsichtig an, daß bei seinem Tode die

Verzettelung zu zwei Dritteln vollendet war. Ebenso hatte es bisher an einer Benutzungsordnung gemangelt; diese Lücke empfand er um so schmerzlicher, als er beim Ausleihen der Bücher und auch der Handschriften die Rücksichtslosigkeit der Entleiher zur vollen Genüge erfahren hatte. Jene Verordnung erlangte er fast beiläufig, als eine fremdstaatliche Regierung die Mitteilung der in Wolfenbüttel bestehenden Ordnung erbat, die jetzt erst von der bis dahin zögernden heimischen Behörde zugelassen und nunmehr in aller Eile aufgestellt wurde. Um jene von auswärtigen Lesern ohne Scheu selbst gegen Handschriften und seltene Drucke bewiesene Schonungslosigkeit soviel wie möglich abzuschneiden, bewog er die Staatsbehörde zu der einschränkenden Bestimmung, daß diese überhaupt nicht mehr ausgeliehen, sondern nur innerhalb der Bibliothek benutzt werden dürften. Diese Einschränkung widerstritt allerdings dem Bedürfnis der Gelehrten, die gleichzeitig Handschriften aus verschiedenen Bibliotheken untereinander vergleichen müssen; sie erregte daher große Entrüstung, die sich in Zuschriften und Zeitungen zum Teil in ungebührlichem Tone entlud. Allein v. H. beharrte im wesentlichen bei seiner Auffassung, da er nach dem Lessingschen Wort nicht der Stallknecht sei, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trage. Und da ungefähr gleichzeitig einem berühmten Gelehrten das Unglück widerfuhr, daß in seiner Wohnung eine seltene Wiener Handschrift verbrannte, so rettete v. H. wenigstens die wesentliche Bestimmung, daß die nach auswärts verschickten Handschriften nur in staatlich behüteten Räumen, z. B. in der betreffenden Bibliothek, nicht aber in Privatwohnungen benutzt werden sollten. Dieser Bestimmung schloß sich die preußische Unterrichtsverwaltung an, womit ihre Berechtigung anerkannt wurde. So durfte v. H. sich denn mit einiger Genugtuung auf die Schlußverse der von dem unvergeßlichen Herzog August erlassenen Ordnung berufen:

Hanc quisquis legem contemnes, bibliotheca
Abstine ab alterius, volve, revolve Tuam!

Ich übergehe die zum Teil reichlichen Schenkungen und Ankäufe zur Ergänzung der Bibliothek; aus allem erhellt aber, daß v. H. mit voller Befriedigung auf die Zeit seiner Verwaltung zurückblicken durfte.

Alle diese Arbeit in Bernburg und Wolfenbüttel hatte v. H. nicht gehindert, sich auch als Forscher und Schriftsteller in ausgedehntem Maße zu betätigen; vielmehr hat er ihr vielfache Anregung und Unterstützung entnommen. Denn es ist schon angedeutet, daß die Eigenart seines jeweiligen Wohnsitzes und seiner amtlichen Aufgaben von maßgebendem Einfluß auf die Wahl der von ihm wissenschaftlich behandelten Gegenstände war. Er war sich seiner niedersächsischen Abstammung wohl bewußt; sein Blick und seine Liebe wendeten sich gern der Bedeutung dieses Volksstammes in der vaterländischen Entwicklung zu. Daher während seines anhaltinischen Schuldienstes seine Schriften über den Markgrafen Gero, über die Abtei in Gernrode und Albrecht den Bären, alle quellenmäßig und nach den in der Rankeschen Schule geltenden Grundsätzen gearbeitet. In dem letztgenannten Werke löste er die Aufgabe, die sein berühmter Lehrer einst den Mitgliedern seines Seminars für die Zeit der sächsischen Kaiser gestellt hatte und die demzufolge für die gesamte ältere Kaiserzeit in den Jahrbüchern des Deutschen

Reichs, dem von der bayerischen Akademie eingeleiteten, auf kritische Durchforschung der Quellen gerichteten Sammelwerke durchgeführt worden ist. In der Behandlung des Stoffes hat sich der Verf. aber, was seinem Buche sehr zugute gekommen ist, nicht an das für die Jahrbücher vorgeschriebene annalistische Schema gebunden, sondern seine Darstellung nach allgemeinen Gesichtspunkten gruppiert. Bei seinem Erscheinen als epochemachend für die Studien zur älteren brandenburgischen Geschichte begrüßt, bildet dieses Werk noch heute dank seiner exakten Forschung die feste Grundlage für alle weiteren Untersuchungen; es wurde zugleich der Ausgangspunkt des großen Unternehmens, das v. H. während der beiden nächsten Jahrzehnte mit unermüdlichem Fleiße zum Abschluß gebracht hat, zu dem nach den von G. Waitz aufgestellten, für die Herausgabe von Urkundenbüchern damals maßgebenden Grundsätzen bearbeiteten *Codex diplomaticus Anhaltinus* (6 Teile, Dessau 1867—83). Auch seine für jüngere Leser berechnete Erzählung über Lothar von Sachsen und Konrad III. (Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, herausg. von Nasemann 1869) gehört im wesentlichen derselben geschichtlichen Entwicklungsstufe an. Anders nach Anlage und Art ist die bis auf die Gegenwart herabgeführte Geschichte von Braunschweig und Hannover, die O. v. H. in drei Bänden 1884—92 herausgab. Hier galt es ihm die Geschichte der welfischen Lande nicht in gleichmäßiger Ausführlichkeit, sondern in Umrissen und Ausführungen unter Hervorhebung bedeutender Männer und Ereignisse vorzutragen, für die die Beibringung urkundlicher Beläge entbehrlich sei. Auch für dieses Werk glaubte der Verfasser die Anerkennung erwarten zu dürfen, daß die Darstellung auf gewissenhafter Forschung beruhe, und hierin hat er sich nicht geirrt. Ein in jeder Beziehung zuständiger Rezensent (H. Bresslau, Mitteilungen aus der historischen Litteratur Bd. 13), der bald zustimmend, bald mit Vorbehalt die Stellungnahme des Verf. zu den in der älteren sächsischen Geschichte streitigen Fragen erörtert, erkennt die wissenschaftliche Gründlichkeit des Buchs durchaus an und lobt besonders die gut geschriebenen kulturgeschichtlichen Überblicke und die klare Behandlung der verfassungsgeschichtlichen Entwicklung, bedauert aber, zweifelsohne in Übereinstimmung mit zahlreichen Lesern, den Verzicht auf jede quellenkritische Zutat. Mir erscheint diese Entsagung aus dem eigentlichen Zwecke des Verfassers zu folgen; eher möchte ich meinen, daß die Durchsichtigkeit der Darstellung unter der Masse des Stoffs gelitten hat. Auch die unter dem Titel »Aus der welfischen Vergangenheit« gesammelten sechs Vorträge 1881 bekunden genaue Sachkenntnis und psychologische Erwägung; der sechste: »Karl Wilhelm Ferdinand und die französische Revolution«, bringt die überraschende und wenig gekannte Tatsache, daß diesem begabten Feldherrn von hervorragenden Staatsmännern aus der Revolutionszeit die Führerschaft des französischen Heeres angetragen worden ist. Von gleicher Heimatsliebe ist die kleine Schrift über die verfallene Burg Thankwarderode in Braunschweig eingegeben; ihr und der durch sie angeregten hochherzigen Gabe des Prinzregenten Albrecht wird die schöne Wiederherstellung des stattlichen Bauwerks verdankt.

Drei andere Werke stehen in nächster Beziehung zu der von ihm verwalteten Bibliothek, zuerst die zur Erinnerung an G. E. Lessing 1870 veröffentlichten Briefe und Aktenstücke. Sie bringen zunächst die wichtigen

Entscheidungen des Herzogs in dem Streite über den Wolfenbütteler Fragmentisten, der freilich mit der Bibliothek eigentlich nichts zu tun hat, und zeigen in ihnen die milde Vorsicht des herzoglichen Urteils; dann in der zweiten Hälfte Briefe von Gleim und anderen Zeitgenossen, die deren große Verehrung Lessings dartun. Zweitens die lichtvolle Geschichte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel (2. Aufl. 1894), die nach den unvollständigen Darstellungen seiner Vorgänger Burckhart und Schönemann den allmählichen Anwachs der Sammlung berichtet, wobei beiläufig, S. 169, der unzuverlässigen Schrift Stahrs über Lessing die erborgte Hülle abgezogen wird. Endlich sein Hauptwerk, dem er während der letzten Jahrzehnte seines Lebens neben seinen Dienstgeschäften alle seine Kraft gewidmet hat: der große, fast ausschließlich von ihm gearbeitete Katalog der Wolfenbütteler Handschriften, der seit 1881 in neun stattlichen, musterhaft gedruckten Bänden die Handschriften der Helmstedter und der Augusteischen Sammlung beschreibt. Die Beachtung, die dieser seines Gegenstandes würdige Katalog weit über die deutschen Grenzen hinaus fand, gewährte ihm große Genugtuung. »Von der Anordnung und der Druckeinrichtung,« so liest man in der Vorrede des vierten Bandes, »wie sie für die bisherigen Bände dieses Katalogs maßgebend gewesen sind, abzuweichen, habe ich keine Veranlassung gehabt und dieses um so weniger, als man sie anderwärts, z. B. in Kopenhagen, zum Vorbilde genommen hat.« Meine Darstellung dieser wissenschaftlichen Werke stützt sich auf die Mitteilungen eines fachkundigen und nächstberufenen Historikers, dessen Urteile sich das meine, so weit mir ein solches zusteht, durchaus anschließt. Sie alle, zu denen sich neben zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften schließlich auch seine obengenannte, nur für seine Angehörigen und Freunde bestimmte Selbstbiographie gesellt, zeugen von warmer Heimatsliebe und einem bei aller Klarheit billigen Urteil, das seinen Schmerz über manchen Vorgang eher verbirgt als betont. Die Sprache in ihnen ist fließend und gefällig, eher gemächlich als knapp und läßt überall seine gemütvolle Teilnahme an dem Gegenstande erkennen.

Diese Sammlung seines tiefen Gemüts spiegelt sich auch in seinem Verhalten zu den gewaltigen Vorgängen seiner Zeit wieder. Ein treuer Sohn des großen Vaterlandes und mit warmem Verlangen nach der deutschen Einigung, konnte er sich doch mit den Mitteln, durch die sie erreicht wurde, nicht durchweg befreunden (vgl. den Schluß seiner Geschichte Braunschweigs). Namentlich vertrug sich die Einverleibung ganzer Staaten und die Entsetzung ihrer Fürstenhäuser durch Preußen nicht mit der konservativen Grundanschauung, die aus seinen geschichtlichen Studien, seinen Lebenserfahrungen, wohl auch aus seiner niedersächsischen Stammesart erwachsen war. Aber er erkannte die unvergleichliche Staatskunst, welche jene Umwälzungen herbeigeführt und bemeistert hatte, ohne Rückhalt an; er verehrte unsern alten Kaiser persönlich, und er wankte in seiner Treue selbst in seinen Gedanken keinen Augenblick, als ausländischer Frevelmut 1870 Deutschland zu den Waffen rief. Ohne Versuchung, gegen die 1866 geschaffenen Zustände mit der Feder oder Rede einzugreifen, trat er in sie als stiller, aber gewissenhafter Mitarbeiter ein, zumal er für sein Land und seine geliebte Bibliothek ohne Sorge sein durfte, und trug alles für sein Empfinden Schwere mit derselben Fassung, wie die großen Leiden, die über sein häusliches Leben ver-

hängt wurden. Seine überaus geliebte Frau verlor er nach langjähriger, schmerzhafter Krankheit; mit ihr hat er den Tod einer Tochter und zweier Söhne erfahren müssen, alle reich begabt und liebenswürdig, der zweite Sohn gleich ihm Historiker und anerkannter Universitätslehrer. Tief ergreifend ist, wie sich der Vater an das Gebet der Niobe erinnert *Unam minimamque relinque*, und der Christ sich dem Willen des barmherzigen Gottes unterwirft (Aus verg. T. S. 389 ff.), und wie in dem Glück seiner jüngsten Tochter, des einzig ihm gebliebenen Kindes, und im Anschauen seiner aufblühenden Enkel seine Tragekraft wieder erstarkt. Denn er war aufrichtiger und schlichter Christ, der weit entfernt von pietistischer Rührseligkeit in seinem Glauben den Antrieb und die Wurzel neuen Handelns für sich und seinen Nächsten besaß. So fand er neben seinen umfangreichen amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten immer noch Zeit und Neigung, sei es dem Staate als Lehrer an dem *Collegium Carolinum* wie als Mitglied der staatlichen Prüfungsbehörde, seinen Mitbürgern durch anregende Vorträge, ja selbst einer in Blüte stehenden höheren Töchterschule durch langjährigen Unterricht zu dienen. Durch alles dieses erhielt er sich den Mut in einer Zeit, deren bunten und bedenklichen Wechsel in Literatur und Kunst, im wirtschaftlichen und sittlich-religiösen Leben er (a. a. O. S. 386) mit lebhaften, aber treuen Farben malt, als aufrechter und gottvertrauender Mann, der unabwendig seiner Christenpflicht zugetan bleibt.

O. v. Heinemann, Aus vergangenen Tagen. 1902. — Milchsack, O. v. Heinemann. 1904. — P. Zimmermann, O. v. Heinemann, im Braunschweig. Magazin 1904, N. 11.

Halle a. S. Wilh. Schrader.

Asmussen, Claus Anton Christian, Maler, * 23. März 1857 in Flensburg, † infolge eines Unglücksfalles am 12. November 1904 in Hamburg. — A. gehörte incht zu jenen Auserwählten, die unbekümmert um äußere Sorgen ganz ihrer Kunst und der Ausbildung ihres Talentes leben können. Immer mußte er zuerst an den Erwerb denken. Trotzdem hat er sich zur echten Künstlerschaft durchgerungen. Sein starkes Können bahnte ihm den Weg. Der erste Schritt zum Ziel war seine Aufnahme in die Hamburger Gewerbeschule gegen Ende der siebziger Jahre. 1884 ging er nach München und bald darauf nach Karlsruhe, wo er Meisterschüler von Gustav Schönleber wurde. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Rotenburg o. d. Tauber kehrte A. um 1890 nach Hamburg zurück, wo er nun allmählich festen Boden gewann und in weiten Kreisen immer reichere Anerkennung fand. Unter den Interieurs, die A. in früheren Jahren mit Vorliebe malte, verdient ein in Hamburger Privatbesitz befindliches Bild, welches das Innere der Lübecker Marienkirche darstellt, besonders rühmende Erwähnung. Sein Bestes aber hat er in seinen zahlreichen Landschaftsbildern gegeben. Sie spiegeln tief erfaßte Naturstimmungen in so reiner Schönheit und Wahrheit wieder, daß niemand sich ihrem Zauber zu entziehen vermag. Ein warmherziger Künstler, dem es heiliger Ernst war um seine Kunst, ist mit A. dahingegangen. Das bezeugte auch die Ausstellung seines künstlerischen Nachlasses, die seine Freunde und Verehrer bald nach seinem Tode in Hamburg veranstalteten.

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Morg.-Ausg. v. 25., Ab.-Ausg. v. 30. Dezember 1904. — Nachlaß-Ausstellung des Hamburger Malers Anton Asmussen. Kunstsäle L. Bock & Sohn. Hamburg, Februar—März 1905. (Der Katalog umfaßt 86 Nummern und enthält auch ein Bildnis A.s.)

Joh. Sass.

Seegen, Josef, Universitätsprofessor der Balneologie, * 20. Mai 1822 zu Polna in Böhmen, † 14. Januar 1904 in Wien. — Sohn eines angesehenen Kaufmannes, der später in mißliche Verhältnisse geriet, war S. gezwungen, frühzeitig das Elternhaus zu verlassen und sich durch Unterricht in kümmerlicher Weise zu erhalten. Das Gymnasium und die ersten Jahre des medizinischen Studiums absolvierte S. in Prag, dann ging er nach Wien; hier wurde er 1847 promoviert und blieb darauf zur Fortsetzung seiner Studien im Krankenhaus. Doch nicht lange: an der Bewegung des Jahres 1848 nahm er lebhaften Anteil; mit besonderem Eifer war er für Aufklärung des Volkes über politische Dinge tätig. Er war Mitbegründer einer Volksbibliothek, für die der Unterrichtsminister, dessen Interesse für die Sache gewonnen wurde, das alte Liguorianer-Kloster bei »Maria Stiegen« überließ. In Gemeinschaft mit Max Schlesinger gab S. ein kleines »Populäres Staats-Lexikon (politisches A B C für's Volk)« heraus, das bei Lechner erschien. »Das Volk muß lernen, was ihm fehlt, es muß wissen, was es erlangt hat, es muß wissen, was es zu erhalten hat, es muß endlich wissen, wofür es sein Blut verspritzen will, wenn es, was Gott verhüte, wieder zum Kampfe kommen sollte« heißt es in der Einleitung. Das Werk beginnt mit dem Artikel »Constitution«; da es in Heften erschien, wären bei alphabetischer Reihenfolge manche wichtige Begriffe zu spät gekommen. Während des Reichstages in Kremsier war S. Berichterstatter für ein politisches Blatt. Nach den Oktobertagen sah er sich genötigt, Österreich zu verlassen; aus Briefen von Schlesinger geht hervor, daß die Veranlassung zur Flucht ein von S. abgefeuerter Schuß war; er ging nach Paris, wo er ungefähr 1½ Jahre blieb, unter Entbehrungen und harten Kämpfen seine medizinischen Studien am *Hôtel Dieu* fortsetzend. So schwer ihm auch diese Zeit wurde — er erhielt sich durch Korrespondenzen für österreichische Blätter — sie war für ihn ein Gewinn. Er fand Anschluß und Freundschaft in den literarischen Kreisen, Beziehungen, die sich in spätere Jahre fortsetzten; neben seiner Medizin konnte er sich einem Studium hingeben, das ihn schon seit lange anzog: dem der Geologie, das er in der *École des mines* mit Eifer betrieb. Schon in seiner Doktordissertation war diese Neigung hervorgetreten; sie behandelte »Die Mineralquellen in geologisch-chemischer Beziehung«. Auch später spielte die Vorliebe für Geologie eine Rolle in S.s Leben, als es sich um die Niederlassung zur Ausübung der ärztlichen Praxis handelte. In Karlsbad mit dem noch unerfaßten Wunder seines Sprudels, das dem Geologen unerschöpfliche Anregung gibt, hoffte S., seinem Lieblingsstudium nicht ganz entsagen zu müssen. Doch kam es nach der Rückkehr von Paris, die um 1850 erfolgte, nicht sofort zur Niederlassung als Badearzt. Es trat vorher noch eine Wendung ein, die wieder für das spätere Leben S.s von Bedeutung wurde; er übernahm es, einen nervenkranken, jungen Mann auf seinen ausgedehnten Reisen zu begleiten. Ein langer Aufenthalt in Rom, Fahrten durch ganz Italien, Südfrankreich, England und Deutschland brachten dem lebhaften, für alles Schöne empfänglichen Geiste S.s die

mannigfaltigste Anregung; aus dieser Zeit stammte wohl sein mit feinem Verständnis verbundenes, geradezu leidenschaftliches Interesse für bildende Kunst, das sich sowie die innigste Freude an der Musik, vor allem am Gesang, durch sein ganzes Leben wach erhielt und ihm eine Fülle des Genusses brachte. Im Jahre 1853 begann S. die ärztliche Tätigkeit in Karlsbad, die er mehr als 30 Jahre fortsetzte. Schon 1854 habilitierte er sich an der Universität Wien mit einer Schrift über die naturwissenschaftliche Bedeutung der Thermen. Allmählich trat dann ein Umschwung in der Richtung seiner Studien ein. Zunächst blieben sie dem speziellen Gebiete der Balneologie gewidmet; ihr Ergebnis war ein im Jahre 1857 erschienenes Kompendium der Heilquellenlehre, deren zweite Auflage unter dem Namen »Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Heilquellenlehre« 1862 erschien. Bald aber gewann das Interesse an klinischen Beobachtungen die Oberhand und leitete später zu allgemein physiologischen Fragen hinüber.

Die Art der Krankheitsfälle, die in Karlsbad zusammenströmen, die Wirkung der Thermen auf den kranken Organismus mußten die Gedanken des forschenden Arztes auf die Probleme des Stoffumsatzes im Gesunden und Kranken lenken. So kam es, daß S. nach beendigter Sommerpraxis das physiologische Institut von Karl Ludwig, das chemische Laboratorium von F. Schneider aufsuchte, um experimentell zu arbeiten. Erst waren es Stoffwechsel-Versuche über die Wirkung des Karlsbader Wassers und des Glaubersalzes, um die es sich handelte, dann aber griffen diese Arbeiten weiter aus und wendeten sich den wichtigsten, aber auch den schwierigsten Fragen der Stoffwechsellehre zu, bei deren Studium oft erst neue Methoden geschaffen werden mußten. Eine Reihe dieser Arbeiten befaßte sich mit der physiologischen Zersetzung der Eiweißkörper und namentlich mit der Frage, ob der Stickstoff, der bei dieser Zerlegung den Körper verläßt, nur in Form chemischer Verbindungen austritt oder ob ein Teil auch in gasförmigem Zustand durch Haut und Lunge ausgeatmet wird. In Gemeinschaft mit J. Nowak verteidigte S. die letztere Anschauung, die von Pettenkofer nnd Voit auf Grund ihrer Erfahrungen zurückgewiesen und später von Gruber durch exakte Versuche widerlegt wurde. Es ergab sich eine heftige Polemik; daß S. sich nicht geschlagen gab, seine Anschauung aber noch weiterer Stützen für bedürftig hielt, zeigt eine von ihm bei der Kaiserl. Akademie, der Wissenschaften errichtete Stiftung für eine Arbeit, die den angestrebten Beweis erbringen soll.

Die große Zahl von Diabetesfällen, die S. beobachtete, gab die Anregung zu einem genaueren Studium dieser damals noch wenig erforschten, das Interesse der Physiologen und Kliniker in gleich hohem Grade erregenden rätselhaften Stoffwechselstörung. S. war wohl der erste, der sich eingehend mit diesem Gegenstand befaßte, eine große Zahl von Beobachtungen sammelte und in einer Reihe von Abhandlungen mitteilte, daneben immer wieder die Methodik der Untersuchung kritisch prüfend und erweiternd. Es ergab sich, daß der Reichtum an Beobachtungsmaterial nach Zusammenfassung und klinischer Verwertung verlangte; so entstand das Buch: Der *Diabetes mellitus*, das in drei Auflagen, 1870, 1875 und 1893 erschien und allgemein freudige Aufnahme fand.

Bei der Art S.s, von seinen ärztlichen Erfahrungen aus zu physiolo-

gischen Gesetzmäßigkeiten, vom speziellen zum allgemeinen vorzudringen, mußte die Beschäftigung mit dem Diabetes zum Studium der Kohlehydratökonomie im lebenden Organismus führen, zu Fragen, die unter dem Einflusse Claude Bernards schon früh rege geworden waren, deren eingehende Bearbeitung aber in eine spätere Periode fiel und vom Beginn der achtziger Jahre an das Leben S.s bis an sein Ende ausfüllte.

Inzwischen hatten sich die äußeren Verhältnisse S.s immer günstiger gestaltet. Schon im Jahre 1859 wurde er zum außerordentlichen Universitätsprofessor für Balneologie ernannt, wohl der erste Badearzt, der je diese Würde erreichte. In Karlsbad war er bald der angesehenste und unbestritten berühmteste unter den Ärzten. Die Leidenden, welche ihn in großer Zahl aufsuchten, lernten in ihrem Arzt einen hochgebildeten, mit allen Gebieten der Kunst und der Literatur vertrauten, feinsinnigen und liebenswürdigen Mann kennen, den mit Vielen von ihnen bald nahe Freundschaft verband. Das Haus, das S. und seine Gattin führten, wurde berühmt durch seine Gastlichkeit wie durch die Namen derer, die dort verkehrten. Adalbert Stifter, Berth. Auerbach, Gervinus, Sabatier, Clara Schumann, Fanny Lewald, Stahr, Turgenjew, Laube, Lübke, Tolstoi, Graf Harry Arnim, Gust. Richter, Lord Amthill und viele andere waren seine Gäste, die immer wiederkehrten. Im Frühjahr und Herbst unternahm S. Reisen nach Italien, der Schweiz, an die See — Kunst- und Naturgenuß suchend und eine erfrischende Pause einschaltend zwischen der anstrengenden praktischen Tätigkeit des Sommers und der Vertiefung in seine wissenschaftlichen Studien. Die Wintermonate boten ihm die erforderliche Sammlung für diese Arbeiten, aber auch die Freude an der Musik und der Geselligkeit in einem trefflichen Freundeskreise, der Männer einschloß wie Hasner, Unger, Glaser, Arneth, Adolf Beer, Moritz Hartmann und den S. besonders nahe stehenden Th. Billroth.

Im Jahre 1884 verließ S. Karlsbad gänzlich, um sich uneingeschränkt der Arbeit zu widmen. Diese hatte immer dringlicher die Mittel eines eigenen Laboratoriums gefordert; zuerst in einem Raume der Universität, dann in einem Miethause richtete S. sich sein Wiener Privatlaboratorium ein; auch in der herrlich gelegenen Villa in Alt-Aussee, die S. nach dem Abschluß seiner Praxis erworben hatte, und in der er dann den Sommer zubrachte, mußte ein Zimmer diesem Zweck gewidmet werden.

Die Untersuchungen, welche S. am intensivsten beschäftigten und seine eigentliche Lebensarbeit ausmachten, stehen alle in Beziehung zu der Frage über die Bildung von Zucker im Tierkörper, einer der wichtigsten auf dem schwierigen Gebiete der chemischen Umsetzungen im lebenden Organismus. Sie steht in nahem Zusammenhange mit der weiteren Frage, welches Material es ist, das in den Muskeln bei ihrer Leistung, d. i. der Zusammenziehung, zersetzt wird, das ihnen also fortwährend durch den Blutstrom zugeführt werden muß. S. vertrat die Anschauung, daß die Leber ununterbrochen Zucker bildet, daß dieser in großer Menge dem Blute, welches die Leber durchströmt, mitgeteilt und so zu den Muskeln befördert wird. So einfach diese Lehre zu sein scheint, so schwierig war der Weg, der zu ihrer Festigung notwendig war. Sie rührt ursprünglich von Claude Bernard her, der in der Leber eine stärkemehlartige Substanz, das Glycogen, entdeckte, und dieses, das leicht in Zucker übergeht, als die Quelle des Leberzuckers ansah.

Unter dem Einflusse der Arbeiten Pavys war diese Anschauung wieder verlassen worden; S., anfangs selbst ein Anhänger Pavys, durch eigene Beobachtungen aber von der Zuckerbildung in der Leber als vitaler Funktion überzeugt, suchte sie auf dem Wege des Tierversuchs zu stützen und unangreifbar zu machen. Dabei zeigte sich die Unhaltbarkeit der Bernardschen Lehre von der Rolle des Glycogens bei der physiologischen Zuckerbildung und S. stellte die neuen Sätze auf: »1. Das Material für die Zuckerbildung sind die mit der Nahrung eingeführten Eiweißkörper und Fette; 2. der in der Leber gebildete Zucker bildet die ausschließliche Quelle für die Leistungen des Tierkörpers, für mechanische Arbeit und Wärmebildung.« Der Begründung dieser Lehrsätze war die mühevolle Arbeit voller zwanzig Jahre gewidmet; mit bewunderungswürdiger Ausdauer immer neue Seiten dem Problem abgewinnend, unendliche Schwierigkeiten überwindend und die zahlreichen Einwände durch stets erneute Versuche bekämpfend, bot S. noch in seinem Alter das Bild eines von jugendlichem Eifer erfüllten, von seinem hohen Ziel begeisterten Forschers. In der Form von Vorlesungen teilte er die Ergebnisse seiner Studien zusammenfassend in dem Buche: »Die Zuckerbildung im Tierkörper, ihr Umfang und ihre Bedeutung« mit. Das Werk erschien 1890 in erster, 1900 in zweiter Auflage. Ein kleiner Teil der die Zuckerfrage berührenden Originalabhandlungen war zusammen mit früheren Publikationen schon 1887 in dem starken Bande: »Studien über Stoffwechsel im Tierkörper« abgedruckt; eine neue Zusammenfassung mit den in verschiedenen Archiven zerstreuten späteren Arbeiten war daher erwünscht; sie erschien 1904 unter dem Titel: »Gesammelte Abhandlungen über Zuckerbildung in der Leber« und enthält 36 Arbeiten aus den Jahren 1877—1903, von denen die älteren (bis 1881) in Gemeinschaft mit F. Kratschmer ausgeführt sind.

Die höchste Befriedigung für den Forscher: allgemeine, unbeschränkte Annahme seiner Lehren blieb S. versagt; seine Arbeiten sind wiederholt bekämpft worden und noch sind nicht alle Zweifel besiegt. Physiologische Fragen wie die vorliegende lassen sich eben nicht immer mit derselben überzeugenden Sicherheit beantworten, wie dies etwa bei physikalischen oder rein chemischen Problemen möglich ist; bei Versuchen am Lebenden wird die Klarheit der Ergebnisse nur zu leicht durch die Reaktion des Organismus verschleiert und dem Bedenken, die beobachteten Erscheinungen könnten durch den Eingriff des Versuches beeinflußt sein, ist oft nur schwer zu begegnen. Die Arbeiten S.s werden trotzdem für die Frage der vitalen Zuckerbildung für alle Zeiten von der höchsten Bedeutung bleiben und auf diesem Gebiete muß sein Name neben den des großen Meisters Bernard gestellt werden. So wie diesem die Entdeckung des Glykogens, gelang S. noch in den letzten Jahren die Auffindung einer bisher nicht bekannten Substanz in der Leber, die mit der Zuckerbildung in naher Beziehung zu stehen scheint.

Den 1904 erschienenen gesammelten Abhandlungen schickt S. eine Einleitung voraus, die von allgemeinem Interesse ist; ihr seien einzelne Stellen entnommen. »Als ich vor mehr als einem Jahre meinen 80. Geburtstag feierte, schrieb mir ein befreundeter, hochgeschätzter Physiologe, die Natur sei mir ein hohes Alter schuldig gewesen, damit ich die volle Würdigung meiner ungewöhnlich lange verkannt gebliebenen wissenschaftlichen Errungenschaften erleben konnte. Und ein französischer Kollege, der auf dem Ge-

biete der Zuckerbildung im Tierkörper zahlreiche und wertvolle Arbeiten ausgeführt hat, schrieb mir, ich habe das Schicksal eines »Vorläufers« gehabt, der mit vielen herrschenden und oft klassischen Ansichten in Konflikt gerät; jetzt sei mir das Glück beschieden, daß die Anderen mir nachgekommen sind und das von mir Gelehrte als richtig anerkennen. Und so könnte ich mich meines Triumphes freuen, wenn das alles, was liebenswürdige Freunde mir sagen, seine volle Richtigkeit hätte. Aber dem ist nicht so. Es ist zwar eine mächtige Wandlung in den Anschauungen der Physiologen eingetreten, aber sie ist noch lange nicht so allgemein, wie es im Interesse der Wahrheit zu wünschen wäre.« »Ein englischer Schriftsteller schrieb einmal: »*the Paradoxes of to-day are the Commonplaces of to-morrow*« . . . . . speziell meine Lehre über das Bildungsmaterial des Zuckers, wiewohl sie auf zahlreiche Beweise sich stützte, wurde als paradox verschrien. Und heute nimmt das Thema über die Zuckerbildung aus Eiweißkörpern einen breiten Raum in den Forschungen der Physiologen und Chemiker ein; und die noch paradoxer erschienene Lehre, daß Zucker aus Fett gebildet wird, die ich durch Versuche, die ich mit Lebern anstellte, zu erhärten suchte, und die ihre kräftigste Stütze in unbezweifelten Vorgängen im Pflanzenleben fand, wird in Bezug auf die Leber durch vereinzelte positive Versuche bestätigt, während die parallelen Vorgänge im Pflanzenleben nicht als Stütze gelten gelassen werden, weil, was für die Pflanzen zu Recht besteht, nicht auch für den Tierkörper seine Geltung haben könne. Als ob die organischen Vorgänge nicht da und dort die gleichen wären und als ob die chemischen Bedenken nicht für den pflanzlichen Organismus ebenso berechtigt oder unberechtigt wären, wie für den Tierkörper.« »Die volle Erkenntnis meiner Lehre ist auf gutem Wege; die Einwürfe werden schüchterner und viele Lehrsätze, die von mir ihre Prägung erhielten, kursieren schon heute als gute Münze.«

Im hohen Alter von 79 Jahren erlebte S. die Freude, zum korrespondierenden Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften gewählt zu werden (1901). Im Herbst 1903 wollte er nach einem Aufenthalt in Meran wieder an die Arbeit gehen; eine Lungenentzündung warf ihn auf das Krankenlager; er überstand sie und schien völliger Genesung entgegenzugehen, doch seine Lebenskraft war gebrochen; langsam versagte der Körper immer mehr, und noch erfüllt von der Genugtuung, sein eben vollendetes letztes Werk selbst an die Freunde senden zu können, beendete S. sein arbeitsreiches Leben.

Nekrologe: Wiener klin. Wochenschr. 1904 Nr. 4 (Kolisch). — Wiener klin. Rundschau 1904 Nr. 4 (Strasser). — Ber. d. Kais. Akad. d. Wiss. über ihre Wirksamkeit und Veränderungen 28. Mai 1903 bis 21. Mai 1904 (S. Exner).

J. Mauthner.

v. Holst, Hermann Eduard, Universitätsprofessor der Geschichte, * 19. Juni 1841 in Fellin in Livland, † 20. Januar 1904 in Freiburg i. B. — v. H. war der Sohn eines baltischen Pfarrherrn aus alter livländischer Adelsfamilie. Frühzeitig zeigten sich bei ihm überaus rege geistige Fähigkeiten, aber auch die schwache Gesundheit, die ihn Zeit seines Lebens hemmen sollte. Er erhielt seine Schulbildung auf der Lateinschule seiner Vaterstadt. Die Universitätsjahre verlebte er in Dorpat (1860—1863) und Heidelberg, wo er sich besonders an L. Häußer anschloß und wo er 1865 promovierte.

Durch harte Arbeit und Entbehrungen erschöpft, hatte er 1864 seine Studien unterbrechen und Heilung von einem schweren Leiden in Algier suchen müssen. Nach seiner Promotion nahm er eine Hauslehrerstelle in einer deutschen Familie in Petersburg an, reiste aber in jenen Jahren viel, vor allem in Frankreich und Italien und zwar z. T. zu Studienzwecken, z. T. wegen seiner Gesundheit. Im Jahre 1867 machte er seiner Stimmung gegen den russischen Despotismus Luft, indem er eine Broschüre über das Attentat veröffentlichte, welches am 4./16. April 1866 gegen das Leben des Zaren unternommen worden war. In dieser Schrift wurden die russischen Zustände sehr offen gegeißelt und vor allem das Ministerium heftig getadelt. Sie wurde entscheidend für die zukünftige Gestaltung von v. H.s Leben. Er geriet nämlich durch sie in die Gefahr einer Versendung nach Sibirien, der er sich nur durch die Flucht entzog, und nun wendete er seine Schritte nach Amerika, dem Lande, dem in Zukunft der größte Teil seiner wissenschaftlichen Arbeit, viele Jahre praktischer Tätigkeit und sein halbes Herz gehören sollten. Im Juli 1867 traf er, arm, ohne Verbindungen, mit gebrochener Gesundheit in New York ein. Die ersten Zeiten seines amerikanischen Aufenthalts waren sehr harte. Um des Lebensunterhaltes willen mußte er, wie so viele Auswanderer, die gewöhnlichsten Arbeiten verrichten. Ja, nicht immer glückte es ihm, solche zu erlangen. Einmal, als er sich als Lastträger verdingen wollte, wurde er als zu schwach abgewiesen. Mit drei anderen Tagelöhnern teilte er dann ein dürftig möbliertes Zimmer. Er erzählte im späteren Leben gern von dieser Zeit, so z. B., daß er nur ein Hemd besessen und deswegen, so oft es gewaschen wurde, im Bett bleiben mußte. Eine Besserung seiner äußeren Verhältnisse trat ein, als er zunächst in sehr bescheidenem Umfang Zeitungskorrespondenzen zu verfassen bekam und vor allem, als er in einer Privatschule in Hoboken Lehrer der neueren Sprachen geworden war. Sogleich nahm er nun seine historisch-politische Tätigkeit wieder auf. Er begann an ein größeres Werk heranzutreten, das die Schandtaten des Absolutismus ins rechte Licht stellen sollte. Es erschien indessen nur ein Teil davon unter dem Titel »Federzeichnungen aus der Geschichte des Absolutismus« (Heidelberg 1868), in dem Ludwig XIV. behandelt wird. Es läßt sich bei der Lektüre dieses Schriftchens nicht verkennen, daß der Haß des Balten gegen den Zarismus es ihm damals noch erschwert hat, absoluten Monarchien überhaupt gerecht zu werden. Nach dieser Veröffentlichung trat übrigens das unmittelbare politische Urteil in seinen Werken mehr zurück. Von 1869 an ging es mit der äußeren Lebenstellung v. H.s schnell aufwärts. Er wurde Mit-Herausgeber von Schems Deutsch-Amerikanischem Konversations-Lexikon und ein sehr angesehener Zeitungskorrespondent; vor allem arbeitete er für die Kölnische Zeitung, daneben für den *New Englander* und die Nation. In jener Zeit unternahm er auch die große wissenschaftliche Arbeit, welche sein Leben zum guten Teile ausfüllen sollte. Drei Bremer Kaufleute hatten damals den Gedanken ergriffen, auf literarischem Wege einen richtigeren Begriff von amerikanischem Leben und amerikanischen Einrichtungen in Deutschland zu verbreiten, als er sich gemeiniglich fand. Sie dachten dabei an einige solide Zeitungs- oder Zeitschriften-Aufsätze. Mit ihrer Abfassung sollte der bekannte Deutsch-Amerikaner Friedrich Kapp, ein Freund v. H.s, betraut werden. Er lehnte aber ab und empfahl, ebenso

wie Heinrich von Sybel, auch er ein Freund v. H.s, letzteren für diese Aufgabe. An Stelle dieser Aufsätze aber entstand allmählich v. H.s Lebenswerk, »Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten«, welches leider Fragment geblieben ist. Mit deutscher Gründlichkeit nämlich erkannte v. H. immer deutlicher, daß es ihm durchaus unmöglich sei, über das Amerika der Gegenwart bestimmte Urteile abzugeben, ohne seine Geschichte aufs genaueste studiert zu haben. Das aber führte ihn immer weiter und schließlich zu den außerordentlich umfassenden und gründlichen Studien, deren Früchte wir nun besitzen. — Inzwischen hatte sich v. H. auch am politischen Leben der Vereinigten Staaten mit der ihm eigenen Energie und Leidenschaftlichkeit beteiligt.

Da, als er gerade im Begriff war, das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben, trat, etwa fünf Jahre nachdem er in New York gelandet war, wieder eine bedeutsame Wendung in seiner Laufbahn ein: Im Jahre 1872 erhielt er ein Extraordinariat für amerikanische Geschichte und Verfassungsgeschichte in Straßburg. Zwei Tage, ehe er Amerika verließ, vermählte er sich mit Miß Anna Isabella Hatt, der Tochter eines Baptistenpredigers, und schuf so die Grundlage für sein häusliches Glück, das ihm den Rest seines Lebens treu blieb. In Straßburg verfaßte v. H. den ersten Band seines Lebenswerks. Kurz nach seinem Erscheinen erhielt er einen Ruf als Ordinarius der neueren Geschichte nach Freiburg i. B., den er annahm (1874). Hier gründete er sich auf lange Jahre ein Heim. Freiburg war damals noch ungefähr auf dem Tiefstand seiner Frequenz und zählte nur gegen 300 Studenten. Es begann aber gerade damals das rapide Wachstum dieser Universität, welches v. H. während seiner 18jährigen Wirksamkeit an ihr beobachten und befördern konnte. In Freiburg entfaltete er eine sehr fruchtbare akademische und literarische Tätigkeit. Hier sammelte er eine stets wachsende Zahl von Zuhörern um sich. Hier verfaßte er, abgesehen vom ersten Bande, sein Lebenswerk. 1887/88 war er Prorektor. Seit 1881 war er Mitglied der badischen ersten Kammer, zuerst durch das Vertrauen des Großherzogs berufen, seit 1883 als Vertreter der Universität. Zeitweilig war er Vizepräsident dieser Kammer. Die Pflichten, die ihm als Kammermitglied erwuchsen, nahm er außerordentlich ernst. Mehrfach kam es vor, daß er, entgegen dem Rate des Arztes, sich von seinem Krankenlager erhob, um nach Karlsruhe zu reisen und dort eine Kammerrede zu halten. Auch so hat er rücksichtslos das Opfer seiner Gesundheit gebracht. Die Beziehungen zu Amerika aber wurden mit Eifer aufrecht erhalten. Einerseits zog v. H. eine Reihe amerikanischer Studenten nach Freiburg, anderseits besuchte er von hier aus zwei Mal die Vereinigten Staaten, und zwar zum ersten Male 1878/79, nachdem ihm die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin eine bedeutende Summe für Studien für sein großes Werk bewilligt hatte. Damals wurde er überall sehr warm aufgenommen und erfreuliche Vergleiche mit seiner ersten Ankunft in Amerika, elf Jahre vorher, drängten sich ihm auf. 1883 dann weilte er als geladener Gast in den Vereinigten Staaten, um der Vollendung der Northern Pacific Eisenbahn beizuwohnen. Bei beiden Gelegenheiten hielt er einige Vorlesungen an amerikanischen Universitäten (Johns Hopkins, Cornell, Harvard). Lange Zeit konnte er sich indessen nicht entschließen, die Berufungen, welche aus Amerika an ihn drangen, anzunehmen. Zwei Mal (1879 und 1880) suchte

die Johns Hopkins Universität ihn zu gewinnen und im Jahre 1881 auch die Clark Universität unter sehr günstigen Bedingungen. In den letzten Jahren seiner Freiburger Tätigkeit wandte er sein Interesse in noch verstärktem Maße der Politik zu. 1890 kandidierte er sogar in Freiburg für den Reichstag, wobei er indessen, wie er vorausgesehen hatte, gegenüber dem Zentrumskandidaten unterlag. — Endlich im Jahre 1892 gelang es einer amerikanischen Universität, v. H. zu gewinnen. Es war die von Chicago, die ihm sehr günstige Bedingungen bot. Nach langem Zweifeln nahm er den Ruf an. In Chicago war er in denselben Richtungen tätig, wie in der alten Heimat, nur daß wohl das Politische noch mehr hervortrat. Wie das in Amerika nicht anders zu erwarten war, machte er dabei mit dem Verhalten anders gesinnter Blätter üble Erfahrungen. Er vertrat, wie billig, besonders energisch die Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität, so z. B. 1895 den Arbeiterorganisationen gegenüber, denen er vor allem vorwarf, daß sie das positive Recht mißachteten und also einen neuen Despotismus einzuführen trachteten. Sodann ergriff er in eindrucksvoller Weise Partei in der auswärtigen Politik, als Gegner des Imperialismus. Er kämpfte hier in den vordersten Reihen einen verlorenen Kampf. Gelegenheit dazu bot ihm die Frage der Annexion von Hawaii. Ebenso tadelte er heftig die venezolanische Politik Clevelands. Alles dies geschah aus den Gedankengängen eines Liberalen der alten Schule heraus. Unter allen Anstrengungen seiner amtlichen und der freiwillig übernommenen Tätigkeit brach aber sein von Jugend an zarter Körper frühzeitig zusammen. Schon 1896/97 mußte er sich zum Zwecke der Erholung auf ein Jahr beurlauben lassen. Allein er kehrte fast schwächer nach Chicago zurück, als er es verlassen hatte. In der Folge verließ er sein Krankenlager oft nur, um seine Vorlesungen zu halten. 1899 mußte er um seinen Abschied einkommen, da an ein weiteres Arbeiten für ihn nicht zu denken war. Die Universität Chicago ehrte ihn aber dadurch, daß sie ihn zwar von seinen Pflichten entband, ihm aber den Abschied nicht bewilligte. 1900 kehrte v. H. nach Freiburg zurück. Seine dortigen Freunde konnten aber, abgesehen von gelegentlicher kurzer Besserung, doch nur Zeugen seiner mannigfaltigen und schmerzhaften Leiden und seines langsamen Endes sein. In Momenten, in denen ihm seine Krankheit einige Ruhe ließ, freilich zeigte er die alte geistige Frische und sein vielseitiges Interesse. Am 20. Jan. 1904 erlöste ihn, für die Angehörigen fast unmerklich, ein sanfter Tod von seinen Leiden.

v. H.s Bedeutung als akademischer Lehrer beruhte in erster Linie auf seiner eindrucksvollen und feurigen Beredsamkeit. Durch sie ward es ihm zuteil, daß er, gerade auch in seinen großen Vorlesungen, Zuhörer in so außerordentlich hoher Zahl um sich versammelte, wie es in diesen Zeiten des abnehmenden historischen Interesses selbst an größeren Universitäten nur ganz wenigen Fachgenossen beschieden war oder ist. Aus allem, was er sagte, sprach seine kernige, etwas eckige Persönlichkeit, welche in reizvoller Weise die Art des Balten mit ausgeprägter Eigenart verband. Der Zuhörer hatte vor allem den Eindruck von unerschrockener Wahrheitsliebe und großer Kampfesfreudigkeit. »Der eine bedeutende Eindruck, den er hinterließ,« urteilt sein Chicagoer Freund und Kollege, der Nationalökonom Laughlin, »innerhalb und außerhalb der Universität, war der einer großen moralischen

Kraft.« — v. H.s Bedeutung als Historiker liegt hauptsächlich auf dem Gebiete der Geschichte der Vereinigten Staaten. Ihr widmete er, wie schon hervorgehoben wurde, den weitaus größten Teil seiner Arbeitskraft. Sein Lebenswerk ist freilich leider Fragment geblieben. Während das Ganze ursprünglich drei Teile umfassen sollte, hat v. H. nur einen Teil des ersten Teils in fünf Bänden hinterlassen unter dem Titel: »Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika« (1873 bis 1891); die letzten vier Bände führen außerdem den Untertitel: »Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jacksons 1—4«. Die Erzählung führt bis 1860/61, d. h. bis zur Zerreißung der Union vor dem Bürgerkrieg. Das Werk behandelt hauptsächlich zwei Fragen von kapitaler Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten: Die Frage des Verhältnisses der Einzelstaaten zur Union und die Sklavenfrage. Seiner Persönlichkeit entsprechend, ergriff v. H. in beiden Fragen energisch Partei und zwar aus den Ideenkreisen des Liberalen, des Kämpfers für die Einheit und die Freiheit heraus, also für die zentralistische Richtung des Verfassungslebens einerseits, gegen die Sklaverei anderseits. Nach dem Urteil amerikanischer Historiker, so z. B. seines Nachfolgers Jameson, hat er die historische Kraft und den politischen Wert des »einzelstaatlichen« Standpunktes unterschätzt, und die Vorliebe der Staatsmänner des Südens für die Sklaverei überschätzt, d. h. ihre Handlungen zu ausschließlich aus diesem Motive hergeleitet. Das kann natürlich den hohen Wert dieses bedeutenden Werkes nur wenig beeinträchtigen, das schon durch die Bezwingung eines ungeheuren Materials, z. B. auch die systematische Heranziehung der sonst so oft vernachlässigten Zeitungen, grundlegend bleiben wird, wenn es auch, schon weil es Fragment geblieben ist, als abschließend nicht bezeichnet werden kann. Wie gut v. H. bei aller Lebhaftigkeit des Empfindens es verstand, auch dem Andersdenkenden gerecht zu werden, zeigt seine Monographie über John C. Calhoun (1882), den konsequenten, ja leidenschaftlichen Verteidiger der Sklaverei und Anhänger der Staatensouveränität, dessen geistige und sittliche Bedeutung er durchaus anerkennt und mit Wärme schildert. v. H. gehört als Historiker wie Sybel, mit dem er befreundet war, durchaus in die Reihe derjenigen Männer, welche vom lebendigen politischen Interesse aus an die Geschichte herantreten. Auch er hat seinen Stoff nach politischen und sittlichen Gesichtspunkten verarbeitet. Daß mit einer derartigen Richtung sich der ernsteste Drang nach reiner Erkenntnis verbinden kann, wenn er sich damit auch nicht zu verbinden braucht, liegt auf der Hand. — Mit der Erforschung der Geschichte der Vereinigten Staaten wird v. H.s Name dauernd verknüpft bleiben.

Es folgt ein Verzeichnis der wichtigsten historischen und historisch-politischen Arbeiten v. H.s, dem der Anspruch auf Vollständigkeit aber ferne liegt: Das Attentat vom 4. April 1866 (16. April) in seiner Bedeutung für die Kulturgeschichte Rußlands. Eine kulturhistorisch-politische Studie. Leipzig (Petersburg) 1867. — Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus I. Heidelberg 1868. — Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika, I. Teil. Staatensouveränität und Sklaverei. Düsseldorf 1873. — I. Teil, 2. Abteilung. Von der Administration Jacksons bis zur Annexion von Texas. Berlin 1878. — I. Teil, 3. Abteilung. Von der Annexion von Texas bis zum Kompromiß von 1850. Berlin 1881. — I. Teil, 4. Abteilung. Vom Kompromiß von 1850 bis zur Wahl Buchanans. Berlin 1884. — I. Teil, 5. Abteilung. Von der Inauguration Buchanans bis zur Zerreißung der Union. Berlin 1891. — Band II—V führen den Nebentitel:

Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jacksons. Band I—IV. — Engl. Übersetzung unter dem irreführenden Titel: *Constitutional and Political History of the United States of America.* 5 Bde. Chicago 1876ff. — Charles Sumner, Preuß. Jahrb. 1875. — Das *Ancien Régime* in Canada. Ebd. 1876. — Zur Jubelfeier der Vereinigten Staaten von Amerika. Ebd. 1876. — Toussaint l'Ouverture. Ebd. 1877. — John Brown. Ebd. 1878. — Zur Geschichte und politischen Bedeutung des Blandschen Silbergesetzes. Ebd. 1878. — John C. Calhoun. Boston 1882. — Franz Lieber. Preuß. Jahrb. 1883. — Friedrich Kapp. Ebd. 1885. — Das Staatsrecht der Vereinigten Staaten von Amerika. Freiburg i. B. 1885 [in Marquardsens Handbuch des öff. Rechts (IV, Halbbd. I, Abt. 3)]. — Was ist und wie entsteht Verfassungsrecht in den Ver. St. von Amerika? Archiv für öff. Recht 1887. — Das Verfassungsrecht der Ver. St. im Lichte des englischen Parlamentarismus. Freib. Progr. 1887. — Über eine Reform des Universitätsstudiums in »Reden, gehalten bei der Prorektorats-Übergabe«, Freiburg 1887. — Die amerikanische Demokratie in Staat u. Gesellschaft Histor. Zeitschr. Bd. 64 (1890). — *The French Revolution tested by Mirabeaus career, 12 lectures delivered at the Lowell Institute Boston Mass.* 2 Bde. Chicago 1894.

Quellen: Mitteilungen, welche mir die Witwe v. Holsts freundlichst machte, sowie handschriftliches Material, das sie mir zur Verfügung stellte, darunter u. a. Trauerreden, gehalten am 22. Jan. 1904 in Freiburg von Herrn Dekan Hasenclever u. Herrn Hofrat Himstedt, Dekan der philosophischen Fakultät; Worte, gesprochen am Sarge Holsts auf dem Heidelberger Friedhof am 23. Jan. 1904 von Erich Marcks in nachträglicher Niederschrift. Ferner zahlreiche Mitteilungen von v. H.s Freiburger Kollegen und Freunden. Rede, gehalten in der badischen ersten Kammer am 23. Januar 1904 von Herrn Geh. Hofrat Rümelin, Vertreter der Universität Freiburg. Schließlich die Reden, welche bei der Überreichung des Porträts v. H.s an die Universität Chicago am 14. Oktober 1903 gehalten wurden; darunter vor allem die des Historikers Jameson (*»Professor v. Holst as Historian«*) und die des Nationalökonomen Laughlin (*»Life and Character of Professor v. Holst«*), gedruckt in *University Record of the University of Chicago, vol. 8, No. 6* (Oktober 1903).

Adalbert Wahl.

Tanera, Karl, Königlich bayerischer Hauptmann, Schriftsteller und Tourist, * 9. Juni 1849 zu Landshut, † 5. Oktober 1904 in Lindau. — T. besuchte die Gymnasien zu Regensburg und Speyer, trat 1866 bei Ausbruch des Krieges gegen den Wunsch seiner Eltern in das königlich bayerische Heer, wurde wegen seiner Jugend nicht in die Feldarmee, sondern in Germersheim eingereiht, hatte aber bei Ausbruch des französischen Krieges 1870 als Leutnant reichlich Gelegenheit, beim Armeekorps von der Tann an 19 Schlachten und Gefechten, bei Weißenburg, Wörth, Spichern, bei Beaumont und Sedan, teilzunehmen, wo er den bayerischen Militärverdienstorden erhielt. Bei Orleans und Coulmiers kam T. als Ordonnanzoffizier beim Brigadestab tüchtig ins Feuer, wofür er an seinem »schwersten und schönsten Tag« das eiserne Kreuz, aber bald darauf vor Paris einen schweren Schuß in den linken Arm bekam. Leidlich hergestellt, war T. bei der Kapitulation von Paris und dem Einzug in die Stadt, welche ihm so gut gefiel, daß er bis 1893 fünfundzwanzigmal dieselbe besuchte. Mit ganzer Seele Soldat und im Vollgefühl der »schönen, charakterbildenden Seite des Krieges« genoß nun T. bei der anderthalbjährigen Okkupation in Sedan und Rocroi die »fröhliche, lustige Leutnantszeit« in vollen Zügen mit dem sonnenhellen Sinne der Jugend, welche er, ebenso wie seine Kriegserlebnisse, in flüssiger Weise und blühender Darstellung schilderte. Sein »Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers« (zuerst 1887 bei C. H. Beck in München) betiteltes Buch machte ungewöhnliches

Glück und erlebte bis 1902 neun Auflagen (darunter auch eine von Ernst Zimmer 1895 illustrierte Edition), womit er seinen wohlverdienten Schriftstellerruhm begründete. Dadurch erwarb T. die Mittel, seinem Drang, die Welt kennen zu lernen, zu genügen und auf immer weiter ausgedehnten Fahrten und Reisen durch Frankreich, Italien, England, Belgien, Holland, Österreich, Ungarn, Polen und Nordafrika, zuletzt noch nach Indien und Japan und dann Rund um die Welt, seiner nimmermüden Feder neue Stoffe zuzuführen. Nach 1873 trat T. in württembergische Dienste, besuchte die preußische Kriegsakademie, worauf nach dreijährigem Aufenthalt in Berlin 1882 eine Berufung zur kriegsgeschichtlichen Abteilung des großen Generalstabs in der deutschen Reichshauptstadt erfolgte. Inzwischen war T. zum Hauptmann und Kompagniechef befördert worden, doch ließ er sich 1887 zur Disposition stellen, behielt seinen Wohnsitz meistenteils in Berlin, erwarb ein hübsches Landhaus an den Ufern des Starnbergersees, von wo aus T. auf immer neuen Reisen der stets wachsenden Wanderlust folgte. In dieser reizenden Muße verfaßte er nicht allein eine Reihe kriegsgeschichtlicher Arbeiten, sondern verbuchte auch seine touristischen Eindrücke, sogar in Romanform und betätigte sich mit umfangreichen Beiträgen zur »Bildung und Belehrung der Jugend.« So entstanden z. B. »Der Roman eines Lieutenants« (1889), »Offizierleben in Krieg und Frieden« (1889), »Die Kunstschützin« (1890), »Aus dem Soldatenleben« (1892), »Heiteres und Ernstes aus Altbaiern« (1895), dann begründete er unter Beihilfe von Mitkämpfern und Autoren (wie Steinbeck und Pressentin) eine in sieben Abteilungen und in fünf Auflagen vorliegende Volks-, Schul- und Militär-Bibliothek (München bei Beck) und bearbeitete in gleicher Weise die »Kriege Deutschlands von Fehrbellin bis Königgrätz«.[1]) Andere Arbeiten T.s waren der Bericht über »Die erste französische Loire-Armee« (Berlin und Leipzig 1878), »Die Schlachten von Beaumont und Sedan« (mit 1 Karte, 2. Aufl. 1888), »Weißenburg, Wörth, Spichern« (mit 4 Karten, Nördlingen 1888—1896 in 5 Auflagen); »An der Loire und Sarthe« (mit 1 Karte, Nördlingen 1889—96 in 4 Auflagen), das Lebensbild »Von der Tann, ein deutscher Held« (Regensburg 1896, im Auftrage des Komitees für die »Errichtung eines General Ludwig v. d. Tann-Denkmals« zu Tann im Rhöngebirge). In rein belletristischer Weise betätigte sich T. mit den »Manöverskizzen aus dem friedlichen Krieg« (2. Aufl. 1891) und mit dem im französischen Kriege spielenden Roman »Schwere Kämpfe« (Hof. 1897). Dann löste er die von Hirths »Jugend« gestellte seltsame Preisaufgabe, die »Geschichte des Krieges 1870—71« in achtzehnhundert und siebenzig Worten zu schreiben (abgedruckt 1896 in Nr. 3 der genannten illustrierten Zeitschrift). Schließlich ging T. auch noch auf das ohnehin schon sehr üppig bebaute Gebiet der belehrenden Leseliteratur »Für die

[1]) Eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer (München bei Beck) I: Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV. (1672—1714, mit 3 Karten und 3 Schlachtplänen 1871). II. III: Die Kriege Friedrichs des Großen. 1. Erster und zweiter schlesischer Krieg. 2. Der siebenjährige Krieg. IV. V: Die Revolution und napoleonischen Kriege. 1. Von Valmy bis Austerlitz (1792—1803). 2. Von Jena bis Moskau (1806 bis 1812). 1893. VI. VII: Die Befreiungskriege. 1. 1813 (mit 2 Karten). 2. 1814 und 1815 (mit 1 Karte). 1893. VIII. IX: Die deutschen Einigungskriege. 1. Schleswig-Holstein meerumschlungen (1848—64) mit 2 Karten. 2. Der Krieg von 1866 (mit 2 Karten). 1894.

reifere Jugend« über und verfaßte eine ganze Bibliothek dickbändiger Erzählungen, deren Tendenz gewiß wohlwollend, die Ausführung aber eine zu redselige und breite wurde, so daß der Verfasser in den naheliegenden Verdacht der geschäftsmäßigen Vielschreiberei geriet. Dazu gehören z. B. »Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett«, »Raupenhelm und Pickelhaube«, »Heinz, der Brasilianer«, »Deutschlands Kämpfe in Ostasien«, »Rastlos vorwärts« (Erlebnisse eines jungen Luftschiffers in Europa und Amerika), »Nser-ben-Abdallah, der Araberfritz, Erlebnisse eines deutschen Knaben unter den Arabern«, »Kismet Kurt Röders, Erlebnisse eines jungen deutschen Malers in Ägypten, Palästina und Syrien« — alle mit Karten und Illustrationen ausgestattet »*in usum Delphini*«. Während T. in bester Absicht seine Autopsie zur Belehrung junger Leser zu verwerten, dort mehr oder minder in die Fußstapfen von Jules Verne und Karl May trat und mit unerhörten Ereignissen die hungernde Neugierde fütterte, sammelte er in den vornehm, mit geistreichen Croquis von Damenhand (Henny Deppermann) ausgestatteten Reiseskizzen »Aus drei Weltteilen« (Berlin 1898, Verlag des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur) eine bunt zusammengewürfelte, ansprechende, oft sehr anmutende Reihe von Tagebuchblättern, Eindrücken (auch in gebundener Form) aus seinen auf Streifzügen in Europa, Asien und Afrika eingeheimsten Erfahrungen, denn »Reisen erquickt, macht gesund, lehrt und erzieht«. Sprunghaft geht es die Kreuz und Quer vom Kochel- und Walchensee zur *Via mala*, in den Schloßpark von Berg, zur Walhalla (wo der treffliche Freiherr von Warsberg einmal, unvorsichtig eingeschlossen, unfreiwillig eine Sommernacht verbrachte),[1]) vom Nordkap nach Abbazia, auf die Akropolis von Athen, nach Amalfi und in die Certosa bei Florenz (wo T. einen alten Garibaldianer als Mönch gefunden haben will, also ganz ähnlich, wie Adolf Pichler in seiner herrlichen in Pistoja spielenden Epe »*Fra Serafico*« 1879 berichtet), nach Verona und die einzige »*Piazza d'erbe*« — deren Zauber Adolf Menzel und der leider schon am 24. Dezember 1904 verstorbene Gustav Bauernfeind mit farbiger Kunst im Bilde festhielt[2]) — über Venedig nach Capri (wo eine Künstlernovelle erzählt wird) nach den »Schätzen des Sultans«: ein reichliches »*Pêle-mêle*« für literarische Feinschmecker. Dann wendet er sich nach Algier, das T. neunmal besucht haben will: er schildert die französische Saharabahn, welche der Schlachtenmaler Theodor Horschelt freilich nimmer erlebte; wie dieser besuchte auch T. die Oase *el Kantara* und den »*Fum-es-Sahara*« (den »Mund der Wüste«, wo Ludwig Schneller[3]) eine so denkwürdige Begegnung erlebte), das farbige Tunis und das Museum *Alaoni* im Bardo, das Felsennest Constantine, den *Jardin d'Essai* mit seinen erquicklichen Brunnen und schönen Frauen; darauf folgt ein Wettrennen von Eseln, Negern, Kamelen und Pferden in Luxor und ein poetisch angehauchter »Abend bei Assuan« am ersten Nilkatarakt. In »Asien« berichtet T. vom Auszug der Mekka-Karawane aus Damaskus, besuchte Baalbek, verlebte einen Morgen

---

[1]) Vgl. Alex. Frhr. v. Warsberg (* 30. März 1836, † 28. Mai 1889), Nachgelassene Schriften, Wien 1892 und »Allgemeine Deutsche Biographie«, 1896, 41, 182 ff.

[2]) Vgl. dessen Nekrolog in diesem Jahrgang.

[3]) Vgl. das lehrreiche Buch »Bis zur Sahara« von Ludwig Schneller (Leipzig 1905), S. 52 ff.

»Am Fuße des Hermon« und besichtigte das neuerdings zur kunsthistorischen Kenntnis gebrachte Pergamon. Dann folgen die zuerst in den »Münchener Neuesten Nachrichten« publizierten Reisebriefe seiner Fahrt nach Indien usw.

Gleichsam als erweiterte Fortsetzung erschien T.s »Weltreise«, abermals mit Illustrationen der Henny Deppermann (Berlin 1903 im Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur). Diesmal wurde Indien eingehender und auf weiteren Wegen besucht, auch China und Japan. In Tokio sah er den Einzug des Kaisers, fuhr nach Nikko und an den Chuzenji-See, welcher unseren Berichterstatter ganz an den baiwarischen Walchensee mit dem Urfeld-Gasthaus und den obligaten Saiblingen erinnerte; in Yokohama erlebte T. ein Erdbeben, auch tanzte er auf einem flotten Ball. Die Ansichten des Reisenden über die Charaktereigenschaften der Japaner — T. machte allerlei, nicht immer angenehme Erfahrungen über den Hochmut und die Unwissenheit der dortigen Beamten — mögen sich seit 1902 wohl rektifiziert haben; dagegen rühmt er das Ansehen, welches die deutschen Kaufleute in Asien genießen. Die Reinlichkeit und Tapferkeit der Japaner wird gelobt und ihr praktischer Sinn und Fleiß; Yokohama war vor fünfzig Jahren noch ein versumpftes Fischerdorf, nun eine blühende Handelsstadt mit 200 000 Einwohnern. Wie würde erst heute sein Urteil lauten! Die darauf folgende Fahrt nach Amerika, über den »stillen Ozean«, der gerade in stürmischer Laune, den schroffsten Gegensatz seines Namens bildete, war mehr als unerquicklich. In Kalifornien wurde der in der Heimat als Alpinist wenig bekannte T., stehend auf einer in das Yosemite-Tal hinausragenden 1443 Meter hohen Steinplatte auf dem schönsten Aussichtspunkt über den *Glacier Point* photographiert; eine Kopie davon ist seinem Buche beigegeben. Daß er unter den Niagarafällen eine Promenade machte, ist selbstverständlich. — Während ihn die landschaftliche Großartigkeit entzückte, ist er weniger von den Amerikanern erbaut. Die Rückreise und Heimkehr bietet gerade nichts Neues. T. sieht vorwiegend mit dem Auge des Poeten und Malers, des Naturfreundes und Ethnographen — bisweilen dilettiert er sich in die frühere historische Vergangenheit zurück, kommt aber über Hackländer, Gerstäcker und Hesse-Wartegg nicht hinaus. Damit war sein Programm erschöpft. Ein projektiertes Buch über Italien, Spanien, Portugal, Norwegen blieb er uns schuldig, kaum zum Schaden der Leser. »*Ultra posse nemo obligatur*«. Seine in unmittelbarer Frische erzählten Kriegserlebnisse hatten ihm einen Namen gemacht; von der Gegenwart über anderen Erscheinungen schon wieder vergessen und später vielleicht wieder ausgegraben zur wärmeren Ergänzung der lapidaren Geschichte gewann T. einen Namen, welcher den auf das touristische Gebiet übersiedelnden Autor begleitete; aber derselbe war hier ohne alle wissenschaftliche Vorbildung ausgezogen, keines bestimmten Faches Meister oder auch nur beiläufiger Kenner, nur als »*traveller*« mit dem roten Bädeker, um auch mal nett darüber plaudern und erzählen zu können. Eine gewisse Reisemüdigkeit bemächtigte sich des immer zu weiteren Radien ausfliegenden Wanderers. Er war, obwohl immer noch frisch, aber doch nicht mehr neu genug, die Leser anzuregen und zu unterhalten. Ein echter Globetrotter. Hatte er doch, wie er beinahe wehmütig klagt, alles gesehen. T. »fuhr oftmals durch den Suezkanal, durchwanderte Sizilien, kannte Genua von außen und innen, war dutzendmale in Neapel, in Paris, Algier, hatte die Alpen nach allen Seiten

kennen gelernt, den Atlas, den Libanon und asiatischen Olymp, sah die Gebirge Norwegens in fast allen Teilen des Landes, dann 1897 die Himalayagruppe vom Gaurisankar *(Mount Everest)* über den Kanchinjanga bis zum Donkia und Chumalari, hatte auf dem reizenden, von den Engländern 1835 gegründeten Kurort Darjeeling Luft gekneipt, alle Menschenschattierungen beschaut, sogar die häßlichen zur mongolisch-tartarischen Familie gehörigen Bhutias, die aus Nepal, Sikkim und Tibet stammenden Lepchas und Limbus, arme Leute, aber immer heiter, zufrieden und fröhlich, »weil es dort keine Tiger mehr gibt, dafür aber — die wunderbarste Aussicht«; erst wie ein »*povero pittore*«, der jede Lira sechsmal umdreht — und dann als Sybarit, »Erstklassiker in Bahn, Schiff und Hôtel«. Und das alles dankte T., wie er in seiner »Weltreise« (1903 S. 249) ruhmredig verkündet, einzig — »seiner Feder». Und zwar ohne Vaudeville-Lustspiele oder Tragödien geliefert zu haben — auch mit Nekrologen befaßte er sich niemals! Doch betätigte er sich auch journalistisch und durch Wandervorträge, wozu er von allen Seiten wetteifernde Einladungen erhielt, wie ehedem auch Karl Stieler. Er trug dann unermüdlich seine Erzeugnisse und Erlebnisse vor, immer in neuer Form, als wäre die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden. Ein übrigens an die Zeit der Minstrels erinnernder moderner Modus. Auf einer solchen Fahrt nach Lindau, wo T. über seinen Ritt durch die Mandschurei »vortragen« wollte, berührte den Rastlosen ein Schlaganfall, man fand ihn sprach- und bewußtlos im Coupé. Zu Lindau veratmete er trotz aller ärztlichen Kunst. Feierlichst und unter militärischen Ehren und patriotischen Deputationen wurde der Sarg von der Inselstadt nach St. Gallen zur Feuerbestattung gebracht und, nach einer nicht unglaublichen Version, die Aschenurne still im Starnbergersee versenkt! — Seine Ehe mit Johanna Junge blieb kinderlos. Er war eine schöne, würdevolle, selbstbewußte Erscheinung, ein Selfmademan mit dem ganzen Aplomb eines literarischen Parvenu. Er gab sich, gleich Franz Dingelstedt, im Bewußtsein seines Wertes mit huldvollem Herablassen, wie ein mediatisierter Fürst. Daß er am Starnbergersee unter seinem indischen Tropenhelm prunkte, gehört zur Vervollständigung des Porträts. Hatte denn auch ehedem Emanuel Geibel an die übrigen »Zwanglosen« das Ansinnen gestellt, sich bei seinem Eintritt in den Saal von ihren Sitzen zu erheben! T.s letzte Arbeit behandelte den »Russisch-japanischen Kampf um die Vorherrschaft im Osten« und zwar »Das Vorgehen der Japaner gegen Port Arthur und die Besetzung von Korea« (Lahr in Baden bei Groß und Schauenburg) mit Illustrationen von E. Zimmer und dem Portrait des inzwischen verstorbenen Verfassers; die Fortsetzung ist einer berufenen Feder anvertraut.

Hyac. Holland.

Zettel, Karl, Prof. Dr., Dichter, * 22. April 1831 in München, † 30. Dezember 1904 ebendaselbst. — Als der Sohn schlichter Bürgersleute, welche das Gewerbe von Hans Sachs' Eltern, die bekanntlich keine Schuhmacher waren, ausübten, kam Z. zum Studium, absolvierte Lateinschule und Gymnasium mit erster Note, trieb philosophische Studien an der Universität, bei dem später noch mit dankbarster Erinnerung gefeierten Ernst von Lasaulx, welcher ihm die innere Schönheit der Antike gründlichst erschloß, und verlegte sich bei Thiersch, Spengel und Prantl ganz auf die klassische Philologie, in deren

grammatikalische Tricks Z. seminaristisch eingedrillt wurde — ein Verfahren, welches ihm um so weniger genügte, als der junge Poet damals schon seine Schwingen zu erproben versuchte. Indeß bestand der angehende, zeitweise auch sehr sarkastische Lyriker, glückhaft das Staatsexamen, durchkostete, da der üppige Vorrat von Lehramtsaspiranten genügend Zeit bot, die Süßigkeiten eines hofmeisterlichen Pädagogen, bis er als Assistent (1856) und Studienlehrer (1859) am Gymnasium zu Eichstätt die ersehnte Verwendung fand. Erst 1870 erfolgte die lang gewünschte Übersiedelung nach München, worauf Z. 1871 zum Professor für deutsche Sprache und Literatur an das Realgymnasium nach Regensburg befördert und durch Aufhebung dieser Anstalt zum Professor am neuen humanistischen Gymnasium daselbst ernannt wurde. Dort entwickelte der fleißige und ehrgeizige Mann eine vielseitige Tätigkeit, bis ihm ein schweres, chronisches Leiden die erbetene Pensionierung 1886 mit dem Ausdruck der allerhöchsten Anerkennung brachte. Als Fachschriftsteller beschäftigte sich Z. an den 1864 von Wolfgang Bauer († 31. Dezember 1880) begründeten »Blättern für das bayerische Gymnasialschulwesen«, schrieb 1864 ein heute noch beachtenswertes Programm »Über Pflege des mündlichen Vortrags« und publizierte über seinen Lieblingsschriftsteller die Abhandlung »*Quaestionum Theocritearum specimen*« (1867), welche durch das Elaborat üb e »Theokrits Humor« in dessen mimischen und bukolischen Dichtungen (1883) eine Fortsetzung erhielt, nachdem er schon 1856 mit einem Programm über »Hippokrates« diese literar-historische Bahn betreten hatte. Als gewiegter Praktiker verfaßte Z. vielfache Lehr- und Musterbücher, als erwünschtes Handmaterial für Schulen, darunter ein in sechs Auflagen (1871—84) bewährtes »Deutsches Lesebuch« (1892 umgearbeitet von Joh. Nicklas) und die »Deklamationsstücke für Mittelschulen« (1887 und 1898) und bearbeitete Alexander Schöppners handsame allgemeine »Literaturkunde« (1888 und 1899 in 5. und 6. Aufl.). Einen länger bleibenden Namen errang Z. durch seine lyrischen Dichtungen, welche, mit einer kurzen Einleitung von Hermann Lingg ausgestattet, unter dem Titel »Erste Klänge« (Eichstätt und Stuttgart 1869) in die Welt traten und seitdem in fünf immer umgearbeiteten und vermehrten Auflagen sich gründlich Bahn brachen. Seine schwungvolle Diktion, die strenge Formgebung und Reinheit des Reimes dienen dem wirklich edlen Inhalt zur glänzenden Folie. Z. hat sich, an Geibel, Lingg, Rückert und zuletzt auch an Scheffels Vorbild gründlich geschult, außerdem vielfach als feinempfindender Nachdichter und Übersetzer (insbesondere mit Jacob Baldes kunstreichen Oden) sattsam als bügelfester Reiter seines Pegasus bewährt, auf welchem ihm der Aufstieg nach höheren Regionen immer gelang. Weichliche Sentimentalität lag ihm, wie seinem vielfach geistverwandten Freunde Johannes Schrott (vgl. Biograph. Jahrbuch V., Jahrg. 1900, S. 51), trotz der beide gleich auszeichnenden zartesten Empfindung, ferne. Weltschmerz und höhnische Frivolität kennt keiner von beiden, ebenso wenig die aus dem Innersten jubelnde Freude. Das Minnelied bringt bei Z. nur treue, sehnsüchtige Erinnerung; hier ist sein Repertoire eng begrenzt. Seine heiligsten Empfindungen begrub er stumm in tiefster Seele. Dafür quillt aus dem vollen Herzen ungekünstelt sein, das deutsche Vaterland und die engere Heimat warm umschließender, klar und erfrischend aufsprudelnder Patriotismus: Ein ganzer, echter Mann, voll Würde, Ernst und Feuer. Bei allen Trauer-, Feier-

und Freudentagen ist seine Lyra immer wohlgestimmt, sie klingt bei Ehrenfesten zum Ruhme der besten Namen von Tondichtern, Poeten, Künstlern und Staatsbaumeistern. Bei der dritten Säkularfeier der Würzburger »*alma mater Julia*« stellt er sich grüßend ein und bei dem vierhundertjährigen Bestehen der Ingolstädter-Landshuter-Münchener Universität wählte er die Maske eines Scholaren aus der Zeit der Gründung und imitiert in Ton und Sprache einen schalkischen Bursen-Stil. Alle diese Bühnenprologe, Becher- und Tafelreden, sind mit reichem Gedankengehalt schwer befrachtet: »Tiefsinnig sucht er die Rätselworte der Welt und Weltgeschichte auszusprechen, die Göttersagen des Nordens philosophisch im modernen Geiste zu deuten, gewisse Erscheinungen der Völkergeschichte von den ältesten Anfängen der Überlieferung bis auf die jüngsten Tage, von der Scheidung der Noachiden in sprachlich und räumlich getrennte Stämme, bis auf den Tod Livingstones, poetisch auszumalen. So regt in ihm auch die gesamte Natur, wenn er sie reisend durchstreift, ihre Reize enthüllt, mehr weittragende Gedanken als gewaltige Empfindungen an.« Aber auch heiteren Stimmungen wird Z. gerecht. Die »lachenden Bilder aus dem alten Hellas« liegen ihm handsam, so daß die Muse des Humors mitunter ihr Schellenhaupt klingen läßt. Von den »Liedern« sind vielleicht die am besten gelungen, welche aus der Anschauung und Vorstellung fremder Völkerschaften herausgedichtet sind, wie der »Japanesenfischersang«, das »Russische Husarenlied«, der »Tscherkessenruf«, und ähnliche, wobei er sich mit Bodenstedt und Graf Schack, weniger mit Freiligrath berührt.

Z.s kleines Epos »Gela, ein Sang von Kaiser Rotbarts Lieb«, erhielt 1877—1891 vier Auflagen (letztere bei Greiner und Pfeiffer in Stuttgart, mit Bildern von E. Klein in schöner typographischer Ausstattung), erreicht zwar nicht den hinreißenden Fluß von Kinkels »Otto der Schütz«, ist aber in der Originalität der Erfindung seinem Vorbild ebenbürtig an echter Düsseldorfer-Romantik.

Eine andere, sehr vielseitige, freilich auf selbsteigenes Schaffen verzichtende Tätigkeit entfaltete Z. durch seine lyrischen Mustersammlungen und Schatzkästchen der deutschen Lyrik, die er fortwährend ergänzend aus den Erzeugnissen und Schöpfungen seiner jüngsten Zeitgenossen zusammentrug. Er scheute keine Mühen und Kosten, korrespondierte nach allen Seiten, um auch von den neuesten Poeten solche Kleinode zusammenzubringen. Diese Anthologien erfuhren durch die Gunst des dankbaren Publikums eine vordem unerhörte Fülle von Auflagen. Seine durch Illustrationen und Ausstattung zu wahren Prachtbänden gestalteten, immer wieder vermehrten Bücher »Edelweiß« (47. Aufl.), »Ich denke Dein« (43. Aufl.), »Frühlingsgrüße« (44. Aufl.), »Haideröslein« (30. Aufl.), »In zarte Frauenhand« (13. Aufl.) drangen in tausenden und tausenden von Exemplaren in die weitesten Kreise. Als poetisches Gedenkbuch zur Feier des siebenhundertjährigen Jubiläums des bayerischen Herrscherhauses publizierte Z. mit seinen Freunden das »Wittelsbacher Album« (1886), welchem 1895 in gleich prächtiger Leistung, unter Mitwirkung von Felix Dahn, M. Ehrmann, Martin Greif, J. Hecher, Maximilian Schmidt, A. Steinberger, Karl Tanera, Fr. Teicher und F. Wilferth das von E. Zimmer illustrierte »Bayern — unser Panier« folgte: Eine Sammlung von Dichtungen, Erzählungen, kulturhistorischen und geschichtlichen Schilderungen. Während seines Regens-

burger Aufenthaltes hatte Z. mit Franz Xaver Seidel eine »Literarische Vereinigung« gegründet, eine poetische Tafelrunde, aus deren Beiträgen ein »Aus schöner Zeit« betiteltes Gedenkbuch zur Feier des 25. Stiftungsjahres erschien (1885), nachdem Z. allerlei lyrische Einfälle und Humoresken als »Lachende Bilder« (1871) zur »Erheiterung und Erbauung« verarbeitet hatte. Ähnlichen Zwecken dienten die »Monacensia« (1895, 1897 und 1904 in 3 Bändchen) mit selbsteigenen, auf allerlei Streifzügen aus Alt- und Jungmünchen gesammelten kleinen historischen Erinnerungen und Erlebnissen. Es sind anziehende Stimmungen und leichte Umrisse, eine wahre Blau-Weiß-Ausstellung in Prosa und Versen. Im leichten Bummel der Erzählung berichtet Z. aus jener der Gründung von München vorhergehenden Urzeit; wie die Zünfte durch ihre den Herzögen geleisteten treuen Dienste allerlei Privilegien und Bannerrechte erwarben, vom Einzug Kaiser Karl V. zu München (1530), über den im XVI. Säculum florierenden »Lateinischen Schulmeister« Lorenz Kastner, ein Meer- und Weltwunder seiner Zeit an Gelahrtheit und Reimkunst; über die erste Aufführung der »Emilia Galotti« 1773 zu München, die alten Jahrmärkte und »Dulten« (ein übrigens ganz altdeutsches, als *dulps* für Fest und Jahrmarkt schon dem westgotischen Bibelübersetzer Ulfilas geläufiges Wort), über Künstlerloos und Dichterschicksale, Karnevalstreiben usw. Das letzte nach Z.s Ableben edierte Bändchen — in seiner Weise auch ein »*Mémoire d'outre tombe*« — erzählt von den früheren Münchener Hofburgen und Residenzen, alten »Kleiderordnungen«, von dem neuerdings wieder ausgegrabenen und durch Professor Sandberger zu verdienten Ehren gebrachten Tonkünstler Ludwig Senffl, der am Hofe Wilhelm IV., damals als ein »*in musica totius Germaniae princeps*« galt; wie die alten ehrsamen Ratsherren auf einmal gar dem Sport der Schlittenfahrten fröhnten; von früheren Brunnen und Badeanstalten, Lebensmittelfälschung und deren Verpönung; von der »hochnotpeinlichen Justiz-Malefiz- und Halsgerichtsordnung«, von Hexen, Truden- und Spukgeschichten, Friedhöfen und Begräbnissen, dann biographische Skizzen von neueren Zeitgenossen, wie Franz von Kobell, dem anziehenden Ästhetiker Ernst von Lasaulx, die durch Schwinds Zeichnungen in der jüngst edierten »Lachner-Rolle« gefeierte hellstimmige Nachtigall Hetznecker-Mangstl, die Heroine Clara Ziegler und unzählige andere, eine wahre Fundgrube und Trödelbude von buntscheckig aneinander geflickten Erinnerungen. Leider trieb Z. keinen systematischen Erzbau, er schürfte sein kulturhistorisches Metall nicht aus den unterirdischen Stollen und Bergteufen der Archive und Grundbücher, sondern verhämmerte nur, was er gelegentlich am Wege fand. Z. schreibt bei ruhiger Tagbeleuchtung der Sprache, während der viel besser beschlagene, tieferdringende Franz Trautmann (1815—1887) in einem furchtbar geschraubten, schwerfällig gedrechselten, angeblich chronikalen Ton seine geduldigen Leser erfreute und mißhandelte. Z.s weitzerstreute ästhetische Abhandlungen und Essais, z. B. über Walters von der Vogelweide Frauensang, Lenau, Scheffel, Eichendorff, Lingg usw. wären wohl noch einer Sammlung wert. Im Manuskript hinterließ Z. eine Kollektion über »Das klassische Altertum im Spiegel deutscher Dichtung«, also wohl das Material zu einer neuen Anthologie.

Z. war kein bahnbrechender Dichter, der den Originalstempel der Sprache wie Platen, Rückert oder Chamisso u. a. seinen Erzeugnissen aufprägt. Er

sang mit seiner verfügbaren Stimme laut und erkennbar genug im Chor des deutschen Dichterwaldes; das wohllautende musikalische Element seiner subjektiven Kunst, das Cantabile seiner Muse, veranlaßte manchen Tondichter, seinen Versen neue Schwungkraft zu verleihen. Er wurde mehrfach komponiert und lebt auch auf den bekannten Flügeln des Gesanges weiter. Für Max Winkler (Komponist und Musikprofessor, * 10. März 1810 zu Günzburg an der Donau; † 20. Juni 1884 zu Rosenheim) lieferte Z. den Operntext zur »Meister-Probe«. — Z.s prägnanter Kopf wurde mehrfach gemalt, auch gute Photographien überlieferten uns seine treuherzigen Züge, die der geistreiche Bildhauer Franz Schneider in einer prachtvoll und verständnisinnig durchgebildeten lebensgroßen Marmorbüste auf der Münchener Kunstausstellung des Jahres 1893 verewigte. König Ludwig II. dekorierte ihn 1877 mit der Medaille für Kunst und Wissenschaft, die Universität Tübingen verlieh ihm 1881 den Doktorhut, das Frankfurter Freie Deutsche Hochstift erhob ihn zum Ehrenmitglied. Sein 70. Geburtstag bot den zahlreichen Freunden erwünschten Anlaß zu einer feierlichen Ovation.

Vgl. Franz Muncker in Beilage 117 zur »Allgemeinen Zeitung« 28. April 1886 (Zur neuesten deutschen Lyrik), Nr. 187. Münchener »Neueste Nachrichten« 23. April 1901 und den Nachruf ebendaselbst in Nr. 156 vom 2. April 1904. Franz Brümmer, Lexikon. 4. Aufl. IV, 410.

Hyac. Holland.

Seidel, August, Landschaftsmaler, * 5. Oktober 1820 zu München, † 2. September 1904 ebendaselbst. — Als echtes Münchener Kind war S. unter der Anregung seines älteren Bruders Franz (welcher, geboren 1818, nach langer Krankheit und trauriger Verdämmerung 14. Juni 1903 aus dem Leben schied) die Schönheit der altbayerischen Lande mit ihren Wäldern und Bergen aufgegangen. Eigentlich war es der Zittauer Albert Zimmermann (* 20. September 1809, † 18. Oktober 1888 in München. Vgl. Allgem. Deutsche Biographie 1890, 45, 248—251) mit seinen Brüdern Max (* 7. Juli 1811 zu Zittau, † 30. Dezember 1878 in München. Vgl. ebendas.) und Richard (* 2. März 1820 zu Zittau, † 4. Februar 1875. Vgl. ebendas.), welche das südlich von der Donau gelegene und von den nördlichen Alpen begrenzte Vorland entdeckten und zu Ehren brachten — längst vor Eduard Schleich (1812—1874) und den erst in neuerer Zeit nachfolgenden »Dachauern«. Mit heiteren, gleichgestimmten Genossen und Scholaren, wovon noch heute der liebenswürdige Tiermaler Ludwig Foltz (* 28. April 1825 zu Augsburg) erzählen kann, siedelten sich die »Zimmerleute«, wie damals die treu verbundenen Brüder benannt wurden, in den schön gelegenen, zu wahren Aussichtspunkten dienenden Dörfern von Eberfing und dem altehrwürdigen Polling fest, malten wetteifernd nach der freien Natur ihre Studien, schwelgend im hellen Glast des Sonnenlichtes, in poetischen Stimmungen, in der entzückenden Harmonie von Farbenzauber und Schönheit der in blauer Ferne verlaufenden Bergzüge! Neidlos untereinander, einig im begeisterten Schaffen, bevölkerten sie die damals noch mageren Säle des kurz vorher gegründeten Münchener Kunstvereins und brachten ihre ehrlichen Namen bald zur weiteren Kenntnis des übrigen deutschen Vaterlandes. Manchem glückte es auch, darüber hinaus bekannt zu werden, obwohl der Kunsthandel noch als ein ziemlich unmündiges Kindlein in der Wiege

träumte. Außer Hochwind, Wimmer (nachmals Humplmayr), den Italienern Restalino und Bolgiano, wozu noch der Hofjuwelier Trautmann gehörte, befaßte sich niemand mit Bilderhandel; die Maler und Künstler galten überhaupt für »Hungerleider«. Auch die damals die öffentliche Meinung bearbeitenden, sich vorsichtig hervorwagenden Kritiker in den Stuttgarter und in den späteren Berliner Kunstblättern, in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«, sogar auch in Lützows »Zeitschrift«, begannen die Brüder Seidel in warme Affektion zu nehmen, um so williger, als August Seidel auch gelegentlich zur Feder griff und mit kollegialer Freundlichkeit vielen wackern abtretenden Zeitgenossen die verdiente Palme oder einen echten Eichenkranz auf den frühen Hügel legte. Wie schüchtern und mit gründlich-sorgfältiger Erwägung man damals solch einen Nachruf ausklügelte!

Vom Fichtelgebirge bis zum Kochelsee, von Gastein und dem Zillertal bis an das schwäbische Meer, mit beiläufigen Abstechern nach der Ostsee und Berlin oder dem Dachauer Moos, reichte August Seidels Domäne, von wo er seine Stoffe einheimste. Er liebte den mit goldenen Strahlen umsäumten, am frühen Morgen von Wassern umspielten jungen Birkenwald; den zitternden Sonnenglanz des Mittags; die schwellende moosige Haide mit den in weiter Ferne aufblauenden Alpen; den farbigen Zauber des Herbstes oder hochsommerliche Gewitterbildung, mit schwankenden, hochbeladenen Erntewagen staffiert. Er war ein Dichter in Stimmungsbildern wie Adalbert Stifter, welchen er vermutlich gar nicht kannte. Auch die seine Vaterstadt umrahmenden Isarauen und der Englische Garten daselbst boten abwechslungsreiche Ausbeute. Kurz, die »intime Landschaft«, die lange schon reichlich in Bildern zur Darstellung kam, ehe dieser später erst entdeckte und seitdem bis zum Überdruß mißbrauchte technische *terminus* durch den Kunstskribenten A. Teichlein (1820—1879) bei uns aus Frankreich importiert und mundgerecht wurde. — Dann folgte aber nebenbei für Seidel noch ein anderer Sport: Er reagierte auf die neuere »belgisch-französische Schule« und schuf in ihrer clair-obscuren Methode landschaftliche Extemporale aus dem Abhub seiner Palette, ganz à la Charles Francois Daubigny und Jean Baptiste Camille Corot, keine Falsifikate, sondern vergnügliche Herzensnachempfindungen ihrer Lucubrationen. Es erging ihm dabei, wie dem wackern Heinrich Bürkel, welcher sich einst hinreißen ließ, nach Vorgang der Düsseldorfer ein — Wüstenbild aus der Sahara in feinster, hinreißender Stimmung zu konstruieren. Als eine Lordschaft dasselbe »*à tout prix*« erstehen wollte, sagte der ehrliche Maler: er sei nie über Italien hinausgekommen. Der begeisterte Käufer verschwand und das Bild blieb über Bürkels Ateliertüre hängen Ein älterer »Corot« dieser Art von Seidel ziert heute noch meine kleine Kollektion, immer bewundert und der Besitzer darob beneidet. Eine andere, näher liegende Seite S.s war: Er hatte das alte München mit seinen täglich mehr verschwindenden malerischen Winkelchen ins Herz geschlossen. Wie ehedem schon der höchst vielseitige Johann Georg von Dillis (1759—1841, dessen hierauf bezüglicher Nachlaß durch Dr. Karl Trautmanns Betreiben glücklich in den Besitz des Historischen Vereins von Oberbayern gelangte), und der zeitlebens nie nach Verdienst beachtete Carl August Lebschée (1800—1877) die früheren Tore, Türme und Festungswerke, das wimmelnde Straßengewirr in treuer Erinnerung festhielten und in

ihre Mappen bannten, so warf auch Seidel sein Künstlerauge und zwar bei aller Wahrheit doch ohne jede Vedutenhaftigkeit auf die Physiognomie des früheren kleinbürgerlichen Stadtbildes. Dazu gehörten beispielsweise die kleinen, den echten Philister so anheimelnden, jetzt ganz verschollenen Wirtschaften, Gastgeber und »Herbergen« (wo oft viele Familien unter einem Dache auf ihrem eigenen Grundbesitz saßen), die Tagwerker- und Wäscherinnen-Häuschen in den jetzt ganz abrasierten ehemaligen »Vorstädten«, und die letzten jener erquicklichen »Bier-Keller«, wo die Halle so schmucklos, der Garten so schattig und der »Stoff« noch so billig und gut war, die keiner rauschenden »Konzerte« bedurften, um ihre Stammgäste anzuziehen und festzuhalten. Über zweihundert solcher, jetzt ganz kulturhistorischer Blätter zeichnete Seidel für die umfangreiche Kollektion »Monacensia« des Regierungsrates und Gutsbesitzers Philipp Pfister († 4. November 1889), aus welcher Otto Aufleger und Karl Trautmann in ihrem quellenmäßigen Prachtwerk »Altmünchen in Bild und Wort« (1898) eine Auswahl reproduzierten und schilderten. So schlicht, gemütvoll und so ganz erfüllt von Liebe zu ihrem Gegenstande hat außer Karl Spitzweg kein anderer derartiges geschaffen. Als Künstler blieb S. bis in seine letzten Jahre frisch und tätig; ein »ächter Seidel« übte immer seine Zugkraft; auch fand er einen stillen Mäcen, welcher immer noch neue Bilder bestellte, der nur die gewünschten Leinwandformate sendete, aber die Wahl der Stoffe völlig dem Maler überließ. Der Impresario machte kein schlechtes Geschäft nach Amerika, der Lohn für den Maler war freilich bescheiden, wie überhaupt der ganze Mann, aber viele Bächlein bilden doch auch einen Fluß. — Seine Kinder bereiteten ihm nur Freude. Eine hochgebildete Tochter schuf sich als Erzieherin im Ausland eine geachtete Stellung, sein Sohn als Ökonomierat und Rentenverwalter eines Gutsbesitzers. — Bei S.s Begräbnis zeigte sich, daß der Künstler den jüngeren Kollegen in guter Erinnerung stand: Sie erwiesen ihm mit zahlreichem Geleite die letzte Ehre. Aus seinem Nachlaß erwarb der Prinzregent einen aus letzter Zeit stammenden, sein Gespann kraftvoll über die harten Ackerschollen lenkenden, in Farbe und Zeichnung gleich vortrefflichen »Pflüger«. Wohl dem Maler, der sich so wacker bewährt bis zum Ende.

Vgl. Nr. 402 »Allgem. Ztg.« 4. September 1904. Fr. v. Bötticher 1901, II. 726.

Hyac. Holland.

Schirrmacher, Friedrich Wilhelm, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Rostock, * 28. April 1824 zu Danzig, † 11. Juni 1904 zu Rostock. — Sch.s Vater war in Danzig Oberlehrer an der städtischen Petrischule. Da die Mutter früh gestorben war, wurde der Knabe bis zu seinem achten Jahr in Breslau bei den Großeltern erzogen, kam dann auf die Petrischule und darauf auf das Gymnasium seiner Heimatstadt, wo er 1845 die Reifeprüfung bestand. Darauf studierte er in Berlin vornehmlich Geschichte. Ranke trat ihm dort von anfang an näher, und S. gehörte immer zu seinen ausgewählten Schülern und Freunden. Außer Ranke hörte er die Historiker Siegfried Hirsch, Adolf Schmidt, Gneist und Gelzer, sowie die Philosophen Trendelenburg und Werder. Nach einem Jahre bezog er die Universität Bonn und war hier Schüler von Urlichs, Dahlmann, Ernst Moritz Arndt,

Loebell, Aschbach und Welcker. Nach zwei Semestern kehrte er nach Berlin zurück und hörte außer den dort schon Genannten den Philologen Boeckh, den Historiker Köpke und den Geographen Ritter. Am 2. Dezember 1848 bestand er die Doktorprüfung und war nach bestandener Staatsprüfung von Michaelis 1849 bis 1854 unter Direktor Bonnell am Friedrich-Werderschen Gymnasium tätig. Darauf wurde er an die Ritterakademie Liegnitz unter Direktor Stechow berufen und von hier 1866 als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Rostock. Hier, wo er, nachdem er in Liegnitz Witwer geworden, ein neues Familienglück fand, ist er dann bis zu seinem Tode geblieben. 38 Jahre lang hat er in Rostock als einziger ordentlicher Professor das weite Gebiet der Geschichte vertreten, bis ihm in den letzten Jahren ein Privatdozent zur Seite trat. Daneben war er lange Jahre hindurch der Reihe nach II., I. und Ober-Bibliothekar der Universitätsbibliothek, gehörte auch der Prüfungskommission für das Lehramt an höheren Schulen an. Er bekleidete auch das Rektorat der Universität. — Was S.s Publikationen anbelangt, so lautet seine Dissertation: *Commentarii de rebus a Johanne rege Bohemiae gestis.* In Liegnitz ließ er in den Jahren 1859 bis 1865 in vier Bänden seinen »Kaiser Friedrich II.« erscheinen, der ihm den Preis der Göttinger Wedekind-Stiftung und den Ruf nach Rostock verschaffte, und begann die Herausgabe des Urkundenbuchs der Stadt Liegnitz und ihres Weichbildes bis zum Jahre 1455, ein Werk, das er 1866 in Rostock beendete. An dasselbe schließt sich an »Ambrosius Bitschen, der Stadtschreiber von Liegnitz, und der Liegnitzer Lehnsstreit«. In Rostock ließ er 1871 »Die letzten Hohenstaufen (Manfred, Konrad IV., Konradin)« und »Albert von Possemünster, genannt der Böhme« erscheinen. 1874 faßte er »Friedrich II.« und »Die letzten Hohenstaufen« nochmals kürzer zusammen für die »Deutsche Nationalbibliothek«. Mit den Studien über die Hohenstaufen hängt auch die Schrift »Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums« (1874) zusammen. Mit der Herausgabe seiner »Briefe und Akten zur Geschichte des Religionsgesprächs zu Marburg 1529 und des Augsburger Reichstages 1530« (1876) betrat er das Gebiet der Reformationsgeschichte. Hierher gehört auch sein mit auf Wunsch des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin geschriebenes zweibändiges Werk »Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg.« (1885). Der mecklenburgischen Geschichte, über die er aber niemals gelesen hat, dienen noch die in seinem historischen Seminar entstandenen »Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs, vornehmlich im 13. und 14. Jahrhundert«, die er 1872 und 1875 herausgab. Daneben aber hatte er sich spanischen Forschungen zugewendet, und so erschien 1881 der I. Band seiner Geschichte von Spanien in der Heeren-Ukertschen Sammlung, der mit dem 12. Jahrhundert beginnt; 1890 bis 1902 folgten Band II bis IV, welche die spanische Geschichte bis 1516 fortführten. S. wollte sein Werk abschließen mit der Herausgabe von Spaniens Geschichtsquellen vom 12. bis zum 16. Jahrhundert, ist aber nicht mehr dazu gekommen. Ebenso liegt es mit einer Untersuchung über den vielgesuchten Verfasser der *Vita Henrici IV. imperatoris*, mit einer Arbeit über die Geschichte der Klosterkirche zum Heiligen Kreuz in Rostock und mit den Aufzeichnungen seiner Lebenserinnerungen. Eine Reihe von Vorträgen und Reden hat er absichtlich nicht drucken lassen, während aus seiner Berliner Lehrerzeit ein gedruckter Vortrag »Über Bentleys Predigten

gegen den Atheismus« vorliegt, den er anläßlich des Falles Ladenburg neu herausgeben wollte. Endlich hat er in den sechziger Jahren mehrere von ihm wesentlich veränderte Ausgaben der v. Seydlitzschen Schulgeographie herausgegeben. — Mit S. ist einer der letzten Schüler und Freunde Rankes dahingegangen, der auch vollständig an der Geschichtsauffassung seines verehrten Meisters festhielt. Bis in die letzte Zeit seines Lebens hatte »der alte Schirrmacher« sich eine staunenswerte Arbeitsfreudigkeit und Rüstigkeit bewahrt, was sich besonders an seinem 80. Geburtstage zeigte. Bald darauf aber wurde er nach kurzer Krankheit hinweggenommen.

Nach Mitteilungen des Sohnes Oberlehrer Dr. B. Schirrmacher in Hamburg. Nekrolog in der Historischen Vierteljahrsschrift, Bd. III (1904). A. Vorberg.

Kirchhoff, Gustav, Jurist und Historiker, * 18. Juli 1828 in Grimmen bei Greifswald, † 4. April 1904 in Locarno. — Sohn des Bürgermeisters seines Geburtsortes Dr. Joh. Heinr. Wilhelm Kirchhoff, besuchte K. das Gymnasium und die Universität zu Greifswald, wirkte dann als Rechtsanwalt in Bergen a. R. und in Greifswald, erhielt (1879) die Ernennung zum Justizrat und (1900) zum Geheimen Justizrat und starb am 4. April 1904 am Lago maggiore, wo er Heilung von seinem langjährigen asthmatischen Leiden suchte. Seine Tätigkeit war in zweifacher Weise von Bedeutung, einerseits auf praktischem Gebiete, indem er als Rechtsanwalt und Mitglied des bürgerschaftlichen Kollegiums teils in der Verwaltung, teils in der Führung schwieriger Prozesse seine reichen juristischen Kenntnisse verwertete, andererseits, als Historiker und Kunstfreund, auf theoretischem Gebiete schriftstellerisch die Heimatskunde förderte. Schon von seinem wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten und gleichfalls als Schriftsteller tätigen Vater frühzeitig für Literatur, Musik und die bildenden Künste erwärmt, bewahrte er für letztere und die historischen Wissenschaften nicht nur ein reges Interesse, sondern veröffentlichte auf diesem Gebiete auch mehrere Schriften: Greifswalds erste Besetzung durch die Preußen im siebenjährigen Kriege, 1886; der Stadtkure von Greifswald, in welchen Schriften er zugleich auch ausführlich über die Pflege der Musik in Greifswald in älterer Zeit handelte, und die Greifswalder Wallpromenade. Von besonderer Bedeutung ist sein Rechtsgutachten über die Erbfolge der Töchter und deren Descendenz in den Tertialgütern, in welchem er eine Darstellung des in den früher unter schwedischer Herrschaft stehenden Ländern, d. h. in Pommern und den russischen Ostseeprovinzen, geltenden und fast in Vergessenheit geratenen Tertialrechtes gab, welche den Gerichten als Hülfsmittel für mehrere wichtige Prozesse, betr. die Erbfolge in verschiedenen Tertialgütern, diente. In Anerkennung dieser für die pommersche Rechtsgeschichte besonders wichtigen Schrift erteilte ihm die Juristische Fakultät der Universität Greifswald die Doktorwürde.

»Quellen«: Greifswalder Tageblatt, 1904, Nr. 81, April 7. — »Pommersche Monatsblätter«, Stettin 1904, Nr. 5, S. 78. — Pyl, »Entwicklung der kirchl. und weltl. Musik in Greifswalds Vergangenheit«, Pomm. Jahrb., Greifswald, 1904, S. 63. Persönl. Mitteil.

Pyl.

Woltersdorf, Theodor, Theologe und Kirchenhistoriker, * am 22. Dezember 1834 in Berlin, † am 3. Oktober 1904 in Weimar. — Widmete sich, nachdem er Anfangs im technischen und kaufmännischen Fache tätig gewesen

war, dem Studium der Theologie, namentlich in Jena unter Hases Leitung. Die edle, humane Persönlichkeit und die wissenschaftliche Richtung dieses hervorragenden Theologen, welche, im Gegensatze zu der Orthodoxie, die altchristlichen Dogmen mit dem religiösen Bewußtsein der Gegenwart zu vermitteln sucht, behielt auf W.s eigene theologische Entwicklung einen dauernden Einfluß, dessen wohltätige Folgen bald darauf in der Führung seines geistlichen Amtes zur Geltung gelangten. Denn ein reiches Arbeitsfeld, auf dem er die Erfahrungen seiner Studienzeit, nach Hases Vorbilde, zu werten vermochte, wurde ihm durch die Übertragung des Archidiakonats oder ersten Pastorates an der Nikolaikirche zu Greifswald im Jahre 1866 zuteil, welches er 33 Jahre bis zum Jahre 1899 segensreich verwaltete. In seinen Predigten legte er vorzugsweise Gewicht auf die sittlichen Anforderungen des Christentums, während die Wärme des Gemüts mehr in seinen zahlreichen Standreden zur Geltung kam. Außer dieser praktischen Tätigkeit als Prediger und Seelsorger, sowie in den Verhandlungen des Gemeinde-Kirchenrats und der Synode, widmete er sich auch mit großem Eifer gelehrten Forschungen, die sich namentlich auf kirchenrechtliche Verhältnisse bezogen, und veröffentlichte als Früchte dieser Studien, abgesehen von zahlreichen kleineren Aufsätzen in theologischen Zeitschriften, als selbständige Arbeiten: »Das Preußische Staatsgrundgesetz und die Kirche, 1873«; »Die Rechtsverhältnisse der Greifswalder Pfarrkirchen im Mittelalter, 1888«, in welcher Schrift er die verwickelten Patronatsrechte, welche der Universität, der Geistlichkeit und dem Rate der Stadt über die Kirchen zustanden, nach den Urkunden erläuterte; endlich »Zur Geschichte und Verfassung der evangelischen Landeskirche in Preußen, 1891«. In Anerkennung dieser Schriften verlieh ihm die theologische Fakultät der Universität Jena, mit deren Mitgliedern, u. a. mit Hilgenfeld, Lipsius und Nippold, W. in reger Korrespondenz stand, die theologische Doktorwürde. Neben dieser gelehrten literarischen Tätigkeit veröffentlichte er noch auf einem anderen Gebiete eine Reihe von homiletischen Schriften, welche uns einen Einblick in sein Wirken als Seelsorger gewähren, d. h. zwei Sammlungen von 30 und 25 Grabreden (1888—1900), welche durch ihre biographischen Nachrichten über zahlreiche namhafte Persönlichkeiten auch einen Beitrag zur Greifswalder Stadtgeschichte liefern. Die zweite Sammlung »Abschiedsgrüße« benannt, enthält auch W.s Antritts- und Abschiedspredigt vom Jahre 1866 und 1899, und ist der Nikolai-Gemeinde beim Scheiden aus seinem Amte gewidmet. Denn wiederholte schwere Erkrankungen brachten ihn zu der Überzeugung, daß er den Pflichten seiner Stellung nicht mehr gewachsen sei. Er siedelte daher nach kürzerem Aufenthalte in Arnstadt nach Weimar über, wo ihm die schöne Natur und die geistige Anregung eine wohltuende Erholung gewährten, doch nur zu bald wurde er durch eine schwere Krankheit, kurz vor Vollendung des 70. Jahres, aus dem Leben abgerufen. Wie treu sein Gedächtnis in Greifswald bewahrt worden ist, davon geben die warm empfundenen Worte des Nachrufes in den Greifswalder Blättern Kunde.

Quellen. Kürschner, L. K., Nachruf im Greifswalder Tagebl. u. Gr. Zeit. 1904, Nr. 235. Abschiedsgrüße 1900, Vorrede u. Porträt. Pers. Erinnerung. Th. Pyl.

Evelt, August Alexander Oskar, höherer Justizbeamter und Politiker, * 21. Januar 1828 in Dorsten an der Lippe, † 11. Dezember 1904 zu Hechingen

in Hohenzollern. — E. war der Sohn eines Kreisgerichtsdirektors, bestand schon 1849 die erste juristische Staatsprüfung zum Auskultator, 1851 die zweite zum Referendar. 1854 zum Gerichtsassessor ernannt, wurde er Hilfsrichter in Hechingen, war 1857—1858 Hilfsarbeiter im preußischen Justizministerium, sodann Staatsanwaltsgehilfe in Warendorf und wurde 1860 Staatsanwalt in Hechingen, das er bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen sollte. Er wurde dort 1869 Kreisgerichtsdirektor, 1879 bei der neuen Organisation der Gerichtsbehörden Landgerichtspräsident, erhielt 1887 den Titel eines Geheimen Oberjustizrats und wurde 1900 in den Ruhestand versetzt. Wegen seiner Verdienste um eine Eisenbahnverbindung wurde ihm schon 1865 von der Stadt Hechingen das Ehrenbürgerrecht verliehen. 1866 zeichnete er sich bei der württembergischen Okkupation Hohenzollerns durch tapferes Verhalten gegenüber dem als Bundes-Kommissär auftretenden Grafen Leutrum aus. 1867—1876 vertrat er als Mitglied der nationalliberalen Partei die Hohenzollerischen Lande im Reichstag und Landtag. Ein Glanztag in seinem Leben war der 19. Juni 1870, wo die württembergische Deutsche Partei der Zollernburg einen Besuch machte. Er war ein Mann des praktischen Wirkens. Die Hohenzollerischen Lande wurden ihm, dem Sohn der Roten Erde, eine zweite Heimat, und er hat sich um diese letzte größere Erwerbung Preußens nie genug zu rühmende Verdienste erworben. Er veranlaßte im Jahre 1873 die Schaffung des Hohenzollerischen Kommunallandtags, dessen Vorsitzender er dann 1874—1899 gewesen ist. Er war ein Freund des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, dessen Sohn Fürst Leopold an seinem Grabe einen prächtigen Kranz niederlegen ließ.

Hauptquelle für sein Leben sind die in Hechingen erscheinenden Hohenzollerischen Blätter, die auch viele Artikel aus seiner Feder enthalten. — Nekrolog (von A. Zander) in Nr. 288, 2. Blatt der Hohenzollerischen Blätter vom 12. Dezember 1904. — Er wird erwähnt in den »Persönlichen Erinnerungen an den Fürsten Bismarck« von Hans Blum. (Die dort sich findende Bemerkung, daß Evelt die Verwendung des Waldmeisters zur Bereitung von Bowlen im Schwabenlande eingeführt habe, ist irrig.)

Hechingen. Anton Zander.

Kanoldt, Edmund, Maler, * 13. März 1845 zu Großrudestedt in Thüringen, † 27. Juni 1904 in Nauheim. — K.s Vater, Apotheker Christian Kanoldt, wünschte, daß er den Beruf eines Buchhändlers ergreifen solle, aber frühzeitig regte sich in dem für alles Schöne empfänglichen Gemüte des Knaben die Liebe zur Kunst. Die erste Anregung hierzu erhielt K., als er im Alter von zwölf Jahren in Weimar die Kunstausstellung besuchte, wo zwei Gemälde von Friedrich Preller d. ä. »Leukothea« und »Kalypso« seine Begeisterung erweckten und in ihm den Wunsch erregten, Maler und Schüler Prellers werden zu dürfen. Vorerst mußte er aber dem Wunsche seines Vaters folgend, der von der künstlerischen Laufbahn nichts wissen wollte, zu einem Buchhändler in die Lehre gehen. Endlich 1864 erlangte er die Erlaubnis bei dem so hochverehrten Meister Preller als Schüler einzutreten, bei dem er auch wohnte und wegen seines liebenswürdigen Wesens bald wie ein Mitglied der Familie betrachtet wurde. Vier und ein halbes Jahr verbrachte K. in Weimar, und daß er seine Zeit hier gründlich zu ernsten Studien ausgenützt hat und sich die Liebe seiner Umgebung in hohem Maße zu erwerben wußte, bezeugen

besonders die Briefe Prellers an K.s Eltern. Am 1. Mai 1865 schrieb der Meister unter anderem Folgendes: »Die bevorstehende Studienreise Ihres Sohnes gibt mir Veranlassung Ihnen zu sagen, daß ich bisher nur Freude an seinem Eifer und den dabei gemachten Fortschritten habe. Möge er in gleicher Weise fortschreiten! Das Resultat kann dann nur ein Erfreuliches (*sic*) sein.« Einen anderen zwei Jahre später geschriebenen Brief möchte ich wegen seines herzlichen Tones ganz hierher setzen; er lautet: »Verehrte Frau! Erlauben Sie, Ihnen, bei Vollendung der ersten selbständigen Arbeit Ihres Sohnes, die Versicherung meiner ganzen Zufriedenheit über Verwendung seiner Zeit und seines Strebens auszusprechen. Möge es ihm vom Schicksale bestimmt sein, ohne Störung auf dem betretenen Wege weiter zu gehen, eine Anerkennung seiner ernsten Tätigkeit wird dann gewiß nicht ausbleiben. Noch freue ich mich, Ihnen versichern zu können, daß er als Mensch von den meinigen allen geachtet und geliebt ist. Hochachtungsvoll ergeben Friedrich Preller.« Weimar, 20. Mai 1867. 1867 erhielt K. auch bereits seine erste, ehrenvolle Bestellung. Als er nämlich in Ilmenau Studien malte, kam die Großherzogin von Weimar gerade dazu und bestellte sofort das begonnene Bild bei ihm. Im Jahre 1869 verließ K. Weimar um sich nach Rom zu begeben, woselbst er sich während seines dreijährigen Aufenthaltes besonders an Dreber, ebenso wie Preller einen Vertreter der heroischen oder idealen Landschaft, anschloß und mit gleichgesinnten deutschen Künstlern, viele genußreiche und arbeitsvolle Stunden in dem romantischen kleinen Bergstädtchen Olevano im Sabinergebirge verbrachte. In Rom entstand auch sein erstes Meisterwerk »Odysseus auf der Ziegenjagd«, mit dem er 1873 den Ehrenpreis der Goethestiftung in Weimar errang. Unter elf eingesandten Werken wurde dieses Gemälde von den Preisrichtern einstimmig als das beste anerkannt. Eine nicht minder hohe Befriedigung mag dem jungen Künstler das Lob seines verehrten Lehrers gewesen sein, der, ehe noch die Namen bekannt waren, sofort auf K.s Bild deutete mit den Worten: »Das ist das beste«. Jetzt hängt dieses Bild in der Gallerie zu Weimar zwischen den beiden Gemälden Prellers, die K. die erste Anregung zur Kunst gaben. Das Jahr 1872/73 verbrachte K. in München. Im Sommer 1873 war er aber schon wieder in seinem geliebten Italien in Terracina mit Landschaftsstudien beschäftigte, als ein Brief des Wiener Malers Carl Schuch, datiert Olevano 4. Juni, ihm einen jähen Schrecken einjagte. Die Serpentara, der herrliche Eichenwald bei Olevano, der seit fast hundert Jahren vielen deutschen Künstlern Anregungen, zu Studien und Gemälden gegeben hatte, und auch durch V. Scheffels Gedicht »Abschied von Olevano« weiten Kreisen bekannt ist, sollte verschwinden, das Holz an die Eisenbahn verkauft werden. Mit Feuereifer widmete sich K. der Aufgabe, diesem Vandalismus zu wehren, und nach rastlosen Bemühungen gelang es ihm endlich die verlangte Kaufsumme von 2500 Liren durch freiwillige Beiträge von Künstlern und Kunstfreunden aufzubringen und die Serpentara rechtskräftig zu kaufen. Kaiser Wilhelm I., dem nun dieser historische Eichenwald behufs dauernder Erhaltung zum Geschenk angeboten wurde, verzichtete wohl selbst auf diese Gabe, gab aber zugleich die Anregung das Stück Land dem Deutschen Reiche zu schenken. So befindet sich der Wanderer jetzt mitten im Herzen Italiens im phantastischen Sabinergebirge plötzlich auf deutschem Boden, und der Reichsadler blickt auf einer Tafel am Eingange

dem Besucher entgegen. Der preußische Kronenorden 4. Klasse belohnte K. für diese ideale Tat.

Doch noch ein anderes Glück sollte der junge Künstler auf italienischem Boden finden. 1874 lernte er in Rom Fräulein Sophie Hellwig aus Moskau kennen, und bald gelang es ihm durch sein bescheidenes, heiteres Wesen auf seine Werbung um ihre Hand ihr Jawort zu erhalten. Zu Moskau fand am 11. Juli (29. Juni) 1875 die Hochzeit statt, und das junge Paar verlebte daselbst das erste Jahr seiner Ehe. Im Jahre 1876 ging K., wiewohl der Großherzog von Weimar ihn gerne an seine Residenz fesseln wollte, doch lieber nach Karlsruhe, wohin er einen Ruf als Lehrer an der Prinzenschule angenommen hatte, da ihn der Wunsch, bei Ferdinand Keller, der seit 1870 dort Professor an der Kunstschule ist, noch als Meisterschüler einzutreten, dahin trieb. Mit diesem verband ihn fortan eine herzliche Freundschaft und auch seine einstige Schülerin aus der Prinzenschule, die jetzige Frau Herzogin Marie von Anhalt-Dessau, blieb Zeit seines Lebens in wohlwollender, freundschaftlicher Beziehung zu K. Karlsruhe blieb nun bis zu seinem Tode der ständige Aufenthaltsort des Meisters, und er lebte hier von seinen Mitkünstlern und allen, die ihn kannten, hochgeehrt ausschließlich seiner Familie und seiner Kunst, die beide ihm den schönsten Lebensinhalt boten. Aber dieses Familienglück ward durch langjährige Krankheiten seiner Frau und durch den frühen Tod des ältesten Sohnes Franz, der nur ein halbes Jahr lebte, öfters von schweren Sorgen getrübt. Erholung von der Arbeit boten ihm häufige Studienreisen in Deutschland und nach Italien, wo er Rapallo, Rom und die Serpentara immer wieder besuchte.

1898 sah K. seine geliebte Serpentara zum letzten Male. Er war zu einer zweiten rettenden Tat dahin geeilt. Im Laufe der Jahre war nämlich so viel Strauchwerk und Unterholz emporgewuchert, daß der Wald undurchdringlich und die Ausblicke nach den malerischen Felspartien, denen so viele Künstler ihre Anregung verdankten, ganz verschwunden waren. Um nun den alten historischen Zustand wiederherzustellen, hatte K. sich von der Botschaft die Erlaubnis erwirkt, von dem neuen Nachwuchse so viel wieder schlagen zu lassen, daß die alten, malerischen Motive, die die romantische Schönheit dieses Fleckchens Erde ausmachen, wieder deutlich und schön zum Vorschein kamen. Unermüdlich war er hier tätig, die Arbeiten von Früh bis Abends zu leiten und nach alten Skizzen und Studien die frei zu legenden Teile zu bestimmen. Dies und die Herstellung einer Ansichtspostkarte von Olevano, die er nach eigener photographischer Aufnahme anfertigen ließ und den Besitzern von Casa Baldi, dem durch Scheffel berühmt gewordenen Gasthofe, in einer großen Anzahl von Stücken schenkte, war das letzte, was K. für diese Gegend, in der er so oft mit Vergnügen geweilt, und mit empfänglichem Gemüte viel des Schönen genossen hatte, tun konnte. Er sollte nicht wieder hinkommen. Im Jahre 1900 ward es ihm vergönnt im Kreise seiner Familie das schöne Fest der silbernen Hochzeit zu begehen; und eine letzte Freude und Ehre wurde ihm noch kurz vor seinem Tode zuteil, indem er dazu erwählt wurde, bei der Feier des hundertsten Geburtstages seines verehrten Meisters Preller am 25. April 1904 an dessen Grabe die Feierrede zu halten.

Inzwischen hatte sich ein Herzleiden, das ihn seit längerer Zeit plagte, immer mehr verschlimmert, so daß er im Juni 1904 sich einer Kur in Bad

Nauheim unterziehen mußte. Hier glaubte er bald völlige Genesung zu finden und nach achttägigem Aufenthalte am Morgen des 27. Juni schrieb er an seine Lieben in Karlsruhe eine Karte, daß es ihm bedeutend besser gehe; es war eine Täuschung, noch am Abende desselben Tages traf die Trauerkunde von seinem Hinscheiden in Karlsruhe ein. Er hinterließ außer seiner trauernden Gattin eine Tochter Johanna und einen Sohn Alexander, der angeregt durch das schöne väterliche Beispiel sich ebenfalls der Malerei gewidmet hat.

Mit K. ist nicht nur ein großer Künstler, sondern auch ein wahrhaft edler Mensch aus diesem Leben geschieden. Alle, die das Glück hatten, mit ihm persönlich zu verkehren, nahm er durch sein stets heiteres, freundliches Wesen für sich ein. Er war erfüllt von einem innigen Streben nach dem Edlen und Schönen, das den hervorstechendsten Zug seines Wesens bildete. Die Kunst ward ihm ein heiliges Amt, und rührend war seine ständige Hilfsbereitschaft. Wo er Not zu lindern wußte, da war er auch gewiß dabei, und so manche in Not geratene Künstlerfamilie weiß nicht nur von seinem freundlichen Troste, sondern auch von seiner werktätigen Hilfe zu erzählen. Aus diesem Bedürfnisse, Hilfe zu spenden, entsprang ihm auch der Gedanke zugunsten der »Renten- und Pensionsanstalt für bildende Künstler« im Jahre 1901 ein großes Künstler-Kostümfest zu veranstalten, das unter dem Namen »Drei Tage im Morgenlande« vom 10—12. März in Karlsruhe stattfand und eine namhafte Summe dem wohltätigen Zwecke zuführte. Ebenso war K. auch ein treues und eifriges Mitglied der Kunstgenossenschaft, die stets auf seine Arbeitskraft rechnen durfte. Doch war er niemals einseitig, sondern wußte auch bei Vertretern von gegnerischen Richtungen das darin steckende Gute zu erkennen und zu verteidigen; in Zorn konnte er nur geraten, wenn er jemand im Leben oder in der Kunst selbsüchtige, nicht dem Ideale dienende Ziele verfolgen sah, und gerade in solchen gelegentlichen Zornesausbrüchen zeigte sich die ganze edle Seele des Mannes. In der Familie war er stets liebreich und aufopfernd, was er in den vielen Krankheiten, die seine Frau und Kinder betroffen, unzählige Male bewährt hat. So hat K. sein ganzes Leben hindurch seinen schönen Wahlspruch: »Das Wahre durch das Schöne« auch wirklich durch seine ganze Art und Weise in die Tat umgesetzt. Er war eine tief gemütvolle und nach Gutem und Schönem dürstende Natur.

Diese Charaktereigenschaften spiegeln sich auch in seinen Gemälden wieder, von denen ein ganz besonderer poetischer Hauch dem Beschauer entgegenweht. Seiner Richtung nach gehörte er, wie sein Lehrer Preller, der heroischen Landschaft an, deren letzter Vertreter von Bedeutung er gewesen. Von Preller unterscheidet er sich in der Komposition und Auffassung dadurch, daß, während dieser es liebte, seine Landschaften mit Szenen von zahlreichen Personen zu bevölkern, bei K. immer die Poesie oder Großartigkeit der Landschaft das Hauptmotiv blieb, und er dann nur eine oder zwei Figuren einsetzte, die durch ihre Haltung und Handlung den Stimmungsgehalt der Gegend im menschlichen Gemüte wiederspiegeln. Außerdem hat K. auch sehr viele reine Landschaftsbilder ohne Staffage gefertigt, die deutsche Wälder oder Burgen und die italienische Küste, oder interessante Blicke in den Parks alter Renaissanceschlösser darstellen.

In allen Werken empfindet man schon in der Auswahl der Stoffe das feine, poetische Gemüt, das überall das Schöne zu sehen und zu finden wußte.

Schier zahllos sind die Gemälde, die von dem rastlosen Fleiße ihres Schöpfers erzählen. Werke von K.s Hand besitzen die Gemäldegallerien von Karlsruhe, Freiburg i. B., Weimar, Halle, München und die Nationalgallerie in Berlin. In Privatbesitz sind Bilder in Leipzig, Dresden, Karlsruhe, Düsseldorf, Düren, Stollberg, München, Magdeburg, Stuttgart, Koblenz, Brüssel, Buenos Ayres, Chicago, New York, Moskau, Charkow.

Für Herrn Ackermann in Leipzig fertigte K. einen Zyklus von acht Bildern, »Amor und Psyche«. In anderen Werken spiegelt sich die ganze Reihe der menschlichen Gemütsempfindungen einmal in der Landschaft, dann auch in der eingesetzten mythologischen Szene wieder. »Dido und Aeneas« sehen wir in wilder Gebirgslandschaft unter schroffen Felsen und sturmgepeitschten Bäumen, worüber sich ein schweres Gewitter entladet, auf ihren Pferden dahinstürmen. Der heiter idyllischen Szene entsprechend finden wir auch entzückende, sonnenbeglänzende Landschaft oder trauliches Waldesdämmern in den Bildern »Orpheus und die Nymphen«, »Thetis und Achilleus«, »Echo und Narciss« und »Psyche«, während bei »Kassandra«, »Sappho« und »Antigone« auch die umgebende Natur die düstere Stimmung der Klage und Trauer wiedergibt. Der Sehnsucht gab K. in zwei Werken herrlichen Ausdruck »Iphigenie« und »Hero«, und doch wie verschieden wußte er diesen Inhalt zu gestalten. Für das Palais Bürklin in Karlsruhe malte K. vier Wandgemälde, die für einen Musiksaal bestimmt, in mythologischen Figuren »Orpheus und Eurydike«, »Echo und Narciss«, »Ibykus« und »Arion« die verschiedenen musikalischen Stimmungen schön verkörpern.

Außer solchen mythologischen Gemälden stammen auch viele reine Landschaftsbilder von des Meisters Hand, die aber auch alle einen starken poetisch-romantischen Zug haben, der leider in der Kunst unserer Tage sonst immer weniger zur Geltung gelangt. Der deutschen Heimat entnommen sind die deutschen, durch Sage und Geschichte berühmten, Berge und Burgen »Hohenzollern«, »Hohenstaufen«, »Hohentwiel«, »Wartburg«, »Nürnberg« und »Heidelberg«, in der Karlsburg bei Düren a. Rh. Die vier Stilarten sind in vier Wandgemälden in der Villa Kerler zu Karlsruhe durch vier bekannte, prächtige Gebäude vom Altertum bis zur Renaissance zur Anschauung gebracht. Sehr groß ist die Zahl jener Gemälde, die uns poetische oder idyllische italienische Parkansichten und Villen aus der Renaissance vor Augen führen, zumeist Motive aus der Villa d'Este, Frascati und aus Toskana, ferner die italienische Küste bei Rapallo, Stimmungen aus der Campagna und Partien aus der Serpentara und den Sabiner Bergen oder aus deutschen Wäldern und Hainen.

Zahlreiche Mappen mit Skizzen und Studien in Farbe oder Blei zeugen von dem rastlosen Fleiße K.s, der auch im kleinsten Detail poetischen Inhalt zu finden wußte.

Auch als Illustrator war K. mehrfach tätig. In den Hallbergerschen illustrierten Goethe- und Schillerausgaben sind mehrere Bilder von seiner Hand, ebenso wie in Engelhorns Prachtwerk »Italien«. Für Roquettes »Reise ins Blaue« fertigte er das Titelbild und eine Illustration, in Gemeinschaft mit Voß illustrierte er Shakespeares »Sommernachtstraum«, mit W. Hasemann Storms »Immensee« und mit J. Grot Eichendorffs »Aus dem Leben eines Taugenichts«. Im Verlage von Amelang in Leipzig erschienen ferner noch

die von ihm allein illustrierten Werke: Georg Scherer »Dichter«, Elise Polko »Dichtergrüße« und »Album für Deutschlands Töchter«. In demselben Verlage erschien auch ein Band »Mythologische Landschaften«, der mehrere Hauptwerke K.s in vortrefflicher Wiedergabe einem großen kunstsinnigen Publikum zugänglich macht.

Welch reichem Künstlerschaffen hat der Tod hier ein Ende gesetzt! Liebe und Poesie waren es, wonach K. sein Leben lang strebte, die er als Mensch reichlich um sich zu verbreiten wußte, und die auch nach seinem Tode sich noch allen empfänglichen Gemütern aus seinen Werken mitteilen werden. R. Frhr. v. Lichtenberg.

Volck, Wilhelm, ordentlicher Professor der alttestamentlichen Theologie an der Universität Rostock, * 18. November 1835 zu Nürnberg, † 29. Mai 1904 zu Rostock. — V. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte nach bestandenem Abiturientenexamen Theologie und orientalische Philologie an den Universitäten Erlangen und Leipzig. Bei seiner großen Sprachbegabung hätte er gern ausschließlich Orientalia studiert, ergriff aber auf den Wunsch seines Vaters die Theologie als Berufsstudium. Von seinen akademischen Lehrern übten den meisten Einfluß auf ihn aus Fleischer in Leipzig sowie Hofmann und Delitzsch in Erlangen. Nach Beendigung seiner Studien und Ablegung der theologischen Prüfungen war V. ein halbes Jahr Vikar bei Wilhelm Löhe, seinem Paten, in Neuendettelsau und wollte sich darauf in Erlangen habilitieren. Jedoch wurde er durch das bayerische Oberkonsistorium zunächst als Adjunkt, dann als Pfarrverweser an der Neustädter Kirche in Erlangen angestellt, und war so ein Jahr lang im praktischen Kirchendienst tätig, bis er im Wintersemester 1859/60 Privatdozent in Erlangen wurde. Durch Professor Alexander von Oettingens Vermittlung wurde er aber bereits nach kurzer Zeit für Dorpat gewonnen und siedelte im Mai 1862 dorthin über, zunächst als Dozent, d. h. nach deutschen Universitätsbegriffen als außerordentlicher Professor. In dieser Stellung verblieb er ein Jahr, um dann ordentlicher Professor zu werden. Während der nun folgenden 35 Jahre, die er unter besonderen Vergünstigungen in Dorpat verblieb, hat er dort als Mitglied der theologischen Fakultät eine allgemein anerkannte und segensreiche Tätigkeit entwickelt. Auch an äußerer Anerkennung seiner Wirksamkeit hat es ihm nicht gefehlt: wie er russischer Staatsrat und durch hohe Orden ausgezeichnet wurde, so verlieh ihm die Erlanger theologische Fakultät 1871 die Würde eines *doctor theologiae h. c. Dr. phil.* war er schon früher in Erlangen geworden. 1898 mußte er den russischen Universitätsbestimmungen entsprechend aus seinem akademischen Lehramt ausscheiden. Aber sofort bot sich ihm ein neuer Wirkungskreis: die Greifswalder theologische Fakultät forderte ihn auf, an ihrer Hochschule vertretungsweise Vorlesungen zu halten. Aber erst kurze Zeit wirkte V. hier als Honorarprofessor, als er einen Ruf an die Rostocker Universität erhielt, an der er dann bis zu seinem Tode als ordentlicher Professor wie in Dorpat als gefeierter Universitätslehrer gewirkt hat. Kurz vor seinem Tode wurde er auch noch Senior der Rostocker Universität. — V.s theologischer Standpunkt war ein streng positiver, der mit den modernen liberalen und liberalisierenden Richtungen in keiner Weise paktierte. In diesem Sinne erhob er auch noch zuletzt als überzeugter

Christ und gläubiger Theologe seine Stimme in dem Bibel-Babel-Streit. — V. war aber nicht nur ein anerkannt tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein liebenswürdiger Mensch, der sich durch sein persönliches Wesen leicht Sympathien gewann und als heiterer und anregender Gesellschafter überall gern gesehen war. So erregte denn sein infolge eines Herzleidens rasch erfolgter Tod allgemeine Teilnahme, zumal V. bis zuletzt einen anscheinend rüstigen Eindruck gemacht hatte.

Was V.s Schriften anbelangt, so mögen folgende genannt werden: *Calendarium syriacum auctore Cazwinio arabice latineque edidit et notis instruxit, Lipsiae 1859. Mosis canticum cygneum*, Nördlingen 1861; *Ibn Mâtriks Lamiyat af A' â* mit Badraddins Kommentar . . . übersetzt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Rellgren. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses Rellgrens bearbeitet . . . herausgegeben, St. Petersburg 1864; *Vindiciae Danielicae*, Dorpat 1866; *Ibn Mâtriks Lamiyat af A' â* mit Badraddins Kommentar. Revidierte Textausgabe. Leipzig 1866; Der Chiliasmus seiner neuesten Bekämpfung gegenüber, Dorpat 1869; *De summa carminis Jobi sententia, Dorpati 1870;* Der Segen Mosis, Erlangen 1873; Über die Bedeutung der semitischen Philologie für die alttestamentliche Exegese, Dorpat 1874; Zur Erinnerung an J. Chr. K. v. Hofmann, Erlangen 1878; Welches ist der Charakter der semitischen Völker und welches ihre Stellung in der Welt- und Kulturgeschichte? Dorpat 1884; Inwieweit ist der Bibel Irrtumslosigkeit zuzuschreiben? Dorpat 1885; Die Bibel als Canon, Dorpat 1885; Zur Lehre von der heiligen Schrift, Dorpat 1885; Die rechte Feier des Bibelfestes (Predigt), Dorpat 1886; — Was lernen wir aus der Geschichte der Auslegung der heiligen Schrift? Jurjew (Dorpat) 1894; Die Urgeschichte nach Genesis Kap. 7—11, Barmen 1897; Heilige Schrift und Kritik, Leipzig 1897; Christi und der Apostel Stellung zum Alten Testament, Leipzig 1900; Die alttestamentliche Heilsgeschichte, Gütersloh 1903; *De nonnullis Veteris Testamenti Prophetarum locis ad sacrificia spectantibus, Dorpati 1893:* Zum Kampf um Bibel und Babel, Rostock 1903. Unter der angeführten Literatur befinden sich mehrere Vorträge. Einige weitere veröffentlichte er ferner noch, so »Der Messias im Alten Testament« und »Der Tod und die Fortdauer nach dem Tode nach der Lehre des Alten Testaments«. Für Zöcklers Handbuch der theologischen Wissenschaft lieferte V. den Beitrag »Die Lehre vom Schriftganzen«, erklärte 1889 mit Oettli zusammen die poetischen Hagiographen und steuerte 1898 die Abhandlung »Zur Erklärung des mosaischen Segens, Deut. K. 33« bei zu der Festschrift für den ihm eng befreundeten Professor Alexander von Oettingen in Dorpat. Weiter war V. außer bei den schon erwähnten arabischen und syrischen Werken auch sonst noch als Herausgeber tätig, indem er Ausgaben folgender Werke besorgte: Gesenius, Hebräisches und chaldäisches Wörterbuch, und von seinen verehrten Lehrern Hofmann und Delitzsch von Hofmann folgende Schriften: »Zusammenfassende Untersuchung der neutestamentlichen Schriften«, »Die biblische Geschichte Neuen Testaments«, »Biblische Geschichte des Neuen Testaments«, »Biblische Hermeneutik« und »Theologische Briefe der Professoren Delitzsch und v. Hofmann«. Endlich war V. Mitarbeiter an folgenden Zeitschriften: Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft und an der Luthardtschen Kirchenzeitung sowie während seiner Dorpater Zeit an der Baltischen Monatsschrift und an den Mitteilungen aus der evangelischen Kirche Rußlands.

A. Vorberg.

Buttel, Theodor Heinrich Julius Paul, ausgezeichneter Schulmann, * 24. Juni 1826 in Neustrelitz, † 13. Juli 1904 in Segeberg. — Nachdem B. auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt das Reifezeugnis erworben hatte, bezog er Michaelis 1846 die Universität Halle, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren, und bestand 1849 das Oberlehrer-Examen. Er war dann in verschiedenen Stellungen als Lehrer tätig, promovierte 1853 in Rostock zum *Dr. phil.* und habilitierte sich Michaelis 1854 als Privatdozent der Mathematik

in Kiel. 1857 ging er als Lehrer an das Realgymnasium in Rendsburg und im nächsten Jahre an die Gelehrtenschule zu Meldorf. Von hier folgte er im Dezember 1865 einem Ruf an das Lehrerseminar in Segeberg, dem er dann über 30 Jahre angehört hat, bis er im Herbst 1897 seines hohen Alters wegen von seinem Amte zurücktreten mußte. An allen Orten, wohin sein Lebensweg ihn führte, hat B. sich in wissenschaftlicher Hinsicht äußerst verdient gemacht und die fruchtbarsten Anregungen gegeben. So sorgte er für die Einrichtung physikalischer Kabinette, für die Ordnung und Erweiterung naturwissenschaftlicher Sammlungen, vor allem hat er auch die meteorologische Forschung durch Jahrzehnte lang fortgesetzte Beobachtungen gründlich gefördert. Seine eigentliche Bedeutung aber liegt auf pädagogischem Gebiet. B. war der geborene Lehrer, ein berufener Führer für Geist und Herz, dem jene zwingende Seelenkraft in hohem Maße verliehen war, die allein dazu befähigt, wahrhaft bildend und bestimmend auf die Entwicklung der Zöglinge einzuwirken. Zahlreiche tüchtige Männer sind aus B.s Schule hervorgegangen, und sie alle segnen das Andenken des Mannes, dem sie das Beste verdanken, was sie in der Zeit des Lernens für die Zeit des Lehrens, für Beruf und Leben gewonnen haben.

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon, 1829—1866, I, S. 106; 1866—1882, I, S. 95/96. — »Kieler Zeitung«, Morg.-Ausg. v. 16. Juli 1904, Morg.- u. Ab.-Ausg. v. 24., Morg.-Ausg. v. 25. Juni 1905. — »Schleswig-Holsteinische Schulzeitung«, Jg. 52, Nr. 46 v. 17. November 1904 (Nekrolog v. L. Denkert), 1905, Nr. 28 v. 13. Juli.

Joh. Sass.

Giese, Otto, *Dr. jur.*, Oberbürgermeister von Altona, * 3. Dezember 1855 in Rostock, wo sein Vater Bürgermeister war, † 30. Dezember 1904 in Altona. — Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, widmete sich G. dem Studium der Rechtswissenschaft und ließ sich nach bestandenem Staatsexamen in Rostock als Rechtsanwalt und Notar nieder. 1884 erhielt er die Stelle eines besoldeten Senators in Altona, wo er sich durch seine tüchtigen Leistungen sehr bald allseitiges Vertrauen erwarb. So geschah es, daß man ihn allgemein als den Nachfolger des Oberbürgermeisters Adickes ansah, als dieser im Jahre 1891 die Berufung nach Frankfurt a. M. angenommen hatte. G. wurde dann auch mit einer Mehrheit von 2376 gegen 257 Stimmen auf die Dauer von 12 Jahren zum ersten Bürgermeister von Altona gewählt und am 13. Juni 1891 in sein neues Amt eingeführt. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Oberbürgermeister. Mit weitschauendem Blick und fester, zielbewußter Hand hat er die Entwicklung der Stadt geleitet und gefördert. Auf allen Gebieten begegnet man den Spuren seines segensreichen Wirkens. Die Altonaer Bürgerschaft erkannte immer klarer, was sie an ihrem Oberhaupt hatte, und um sich eine so hervorragende Kraft dauernd zu erhalten, erwählte sie G. nach Ablauf seiner ersten Amtsperiode im Jahre 1902 zum Oberbürgermeister auf Lebenszeit. Es war dies zugleich die schönste Anerkennung der außerordentlichen Bedeutung G.s, die ihm zu teil werden konnte.

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Ab.-Ausg. v. 31. Dezember 1904, Morg.-Ausg. v. 1., Ab.-Ausg. v. 3. Januar 1905. — »Kieler Zeitung«, Morg.-Ausg. v. 1. Januar 1905.

Joh. Sass.

Stabenow, Louis Karl Christian, plattdeutscher Schriftsteller, * 19. Juni 1838 in Schleswig, † 16. Oktober 1904 in Stafstedt bei Rendsburg. — S., der

von 1870 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1901 als Lehrer in Gammendorf auf Fehmarn wirkte, nachdem er vorher schon verschiedene andere Lehrerstellen bekleidet hatte, ist in ganz Schleswig-Holstein durch seine plattdeutschen Schriften gegen die Sozialdemokratie bekannt geworden. Sein am meisten gelesenes Buch erschien 1874 unter dem Titel »Wordennig as Hinnerk un Krüschan op Fehmarn över de Socialdemocraten snackt«. (Kiel, Druck von C. F. Mohr; 2. Aufl. 1877.)

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon, 1866—1882, Bd. 2, S. 273. — »Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung«, Jg. 1896, XXII, S. 115. — »Kieler Zeitung«, Ab.-Ausg. v. 20. Okt. 1904.

Joh. Sass.

Hachmann, Gerhard, Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, * 10. Mai 1838 in Hamburg als Sohn eines Arztes, † daselbst am 5. Juli 1904. — H. besuchte die Gelehrtenschule des Johanneums, studierte in Leipzig und Heidelberg die Rechte und ließ sich, nachdem er seine Studien mit der Promotion zum *Dr. jur.* abgeschlossen hatte, in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder. Bereits 1868 wurde er in die Bürgerschaft gewählt, die ihn 1877 zu ihrem Präsidenten berief. Am 12. Januar 1885 erfolgte H.s Wahl zum Senator. Als solcher übernahm er im folgenden Jahre das wichtige Amt des ersten Polizeiherrn. Große Aufgaben traten damit an ihn heran, das gesamte Polizeiwesen mußte von Grund aus reorganisiert werden. H. ist es gewesen, der dies schwierige Werk in glänzender Weise durchgeführt hat. Vom ersten Augenblick seiner Tätigkeit an bewährte er sich als ein Mann von außerordentlichen organisatorischen Fähigkeiten. Mit rastloser Energie verband er einen milden, humanen Sinn, der ihm das Vertrauen aller gewann. Ganz besondere Verdienste um das öffentliche Wohl Hamburgs erwarb er sich zur Zeit der Choleranot im Jahre 1892. Auch die Neuordnung des hamburgischen Armenwesens ist sein Werk, ebenso die Umbildung und Erweiterung des gesamten Unterrichtswesens. »Suchet der Stadt Bestes«, dies kurze Wort drückt schlicht und wahr die Gesinnung aus, in der H. während seines ganzen Lebens mit unermüdlicher Hingebung und Treue seiner Vaterstadt gedient hat. Hamburg betrauert in ihm einen seiner edelsten Söhne.

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Ab.-Ausg. v. 5. u. 6., Morg.-Ausg. v. 8. u. 9., Ab.-Ausg. v. 9. u. 11. Juli 1904 (Nr. 310, 312, 315, 317, 318, 320). — »Hamb. Nachrichten«, Ab.-Ausg. v. 5., 2te Morg.-Ausg. v. 9., Ab.-Ausg. v. 9. Juli 1904 (Nr. 466, 477, 478). — »Illustrierte Zeitung« (Leipzig), Bd. 123, Juli bis Dezember 1904, S. 50 (Nekrolog v. K. Hesselbarth, Bildnis).

Joh. Sass.

Knabl, Karl, Genremaler, * 26. Januar 1850 zu München, † 15. Juni 1904 ebendaselbst. — Als der Sohn des nachmals so berühmten Plastikers und Akademie-Professors Jos. Knabl (* 17. Juli 1819 zu Fließ bei Landeck in Tirol, † 3. November 1881 in München. Vgl. Liliencrons »Allg. Deutsche Biographie« 1882. XVI, 260) entwickelte der vielfach Begabte einen überraschenden Sinn, alles nachzubilden, zeichnete als helläugiger, scharfer Beobachter nach den Werken seines Vaters und nach der Natur, erhielt auch den Schulunterricht im Hause; nebenbei trat hier sein Farbensinn, ebenso wie die Neigung zur Musik frühzeitig hervor. Keine förderliche Unterweisung wurde versäumt, um seine Wege zu bahnen, nur das rechtzeitige Studium der Literatur

und Geschichte wurde vernachlässigt, wodurch eine zeitlebens fühlbare Lücke entstand, während sein Schönheitssinn eine absonderliche Zukunft versprach. Anfangs wendete sich K. nach dem väterlichen Vorbilde zur Skulptur, er schnitt äußerst gewandt und mit sicherer Empfindung kleine Köpfe und Figuren in Lindenholz, ging aber bald, seinem eminenten Farbensinn folgend, zur Malerei über, beschäftigte sich jedoch ebenso mit Zither und Harfe. Karl von Piloty, welcher große Erwartungen auf ihn setzte, nahm sich liebevoll des frühreifen Jünglings an, welcher das Geheimnis seiner Palette schnell erfaßte und durch prächtige Studien bewährte. Doch gelangte erst 1874 ein durchgearbeitetes Werk in den Kunstverein: »Der bestohlene Geizhals«, welchem die Diebe — man denkt unwillkürlich an Lessings gleichlautende Fabel — einen »verdammten Stein« an die Stelle seines vergrabenen Schatzes legten. Dann kam eine »Schusterwerkstätte« (1875), ein »Junger Zitherspieler« (1878) und das »Verborgene Genie«, eines in seine Holzschnitzerei ganz versunkenen Hirtenknaben (1881, als Holzschnitt im Dezemberheft 1884 »Vom Fels zum Meer«); so mochte Giotto über der ersten Zeichnung eines Lammes weltvergessen sitzen, als Cimabue staunend den Pastorello von Vespignano entdeckte! In ähnlicher Weise hatte K.s Vater die ersten plastischen Versuche mit seinem Taschenschnitzer gemacht und Josef Anton Koch in den Alpen den Rotstift auf den leeren Rückseiten einer alten Foliobilderbibel gehandhabt. Was im Menschen steckt, muß heraus und »sich herrlich offenbaren«. Jedes ehrliche Streben reißt sich durch und bricht die eigene Bahn. Man denke an Defregger, dessen Vorbild indessen erkennbar auf K. wirkte, z. B. mit dem »Fingerhakeln« (1878), wo der blutjunge schneidige Jäger den alten hartgesottenen Robbler lauernd herausfordert; wie verwunderlich blickt die ungläubige »Dirn«, während der alte Schnapsbruder *gentlemanlike* ein »Glasel Kerschengeist« zur Wette setzt. In diesen an Einfachheit und Wahrheit mit den Erzählungen eines Joseph Schöpf oder dem Vorarlberger Michel Felder wetteifernden »Dorfgeschichten« entfaltete K. eine Reihe sehr anziehender Darstellungen aus dem Volksleben, keine »Salontiroler«, sondern echte Menschen mit ihren Leiden und Freuden, im harten Kampf mit der Natur, in fröhlichem, herzerfreuendem Mutwillen, mit dem ganzen, den Bergbewohnern eigenen neckischen Humor. Dazu gehört z. B. eine herzig frische Sennerin, die auf der Alm den Festkranz für die heimkehrende Kuh bindet; ein Wilderer, der mit Todesverachtung einer erlegten Gemse über die steile Wand hinab nachklettert; eine schwarzgallige Eifersuchtsszene; der im Ringkampf »Besiegte Herkules«; auch »Steierische Flößer auf der Mur« (1882; in »Der gute Kamerad«, IV. Jahrgang 1890, 1. Heft); ein Thema, welches der Maler schließlich in eine »Floßfahrt auf der Isar« übersetzte, wo die wettergebräunten Gesellen mit ihrem Fahrzeug über die »Fälle« hinabschießen (vgl. Pecht in »Kunst für Alle« 1886, S. 316); ferner ein »Heuschlitten«, worauf der Älpler das im Sommer eingeheimste Viehfutter im Winter in sausender Fahrt zu Tal fördert; eine »Überschlächtige Mühle«, deren Wasserfall lustige Buben zu ihrer Badegelegenheit benützen — alles in unermüdlich beobachtenden Wanderungen dem Volkstreiben abgelauscht. Dabei tat er sich nie genug und schwelgte in einer Unzahl von Studien, ehe er an die Arbeit ging. Dann zog er auch das Porträt und die Landschaft in sein Bereich, malte sich selbst in ganzer, lebensgroßer Figur

und die Häupter »seiner Lieben« und seiner Freunde, darunter ein höchst ansprechendes Knabenbildnis von gewinnend schalkischem Ausdruck (1896); zu landschaftlichen Naturstudien durchstreifte K. u. a. das ganze Gebiet des »Wilden Kaiser«, ebenso die Salzach- und Inn-Gelände und viele von Touristenmalern nicht allzu häufig besuchte Ferner- und Gletschergegenden. In den lachenden Fluren des nahen Kufstein baute er sich ein flottes Atelier und Künstlerheim und stattete dasselbe zu einem wahren Bijou aus mit eigenen Schöpfungen und seltenem von weit und breit eingeheimsten »Urväterhausrat«. Als emsiger Radler durchstreifte er ganz Italien mit einem Trio von gleichgemuteten Kunstgenossen, wobei er den erstaunt aufhorchenden Bewohnern der Romagna, Apuliens und Calabriens altbayerische Weisen, Schnaderhüpfel und Jodler zum besten gab. Hierbei begleitete ihn immer die Zither, während in der Heimat, insbesondere bei Künstlerfesten, die Freude an der Harfe überwog, die K. mit einer mehr als dilettantischen Bravour zu seinem Lieblingsinstrument erwählte. Nächtelang die Freunde durch sein tiefgefühltes Spiel zu fesseln oder durch Imitation berühmter Virtuosen und andere Kunstfertigkeiten zu entzücken, zu erheitern und enthusiasmieren, gehörte zu den stillen Freuden des sonst so ruhig angelegten Mannes. Hier lohnten ihn Ruhm und Beifall, ganze Lachsalven von dankbaren, immer neu überraschten Zuhörern. Daß solche im Grunde doch aufregenden Exkursionen durch das Gebiet der musikalischen Produktion für die Ausdauer fordernden Sitzungen hinter der Staffelei nicht immer förderlich wirkten, war leicht begreiflich. K. saß etwas zu behaglich im väterlich ererbten Hanfsamen, sorglose Mühe ist nicht immer ein Glück für den Künstler, ebenso wie das Gegenteil immer auch ein Übel ist. Seit 1879 glücklich verheiratet, freute er sich, daß seine beiden Töchter das artistische Ingenium teilten, während sein einziger Sohn zum Eintritt in die Marine sich vorbereitete. Dieser schwamm zum ersten Male über den Ozean, als der Vater einer längst geahnten Krankheit erlag, und in den Arkaden des südlichen Camposanto, unter der von Josef Leonhard Mayer (* 3. Juli 1845 zu München, † 30. November 1898, wurde nach Joseph Knabls Ableben der artistische Leiter der von dessen Vater Josef Gabriel Mayer, * 18. März 1808 zu Gebrazhofen, † 16. April 1883 in München, gegründeten Kunstanstalt; dieselbe, verbunden mit einer großartigen Glasmalerei, erfreut sich, heute unter der umsichtigen Direktion des Kommerzienrats Franz Mayer stehend, eines wohlbewährten Weltrufes) gemeißelten imposanten Statue Joseph Knabls die letzte stille Rast fand. Dem völlig anspruchslosen Maler wären wohl noch viele Dezennien seiner erfreulichen Wirksamkeit gewünscht und gegönnt gewesen. Eine teilweise Ausstellung seines Nachlasses erfolgte Ende Dezember 1904 im Münchener Kunstverein.

Vgl. Nr. 283 »Neueste Nachrichten«, 20. Juni 1904 und Nr. 276 »Allgemeine Zeitung«, 21. Juni 1904.

Hyac. Holland.

Godin, Amélie, Roman- und Novellendichterin, * 22. Mai 1824 zu Bamberg, † 24. April 1904 in München. — Im väterlichen Hause erhielt die Tochter des hochgebildeten praktischen Arztes Dr. Friedrich Speyer, unter der Leitung ihrer geistvollen Mutter, einer geborenen Baronin von Godin — deren Namen die dankbare Dichterin später allen ihren poetischen Schöp-

fungen vorsetzte — den ersten, ihre ganze folgende Herzens- und Geistesbildung bestimmenden Unterricht. Nach dem Tode ihres Vaters übersiedelte sie nach München, wo sie in der Familie des auch durch seine Sagenforschungen hochverdienten Oberbaurats Friedrich Panzer mit den damals hervorragenden Geistern, wie Franz Graf von Pocci, Fr. von Kobell, Wilhelm von Kaulbach, Fr. von Thiersch und anderen Koryphäen, reiche, fördernde Fühlung und lebhafte Anregung für ihre poetische Begabung erhielt. Auf einer Rheinreise lernte sie den preußischen Ingenieuroffizier Franz Linz kennen, welcher ihr im Frühjahr 1844 die Hand zu einem glücklichen Ehebund reichte, dem freilich auch vielfache Krankheiten mit schweren Prüfungen folgten. Zuerst wurde die Gattin von nervösen Leiden plötzlich befallen, welche die junge Frau zwangen, auf ihre häusliche Tätigkeit vorläufig zu verzichten und in dem stillen Wallauf des Rheingau Kräftigung der Gesundheit zu suchen. Hier entstanden in idyllischer Einsamkeit die anfangs nur für ihre Kinder verfaßten »Märchen«, welche glücklicherweise den Weg in die Öffentlichkeit fanden und der unter dem Namen ihrer Mutter schreibenden Dichterin die Bahn zur weiteren Tätigkeit auf dem Gebiete der Erzählungen und Novellen bereiteten. Sie erhielten alsbald in illustrierten Zeitschriften, insbesondere in der »Gartenlaube«, »Über Land und Meer« und später in »Schorers Familienblatt« usw. die freudigste Aufnahme und Anerkennung. Infolge davon wagte sich G. auch an größere, in Romanform durchgeführte Probleme, darunter z. B. die Aufsehen erregenden Bücher »Eine Katastrophe« (neuerdings in der Reclam-Bibl. Nr. 1842 und 1843) und die meisterhafte Erzählung »Ein Orangenzweig« (Gartenlaube 1872, Nr. 33—39), Schöpfungen, welche den Vergleich mit George Eliot (vgl. Lord Actons schöne Studie über diese große englische Dichterin, Berlin 1886) nicht zu scheuen haben.

Ihr Gatte, welcher in verschiedenen Garnisonen, in Koblenz, Mainz, Saarlouis und Stettin im Dienste gestanden und zum Oberst avanciert war, wurde 1864 während des dänischen Krieges beauftragt, die Armierung der Stadt Stralsund und der Insel Rügen auszuführen. Infolge dieser anstrengenden Obliegenheiten entwickelte sich bei dem äußerst kräftigen Manne eine schleichende Krankheit, welche ihn nötigte, außer Dienst zu treten. Die Gatten zogen nach Trier, woselbst Oberst Linz kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges seinen qualvollen Leiden erlag.

Bald darauf übersiedelte sie nach München, wo sie mit Hermann Kurz, Paul Heyse, Hermann von Lingg und deren weiterem Dichterkreis in ehrende, zu neuen Arbeiten reizende Beziehung trat und zu frischen, neuen Problemen Ermutigung erfuhr, während sie in rührendster Weise der Pflege ihrer Mutter Klara oblag, die, 83 Jahre alt, am 20. April 1881 aus dem Leben schied. Indessen hatte die vielgeprüfte Dichterin auch einer Tochter und einem Sohne Karl, welcher am 6. Februar 1879 zu Berlin plötzlich an Herzschlag starb, ins Grab zu schauen. Unermüdlich tätig, übernahm sie noch die Leitung der Erziehung zweier Töchter eines teuren Freundes und hochachtbaren Gelehrten. Trotz ihres schwer gefährdeten Augenlichts ließ sie die Feder nicht ruhen, schuf immer noch Neues, sammelte kleinere Erzählungen zu neuen Ausgaben, überarbeitete frühere Werke und blieb ihrer immer wohlgestimmten, zartbesaiteten lyrischen Muse getreu. Ihre »Gedichte« erschienen in München 1888, »Lieder und Weisen« 1892, »Freudvoll und Leidvoll«, »Herzensworte«,

»Magdborn« und eine Anthologie »Blumengrüße« (München 1884 bei Ströfer) und »Aus großer Zeit« (Glogau 1873). Ihre »Märchen von einer Mutter erdacht« liegen in vierter Auflage (Stuttgart 1897) vor; dazu kommen das von Leopold Venus (ein nach seinem wahren Verdienst nur zu wenig bekannter Künstler, welcher * 1843 zu Dresden, am 23. Dezember 1886 nach zehnjährigem Leiden in Sonnenstein bei Pirna starb; vgl. »Kunst für Alle« 1887, II, 121) reich illustrierte »Märchenbuch« (4. Aufl. bei Flemming in Glogau), ferner »Neue Märchen für die Jugend«, ein »Märchenkranz« und »Märchenreigen«, außerdem eine Auswahl und Bearbeitung von slavischen und polnischen Volksmärchen (nach Glinski), auch »Märchen aus aller Herren Länder« und »Aus Feld und Wiese«. Unter den Novellen stehen in erster Reihe die mit dem Titel »Die Madonna mit den Lilien« gesammelten kleinen Künstlergeschichten (Reclam-Bibl. Nr. 2087), »Frauenliebe und Leben« (1874 in fünf Bänden), »Historische Novellen« (1863); »Kleine Geschichten« und neue »Novellen« (1876, in drei Bänden) und die größeren Romane »Ein Ehrenwort«, »Gräfin Lenore«, »Mutter und Sohn« (in zwei Bänden, 2. Aufl. 1888), »Schicksale«, »Sturm und Frieden«, »Wally« (Berlin bei Janke), »Fahr wohl!«, »Eine schwarze Kugel« (1890) u. a. m.

Ihr siebzigster Geburtstag wurde festlich begangen und durch ein von Paul Heyse fein erdachtes und gesammeltes sinniges Ehrengeschenk ihrer näheren Freunde verschönt (Nr. 236 »Neueste Nachrichten«, 24. Mai 1894). Vier Wochen vor ihrem achtzigsten Jahre riß ihr Lebensfaden entzwei. Kurz vorher hatte sie noch, rasch und sicher, auf ihrem Krankenlager, unter dem Klang der Osterglocken, die letzten Verse einem Freunde diktiert, welche Dr. Oswald Schmidt als letzte Gabe dieser schönen Seele in Nr. 235 »Allgemeine Zeitung«, 26. Mai 1904 veröffentlichte. An ihrem Grabe trauerten mit ihren beiden edlen Söhnen (wovon der Oberpostrat Richard Linz schon am 18. Februar 1905 der Mutter folgte), welche die Freude und den Stolz der Dichterin bildeten, die besten Männer und Frauen Münchens und die gleiche stille Teilnahme pflanzte sich fort, wohin die Trauerkunde kam. Der wohlverdiente Dichterlorbeer und die unvergängliche Palme treuer Erinnerung schmücken immergrünend ihren Namen!

Sehr zutreffend zeichnet ihr ganzes Wesen ein würdiger Nachruf: »Amélie Godin war eine ungemein sympathische Frauengestalt, eine überaus zarte und dabei doch so willenskräftige Natur, die das Leben liebte und ihm ein stetes »Und dennoch« entgegensetzte, auch wenn das Schicksal sie oft hart traf. Sie war eine begeisterte Dichterin des Schönen und der göttlichen Kraft des Lebens. Der Oberflächlichste, der Unbedeutendste bekam in ihrer Nähe eine Ahnung von der strahlenden Höhe des Schaffens. In ihrem Königreich adelte sie jeden, den ihr liebliches Lächeln traf. Sie war etwas, diese kleine, vornehme, alte Frau mit den altmodischen, schwarzen, rauschenden, seidenen Gewändern, mit den schönen schneeweißen Locken, den feurigen, dunklen Augen, der raschen Inbrunst der Sprache, der Schwermut derer, die um das Leben wissen.« Eine reine, vielgeprüfte Seele, die nie untergetaucht in den trübsten Erfahrungen, doch immer den unermüdlichen Mut, anderen zu helfen, hatte und nie den Glauben an die Menschen verlor.«

Vgl. Paul Sirano, »Im Salon Amélie Godin« in Nr. 45 »Über Land und Meer« 1877.

XXXVIII. 918. — Dietrich Theden, Amélie Godin, ein Literaturbild (mit Porträt) in Nr. 10 »Gartenlaube« 1882. S. 159ff. — »Deut. Illustr. Ztg.« 1885. II. 85 (mit Porträt). — »Vom Fels zum Meer« 1887/88. IX. Heft. — Georg Westenberger, Zum siebenzigsten Geburtstag in Nr. 233 »Neueste Nachrichten«, 22. Mai 1894. — Sophie Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder. Berlin 1898. I. 265 und 509. — »Allgem. Ztg.« Nr. 189, 27. April 1904. — Nr. 3177 »Illustrierte Zeitung« Leipzig. 19. Mai 1904 (mit Porträt). — Ein Porträt von M. Krüger im Münchener Kunstverein, Oktober 1896.

Hyac. Holland.

Arnold, Hugo, k. bayer. Hauptmann, historischer Schriftsteller, * 12. Mai 1842 in München, † 3. Oktober 1904 ebendaselbst. — Sohn eines Oberbeamten der Hypotheken- und Wechselbank, studierte am Gymnasium seiner Heimat, trat in die 6. Klasse des Kadettenkorps, wurde 1860 Junker im Inf.-Leibregiment, 1861 Unter- und 1866 Oberleutnant im 11. Inf.-Regiment, bei welchem sich A. sowohl 1866 wie auch im deutsch-französischen Kriege 1870/71 durch Heldenmut und Tüchtigkeit hervortat, namentlich in den Dezemberschlachten. Bei Villepion am 1. Dezember rettete er im heftigsten feindlichen Feuer unter Mitwirkung seiner Abteilung und in Verbindung mit Artilleriemannschaften und Pferden ein vor der Gefechtsfront gebliebenes Geschütz; in den blutigen Tagen von Loigny und Cravant führte er seine Mannschaft mit besonderer Bravour; das Eiserne Kreuz und der Militär-Verdienstorden waren sein Lohn. Seit 1875 Hauptmann im 7. Jägerbataillon, trat der an den Folgen des Feldzuges schwer leidende Mann 1887 in Pension, griff aber dann zur Feder, um seine schönen historischen Kenntnisse und später auch seine Feldzugserinnerungen zu verwerten. Vorwiegend betätigte sich A. auf dem geschichtlichen, ethnographischen und anthropologischen Gebiet, betrieb mit großem Geschick und ebenso umfassender Sorgfalt im Auftrag von Privaten und gelehrten Gesellschaften, Untersuchungen über römische Lagerplätze, Straßenzüge und Standquartiere, leitete und führte die Aufdeckung und Ausgrabung prähistorischer Gräber und Hügel, z. B. bei Auing am Wörthsee (1879), am Auerberg im Lechrain (zwischen Wertach und Lech, 1881), der alten Akropolis der Licatier Damasia, 1889 entdeckte er die letzten Reste der von Heinrich dem Löwen erbauten Münchener Stadtmauer, brachte neues Material zur Limesforschung (1891), unterzog die im bayerischen Armeemuseum befindlichen Fahnen und Standarten einer neuen Untersuchung, ebenso den Umfang und das Terrain der Stadt München einer geologisch-historischen Beleuchtung, machte Ausflüge nach alten Burgstätten und kleineren Besiedelungen in Altbayern an der Isar, Amper, am Inn und im Salzachgebiet, welches er mit offenem Auge für volkstümliches Leben, für Sitte und Tracht, Sage und Herkommen durchwanderte. Die Resultate verarbeitete A. in anziehender, streng sachlicher Darstellung für süddeutsche Fach- und Tagesblätter, auch für illustrierte Zeitungen, wozu befreundete Künstler ihre artistisch-malerischen Aufnahmen gaben. Auch die oberbayerischen Seen zog er in den Kreis seiner historischen Betrachtung und schuf heitere, kulturhistorische Landschaftsbilder aus der Urzeit mit der Staffage von Pfahlbaubewohnern und bronzekundigen Kelten, die letzten Nachklänge ihres ganzen habituellen Befindens aus der vorliegenden Gegenwart erkennend und nachweisend, wobei nicht selten ein schalkisch lächelnder, an Ludwig Steub erinnernder Humor zur wohltätigen Erwärmung dem Autor die Feder führte. Als ein

Muster dieser Art dürfen auch die Erlebnisse mit seinen Pferden dienen, wo die verschiedenen Tiere nach ihren bewiesenen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften hübsch gezeichnet erscheinen. Mit großem Geschick verstand A. die gelehrten Ergebnisse von Riezlers und Baumanns Forschungen in volkstümlicher Form einem weiteren Leserkreise zu vermitteln und mundgerecht zu machen; seine Referate darüber waren immer originell gefaßt und sozusagen mit seiner eigenen Auffassung sehr geschickt vereinbart, als wenn er von der Priorität derselben vollständig überzeugt gewesen. Dergleichen kleine Eskamotagen gelangen ihm zur zufälligen Überraschung. Ziemlich spät kam er darauf, Selbsterlebtes aufzuzeichnen. So entstanden, offenbar angeregt durch Taneras Schriftstellererfolge, die hinter Detlef von Liliencrons Verve freilich zurückstehenden Feldzugserinnerungen »Unter General von der Tann« (München 1895 und 1896 bei C. H. Beck) in zwei Bändchen. Mit sachverständigen Strichen zeichnet A. die strategischen Verhältnisse, welche die verwickelt gewordene Kriegslage schuf. Die deutschen Heere an der Loire hatten vorwiegend operative Aufgaben zu lösen. Die Darstellung der Ereignisse während des furchtbaren Winterfeldzugs an der Loire, diese scheinbar wirren Märsche in ihrem Zusammenhange klarzumachen, war seine schwere Aufgabe und erforderte besonderes Talent. Wer diesen Berichten an der Hand der Karte zwischen Paris und der Loire folgt, wird die Operationen in der Beauce und am Perch erst verstehen und mit Bewunderung und Stolz die Taten des ersten bayerischen Armeekorps vernehmen. Die Schwierigkeit, hierin das richtige Maß zu treffen, hat A. mit großem Geschick überwunden und dabei bewiesen, daß er ein nicht minder kriegswissenschaftlich geschulter wie zugleich auf der vollen Höhe allgemeiner Bildung stehender und mit einem seltenen Schriftstellertalent begabter Autor ist. Die Schilderung der persönlichen Erlebnisse gewinnt wirklich geschichtlichen Wert und um so mehr, als die Umstände, unter denen die tapferen Truppen an der Loire den Sieg an ihre Fahne fesselten, mit wahrhaft plastischer Anschaulichkeit vor Augen geführt werden: die Strapazen und Beschwerden des Winterfeldzugs, die Schrecken des Volkskrieges, die Hemmnisse und Reibungen der Heerführung. Großes Interesse erregen die auf bestimmte Verhältnisse und Personen fallenden Streiflichter, z. B. das Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg, den Bischof Dupanloup (dessen Vergleich mit dem gelehrten Döllinger ein gewiß nicht zutreffender ist), die französische Bevölkerung mit Einschluß des Klerus; klar tritt der Opfermut und die Ausdauer der deutschen Truppen hervor, auf den anstrengenden Märschen, in den Gefechten, wovon beispielsweise die Schlacht von Beaugency am 8. Dezember ein erlesenes, ergreifendes Bild bietet. Dazu kommen die Vorzüge des Autors, Klarheit der Darstellung, möglichste Objektivität, die auch dem Feinde die gebührende Anerkennung zugesteht, die Fehler im eigenen Lager nicht vertuscht, die überall durchquellende Liebe zum Vaterlande und den Kameraden offenbart. Schade, daß A. seine Wahrnehmungen vor Paris zur Zeit der Kommune nicht eingehender berichtet, vielleicht nur um seine Arbeit nicht anschwellen zu lassen. Ein anderer hätte überhaupt aus diesem dankbaren Stoff mehr Kapitel zu ziehen gestrebt.

Meist führte ein launiger Humor dem Verfasser die Feder; da sein Auge nach allen Radien das pulsierende Leben erfaßte, übersetzte A. die früheren

strategischen Berichte, das Leben und Treiben in den alten Legionen, Lagern und Kriegsleben der Römer in gleiche Beleuchtung, wobei sich durch A.s Ausgrabungen, Bodenstudien und Terrainforschungen die verdeutschenden naheliegenden Analogien von selbst ergeben. Dabei gebraucht er dann nach Vorgang seines Lieblingsvorbildes Mommsen das zutreffendste moderne Wort, wodurch Farbe, Leben, Stimmung in seine neckischen kulturhistorischen Darstellungen kommt. Darin ist A. seinem immer leichtlebigen, aber nur touristischen Kollegen Tanera weit überlegen und näher an Liliencron gerückt, der seinen harnischtragenden Marsenritter gelegentlich heranrasseln läßt. Eine Musterleistung dieser Art war ein Vortrag am 26. Oktober 1900 in den Sitzungen der Münchener anthropologischen Gesellschaft: »Herr Claudius Paternus Clementianus, ein Nachfolger des Pontius Pilatus und ein oberbayerischer Landsmann aus Epfach«. Letzteres ist eine uralte Ortschaft, deren Bestand weit über die Römerzeit zurückreicht, wie die Grabhügelgruppen mit Schmuck und Geräten aus der Bronze- und Hallstattzeit und die hochgewellten Hochackerbeete in der weiten Umgebung beweisen. Neben Marmorplatten, Säulenstücken, Quadern fanden sich in der Umfassungsmauer auf dem Lorenzhügel bei Epfach *(Abodiacum, Abuzacum, Eptaticum)* Denkmäler mit wichtigen, in wenigen Worten viel erzählenden Inschriften, welche die Namen städtischer Beamten tragen und deren Würde bezeichnen, woraus der Schluß erlaubt ist, daß Abodiacum wie Bregenz, Kempten und Augsburg eine »*civitas*« war. Drei Steine beziehen sich auf den genannten Gentleman. Nun wagte A. die gar nicht unwahrscheinliche Annahme, daß der Ahnherr des besagten Claudius Paternus Clementianus, der sich, wie Augsburger Inskriptionen beweisen, zuerst in der alten Keltenstadt am Lech niederließ, ein Veteran oder ein im Gefolge des Heeres zugewanderter Bürger oder Handelsmann, vielleicht sogar ritterlichen Ranges gewesen ist, der als »römischer Bürger« von Haus aus sich unter den Ortseinwohnern eines großen Ansehens erfreute. Der Name mit keltischem Klang des mütterlichen Großvaters »*Indutus*« erlaubt den Schluß, daß der Vater sich mit einer keltischen Jungfrau verheiratete. Der demnach sicherlich in Epfach geborene Cl. P. Clementian scheint nicht von der Picke auf gedient zu haben, er absolvierte sofort die Vorstufe für die Prokuratur, die »*tres militiae equestres*«. Als »*Tribunus militum*« stand er bei der »*legio XI. Claudia*«. Hierauf wurde er Kommandeur des Silianischen Reiterregiments römischer Bürger, das den Beinamen »*torquata*« trug, weil ihm die »*torques*« (man denkt dabei unwillkürlich an das früher von unseren Offizieren im Dienst getragene »*Hausse-col*«) als Auszeichnung für Tapferkeit verliehen worden waren. Den Schluß der Militärlaufbahn des Cl. P. Clementian bildete die Befehlshaberstelle eines vermutlich der Donauflottille zugeteilten Seebataillons. Dann trat er in den Verwaltungsdienst über, wurde kaiserlicher Prokurator in den Provinzen Afrika, Sardinien und Judäa, in letzterer als Vertreter des syrischen Legaten — eine in der Zeit von 138 bis 192 n. Chr. abgesponnene gloriose Karriere! — In ähnlichen kulturhistorischen Perspektiven behandelte A. noch viele andere Stoffe, z. B. die deutsche Königshufe »Königswiesen«, die römischen Heerverhältnisse im bayerischen Rhätien, die Ortsnamen der Münchener Gegend, den uralten Pferdemarkt zu Keferlohe, die Gräber der alten Giesinger, die Gegend von Laim, die Tölzer Leonhardfahrten, die Römerstätte zu Icking, die Schanzen zu Deisenhofen,

alte Schiffergebräuche auf Inn und Salzach, die Familie der Agilolfinger, Tassilos Politik und Sturz. In allen gelehrten Gesellschaften und Zeitschriften waren seine Vorträge willkommen; freilich wußten die wenigsten Zuhörer und Leser, unter welchen peinigenden Leiden diese erfreulichen Elaborate entstanden. Die Folgen der Feldzugstrapazen machten sich, anfänglich noch weniger beachtet, immer mehr geltend. Im Jahre 1880 vermählte er sich mit einer Baronin von Crailsheim, welche ihm jedoch schon 1898 durch den Tod entrissen wurde. Von 1892—1895 arbeitete A. in der Redaktion der »Allgemeinen Zeitung«, ohne auffällige Störungen in seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Dann kamen schwere Augentrübungen, lähmende Erscheinungen und andere böse Vorboten. Auch jetzt gönnte sich der energische Mann keine Ruhe, obwohl ihm das neue Material nur durch Vorlesen vermittelt werden konnte und der rastlose Denker mit schweren Mühen seinem Schreiber die wohldurchfeilten Sätze in die Feder diktieren mußte, bis auch dieser letzte Trost mit geistigem und körperlichem Zerfall endete. Welche Fülle des Wissens blieb unausgenützt und unvererbbar, zum Jammer seiner beiden Töchter, welche dem Vater bis zum letzten Augenblicke als treueste Pflegerinnen beistanden. Eine Sammlung oder Auswahl seiner weitzerstreuten Elaborate wäre ein höchst wünschenswertes und verdientes Denkmal.

Vgl. Nr. 465 »Neueste Nachrichten« 5. Oktober und ebendaselbst Nr. 470 vom 7. Oktober 1904. Alex Braun in Nr. 236 Unterhaltungsbeilage zur »Norddeutsch. Allgem. Ztg.« vom 7. Oktober 1904. (Ein jüngerer Bruder, Hermann Arnold, der sich gleichfalls als Krieger und Schriftsteller, insbesondere aber als Maler hervortat, geb. 6. Mai 1846 zu München, war ihm gleichfalls nach schwerem Leiden schon am 25. Juni 1896 zu Jena im Tode vorausgegangen. Vgl. unser »Biogr. Jahrbuch« 1897 S. 47 und »Allgem. Deutsche Biographie« 1902. XXXXVI, 51.)

Hyac. Holland.

Bittong, Franz, Direktor der vereinigten Theater von Hamburg und Altona, * 2. November 1842 in Mainz, † 8. Oktober 1904 in Hamburg. — B., der ursprünglich für die kaufmännische Laufbahn bestimmt und mehrere Jahre als Beamter einer französischen Eisenbahngesellschaft in Paris tätig war, hegte von jeher ein leidenschaftliches Interesse für das Theater. Nachdem er den deutsch-französischen Krieg als freiwilliger Krankenpfleger mitgemacht hatte und nach Mainz zurückgekehrt war, trat er hier in Beziehung zu dem Direktor des Stadttheaters Th. L'Arronge, der sich sehr bald von der außerordentlichen Begabung B.s überzeugte und ihn, der nie Schauspieler gewesen war und die Bühne praktisch gar nicht kannte, als Regisseur für sein Theater verpflichtete. 1872 ging B. in gleicher Eigenschaft nach Stettin, von 1873—1876 wirkte er in Bremen, um im August 1876 einem Ruf des Direktors Chéri Maurice an das Thalia-Theater in Hamburg zu folgen. Durchdrungen von dem Gedanken einer notwendigen Reform des Bühnenwesens, hatte B. bereits einige Jahre zuvor die kleine Schrift »Plaudereien über die Reform der deutschen Bühne« (Stettin 1873) veröffentlicht. In Hamburg bot sich ihm jetzt Gelegenheit, seine Ideen zu verwirklichen. »Seine Bestrebungen richteten sich in erster Linie darauf, mit gewissen veralteten Bühnenformen zu brechen, die weder den Anforderungen eines ästhetisch gebildeten Geschmacks, noch den unveränderlichen Grundgesetzen der Schauspielkunst entsprachen, deren Beseitigung aber noch von niemandem

vorher versucht worden war. Ausgehend von dem Grundsatz, daß die Schaubühne nicht nur dem Geiste, sondern auch der Tat nach ein bis in die Einzelheiten getreues Bild des wirklichen Lebens sein müsse, warf B. das ganze barocke Herkommen, welches in bezug auf die Einrichtung der Szene, auf die Front- und Halbkreisstellungen der Schauspieler usw. herrschte, mit einem Schlage über Bord und richtete sowohl das Äußere der Bühne wie die Bewegungen und Gruppierungen der Darsteller in einer den Gebräuchen und Umgangsformen des Lebens völlig entsprechenden Weise ein. Schönheit, Einfachheit und Wahrheit! Das waren die drei Hauptforderungen, welche er von vornherein an die Leistungen der Bühne stellte; aber er übertrug diese Forderungen mit vollem Recht auch auf jene Äußerlichkeiten, in denen die alte Schule zwar die Einfachheit immer sehr nachdrücklich betont, auf Schönheit und Wahrheit aber ein viel zu geringes Gewicht gelegt hatte. Das Publikum war erstaunt und freudig überrascht, als es unter B.s Regie statt der herkömmlichen Bühnenzimmer und Bühnensalons mit einem Male wirkliche, behaglich und geschmackvoll eingerichtete Wohnräume vor sich sah. Es wurde urplötzlich jedem klar, daß nur auf diese Weise allen Anforderungen der Schönheit und der Wahrscheinlichkeit zugleich Rechnung getragen werden könne, und die Wirkung, welche durch die scheinbar rein äußerliche Reform auch auf die Natürlichkeit der einzelnen schauspielerischen Leistungen und auf den Eindruck der ganzen Bühnenwerke geübt wurde, war eine überraschend große.« (Ortmann, S. 320/21.)

1885 erhielt B. die Stelle eines Oberregisseurs am Hamburger Stadttheater, und im Januar 1898 übernahm er nach dem Tode des Direktors Pollini im Verein mit dessen Geschäftsführer M. Bachur die Direktion des Hamburger Stadttheaters, des Stadttheaters in Altona und des Hamburger Thalia-Theaters. Wenn die Hamburger Bühne in der Folge den großen Ruf behauptete, den sie sich unter Pollini erworben hatte, so war das nicht zum wenigsten B.s Verdienst. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er der Pflege der großen Oper und erzielte auch damit reichen Erfolg. Auch als Bühnenschriftsteller hat er sich einen guten Namen gemacht; freudigste Anerkennung fanden vor allem seine poesievollen Weihnachtsmärchen.

Mit aller Kraft hat B. bis zuletzt seine idealen Ziele verfolgt, die Liebe zur Kunst war der Leitstern seines Lebens, mit tiefem Ernst faßte er jede Aufgabe an, mit feinem Takt, mit umfassendem Wissen und klugem Können führte er sie zu Ende, ein kühner Vorkämpfer für alles Neue, das einen wahren, gesunden Fortschritt bedeutete, in der lebendigen Fülle seines künstlerischen Wirkens ein Vorbild für alle, die gleich ihm streben und arbeiten im Dienste des Schönen.

Vgl. »Hamb. Correspondent«, Morg.-Ausg. v. 9., Ab.-Ausg. v. 10., 11. u. 12. Oktober 1904. — »Bühne und Welt«, Jg. 7, Nr. 2, 1904, S. 85 (Nekrolog v. P. Raché, Bildnis); vgl. auch Jg. 1, Halbjahr 1, 1898/99, S. 128f. — Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter d. 19. Jahrh., 5. Ausg., Bd. 1, S. 132, 474. — R. Ortmann, Fünfzig Jahre eines deutschen Theaterdirektors. Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus d. Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters. Hamburg 1881, S. 318ff.

Joh. Sass.

Lehmann, Heinrich Otto, Geheimer Justizrat, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Marburg, * 28. Oktober 1852 in Kiel als Sohn

des Advokaten Theodor Lehmann, † 27. Januar 1904 in Marburg. — L., der seine Eltern früh verlor, wurde im Hause seines Onkels, des Apothekers J. Lehmann in Rendsburg, erzogen. Nachdem er das Gymnasium daselbst im Herbst 1871 mit dem Zeugnis der Reife verlassen hatte, begann er in Berlin die Apothekerlaufbahn, die er jedoch bald wieder aufgab, da sie seinen Neigungen nicht entsprach. Er wandte sich dem juristischen Studium zu, das er 1872 in Greifswald begann, in Heidelberg fortsetzte und in Berlin zum Abschluß brachte. Hier bestand er im Januar 1877 das Referendarexamen, war dann eine Zeitlang als Referendar in Rendsburg tätig und ging darauf nach Göttingen, um seine Habilitation in die Wege zu leiten. Ein ernster Unfall aber, bei dem er sich infolge eines Sturzes eine innere Verletzung zuzog, zwang ihn, alle Vorbereitungen für die akademische Karriere abzubrechen und mehrere Jahre nur seiner Gesundheit zu leben. Erst 1881 war L. so weit wieder hergestellt, daß er sich von neuem einer festen Berufstätigkeit hingeben konnte. Er wurde zunächst als Universitätsrichter in Kiel angestellt. 1882 habilitierte er sich hier als Privatdozent und wurde 1885 zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt. Im Jahre 1888 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor nach Gießen, von wo er 1889 nach Marburg übersiedelte.

Angesichts der schweren körperlichen Leiden, mit denen L. fast drei Jahrzehnte lang zu ringen hatte, verdienen seine bedeutenden Leistungen um so uneingeschränktere Bewunderung. Seine Haupttätigkeit galt dem deutschen Recht einschließlich des Handelsrechts. 1886 erschien sein mit ausgezeichneter Sorgfalt gearbeitetes »Lehrbuch des deutschen Wechselrechts«, von 1896—1900 die wichtige Neubearbeitung von Stobbes »Handbuch des deutschen Privatrechts« (Bd. 2—4), das L.s tief eindringende Behandlung des Gegenstandes zu einem durchaus neuen, selbständigen Werke gestaltete. Mit gleicher Energie und gleichem Erfolge trat er in den letzten Jahren an die großen Aufgaben heran, welche der deutschen Rechtswissenschaft aus der Fertigstellung des Bürgerlichen Gesetzbuchs erwuchsen. In dem Lehrbuch »Das Bürgerliche Recht« (2. Aufl. 1901), das er im Verein mit Enneccerus herausgab, bearbeitete L. das Sachenrecht sowie das Familien- und Erbrecht. Als Dozent besaß der Heimgegangene eine außerordentliche Anziehungskraft. »Seine Vorlesungen und Übungen waren packend und belehrend zugleich; was er lehrte, war das Produkt einer kräftigen, individuellen, von warmer Begeisterung für ihre Wissenschaft getragenen Natur.«

Das reiche Lebenswerk des Mannes ist aber damit noch nicht erschöpft. Noch fehlt ein wesentlicher Zug in dem Bild seines Wirkens, L.s öffentliche Tätigkeit außerhalb seines akademischen Berufs. »Starkes nationales Empfinden trieb ihn ins politische Leben, sein Gemeinsinn zur Mitarbeit an der städtischen Verwaltung Marburgs.« Die lautere Größe seines Charakters, seine unermüdliche Pflichttreue, der frische, lebendige Hauch seines Wesens verschafften ihm überall Geltung und Einfluß. Alle sahen in ihm den klugen, zielbewußten Führer zum Rechten und Guten. Als solcher erscheint er auch in den zahlreichen trefflichen, nationalen Fragen gewidmeten Aufsätzen, die er in den »Grenzboten«, der »National-Zeitung« und vor allem in der »Neuen Züricher Zeitung« veröffentlicht hat.

Vgl. »Chronik der Universität Marburg« für 1903/04, Jg. 17, S. 6—8 (Nekrolog und

Schriftenverzeichnis). — »Deutsche Juristen-Zeitung«, Jg. 9, 1904, Sp. 202/203 (Nekrolog von Arthur Schmidt). — »Zeitschrift f. das Gesamte Handelsrecht, Bd. 55, 1904, S. 385/86 (Nekrolog von K. Lehmann). — Alberti, Schriftsteller-Lexikon, 1866—1882, 1, S. 428/29. — »Kieler Zeitung«, Ab.-Ausg. v. 28. Januar 1904. Joh. Sass.

Wannenmacher, Franz Xaver, Gymnasiallehrer und Schriftsteller, * 8. Mai 1839 in Owingen in Hohenzollern, † 21. Oktober 1904 in Straßburg i. E. — Ein Sohn wohlhabender Bauersleute, war er zuerst Volksschullehrer, später Gymnasiallehrer in Köln. Frühzeitig aus dem Dienst geschieden, ergab er sich mit leidenschaftlichem Eifer den verschiedenartigsten Studien, erwarb die philosophische Doktorwürde, bereiste fast alle europäischen Länder, veröffentlichte Jugendschriften und Übersetzungen, namentlich aus dem Spanischen. Als er beim Kultusminister v. Zedlitz-Trützschler Beiträge für eine von ihm in der Nähe seiner Heimat, in Haigerloch, gegründete Privatschule nachsuchen wollte, fand er bei diesem schlechte Aufnahme; sein Besuch hatte nur die Folge, daß die Schule geschlossen wurde. Doch es war seine Art nicht, ein Erlebnis schwer zu nehmen; wie der weitumgetriebene Odysseus konnte er von sich sagen, daß er schon Hundemäßigeres ertragen habe. Er ließ sich so leicht nicht unterkriegen. Er hatte Geist und Humor genug, das Erlebnis zu einem künstlerischen Versuch auszubeuten. Wo ein anderer in seiner Qual verstummt wäre, da gab ihm ein Gott zu sagen, was er leide. In einem kleinen Lustspiel »Ohne Titel« brachte er einen Gymnasiallehrer a. D. Franz Werner auf die Bühne, dem alles das begegnet, was er selbst durchgemacht hatte. Im Jahre 1898 wurde das Stück in Hechingen und Sigmaringen unter dem Beifall der ganzen Bevölkerung aufgeführt. Er schrieb noch ein zweites Lustspiel »Fürst Krapotkin«, worin ebenfalls ein eignes Erlebnis verarbeitet ist. Der Held des Stückes, Professor Walther, wird bei einem Besuch in der Reichshauptstadt von einem Geheimpolizisten für den berühmten Anarchisten Fürsten Krapotkin gehalten und deshalb verhaftet. Nachher klärt sich das Mißverständnis auf. Das Stück ging 1899 in Hechingen über die Bühne, und der Verfasser wurde in humoristischer Weise gefeiert. Es darf an dieser Stelle wohl gesagt werden, daß W. in seinem ursprünglichen Berufe gescheitert war. Aber er war ein Mann von seltenem Wissensdrang und ungemein reger geistiger Energie. Kurz vor seinem Tode war er noch von Hechingen nach Straßburg gezogen, um an der dortigen Universität Vorlesungen zu hören. Ein redlicher Mann ohne Falsch, hatte er keine Feinde. Sein Humor machte ihn überall beliebt. Auch er war ein echter Schwabe, ohne die harten Tugenden, die den Menschen heute in der Welt vorwärts bringen, ohne Mißtrauen, ohne Schneidigkeit, wie ein Original aus der Rokokozeit in unsere Zeit verschlagen, so mild und würdevoll in seinem Wesen, daß manche über ihn lächeln zu dürfen glaubten, die ihm bei weitem nicht ebenbürtig waren.

Er schrieb, zum Teil unter dem Pseudonym Franz v. Aubingen (nach Owingen, seinem Geburtsort): Jugendschriften: Bamba Zamba 1871. In der Fremde 1872. Irrfahrten in London 1873. — Fremdsprachliche Hilfsbücher: *Vocabulare Castellano y Gramatica sin Reglas* 1878. Der geschickte Franzose 1880. Der geschickte Engländer 1880. — Griseldissage auf der iberischen Halbinsel 1895. — Lustspiele: Ohne Titel 1897. Fürst Krapotkin 1897. — Übersetzungen: Sokrates und Jesus Christus 1864. Erinnerungen aus dem Leben eines Handwerkers 1871. Lazarillo von Tormes 1881.



Nekrolog (von A. Zander) in Nr. 168 der in Hechingen erscheinenden Hohenzollerischen Blätter vom 24. Oktober 1904.

Hechingen. Anton Zander.

Heiberg, Asta Sophie Charlotte, geb. Gräfin Baudissin, die Mutter des Dichters Hermann Heiberg, * 7. Mai 1817 in Greifswald, † 28. Januar 1904 in Schleswig. — Ihre Jugend verlebte A. H. auf dem in Jütland zwischen Horsens und Aarhus gelegenen Landgut Hovedgaard, welches der Vater bald nach ihrer Geburt erwarb. 1825 zog sie mit ihren Eltern nach Horsens und 1831 nach Rendsburg. Die Mädchenjahre führten sie nach Kiel, wo sie von Claus Harms eingesegnet wurde, und später nach Dresden. Am 15. September 1835 heiratete die 18jährige Komtesse den Advokaten Dr. Karl Friedrich Heiberg in Schleswig († 16. August 1872), einen der besten Männer Schleswig-Holsteins, der seine Heimat über alles liebte und unter den mutvollen Kämpfern für Recht und Freiheit immer in erster Reihe stand. An der Seite ihres Mannes hat die treffliche Frau dann alle Wandlungen der politischen Geschicke der Herzogtümer miterlebt, in harten, schweren Zeiten war sie ihm eine unerschrockene, tatkräftige Helferin, sein »guter Kamerad« im besten Sinne des Worts. So hat sie, man darf es getrost sagen, in Wahrheit an der Geschichte ihres Landes mitgearbeitet und mitgeholfen, daß ihm »ein schön'rer Morgen tagte«. Als bleibendes Denkmal dieses bewegten, reichgesegneten Frauenlebens besitzen wir die »Erinnerungen«, die A. H. in ihrem 80. Lebensjahre veröffentlichte. Ein Hauch jener wunderbaren Jugendfrische, welche die Verfasserin sich bis an ihr Ende zu bewahren wußte, weht durch dies köstliche Buch, das dem Leser längt vergangene Tage in lebendigster Wirklichkeit vor die Seele führt und mit seiner Fülle interessanter Schilderungen der politischen und gesellschaftlichen Zustände einen wichtigen Beitrag zur schleswig-holsteinischen Zeitgeschichte bildet. Mit inniger Teilnahme begleiten wir den Lebensweg der tapferen Frau, die um so liebenswerter und verehrungswürdiger erscheint, als sie bei allem Tüchtigen und Großen, das ihr innewohnte, stets auch die feine Bescheidenheit echten Seelenadels bewies.

Vgl. Asta Heiberg, »Erinnerungen aus meinem Leben«. 2. Aufl. Berlin 1897. — »Die Grenzboten«, Jg. 57, 1898, 1. Vierteljahr, S. 319—322. — »Die Frau«, Jg. 5, 1898, S. 613—618 (F. Poppenberg, Frau Asta Heibergs Erinnerungen). — Sonntagsbeilage zur »Vossischen Zeitung«, Nr. 18 v. 1. Mai 1898 (E. Schulte, Die »Erinnerungen« der Frau A. H.). — Alberti, Schriftstellerlexikon, 1866—1882, 1, S. 277. — »Schleswiger Nachrichten« v. 30. Januar 1904. — »Kieler Zeitung«, Ab.-Ausg. v. 30. Januar 1904.

Joh. Sass.

Sauermann, Heinrich, Direktor des Flensburger Kunstgewerbemuseums, * 12. März 1842 in Flensburg, † 3. Oktober 1904 daselbst. — Vor vielen verdient es dieser ausgezeichnete Mann, daß er »nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehe«. Der Sohn eines Handwerksmeisters, erlernte S. das Tischlerhandwerk und zog als junger Geselle in die Fremde, um sich in seinem Spezialfach, der Kunsttischlerei und Bildschnitzerei, weiter zu vervollkommnen. Namentlich Paris, wo er sich längere Zeit aufhielt, bot ihm reiche Anregung und Förderung. Anfang der 70er Jahre kehrte er nach Flensburg zurück,

und bald erwarben sich die Erzeugnisse seiner Werkstatt und der von ihm ins Leben gerufenen Fachschule für Bildschnitzerei allgemeine Anerkennung. Seine Haupttätigkeit jedoch galt der im Jahre 1874 von ihm begründeten Sammlung kunstgewerblicher Altertümer, aus der allmählich dank dem unermüdlichen Eifer S.s das Flensburger Kunstgewerbemuseum erwachsen ist. Die reichhaltige Sammlung, die sehr bald von der Stadt übernommen wurde, genießt heute als Mittelpunkt der kunstgewerblichen Interessen in Schleswig-Holstein mit Recht einen bedeutenden Ruf. In allen ihren Teilen zeigt sie den genialen Sinn ihres Schöpfers und seine warme Begeisterung für die heimatliche Kunst, der in uneigennützigster Hingebung zu dienen die tiefste Freude seines Lebens war.

Vgl. »Kieler Zeitung«, Ab.-Ausg. v. 5., Morg.-Ausg. v. 8. Oktober 1904. — Führer durch das Kunstgewerbemuseum der Stadt Flensburg (von H. Sauermann). Flensburg 1903.

Joh. Sass.

Bismarck, Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert, Fürst von, * 28. Dezember 1849 zu Berlin, † 18. September 1904 zu Friedrichsruh, Fideikommißherr auf Schwarzenbeck, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, Königlich Preußischer Staatsminister und Generalmajor *à la suite* der Armee, Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat und Staatssekretär a. D., Mitglied des Deutschen Reichstags, Kreisdeputierter des Kreises Lauenburg. — B. erblickte das Licht der Welt in dem Hause Dorotheenstraße 37 zu Berlin, wo sein Vater damals als Mitglied der Zweiten Kammer wohnte. Die Geburt erfolgte am Nachmittag des 28. Dezember, was dem elterlichen Bekanntenkreise Tags darauf durch eine Anzeige in der Kreuz-Zeitung wie folgt mitgeteilt wurde: Die gestern Nachmittag erfolgte glückliche Entbindung meiner lieben Frau Johanna geb. v. Puttkamer von einem gesunden Sohne zeige ich ergebenst an.

Berlin, 29. Dezember 1849. von Bismarck-Schönhausen.

Am 13. Februar 1850 wurde der Knabe in der elterlichen Wohnung durch den Prediger Goßner, wie aus dem noch erhaltenen Schreiben des Vaters an diesen hervorgeht, getauft. Zu den Paten gehörten der Präsident von Gerlach und der damalige Landrat, spätere Oberpräsident der Rheinprovinz, von Kleist-Retzow. Der junge Bismarck hat seine ersten Kinderjahre teils in Berlin, teils auf dem Lande, überwiegend aber in Frankfurt a. M. verlebt, wohin sein Vater bekanntlich im Jahre 1851 als preußischer Bundestagsgesandter berufen wurde und dort bis zum Frühjahr 1858 verblieb. In Frankfurt a. M. hat der junge Herbert v. Bismarck mit seiner Schwester Marie und seinem jüngeren Bruder Wilhelm zunächst häuslichen Unterricht empfangen, der dann während der folgenden Jahre in Petersburg und auf dem Lande fortgesetzt wurde, bis endlich mit der Ernennung des Vaters zum Ministerpräsidenten im Jahre 1862 wieder die erwünschte Stabilität, über deren Mangel Jener so oft und bitter geklagt hat, in die häuslichen Verhältnisse der Bismarckschen Familie kam. Am 31. März 1865 wurde Herbert Bismarck in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin von dem Konsistorialrat Souchon eingesegnet. Der häusliche Unterricht wurde bis zum Jahre 1866 den beiden Brüdern von einem Predigtamtskandidaten Braune erteilt, den Bismarck Vater in einem Briefe also kennzeichnet: »Etwas Pedant, läßt aber mit sich reden, Berliner von Natur«. Es sind manche Einzelheiten darüber vorhanden, in wie eingehender Weise

der Vater sich um den Unterricht der Söhne kümmerte, die, wenn es seine Zeit irgend gestattete, an jedem Sonnabend mit ihren Heften vor ihm erscheinen mußten. Der ehemalige Lehrer erzählt folgenden Vorfall, der ihm aus dieser Bismarckschen Schulrevision in Erinnerung geblieben ist. Er hatte in der Geschichte zwei Wochen hintereinander den Jugurthinischen Krieg durchgenommen. Bismarck sprach dem Lehrer unter vier Augen seine Verwunderung darüber aus, der indessen dabei blieb, daß man solche geschichtlichen Vorgänge, wenn die Schüler sie behalten sollen, gründlich mit ihnen durchgehen müsse. Der Vater entgegnete: »Sie haben ja von Ihrem Standpunkt ganz recht, aber die Kerls sind schon so furchtbar lange tot. Nun machen Sie aber, daß Sie weiter kommen.« Zu Ostern 1866 traten die beiden Brüder in die Obersekunda des Friedrich Werderschen Gymnasiums in Berlin ein. Noch war Professor Dr. Bonnell, derselbe, bei dem Bismarck Vater während seines letzten Schuljahres, von Ostern 1832 bis Ostern 1833, in Pension gewesen war, an der Spitze der Anstalt, ein Umstand, der zu näheren persönlichen Beziehungen zwischen dem Minister und dem bereits bejahrten Schulmanne führte. Als die Söhne am 3. März 1869 die Abiturientenprüfung bestanden hatten, bei der Herbert sich in der Geschichte besonders auszeichnete, lud der Vater die Prüfungskommission einige Tage später zu Tisch, mit dieser auch den früheren Hauslehrer, nunmehrigen Pastor Braune zu Straußberg. In dem Trinkspruch, den er »auf seinen alten lieben Lehrer, den Direktor Bonnell«, ausbrachte, bemerkte er: »Vor 37 Jahren um dieselbe Zeit habe ich das Abiturientenexamen bestanden, und zwar vor demselben Manne und unter Leitung desselben Mannes, der jetzt meine beiden Söhne zu gleichen Zielen geleitet hat. Ich weiß, was ich ihm verdanke. Mögen auch meine Söhne ihm ein dankbares Andenken bewahren.« In seiner Erwiderung hob Bonnell hervor, wie viel zur Erreichung des Zieles für die Söhne die Mutter beigetragen, sowie die richtige Pflege im Elternhause, die ihnen unter den mannigfaltigen Eindrücken und Zerstreuungen doch den unbefangenen Sinn und die strenge Pünktlichkeit im Eintreffen nach jeder Ferienzeit bewahrt habe. Das einflußreiche Wirken der Mutter sei dabei unverkennbar gewesen. — Mit Beginn des Sommersemesters 1869 wurde die Universität Bonn bezogen. Im Laufe des Sommers unternahmen die beiden Brüder eine Reise nach England, Schottland, Paris und Brüssel, besuchten das Schlachtfeld von Belle-Alliance und wurden von dem preußischen Gesandten in Brüssel, Herrn v. Balan, der über den Besuch hocherfreut war, durch Veranstaltung einer Festlichkeit geehrt. Durch einen Bericht in den Zeitungen kam diese Reise zur Kenntnis der Bonner Universitätsbehörde, und als die beiden Brüder nach Bonn zurückkehrten, wurden sie vor Rektor und Senat geladen, die ihnen feierlich eröffneten, daß eine längeres Verlassen der Universität ohne Urlaub mit den Universitätsgesetzen nicht vereinbar sei. Am 1. Oktober traten beide Brüder bei den Bonner Husaren als Einjährig-Freiwillige ein, der Dienst wurde aber für Herbert sehr bald dadurch unterbrochen, daß er Ende November bei einer Mensur einige »Blutige« davontrug, deren schlechte Behandlung ihm eine Kopfrose zuzog, so daß sein Zustand einige Tage hindurch Gegenstand schwerer Besorgnis der Eltern war. Die Mutter eilte nach Bonn, um den Kranken zu pflegen, was bis dahin der jüngere Bruder mit großer Aufopferung getan hatte. Am 20. Dezember erschien der Bundes-

kanzler selbst in Bonn. Zur Beruhigung der Mutter und auch wohl um die Söhne in größerer Nähe zu haben, veranlaßte Bismarck deren Versetzung von den Bonner Königs-Husaren zum I. Garde-Dragoner-Regiment nach Berlin. Versetzungen von Einjährig-Freiwilligen sind im großen und ganzen selten, aber Bismarck selbst hatte sich im Jahre 1838 vom Garde-Jäger-Bataillon als Einjährig-Freiwilliger zur damaligen zweiten Jäger-Abteilung nach Greifswald versetzen lassen, um auf der Akademie in Eldena landwirtschaftliche Studien zu betreiben. Jetzt setzte er nun auch die Versetzung seiner Söhne nach Berlin durch. In dem genannten Regiment machten beide den Feldzug von 1870 mit, Herbert als Fähnrich, Wilhelm Bismarck zunächst als Gefreiter. Am 31. Juli, einem sehr heißen Tage, wurde Berlin verlassen. Für den Bismarckschen Familiensinn ist es bezeichnend, daß der Vater von Mainz aus seinem Sohne Herbert schrieb: »Wird einer von Euch beiden blessiert, so telegraphiert mir nach des Königs Hauptquartier, Euerer Mutter aber nichts vorher.« Herbert B. hat über seine Feldzugserlebnisse sehr genaues Tagebuch geführt, in welchem er auch seine bei der Attacke seines Regiments am 16. August bei Mars la Tour erlittene Verwundung eingehend beschreibt.[1]) Eine Kugel zerschlug ihm die Uhr, eine zweite den Rockschoß, ein Granatsplitter endlich fuhr ihm in den linken Oberschenkel, zum Glück, ohne den Knochen zu verletzen. Bekannt ist, daß der Vater am folgenden Tage den verwundeten Sohn aufsuchte und seine Überführung nach Nauheim veranlaßte, wohin die Mutter sich zu seiner Pflege begab. Die Zeit vom 19. bis 23. August konnte Herbert beim Vater im Hauptquartier zu Pont à Mousson zubringen. Am 24. August trat er die Reise von dort nach Nauheim an. Der Vater berichtete der Mutter: »Herbert war sehr wohl und guter Dinge. Ich mußte ihm heute noch Hosen besorgen, deren er gar keine besaß.« Unterm 7. September wurde Herbert zum Offizier ernannt, sein Bruder zum Fähnrich, was der König dem Vater an der Tafel in Rheims mitteilte. In einem Briefe aus Ferrières vom 23. September schreibt der Vater an Gattin und Sohn: »Die Kränkung über Wilhelmshöhe begreife ich, die Küche, Stall und Livreen sind gegen den Willen des Königs von Berlin geschickt worden, und Napoleon hat darauf seine eigene schnell entlassen und verkauft, um zu sparen. Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich. Und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes. Die Franzosen müssen ungewiß bleiben, ob sie ihn wiederbekommen, das fördert ihre Zwistigkeiten. Wir haben nicht die Aufgabe, sie gegen uns zu einigen.« Rührend ist die väterliche Sorge, den Söhnen das Eiserne Kreuz zu sichern. Bismarck spricht sich in verschiedenen Briefen an die Mutter darüber aus, und sagt darin u. a.: »Ich selbst trage es natürlich unverdient, kann es dem Könige aber doch nicht zurückgeben.« Ende Oktober war Herbert bereits wieder so weit hergestellt, daß er an seine Equipierung und Ausrüstung für die Rückkehr zum Regiment denken konnte. Der Vater schreibt der Mutter: »Gib Herbert das Geld, was er zu seiner Equipierung braucht, und für ein gutes Pferd«, fügte aber hinzu, Herbert solle sich mit dem Reiten noch vorsehen und nicht zu früh gesund fühlen. Das Regiment liege still in Villette, exerziere und reite

---

[1]) Abgedruckt in »Schönhausen und die Familie Bismarck.« Von Dr. Georg Schmidt P. Berlin 1888. E. S. Mittler & Sohn.

Remonten bei Regenwetter. Anfang November wurde Herbert zur Depotschwadron versetzt. Der Vater schreibt ihm: »Ich hätte mich gefreut, wenn Du gekommen wärest, aber ich bin ein zu abergläubischer Vater, um etwas dafür zu tun und nehme die Dinge, wie Gott sie fügt. Dienstlich bist Du dort jetzt nützlicher als hier.« Der Mutter schickte er dabei gleichzeitig einige Blätter von einem Blumenstrauß, »welchen mir gestern ein 47er Unteroffizier, von seinen Schlesiern im Feuer der Franzosen für mich gepflückt, dienstlich mit strammer Meldung von den Vorposten brachte«. Am 12. Dezember schreibt Bismarck ihr: »Herbert möchte ich eine schöne Säbelklinge zu Weihnachten schenken, auch Bill, aber es muß die übliche zulässige Form sein. Wenn ich sage Klinge, so meine ich Säbel mit Scheide, aber der Wert muß in der Klinge liegen.« Unterm 26. Dezember gratuliert der Vater ihm zum Geburtstag: »Danke Gott mit mir für seine Gnade, für die Freude, mit der ich Deiner gedenke. Ich habe Mama geschrieben, daß ich Dir ein Gewehr schenken wollte, suche es selbst aus, mit Einlageröhren als Büchsflinte, Kasten, Wappen und die Jahreszahl 1870 unter letzterem auf der Platte.« Unterm 4. Februar meldet Bismarck seiner Gattin aus Versailles das Eintreffen Herberts, der mit einem Ersatztransport zum Regiment kommandirt war, und am folgenden Tage wird aus dem Militärkabinett die Verleihung des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse für Herbert dem Vater mitgeteilt unter gleichzeitiger Übersendung des Kreuzes zur Aushändigung an den Sohn.

Am 16. Juni 1871 zog Graf Herbert Bismarck mit seinem Regimente wieder in Berlin ein. Zunächst war es sein Wunsch, die militärische Laufbahn weiter zu verfolgen und beim Regiment zu bleiben. Er gab diese Absicht jedoch später auf, wandte sich staatsrechtlichen Studien zu und legte das diplomatische Examen ab. Damit betrat er die Laufbahn des Staatsmannes, die ihn binnen vierzehn Jahren bis zur höchsten Sprosse der amtlichen Stufenleiter führte. Ihr äußerer Gang gestaltete sich wie folgt:

Am 15. Januar 1874 wurde Herbert Bismarck zunächst noch als Offizier zum Auswärtigen Amte kommandiert und nach Attachierung bei den Gesandtschaften in Dresden und in München am 14. April 1875 zur diplomatischen Laufbahn in das Auswärtige Amt einberufen. Während des Sommers 1874 hatte er bei seinem Vater während eines siebenwöchigen Aufenthaltes in Kissingen den ausschließlichen Dienst als Sekretär versehen; die gleiche Stellung nahm er im folgenden Jahre von Mai bis Oktober wahr. Im Oktober 1875 war er im Gefolge des Kaisers auf dessen Reise nach Mailand, im März 1876 legte er das diplomatische Examen ab, worauf seine Ernennung zum Legationssekretär erfolgte. Als solcher gehörte er nominell den Gesandtschaften in Bern und später in Dresden an, war jedoch mit Ausnahme weniger Monate zu Anfang 1878 bei der Botschaft in Wien, fast ausschließlich in der unmittelbaren Umgebung seines Vaters als dessen Sekretär tätig. Der Reichskanzler hatte das begreifliche Bedürfnis, in seiner nächsten Umgebung Organe zu besitzen, auf deren Treue, Hingebung und Verschwiegenheit er sich unbedingt verlassen konnte. Graf Herbert nahm im Sommer 1878 an den Arbeiten des Berliner Kongresses als dessen Sekretär teil und ward am 22. März 1880 Legationsrat. Militärisch war er als Rittmeister zu den Offizieren von der Armee versetzt worden. Im Januar 1881 wurde Herbert in die politische Abteilung des Auswärtigen Amtes versetzt, begleitete aber auch in der

der Folgezeit seinen Vater nach Kissingen, Friedrichsruh und Varzin. Im November wurde er der Botschaft in London als zweiter Sekretär zugeteilt, im Dezember 1882 mit einer außerordentlichen Mission nach Wien betraut, im Januar 1883 zum Botschaftsrat in London ernannt. Im Januar 1884 ging er als Vertreter des beurlaubten Botschafters nach Petersburg, und dort knüpften sich die erste intimen Beziehungen zu dem damaligen Prinzen, jetzigen Kaiser Wilhelm II., der im Mai anläßlich der Großjährigkeitserklärung des jetzigen Kaisers von Rußland zur Überbringung des Schwarzen Adlerordens an diesen nach Petersburg gesandt worden war. Am 15. Juli 1884 zum Gesandten im Haag ernannt, nahm Graf Bismarck an der Dreikaiserzusammenkunft in Skiernewice teil und wurde bei diesem Anlaß am 16. September zum Major *à la suite* der Armee befördert. Am 28. Oktober erfolgte im 10. schleswig-holsteinschen Wahlkreise seine Wahl in den Reichstag. Bei einer früheren Bewerbung um das Mandat zum Reichstage im Juli 1878 war er mit 3894 Stimmen gegen den Nationalliberalen Dr. Hammacher unterlegen, der 3899 Stimmen auf sich vereinigte. Das Wort im Reichstage nahm er zuerst am 4. Dezember 1884 zur Befürwortung einer Gehaltserhöhung der Subalternbeamten der Reichskanzlei, am 7. Mai 1885 in Sachen der Mahl- und Schlachtsteuer und am 6. März 1886 zur Berichtigung einer unrichtig wiedergegebenen Äußerung über das Branntweinmonopol. Am 70. Geburtstage seines Vaters, 1. April 1885, erhielt er den Roten Adlerorden zweiter Klasse, am 11. Mai desselben Jahres wurde er zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt, am 17. Mai 1886 zum Staatssekretär. Mit dieser Stellung übersiedelte Graf Herbert an den Bundesratstisch und legte infolgedessen sein Mandat zum Reichstage nieder. Am 17. September wurde er auch mit der Stellvertretung des Reichskanzlers im Auswärtigen Amt betraut und zugleich ermächtigt, innerhalb seines Ressorts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit durch Unterzeichnung zu übernehmen.

Am 23. Dezember 1887 fügte Kaiser Wilhelm I. in einem Schreiben an den Reichskanzler die Ernennung des Grafen Herbert zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz hinzu. Der Brief fängt mit den Worten an: »Anliegend sende ich Ihnen die Ernennung Ihres Sohnes zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Excellenz, um dieselbe Ihrem Sohn zu übergeben, eine Freude, die ich Ihnen nicht versagen wollte. Ich denke, die Freude wird eine dreifache sein, für Sie, für Ihren Sohn und für mich.« Am Schlusse des langen Schreibens, das im übrigen die Frage der Unterschriftserteilung an den Prinzen Wilhelm, den jetzigen Kaiser, behandelte, bemerkte der Kaiser noch sorgfältig: »Das beifolgende Patent wollen Sie gefälligst vor der Übergabe kontrasignieren!« Abgesehen davon, daß Kaiser Wilhelm gern jede Gelegenheit benutzte, namentlich hohe Festtage, um dem Reichskanzler durch Beförderung oder Auszeichnung der Söhne eine Freude zu machen, darf in bezug auf Herbert Bismarck doch aus den eigenen Niederschriften des Kaisers hinzugefügt werden, daß der junge Staatsmann persönlich in hohem Grade das Vertrauen dieses seltenen Monarchen gewonnen hatte. So schrieb der Kaiser an seinem Geburtstage 1880 an den Reichskanzler: »Ich benutze den heutigen Tag, um mir und hoffentlich auch Ihnen die Freude zu bereiten, Ihren ältesten Sohn, Graf Herbert, zum Legationsrat hiermit zu ernennen. Seine vielfache Beschäftigung in

Ihrer unmittelbarsten Nähe, die er zu Ihrer und meiner Zufriedenheit vollführt, geben ihm ein Anrecht auf diese Beförderung, die Jedermann verstehen wird. Ihr dankbarer König Wilhelm.« In einem Briefe vom 30. Oktober 1882 an den Kanzler heißt es: »Die Mitteilungen Ihres Sohnes aus London sind ungemein interessant und das Vertrauen, welches die englischen Staatsmänner ihm beweisen, ist ein Grund mehr, ihm die dauernde höhere Rolle bei der Botschaft anzuweisen, deren Ernennung ich in den nächsten Tagen entgegensehen kann, wie mir Graf Hatzfeld heute sagte.« Unter dem 13. Januar 1884: »Vielfache Störungen zur Vollendung dieses Schreibens fielen zusammen mit der Durchreise Ihres Sohnes nach Petersburg. .... Ich habe mich nur freuen können, was Sie mit dieser momentanen Vertretung bezwecken, und nach einer Unterredung mit Ihrem Sohn habe ich noch mehr uns gratulieren können zu dieser Sendung, denn ich habe ihn so vollkommen *tanti* zur Befestigung — wenn dies überhaupt möglich sein wird — der jetzt angebahnten Besserung unserer Verhältnisse mit Rußland gefunden, daß ich das Beste hoffe.« Über die vorletzte Begegnung, welche Graf Herbert Bismarck mit dem verewigten Kaiser gehabt hat, hat Graf James Pourtalès-Glumbowitz, der Jugendfreund Herberts, in einer am 1. April 1905 zu Wohlau in Schlesien gehaltenen Festrede berichtet. Am 23. Dezember 1887 war Graf Herbert Bismarck zum Vortrag bei Sr. Majestät, an dessen Schlusse er sich für die auf den nächsten Morgen anberaumte Weihnachtsreise nach Friedrichsruh beurlaubte. Der Kaiser händigte ihm bei dieser Gelegenheit den umstehend bereits erwähnten Brief an den Reichskanzler vom gleichen Tage ein, der in dem Anhang zu den »Gedanken und Erinnerungen« (Band I) als letzter abgedruckt und autographiert steht. Der Kaiser bemerkte noch: »Der Brief ist schlecht geschrieben, bitte entschuldigen Sie mich bei Ihrem Vater, aber ich bin ein alter Mann und ich kann ihn nicht wieder abschreiben«. Dann wurde der Monarch sehr gerührt und sagte: »Ich habe ihn oft bekämpft und oft nicht verstanden, aber jetzt am Ende meines Lebens sage ich Ihnen als seinem Sohne: Er hat immer Recht gehabt«. Damit umarmte er den Grafen Herbert, was er nie vorher oder nachher getan hat. Die letzte Begegnung mit dem Kaiser fand am 27. Febrnar 1888 bei der Abmeldung vor Antritt einer Dienstreise nach London statt.

An diese Zeugnisse seines Königs reihen sich zwei des Auslandes, die ihm bei seinem Scheiden von London zuteil geworden sind. Als er Ende März 1882 anläßlich des Geburtstages seines Vaters London für einige Zeit verließ, äußerte sich Lord Granville, der Staatssekretär des Auswärtigen, in einem Schreiben an den britischen Botschafter in Berlin, Lord Amphthill, über den jungen deutschen Diplomaten wie folgt: »Graf Herbert Bismarck reist morgen, und es heißt, er werde wahrscheinlich nicht wiederkommen oder doch nur für kurze Zeit. Das müssen wir aufrichtig bedauern. Er hat sich außerordentlich beliebt gemacht, und es gibt hier Viele, Lady Granville und ich mit eingeschlossen, die in der Tat sehr traurig sein würden, ihn zu verlieren. Er hatte Erfolg in Kreisen, in denen das schwierig und nicht zu erwarten war. Er zeigt großes Interesse, und sucht energisch die Bekanntschaft mit allen Kreisen der Bevölkerung — aber, wie Sie wissen, braucht man Zeit, um auf den Kern zu kommen, und da er vermutlich in der Politik seines Heimatlandes noch eine sehr beträchtliche Rolle spielen wird, und eins der Hindernisse

für das bessere Verständnis der beiden Nationen der Mangel an gegenseitigem Sichkennen gewesen ist, den einige Politiker an den Tag legen, so möchte ich seine vorzeitige Abberufung für einen Mißgriff halten und die ernsteste Hoffnung hegen, er werde zu uns zurückkehren und so lange als möglich bei uns bleiben.« Lord Amphthill teilte dieses Schreiben mit großer Delikatesse dem Reichskanzler an dessen Geburtstag am 1. April 1882 mit, indem er zugleich dem Fürsten Gesundheit zur Freude seiner Familie und zum Glück seines großen Vaterlandes wünschte. Er schrieb: indem er diese Indiskretion begehe, sei es nur seine Absicht, darzutun, wie sehr Graf Herbert in England geschätzt werde. Als dieser dann im Januar 1884 London verließ, um die Geschäftsführung in Petersburg zu übernehmen, richtete Lord Granville den folgenden Brief an ihn:

Private. 18 Carlton House Terrace
S. W.
Jan. 15 84.

My dear Bismarck!

It is not usual to express one's regrets in writing to a Secretary of Embassy on his change of post. But the case is different of one who partly from his personal position, but still more from his abilities and personal qualities, has done so much to strengthen the good relations of two countries which have so many interests in common and as far as I know none which are opposed.

I was truly sorry to hear of your leaving us, and have been pleased to hear from Odo that your place will not be filled up, and that there is a chance of your coming back to us soon.

I am not very confident of your not being wanted else-where.

You know the welcome you will receive from all, if you return. — If duty keeps you away, you will have the good wishes of London's political and social society, especially of

Yours sincerely
Granville.

(Zu Deutsch:)

Privat. 18 Carlton House Terrace
S. W.
Jan. 15 84.

Mein lieber Bismarck!

Es ist nicht gebräuchlich, einem Botschaftssekretär das Bedauern bei dem Scheiden von seinem Posten schriftlich zum Ausdruck zu bringen. Aber der Fall ist ein anderer bei Jemandem, der zum Teil durch seine persönliche Stellung, aber noch viel mehr durch seine Fähigkeiten und persönlichen Eigenschaften soviel getan hat, die guten Beziehungen zweier Länder zu festigen, die so zahlreiche Interessen gemeinsam haben und soweit als ich es übersehe keine, die einander entgegengesetzt sind.

Ich war aufrichtig betrübt, zu hören, daß Sie uns verlassen, und war sehr froh, von Odo zu hören, daß Ihr Platz nicht besetzt werden soll und daß darin eine Chance für Ihre baldige Rückkehr zu uns liegt.

Ich bin indes nicht sehr vertrauensselig, daß Sie nicht irgendwo anders gebraucht werden.

Sie wissen, welchen Willkommen Sie von Allen bei Ihrer Rückkehr finden werden. Wenn die Pflicht Sie fernhält, so werden Sie die guten Wünsche der Londoner politischen und sozialen Gesellschaft haben, insbesondere

Ihres aufrichtigen

Granville

Auf dieses — soviel bekannt — bisher unveröffentlichte Schreiben Lord Granvilles, ist bereits im ersten Band des »Anhangs« zu den »Gedanken und Erinnerungen« Seite 325 verwiesen. Fürst Bismarck hatte diesen Brief dem Kaiser mitgeteilt, der ihm darauf unter dem 9. März antwortete: »Das Billet von Granville ist für Ihr Vaterherz gewiß äußerst genugtuend und gratuliere ich zu diesem kompetenten Urteil über seine Fähigkeiten. Ich freue mich daher ganz besonders über seine Sendung nach Petersburg, wo er in kurzer Zeit eine gleich bedeutende Rolle spielt und ausgezeichnet wird, wie erst kürzlich auf dem Privatball in Jelagin als einziger Diplomat. Ich wundere mich daher, daß Sie mir Ihren Sohn unter den mir durch Graf Hatzfeld genannten Kandidaten für Karlsruhe vorschlagen ließen. Ich sollte glauben, er würde in Petersburg viel größeren Dienst leisten können als in Karlsruhe, wo der Gesichtskreis sehr gering gegen Petersburg erscheint.« Was es mit dem Vorschlage mit Karlsruhe für eine Bewandtnis hatte, erhellt aus dem Antwortschreiben Bismarcks, worin dieser hervorhebt, daß ihm selbst im Interesse des Sohnes erwünscht wäre, wenn dieser Petersburg nicht verließe, ohne wenigstens eine Zeitlang dort Geschäftsträger gewesen zu sein. Sicherlich würde es dem Wunsche des Sohnes nicht entsprechen, wenn er durch die Ernennung in Karlsruhe den größeren politischen Kreisen, in denen er sich bisher bewegt habe, entzogen würde. Die Nennung seines Namens sei nur in der Absicht geschehen, um ihn, den Vater, durch Rangerhöhung des Sohnes dahin zu bringen, ihn in ähnlicher Form, wie früher z. B. Herrn von Radowitz neben Herrn von Bülow, zur Assistenz in den ministeriellen Geschäften heranziehen zu können. »Dadurch daß ich ihn jahrelang als vertrauten Sekretär in den wichtigsten Geschäften benutzt habe, ist er ebenso wie durch seine im Auslande geknüpften persönlichen Beziehungen für die Mitwirkung in der Zentralstelle besonders gut vorbereitet. Doch wird sich dieser Zweck auch auf anderem Wege mit Eurer Majestät Allerhöchster Genehmigung erreichen lassen, ohne den älteren Bewerbern Derenthall und Berchem einen Einschub zu bringen, für den man bei mir persönliche und nicht sachliche Gründe suchen könnte.« Die Angelegenheit fand später durch Ernennung des Grafen Herbert Bismarck zum Unterstaatssekretär ihre Lösung.

Kaiser Friedrich hat die Wertschätzung, in der Graf Herbert bei Kaiser Wilhelm I. stand, seinerseits fortgesetzt, indem er ihn im Mai 1888 zum preußischen Staatsminister ernannte, bekanntlich die einzige Ministerernennung, die Kaiser Friedrich vollzogen hat. Die Kaiserin Friedrich hatte die Anregung gegeben, dem Grafen Herbert den Prinzentitel zu verleihen, Fürst Bismarck aber hatte gebeten, davon abzusehen, da seine Vermögensverhältnisse kaum für eine fürstliche Existenz ausreichend seien, geschweige denn für eine prinzliche Haushaltung der Söhne, die er über den bisherigen Existenzfuß nicht hinauswachsen zu sehen wünsche. Wolle der Kaiser ihm

und zugleich Herbert eine Gnade erweisen, so würde er für die Berufung Herberts in das Staatsministerium dankbar sein, um in dessen Mitte dauernd einen zuverlässigen Vertreter seiner Anschauungen zu haben. Diesem Wunsche ist dann seitens des Kaisers umgehend entsprochen worden.

Die Beziehungen Herberts zu dem jetzt regierenden Kaiser knüpften sich, wie bereits erwähnt, im Mai 1884 in Petersburg, als der damalige Prinz Wilhelm dort erschien, um den jetzigen russischen Kaiser zu dessen Großjährigkeit den Schwarzen Adlerorden zu überbringen. Als Herbert später nach Berlin zurückberufen war und den Dienst im Auswärtigen Amt wieder angetreten hatte, war es der Wunsch des Prinzen, durch ihn, soweit es der Fürst nicht selbst konnte, in die Geschäfte des Auswärtigen Amts eingeführt zu werden, wozu er beim Kaiser die Erlaubnis erbat und erhielt. Es entwickelte sich daraus ein fast täglicher Verkehr, der bald einen persönlich freundschaftlichen Charakter annahm und auch nach der Thronbesteigung fortdauerte. Graf Herbert Bismarck begleitete in Vertretung seines Vaters den jungen Kaiser in den Jahren 1888/89 bei seinen Antrittsbesuchen in Petersburg, Kopenhagen und Stockholm, später an die süddeutschen Höfe und nach Wien, Rom, London, Athen und Konstantinopel. Beim Rücktritt des Reichskanzlers im März 1890 war es der Wunsch des Kaisers, daß Graf Herbert im Amt bleiben sollte. Dieser aber war der Ansicht, daß er dadurch in ein schiefes Verhältnis zu dem neuen Reichskanzler geraten müsse, und daß ebenso die dienstlichen Interessen wie seine Pflicht gegen seinen Vater ihm geböten, diesem zu folgen. Der damalige Entschluß des Grafen Herbert ist auch nach seinem Ableben oft Gegenstand der Erörterung geworden, und es gibt heute noch sehr urteilsfähige Männer, die ihn nicht für richtig halten, sondern der Meinung sind, Herbert hätte im Amt bleiben müssen, er würde dadurch viel unerwünschte Dinge im Innern und Äußern verhütet haben. Diese Ansicht hat ja manches für sich, in den Kreisen der damals in Berlin akkreditierten Diplomatie ist man im Frühling 1890 ohnehin der Meinung gewesen, daß Graf Herbert in nicht allzu langer Zeit in die Geschäfte zurückkehren werde. Heute darüber zu diskutieren, erscheint müßig. Der Erfolg Herberts wäre davon abhängig gewesen, in welchem Maße der Kaiser ihm sein Vertrauen erhalten hätte, und ob nicht unvermeidliche Gegensätze zwischen dem Nachfolger des ersten Reichskanzlers und dem Sohne den Kaiser zu einer Entscheidung gezwungen hätten, die ein Verbleiben Herberts im Amt doch zu einem Mißerfolg gestaltet haben würden. Schon der Umstand, daß er vor der Welt als Dollmetscher der Ansichten seines Vaters im Gegensatz zu denen des Nachfolgers gegolten haben würde, hätte seine Stellung äußerst schwierig gemacht. Bismarck selbst lehnte eine ihm nahegelegte Einwirkung auf die Entschließungen des Sohnes mit den Worten Octavio Piccolominis in Schillers Wallenstein ab: »Mein Sohn ist mündig.« Die Resignation ist Herbert sicherlich nicht leicht geworden. Er hing mit voller Hingebung und Freudigkeit an seinem Amte, um so mehr war es ein harter, aber von Charakter zeugender Entschluß, daß er so frühzeitig auf eine Berufstätigkeit verzichtete, der er nicht nur mit ganzer Seele ergeben war, sondern der er sich auch durch Wissen und Können gewachsen wußte und die ihn mit Ehren, Ansehen und weitreichendem Einfluß umgab. — Der Kaiser ehrte ihn beim Scheiden

durch Verleihung der Kette des Hohenzollern-Ordens und lud sich bei ihm zu einem Abschiedsmahl zu Gaste.

Zum Nachfolger wurde, nachdem Verhandlungen mit dem damaligen Gesandten in Brüssel, Grafen Alvensleben, der dazu nach Berlin berufen worden, an dessen entschiedener Weigerung gescheitert waren, der badische Gesandte in Berlin, Freiherr v. Marschall, ernannt.

Es ist begreiflich, daß die glänzende Laufbahn des Grafen Herbert Bismarck mancherlei Neid und Mißgunst herausgefordert hat und man in amtlichen wie in außergewöhnlichen Kreisen geneigt war, seine schnelle Beförderung weniger seinen Fähigkeiten als dem Umstande zuzuschreiben, daß sie eben dem Sohne seines Vaters galt. Bei dieser Beurteilung ist es meist übersehen worden, daß Herbert in ganz außergewöhnlicher Weise für seinen Beruf herangebildet worden ist, und daß er als vertrauter Sekretär des großen Reichskanzlers ganz anders in der Lage war, Verhältnisse und Persönlichkeiten kennen und beurteilen zu lernen, als dies sonst bei jungen Diplomaten der Fall zu sein pflegt. Bismarck pflegte seine Mitarbeiter nicht gerade zu schonen, und er hat auch an die Arbeitskraft des ältesten Sohnes, den er sehr bald zu seinem politischen Schüler machte, sehr weitgehende Anforderungen gestellt. Sowohl bei vertraulichen Missionen nach Wien, Petersburg und London wie auch während des Berliner Kongresses war er in einer Weise der Vertraute des größten Staatsmanns unserer Zeit, wie es ein Sekretär, der eben nicht der Sohn ist, niemals sein kann. Der Vater, der absoluten Diskretion des Sohnes sicher, konnte mit ihm fernliegende Ziele und die Mittel und Wege zu ihrer Erreichung rückhaltlos besprechen, ebenso die Art, wie die dabei in Betracht kommenden Persönlichkeiten Deutschlands und des Auslandes zu behandeln oder zur Mitwirkung heranzuziehen wären. Nicht minder wiederum war es für den Sohn und seine berufliche Ausbildung wertvoll, durch die Vertrauensstellung bei seinem Vater in der Gesellschaft wie in der politischen Welt eine über sein Lebensalter weit hinausgreifende Position zu haben und mit einer großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten des In- und Auslandes in engeren Verkehr zu treten. Wenn er ins Ausland und an fremde Höfe gesandt wurde, so öffneten sich ihm dort viele Türen, die jedem anderen verschlossen geblieben wären, er trat den leitenden politischen Persönlichkeiten des Auslandes in ganz anderer Weise nahe, wie sich das auch aus Granvilles Brief ergibt, als es sonst einem jungen Staatsmann seines Alters und Ranges möglich gewesen sein würde. Während des Berliner Kongresses nahm Herbert als vertrauter Sekretär seines Vaters eineganz besondere Stellung ein, die wesentlich darauf beruhte, daß die vertraulichen Verhandlungen, die Bismarck mit Disraeli, Schuwalow und Andrassy pflegte, durch Herbert gingen, der nicht selten noch in vorgerückter Nachtstunde oder am frühen Morgen die fremden Minister im Auftrage seines Vaters aufzusuchen hatte. Überall im Auslande wurde ihm daher neben der Achtung, auf die er als Sohn seines Vaters Anspruch machen konnte, auch eine weitgehende persönliche Wertschätzung entgegengebracht, die auf seinem Charakter, seinen Fähigkeiten und seinen Kenntnissen beruhte. In Wien war er als Sohn des Staatsmanns, der das deutsch-österreichische Bündnis geknüpft hatte, hochwillkommen, an der Einbeziehung Italiens in dieses Bündnis hatte er bei seiner Mission nach Wien im Jahre 1882 einen hervorragenden Anteil

nehmen können. Ebenso war seine Sendung nach Petersburg im Frühjahr 1884, bei der es sich im wesentlichen um die Verlängerung des bestehenden Abkommens mit Rußland und um die Vorbereitung der Drei-Kaiserbegegnung von Skiernewice handelte, von großer Bedeutung gewesen. Zu Anfang des Jahres 1885 war Deutschland in allerlei koloniale Differenzen mit England geraten, die auch im Schriftwechsel einen verstimmenden Charakter angenommen hatten und ebenso in den Parlamentsverhandlungen zum Ausdruck kamen. Am 3. März 1885 sah der Reichskanzler sich genötigt, im Reichstage gegen das Verfahren, das Lord Granville Deutschland gegenüber seit einiger Zeit eingeschlagen hatte, öffentlich Verwahrung einzulegen. Lord Granville hatte in öffentlicher Parlamentsrede den Fürsten Bismarck als den schlimmen Ratgeber und Verführer zur Annexion Ägyptens hingestellt, ihm die Äußerung zugeschoben: »to take it«. Bismarck ging in seiner gleichfalls parlamentarischen Erwiderung sehr ernst und zurückweisend darauf ein. Seine Rede war eine scharfe sachliche und persönliche Kritik, die unter anderem auch darüber klagte, daß die Verhandlungen englischerseits ausschließlich schriftlich betrieben würden, ein System, welches die ganze Diplomatie überflüssig mache. Es seien seit dem Sommer 1884 im ganzen 128 schriftliche Noten vom englischen Kabinet eingelaufen, zusammen 700 bis 800 Seiten lang, die sämtlich zu beantworten waren. Bismarck fügte hinzu: »so viel haben wir von allen übrigen Regierungen in den 23 Jahren, daß ich Auswärtiger Minister bin, nicht bekommen.« Unmittelbar nach der betreffenden Reichstagssitzung begab Herbert Bismarck sich zum Vortrag zum Kaiser und reiste dann am Abend nach London ab, formell einer Einladung Lord Roseberys folgend. Bereits am 6. März entschuldigte sich Lord Granville im Oberhause in einer Rede, die in ihren Hauptpunkten zuvor mit Herbert Bismarck und dann im Kabinetsrat festgestellt worden war; England wollte in seinen damaligen Schwierigkeiten mit Rußland nicht auch zu Deutschland in solche geraten. Am 12. März begrüßte der Premierminister Gladstone im Unterhause Deutschland als Genossen Englands auf dem Gebiete der zivilisatorischen und kolonisatorischen Bestrebungen. Die Mission Herberts hatte Erfolg gehabt. Die »Times« nannten den Grafen Herbert damals »den sprechenden Mund seines Vaters«, aber er hatte sich als solcher durchaus bewährt. Speziell seine Beziehungen zu Lord Rosebery sind bis zum Lebensende sehr enge und freundschaftliche geblieben, Rosebery ist auch Pate des ältesten Sohnes Herberts, des jetzigen jungen Fürsten Otto Bismarck.

Während der letzten Lebensjahre Kaiser Wilhelms I. war der politische Horizont, wenn auch nicht völlig aufgehellt, wie sich schon aus der Rüstungsperiode 1887/88 ergibt, so doch insoweit klar, daß die kolonialen Angelegenheiten in den Geschäften des Auswärtigen Amtes überwiegen konnten. Die durch internationale Verhandlungen viel beanspruchte Tätigkeit des Staatssekretärs Herbert Bismarck ist denn auch wesentlich auf diesem Gebiete zu suchen. Auf Einzelheiten einzugehen, gestattet der Raum nicht, ist auch nicht Aufgabe dieser biographischen Darstellung, ist auch deshalb unmöglich, weil zu einer völlig objektiven Beurteilung eine Kenntnis der Akten erforderlich wäre, auf die aus naheliegenden Gründen noch auf eine längere Reihe von Jahren nicht zu rechnen ist. Persönlich trat Herbert in der Samoa-Angelegenheit in den Vordergrund, namentlich bei der Konferenz, die zur Regelung der

Samoa-Frage im Frühjahr 1889 in Berlin zusammentrat. Der auf dieser Konferenz erzielte Erfolg der deutschen Diplomatie war sein persönliches Verdienst.

Es erübrigt nun noch einen kurzen Rückblick auf die parlamentarische Tätigkeit Herberts von Bismarck zu werfen. Er hatte als Staatssekretär wiederholt im Reichstage koloniale Fragen zu vertreten, mehr das Detail als die generelle Seite der Sache, für die der Reichskanzler doch meist persönlich einstand. Es ist begreiflich, daß innerhalb dieses engens Rahmens große parlamentarische Lorbeern nicht zu pflücken und viele Erfolge bei einem Reichstage nicht zu erzielen waren, in welchem eine große Minderheit — bis 1888 war es die Mehrheit — zusammengesetzt aus Zentrum, Freisinnigen und Sozialdemokraten, in allen kolonialen Angelegenheiten prinzipiell Opposition machte.

Nach seinem Rücktritt vom Amt hatte Herbert allmählig den Vorsatz gefaßt, die politische Laufbahn von neuem und zwar auf parlamentarischem Gebiet zu beginnen. Er wollte zu diesem Zweck ein Mandat sowohl zum Reichstag wie zum Abgeordnetenhause annehmen. Den letzten Gedanken ließ er fallen, obgleich dieses Mandat mit ungleich weniger Schwierigkeiten als das Reichstagsmandat zu erlangen gewesen wäre. Herbert wollte sich jedoch auf keine Partei einschwören, und er hätte im Abgeordnetenhaus unabweislich einer Fraktion beitreten müssen. Für den Reichstag hatte er bekanntlich in den Jahren 1884 bis 1886 das Lauenburger Mandat bekleidet. Vom Jahre 1893 an nahm er das des dritten Magdeburgischen Wahlkreises (Jerichow I und II), das ihm bis zu seinem Ableben volle zehn Jahre hindurch trotz freisinniger und sozialdemokratischer Anfechtung erhalten geblieben ist. Bei der Absicht, die Mandate anzustreben, mögen dem Grafen Herbert wohl auch englische Verhältnisse vorgeschwebt haben, wo es nicht nur nichts Außergewöhnliches, sondern die Regel ist, daß ein Minister nach seiner Entlassung in das Parlament zurücktritt, aus dem er hervorgegangen. Denn die Minister in England gehören ja mit geringen Ausnahmen stets der Volksvertretung in einem der beiden Häuser an. Für Deutschland hat die parlamentarische Tätigkeit eines früheren Ministers größere Schwierigkeiten, weil bei der wesentlich verschiedenen Stellung, die in Deutschland die Krone in bezug auf die Ernennung der Minister einnimmt, die oppositionelle Haltung eines ihrer ehemaligen Berater diesen leicht in eine unbequeme und schiefe Stellung bringt, und ganz besonders mußte dies für Herbert Bismarck der Fall sein, namentlich solange sein Vater lebte und bei den vielen Empfängen in Friedrichsruh persönlich einen starken Einfluß auf die Tagesfragen nahm. Herbert Bismarcks parlamentarische Tätigkeit ist daher von so vielen Rücksichten eingeengt gewesen, zu denen nach der Entlassung Caprivis auch noch die persönlichen auf die beiden Nachfolger kamen, daß man auch an diese Seite seiner öffentlichen Wirksamkeit den Maßstab wie sonst an einen im politischen Leben stehenden Mann nicht anlegen kann. Alle diese Rücksichten waren für ihn auch bestimmend gewesen, sich im Reichstage keiner Partei anzuschließen, die etwas isolierte Stellung, in der er sich dadurch befand, war gleichfalls hemmend für seine Tätigkeit als Abgeordneter. Nach dem Tode seines Vaters beschränkte er sich denn auch mehr und mehr darauf, der Wächter seines großen Andenkens zu sein, er hat in der Zeit von 1898 bis 1904 nur noch fünfzehn Male das Wort genommen.

Das Reden wurde ihm nicht leicht. Die reiche oratorische Begabung des Vaters war auf ihn nicht übergegangen, aber dennoch fesselte er den Reichstag, so oft er das Wort nahm. Dem ernsten Inhalt seiner Reden war stets die volle Beachtung bei Freund und Feind gesichert. Denn auch in der Beschränkung, die er sich selbst auferlegte, ist er eines der bedeutendsten Mitglieder des Reichstags gewesen, als staatsmännische Kapazität war wohl keiner ihm gleichwertig. Nach dem Tode des Vaters trat er als dessen Nachfolger auch in das Herrenhaus. Auch dort hat er in der Zeit von 1899 bis 1904 noch sechsmal das Wort ergriffen. Zum letzten Male am 3. März 1904 zur Polenfrage; diese Rede ist sein politisches Testament geworden, im Reichstage hat er zum letzten Male am 3. Februar 1903 zur Diätenfrage gesprochen. (Die im Winter 1904 bei Spemann, Berlin und Stuttgart, erschienene Sammlung seiner Reden verzeichnet einschließlich der vor den Wählern gehaltenen von 1878 bis 1904 im Ganzen 65 Nummern.)

Wie glaubwürdig verlautet, wäre ihm der Rücktritt in den diplomatischen Dienst wiederholt möglich gewesen und ernstlich nahegelegt worden. Aber obwohl er die Untätigkeit, zu der er sich in verhältnismäßig jungen Jahren verurteilt sah, schwer empfand und ihm das Landleben nur allmählich Ersatz für die verlassene große Wirksamkeit bot, zog er es doch vor, im Ruhestande zu bleiben, weil er es nicht über sich gewinnen konnte unter den Nachfolgern seines Vaters zu dienen. Die Sohnespflicht, wie er sie auffaßte, stand ihm über Allem. Dementsprechend war es auch sein Wunsch, seine Kinder in dem historischen Schatten von Friedrichsruh aufwachsen und erziehen zu lassen. Neidlos hatte er dem jetzigen Reichskanzler, mit dem er aus der Frankfurter Kinderzeit befreundet war, zu dessen Amtsantritt als erster die wärmsten Glückwünsche gesandt.

Von Interesse ist eine Äußerung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zu dem ihm wie dem Sohne befreundeten Abgeordneten von Kardorff, der darüber berichtet: »Als der Altreichskanzler in Friedrichsruh gelegentlich mir gegenüber einmal darüber klagte, daß es ihm, nachdem er so lange mitten in der großen Weltpolitik gestanden, so schwer falle, sich jetzt wieder intensiv für Land- und Forstwirtschaft zu interessieren, fügte er hinzu: »Meinem Sohne Herbert wird das ja zum Teil auch so gehen, aber er ist jung, kann möglicherweise doch noch einmal herangezogen werden, und er sitzt ja auch im Reichstage. Ich hätte vielleicht mehr in seinem eigenen Interesse gehandelt, wenn ich, statt ihn als Staatssekretär des Auswärtigen nach Berlin zu berufen, ihn länger in der Gesandtenkarriere belassen hätte; er hatte wiederholt in diplomatischen Verhandlungen hervorragendes Geschick bewiesen: im Reichstage bildete er die Zielscheibe, gegen welche meine Gegner ihre Geschosse richteten, wenn sie mich zu verletzen trachteten. Aber bei den außerordentlich diskreten Dingen, welche ich im auswärtigen Dienst und als Reichskanzler unter Umständen zu behandeln hatte, war es für mich sehr verführerisch, mich im gegebenen Falle keiner anderen Beihilfe als der meines Sohnes bedienen zu dürfen.«

Das Fazit seines Lebens hat am treffendsten von allen den zahlreichen Nekrologen, die dem Fürsten Herbert Bismarck nach seinem Tode gewidmet worden sind, der »Reichsanzeiger« in dem amtlichen Nachruf, wohl aus der Feder des jetzigen Reichskanzlers, gezogen. Er hob in würdiger Sprache

hervor, daß, als Herbert noch ein Knabe war, der Vater die höchste Staffel des Ruhmes und der Erfolge erstieg, daß er dann selbst als Jüngling an dem großen Kriege teilnahm, bei der historischen Attacke von Mars-la-Tour schwer verwundet, dann noch bei jungen Jahren schnell auf des Lebens Gipfel hingetragen wurde. »Wenn die ganze Nation voll stolzem Hochgefühl ihrem Pfadfinder, dem eisernen Kanzler, zujubelte, wie hätte sich der Sohn nicht mit unbegrenzter Verehrung und Bewunderung für den Vater erfüllen sollen! Was der Staatssekretär und Staatsminister Graf Bismarck an der Seite des ersten Reichskanzlers als dessen vertrauter Berater für unsere auswärtige Politik geleistet hat, das wissen bis jetzt nur wenige eingeweihte Mitarbeiter. Sein Verdienst wird voll erst gewürdigt werden können, wenn dereinst die urkundlichen Zeugnisse der diplomatischen Geschichte jener Jahre dem Historiker vorliegen. Mit berechtigter Genugtuung durfte der Sohn sich sagen, daß er, wie kaum ein anderer, dem Gedankenfluge des Genius zu folgen und die Ausgestaltung der großen Entwürfe zu fördern verstand. Ganz ging der Sohn in dem Vater, der Jünger in dem Meister auf, und der Rücktritt des großen Kanzlers wurde nach des Grafen Herbert eigner Wahl auch der Abschluß seiner eigenen ministeriellen Wirksamkeit. — Fürst Herbert Bismarck nahm nach des großen Kanzlers Rücktritt seine Stellung im öffentlichen Leben mit Folgerichtigkeit und Würde. Die Lebensaufgabe, die ihm blieb, dünkte ihm groß und schön genug, dankbar für den Patrioten und tröstlich für den Sohn, die Aufgabe, eine heilige Flamme zu hüten, immer wieder auf die nationalen Ideale und auf den Schatz staatsmännischer Weisheit des großen Vaters hinzuweisen. Die Liebe und Bewunderung, die jeder deutschgesinnte Deutsche dem Andenken des nationalen Helden im Herzen bewahrt, potenzierte sich in dem Herzen des Sohnes. Wenn ein Patriot, der sich als der Träger einer großen nationalen Überlieferung fühlte, aus unserer Mitte scheidet, so ist ein solcher Verlust für die Überlebenden eine neue Mahnung, das unsterbliche Verdienst des unersetzlichen Mannes, dessen Namen jener trug und dessen Schild er allzeit in Ehren hoch hielt, niemals zu vergessen.“

Zu seinem Regiment ist Herbert Bismarck bis zu seinem Lebensende in engen Beziehungen geblieben, bei der Enthüllung des Denkmals seines Vaters in Berlin war ihm noch die Uniform der Gardedragoner verliehen worden. Den Jahrestag von Mars-la-Tour beging er fast alljährlich im Kreise des Offizierkorps, das ihn stets mit Stolz in seinen Reihen sah. In der Verwaltung seiner Besitzungen ließ Herbert Bismarck es sich angelegen sein, nach jeder Richtung — sachverständigem Rate gern folgend — fördernd und verbessernd einzugreifen. Eine seiner ersten Handlungen nach Übernahme des väterlichen Besitzes war die Aufbesserung der Einkünfte der Angestellten. An dem Friedrichsruher Schloß hat er einen geschmackvollen Umbau vollzogen und seinem Vater auf freier Waldeshöhe, die dieser selbst als seine Ruhestätte bestimmt hatte, ein einfaches, aber würdiges und namentlich den klimatischen Verhältnissen angepaßtes Mausoleum errichtet. An der großen Völkerstraße zwischen Berlin und Hamburg belegen, sieht dieses Mausoleum den Weltverkehr ununterbrochen an sich vorübersausen, der Deutschlands größten Hafen mit der Reichshaupstadt verbindet. Auf der einen Seite der Bahn das in Trauer versenkte Schloß, jenseit das Grufthaus, das auch den gottes-

dienstlichen Zwecken von Friedrichsruh dient, jedem Vorbeireisenden eine große geschichtliche Erinnerung. Dort fluten der wachsende Riesenverkehr und der Welthandel Deutschlands an der Gruft ihres Bahnbrechers vorüber, jeder Güterzug eine Huldigung.

Vielen Anfeindungen ist Herbert Bismarck in Bezug auf die von ihm festgehaltene Abschließung des Friedrichsruher Mausoleums gegen Neugierige, Ausflügler usw. ausgesetzt gewesen. Ihm war das Mausoleum als die Ruhestätte seiner Eltern ein Heiligtum, als dessen Wächter er sich betrachtete. Er war bereit, diesen Familienschatz würdigen Besuchern zu öffnen, aber nicht zum Ausflugsziel von Massen mit pietätlosen Bemerkungen und bekritzelten Wänden werden zu lassen. Da nicht wie im Charlottenburger Mausoleum die Sarkophage leer sind, wo die Särge darunter in einem für das Publikum unzugänglichen Gruftraum stehen, sondern Fürst und Fürstin Bismarck in den Sarkophagen selbst ruhen, an welche der Beschauer dicht herantritt, so ist es begreiflich, daß der Sohn die Heiligkeit der Stätte und ihren Frieden nicht entweiht wissen wollte. Es war ihm ein kostbares Vermächtnis gewesen, daß der Vater letztwillig seine Ruhestätte dorthin in die Waldesstille verlegt hatte und daß er, der Sohn, diesen letzten Willen des Vaters würdig ausführen konnte. Aus solchen Empfindungen heraus blieb er auf Eilbotenbriefe oder Telegramme, die von Ausflüglern auf dem Friedrichsruher Postamt mit Gesuchen um Eintritt in das Mausoleum an ihn gerichtet wurden, meist unzugänglich. Die Gruft der Eltern sollte der Andacht, aber nicht der Befriedigung der Neugier dienen.

Im Frühjahr 1892 hatte Graf Herbert Bismarck sich mit der Gräfin Marguerite Hoyos verlobt, wenige Monate später fand in Wien die Vermählung statt, die durch bekannte Vorgänge einen eigenartigen politischen Charakter erhielt. Bei aller Freude über die Vermählung des Sohnes war es für die Eltern doch ein Schmerz, ihn nun endgiltig aus dem gemeinsamen Haushalt zu verlieren. Namentlich der Vater hätte am liebsten Herbert dauernd um sich gesehen, aber dennoch hat er dem Selbständigkeitsbedürfnis des Sohnes Rechnung getragen und diesem im Jahre 1891 Schönhausen zu eignem Besitz eingeräumt. Dort etablierte sich das junge Paar in dem alten Stammsitz, dessen innere Einrichtungen zwar den heutigen Lebensanforderungen eines vornehmen Hauses anfänglich wenig entsprachen. Dennoch haben Herbert und Marguerite Bismarck dort in inniger Behaglichkeit die größere Hälfte der wenigen Jahre, die ihrem Ehebunde vergönnt waren, durchlebt. Während der Reichstagszeit von Neujahr bis Ostern nahm Herbert mit seiner Gemahlin in Berlin Wohnung und pflegte dort im engeren Kreise mit politisch oder sonst geistig bedeutenden Männern einen regen, geselligen Verkehr, der von derselben vornehmen Gastlichkeit durchweht war, wie sie ehedem die Eltern in Friedrichsruh geübt hatten. Persönlich einfach und bedürfnislos, wußte er doch seinem Hauswesen ein vornehmes und behagliches Gepräge zu geben. Nach außen hin Fremden gegenüber nicht ohne Herbheit, zuweilen selbst schroff erscheinend, war er in seinem Hause nicht nur der liebevollste Gatte und zärtlichste Vater, sondern auch der liebenswürdigste und zuvorkommendste Wirt, in dem weltmännische Gewandtheit sich mit der Gastlichkeit des Landedelmannes vereinte. Die Abneigung gegen Scheinwesen, Protzentum, gegen das rein Dekorative, teilte er

mit seinem Vater. Deshalb hat er sich auch, wie er später einmal ausgesprochen, im Jahre 1888 mit aller Energie gegen den Prinzentitel gewehrt. Er äußerte später gelegentlich: »Wäre ich nicht so stramm dagegen gewesen, so würde mein Vater ihn dem damaligen Kaiserpaare doch wohl konzediert haben.« Seine Liebenswürdigkeit war eine ungesuchte und ungekünstelte, wie denn überhaupt Schlichtheit des Charakters und klare Nüchternheit als ernster Grundzug seines Wesens auch in der Unterhaltung hervortraten. Die fröhliche Lustigkeit, die den jüngern Bruder auszeichnete, hatte er nicht. Man könnte fast sagen, daß beiden Brüdern ihre Geburtsstätte den Charakter aufgeprägt haben: Herbert das herbe, arbeitsame Berlin, Bill das heitere, fröhliche Frankfurt. Bei Herbert war selbst die Heiterkeit einem gewissen Ernste untergeordnet, bei Bill eher der Ernst von einer sonnigeren Lebensauffassung durchleuchtet. Dennoch war auch Herberts Temperament nicht ohne Leidenschaftlichkeit, bei beiden Brüdern mußte der brausende Most sich erst abklären, bevor er guten Wein gab. Für das Landleben ursprünglich nicht erzogen, hatte er, so lange er im Dienst war, wenig Neigung, auch wenig Zeit dafür gehabt. Nachdem er sich aber in Schönhausen den eigenen Herd begründet hatte, widmete er sich seiner neuen Aufgabe, Landwirtschaft zu treiben, mit der ihm eigenen Pflichttreue und geschäftlichen Sorgfalt. Jedes Ackerstück war Gegenstand seines Interesses, die Freude des Vaters an den Bäumen lebte auch in ihm auf, er fand sich schnell in alle Zweige des dortigen landwirtschaftlichen Betriebes hinein. Tief und schmerzlich bewegte ihn der unerwartete Tod des Bruders. Beide Brüder waren einander in brüderlicher Liebe zugetan gewesen, sie hatten bis zum Ende Bills in lebhaftem Briefwechsel miteinander gestanden. Bill war im besten Sinne des Wortes ein guter Kamerad und hatte sich als solcher auch dem Bruder nach dessen Verwundung in Bonn, ebenso nach der Verwundung bei Mars-la-Tour erwiesen, wo er für Herbert und andere Verwundete unermüdlich Eimer Wasser herantrug. Einige hundert Telegramme und fast eben so viele Beileidsbriefe, die aus Deutschland und Österreich an Herbert gelangt sind, waren diesem eine trostreiche Wertschätzung des Verstorbenen.

Dem schriftlichen Nachlaß seines Vaters hat Fürst Herbert Bismarck die innigste Sorgfalt gewidmet, wie er seiner Zeit auch der Hauptförderer der »Gedanken und Erinnerungen« bei ihrer Bearbeitung durch Lothar Bucher gewesen war. Die Angaben in der Schrift Schweningers: »Dem Andenken Bismarcks« (Leipzig 1899, S. Hirzel) sind da nicht ganz zutreffend. Die erste Anknüpfung seitens der Cottaschen Buchhandlung war bereits gegen Ende Januar 1890, also noch während der Amtstätigkeit Bismarcks, erfolgt. Herbert erteilte damals Namens seines Vaters den Bescheid, »daß dieser Aufzeichnungen nicht habe und so lange er im Amte sei, auch nicht daran denken könne.« An diese Antwort ist dann im Frühsommer 1890 wieder angeknüpft worden, Bucher hat aber damit nichts zu tun gehabt, auch Schweninger nicht. Herbert hat sich über seinen persönlichen Anteil an der Ermöglichung der Arbeit für Bucher später folgendermaßen ausgesprochen: »Grade im Jahre 1890 war ich wochenlang in Friedrichsruh. Bucher kam dort eines Tages im Frühjahr (Mai oder Juni) zu mir und klagte: mein Vater sei gelangweilt durch Diktieren, er nehme mehr Interesse an der aktuellen Politik und er (Bucher) wüßte nicht mehr, wie vorankommen. Darauf sagte

ich ihm, wir wollen meinen Vater auf bestimmte Themata bringen, oder knüpfen Sie an Gespräche an, die er beginnt, abgesehen von der Chronologie, heute 1848, morgen Versailles, übermorgen Krimkrieg: Da können Sie dann gleich notieren und später ordnen. Ist mein Vater im Fluß, so lassen meine Mutter und ich Sie beide leise im Frühstückszimmer allein. — So geschah es, und Bucher war mir sehr dankbar für meinen Rat und mein Eingreifen . . . .« Abends, wenn man um den runden Tisch im Salon rauchend und lesend versammelt war, saß Bucher meist mit geschlossenen Augen. Begann ein Gespräch, so war wohl zu merken, wie er aufhorchte. Sobald Bismarck dann etwas sagte, was Bucher brauchen konnte, so hatte dieser blitzschnell einen Zettel und Bleistift zur Hand und stenographierte. Diese Zettel wurden dann chronologisch geordnet, inhaltlich in Übereinstimmung gebracht, so entstand das Buch im Rohbau, den Bismarck dann jahrelang mit Künstlerhand architektonisch ausgestaltet hat. Drohte die Unterhaltung zu stocken und Bucher hatte noch nicht, was er brauchte, so warf er aus der Fülle seines reichen Gedächtnisses und seines immensen Wissens schnell ein Stichwort hinein, um über die Stockung hinwegzuhelfen. Eigenes gab er nicht, das Buch sollte geistig Bismarcks Arbeit sein. Mit der Hingebung, die ihm eigen war, diente er dem Großen nur als Feder. Ebenso lehnte er bescheiden die glänzendsten buchhändlerischen Angebote für eine von ihm zu verfassende Biographie Bismarcks ab, den Hinweis auf die Nachwelt, der er das schuldig sei, schlug er mit den Worten ab: »Die Nachwelt ist mir nichts schuldig und ich bin der Nachwelt nichts schuldig.« Einer großen Zeit in Hingebung und Treue gedient und dadurch noch als gereifter Mann an der Verwirklichung der besten Ideale seiner Jugend mitgeholfen zu haben, war sein selbstloser Stolz, mit dem er in das Grab stieg. Herbert hat die »Gedanken und Erinnerungen« wohl in einzelnen Bruchstücken gekannt, aber im wirklichen Zusammenhang die Arbeit erst gelesen, als ihm nach des Vaters Hinscheiden der Probeband vorgelegt wurde, zugleich mit den ihm bis dahin unbekannten Bestimmungen über die Veröffentlichung. Er hat den Inhalt dann noch einmal einer genauen Nachprüfung unterzogen. Auf seine Veranlassung sind sodann die Briefe seines Vaters an die Mutter in einem stattlichen Bande erschienen, der seitdem in ganz Deutschland Familienbesitz geworden ist. Als Nachtrag wurden später die anfangs verloren geglaubten, dann aber in Friedrichsruh aufgefundenen Briefe aus dem Feldzug von 1870 hinzugefügt, während die Briefe aus dem Jahre 1866 namentlich während der kritischen Nikolsburger Tage noch eine große Lücke aufweisen. Für die Geschichte unserer Zeit allerdings noch ungleich wertvoller sind die beiden Anlagebände zu den »Gedanken und Erinnerungen«, den Briefwechsel zwischen Bismarck und Kaiser Wilhelm I. sowie mit vielen anderen bedeutenden Zeitgenossen enthaltend. Wenngleich die ursprüngliche Anordnung für die Veröffentlichung dieses Briefwechsels noch vom Vater selbst ausgegangen war, hat Herbert auf diese Publikation doch noch große Mühe verwendet. Für die Briefe seines Vaters an die Mutter hat er selbst als Herausgeber gezeichnet. Seine eigene literarische Betätigung im Kampfe der Tagesmeinungen ist dagegen eine ungleich geringere gewesen, als bis in die höchsten Kreise des In- und Auslandes hinein vielfach angenommen wurde; wo es geschah, galt es fast immer nur dem Andenken seines Vaters und der von diesem inaugurierten Politik. Nur im Zusammen-

hang mit dieser hatten die öffentlichen Vorgänge für ihn noch Interesse, das allerdings durch die Pflege der geselligen Beziehungen zu den seit alter Zeit näher bekannten Mitgliedern der deutschen wie der fremden Diplomatie und der vornehmen Berliner Gesellschaft, durch Reisen nach England, Italien usw. lebendig erhalten wurde. Wohl befiel ihn nach des Vaters und des Bruders Tode wiederholt die Neigung, das Mandat niederzulegen und sich aus dem öffentlichen Leben völlig zurückzuziehen. Aber die Mahnung, daß ein großer Name große Pflichten auferlege und daß der Name Bismarck aus dem politischen Leben der Nation nicht verschwinden dürfe, ist in solchen Momenten des Wehmuts niemals ohne Eindruck auf ihn geblieben. Nun ist doch alles anders gekommen. *Arceo!* — was er sich jung zum Schiedsspruch auserkoren, ist der Inhalt seiner Lebensbetätigung gewesen bis zum frühen Ende.

Die Nation soll in ihm das Andenken eines Mannes in Ehren halten, dessen Arbeit ihrem Dienst und ihrer Größe geweiht war. Schüler des größten Staatsmannes seiner Zeit hat er sich früh die Anerkennung dreier Monarchen erworben. Es war ein tragischer Ausgang, als er sich freiwillig von dem in so jungen Jahren erreichten hohen Amte trennte, an dem er mit ganzer Seele hing und für welches er durch seinen ganzen Lebensgang prädestiniert erschien. Es gehörte viel Charakter dazu, in der Entscheidung nicht zu schwanken und dem dringenden Wunsche des Kaisers zuwider dem Vater in die Waldeinsamkeit von Friedrichsruh zu folgen, wo der arbeitgewohnte Vierziger nichts fand, was ihn geistig auszufüllen und seinen Trieb nach arbeitsamer Betätigung zu befriedigen vermochte. Auf Reisen hat er vergeblich Ersatz gesucht, bis er im Quarnero den Hafen fand, in dem sein Lebensschiff für die kurze Spanne, die ihm noch vergönnt war, vor Anker gehen sollte. Noch tragischer als sein Scheiden aus dem Amte ist dann sein Scheiden aus dem Leben gewesen, an welches ihn länger zu fesseln die innigsten und zärtlichsten Liebesbande vergeblich Alles aufgeboten haben. Darf man von dem Vater sagen, daß er in seiner ganzen Größe und Heldenhaftigkeit bis an sein Ende dem innersten Wesen nach der fürsorgliche, umsichtige und im Wogensturm unerschütterliche Deichhauptmann geblieben, so war Herbert bis zu seinem vielbetrauerten Hinscheiden in Pflicht, Treue und Hingebung wie in Zorn und Streitbarkeit — der tapfere Dragoner von Mars-la-Tour, dem sein dort mit seinem Blute erworbenes Eisernes Kreuz zeitlebens die Lieblingszier geblieben ist.

Hugo Jacobi.

Stremayr, Karl Anton Franz von, österreichischer Minister für Kultus und Unterricht, dann Erster Präsident des k. k. obersten Gerichts- und Kassationshofs, Kurator-Stellvertreter der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, * 30. Oktober 1823 in Graz, † 22. Mai 1904 zu Pottschach. — St. war der Sohn eines Beamten der k. k. Feldapothekenverwaltung, er studierte die Rechte an der Universität Graz, wo er 1846 den juristischen Doktorgrad erlangte. Nachdem er 1845—1846 die Justizpraxis bei dem Grazer Magistrate genommen hatte, trat er bei der Grazer Finanzprokuratur als Praktikant in den Staatsdienst. 1848 von einem steiermärkischen Wahlbezirke (Kindberg) in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dort einem Klub des liberalen Zentrums (dem »Württemberger Hof«) an und verblieb in der Nationalversammlung bis zur Abberufung der österreichischen Abgeordneten im April

1849. Nach Graz zurückgekehrt, erlangte er nach vielfachen Schwierigkeiten, welche ihm — als bemakelten »Liberalen« und »Reichsdeutschen« — das Mißtrauen der damaligen reaktionären Regierung bereitete, schließlich die kärglich dotierte Stellung eines Staatsanwaltsubstituten, über welche er — eben infolge seiner Mißliebigkeit — durch volle 14 Jahre — bis zu seiner 1864 erfolgten Ernennung zum Landesgerichtsrate in Graz — nicht hinauskam. Hauptsächlich zur Verbesserung seiner bedrängten materiellen Lage, als mit Kindern gesegneter Familienvater, war er damals auch journalistisch — insbesondere als Mitarbeiter, dann unter fremdem Namen als Redakteur der »Grazer Zeitung« — tätig, daneben habilitierte er sich als Privatdozent für römisches Recht an der Grazer rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät, an welcher er schon 1849 als Supplent dieses Faches gewirkt hatte. Eine durchgreifende Wendung in seinen Schicksalen brachte St. der Wiederanbruch einer liberalen Ära und der Wechsel des Regierungssystems nach dem unglücklichen Feldzuge von 1859. Im Jahre 1861 wurde er zum Landtagsabgeordneten für die Vororte von Graz und dann von dem Landtage sofort in den Landesausschuß gewählt, an welcher Stelle er — nunmehr auch der materiellen Sorgen ledig — durch eine Reihe von Jahren eine sehr ersprießliche Tätigkeit — als Organisator der neugeschaffenen oder vom Staate übernommenen landschaftlichen Institute, dann als Leiter der Unterrichtsanstalten des Landes — entfaltete. Aus dieser Stellung berief der Minister des Innern in dem »Bürgerministerium«, Dr. Giskra, 1869 den ehemaligen Frankfurter Kollegen als Ministerialrat in das Ministerium des Innern, zugleich erhielt er von dem steiermärkischen Landtage das Mandat als Abgeordneter zum Reichsrate. Bei der Rekonstruktion des Ministeriums im Jahre 1870 wurde sodann St. — wieder auf Giskras Vorschlag — zum Minister für Kultus und Unterricht ernannt, gab allerdings schon nach kaum zweimonatlicher Tätigkeit mit dem ganzen Kabinett seine Demission, trat aber wenige Wochen später abermals als Minister für Kultus und Unterricht in das Ministerium Potocki. Als auch dieses nach kaum halbjähriger Amtsführung durch das föderalistische Ministerium Hohenwart abgelöst wurde, trat St. — wie auch schon nach seinem ersten Rücktritte der Fall gewesen war — als Rat zum obersten Gerichtshofe über, wurde aber nach dem Sturze Hohenwarts im Dezember 1871 zum dritten Male als Unterrichtsminister in das neugebildete liberale Ministerium Auersperg berufen. In dieser Stellung — dem Höhepunkt seiner Laufbahn — verblieb er durch nahezu 8 Jahre, bei der teilweisen Rekonstruktion des Kabinetts im Februar 1879 — Austritt der Minister Fürst Auersperg und Unger, Eintritt des Grafen Taaffe als Minister des Innern — vorübergehend mit dem Vorsitze im Ministerrat betraut, trat er dann im August dieses Jahres in das neugebildete Kabinett des Grafen Taaffe, und zwar als Justizminister, während ihm die gleichzeitige Leitung des Unterrichtsministeriums nur noch provisorisch für eine kurze Zeit belassen wurde. Allein diese letzte Wandlung war nur der Vorbote des Endes seiner politischen Laufbahn: je deutlicher das Regierungssystem des Grafen Taaffe sich entfaltete, desto unhaltbarer erschien der anfängliche »Koalitionscharakter« des Kabinetts, der St. den Eintritt ermöglicht hatte; schon im Juni 1880 sah er sich genötigt zu demissionieren, worauf er als II. Präsident in den obersten Gerichtshof übertrat; später — 1891 — wurde er nach Schmerlings Rücktritt zum I. Präsidenten dieses Tribunals ernannt.

1889 erfolgte seine Berufung in das Herrenhaus, wo er sich der liberalen Gruppe, der »Verfassungspartei«, anschloß, 1893 wurde er zum Kurator-Stellvertreter der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ernannt. Sein oberstrichterliches Amt führte St. bis 1899, in welchem Jahre er aus Gesundheitsrücksichten, infolge eines vieljährigen schmerzhaften Gichtleidens, seine Versetzung in den Ruhestand erbat und erhielt.

Dieser kurze Umriß seines Lebens und Wirkens läßt bereits erkennen, daß in St. eine Persönlichkeit auf der Bühne des Lebens stand, welcher beschieden gewesen ist, an bedeutenden politischen Hergängen Anteil zu nehmen und welcher insbesondere ein nicht unwesentlicher Einfluß auf die politische Entwicklung in Österreich in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vergönnt war. In der Tat spiegeln sich in diesem Lebenslaufe wie in einem kaleidoskopischen Bilde alle Peripetien ab, durch welche Österreich in dieser Epoche hindurchgegangen ist, alle die tiefgreifenden Umwälzungen, welche dieses alte Staatswesen seit einem halben Jahrhundert durchgemacht hat und deren Kataklysmus wohl auch heute noch nicht gekommen ist. In der Morgenröte seiner Jugend, als kaum zum Manne gereifter Jüngling saß St. in der Paulskirche und träumte dort mit so vielen anderen edlen Geistern den Traum von einem mächtigen, einheitlichen, alle Deutschen umfassenden, von dem Lichte der Freiheit durchströmten Deutschland, als müder Greis, enttäuscht und längst zurückgekommen von den Hoffnungen seiner Jugend, irregemacht auch in dem Vertrauen auf die Geschicke seines österreichischen Vaterlandes, betrübt und geängstigt durch das beständige Übergreifen gefährlicher, den alten einheitlichen Staatsverband unaufhörlich auflockernder Strömungen — so ist er dahingegangen.

St.s Lebenslauf scheidet sich im wesentlichen in vier Epochen: die Frankfurter Zeit, das Dezennium der Reaktion von 1850—1860, die Periode seiner erfolgreichen Tätigkeit als Politiker und Minister (1861—1880), endlich die Zeit, in welcher er nach dem Sturze der liberalen Parteien sein oberstrichterliches Amt verwaltete.

1848—1850. Niemals war ein Mann geeigneter, die eine historische Epoche bewegenden Ideen in sich aufzunehmen, wie St. in diesem ersten Abschnitte seiner politischen Laufbahn. Er war eine ideal veranlagte, überaus begeisterungsfähige Natur, von einer Frische, Lebhaftigkeit und Jugendlichkeit der Auffassung, die er bis in sein hohes Alter bewahrte. So traf der Frühlings- und Freiheitssturm, der im Jahre 1848 durch die Welt ging, hier ein besonders empfängliches Gemüt. In die Frankfurter Reichsversammlung berufen, nahm er an allen Peripetien dieser in ihrer Art in der Geschichte einzig dastehenden Versammlung Anteil. Die überströmende nationale Begeisterung, der doktrinäre Liberalismus, das hochgesteigerte Bewußtsein und Souveränitätsgefühl dieser Volksvertreter, welches in seiner Selbstgenügsamkeit alle realen Machtfaktoren übersah oder vernachlässigte, der völlige Mangel an praktischem Sinn, an jener Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge, von welcher allein in dieser harten Welt der Erfolg abhängt — dies waren die typischen Züge des Frankfurter Parlaments, die Ursachen des kurzen Glanzes und des beispiellosen Zusammenbruchs dieser durch alle großen und berühmten Namen der deutschen Nation geschmückten Versammlung. In dieser politischen Atmosphäre, deren Überschwenglichkeit und naive Unkenntnis

der politischen Realitäten dem Sinne der Jugend entsprach, war St. mit voller Hingabe tätig. Er war von den 586 Abgeordneten der jüngste, fungierte deshalb in der Eröffnungssitzung als »Jugendschriftführer« und betrat in dieser Eigenschaft als Erster die Rednertribüne in der Paulskirche, um die Begrüßungsadresse des den Platz räumenden Bundestags an die Nationalversammlung zu verlesen. Mit der Begeisterung der Jugend nahm er an jener Rheinfahrt zum Kölner Dombaufeste im August 1848 teil, in welcher alle politischen Differenzen in einer glücklichen Flitterwochenstimmung gelöst schienen, mit der Beredsamkeit des Herzens vertrat er mit seinen Parteigenossen einen vorgeschrittenen Liberalismus und die Idee einer starken Zentralgewalt, der alle Einzelstaaten als Glieder des Reichskörpers sich unterzuordnen hätten. Um so empfindlicher traf ihn der Zusammenbruch all dieser »Hoffnungen und Entwürfe,« als inmitten dieses politischen Schattenspiels, in dem sich seine ehrliche Begeisterung gefiel, die harte Wirklichkeit emporstieg, die Idylle sich immer mehr zum Drama gestaltete, die unüberbrückbaren Gegensätze unter den sich immer leidenschaftlicher befehdenden Parteien erkennbar wurden, immer wieder, insbesondere in dem Streite über das »Erbkaisertum«, der durch keine politische Theorie zu überwindende Antagonismus der führenden Großmächte zutage trat, überall endlich, wo die Doktrin der Versammlung sich praktisch betätigen wollte, klar wurde, daß die reale Macht bei den Staatsgewalten zurückgeblieben war, an welcher, wie an einem Felsen, die Woge der nationalen Begeisterung sich brach.

1850—1861. Enttäuscht und ernüchtert kehrte St. nach Graz zurück. Das kärglich besoldete Amt eines Staatsanwaltsubstituten, das ihm, dem mit Mißtrauen betrachteten liberalen Frankfurter Abgeordneten, nach vielen fruchtlosen Bemühungen endlich zuteil wurde, stellte seine Standhaftigkeit auf harte Proben. Dem revolutionären Ausbruche, welcher mit so viel Mühe niedergeworfen worden war, war eine harte Anwendung der Gewalt gefolgt: jede liberale Regung schien den damaligen Autoritäten in Widerstand und Umsturz auszumünden, jedes Mittel der Repression schien hiernach gerechtfertigt. Und wie dies immer und überall der Fall ist, fand diese Politik der Regierung auch noch übereifrige Organe, welche, päpstlicher als der Papst, stets noch einige Schritte weitergingen, als von ihnen verlangt wurde. Was damals bureaukratische Engherzigkeit und Willkür, Wohldienerei und Servilismus zu leisten vermochten, ist heute kaum mehr begreiflich; um so verständlicher ist, daß ein Mann, der nicht nur ein ehrlicher Liberaler, sondern auch ein guter und wohlwollender Mensch war, es damals nicht leicht hatte, das Amt des öffentlichen Anklägers zu führen. Denn Organ und Arm der Regierungspolitik war ja in erster Linie der Staatsanwalt. Daß St.s Amtsführung damals nicht befriedigte, daß er bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt wurde und durch 14 Jahre über seine subalterne Stellung nicht hinaus kam, erklärt sich hiernach von selbst. Es war dies wohl die härteste Zeit in St.s Leben: zu den Schwierigkeiten seiner amtlichen Stellung gesellten sich bittere Nahrungssorgen und Unglücksfälle in seiner Familie, an der er mit rührender Zärtlichkeit hing.

1860—1880. Diese drangsalvolle Epoche in St.s Leben nahm ihr Ende, als er beim Wiedereintritt verfassungsmäßiger Zustände zu der obenerwähnten Wirksamkeit im steiermärkischen Landtage und Landesausschusse berufen

wurde. Die hierbei an den Tag gekommene hervorragende administrative Begabung St.s veranlaßte seine Berufung als Ministerialrat in das Ministerium des Innern, aus welcher Stellung er in dem Ministerium Hasner auf die Regierungsbank gelangte. Dieses Kabinett war nun allerdings nur ein kurzer Epilog des »Bürgerministeriums«; in dem »Memorandenstreite« hatte die zentralistische Majorität des Kabinetts die dissentierenden Minister zum Austritt gezwungen und sich in dem Ministerium Hasner rekonstruiert, allein die Zustände, in denen die Regierung verblieb, waren so unhaltbare, daß schon nach wenigen Monaten der Kurs geändert und den Vertretern jener kaum erst zurückgedrängten Richtung das Staatsruder in die Hand gegeben wurde. Es kam das Ministerium Potocki, welches mit dem Schlagworte: »Dezentralisation und Erweiterung der Autonomie der Länder« den föderalistischen Aspirationen entgegenkam, zugleich aber auch die Deutschen durch ein liberales Regiment gewinnen wollte. Daß St. sich nachträglich zum Eintritt in dieses Kabinett bestimmen ließ, wurde ihm von seinen Parteigenossen arg verdacht; viele hielten damals das Ende seiner politischen Laufbahn für gekommen. Daß dem nicht so war, hatte seinen Grund darin, daß dieses »Koalitionsministerium« zu kurz regierte, um seine liberalen Mitglieder — St. und den Justizminister Tschabuschnigg politisch zu kompromittieren und daß seine Lebensdauer doch lange genug war, um St. Zeit zu einer Aktion zu lassen, welche ihm mit einem Schlage den begeisterten Dank aller freisinnigen Österreicher erwarb. Dieses war die Kündigung des Konkordats vom 18. August 1855 aus Anlaß des durch das vatikanische Konzil proklamierten Unfehlbarkeitsdogmas. Durch fast 10 Jahre, seitdem verfassungsmäßige Zustände bestanden, war versucht worden, diesen auf den Völkern Österreichs wie ein Alb lastenden Vertrag abzuschütteln: Schmerling hatte dies im Wege der Verhandlung mit der Kurie — selbstverständlich erfolglos — angestrebt, das Bürgerministerium hatte einzelne im Konkordate preisgegebene Lebensgebiete wieder der staatlichen Gesetzgebung unterstellt (das Ehewesen, das Verhältnis von Kirche und Schule, die interkonfessionellen Verhältnisse), allein obwohl beständig angefochten, zum Teil auch schon durchlöchert, war das Konkordat doch in Kraft geblieben — jetzt erst gelang es dasselbe mit einem Schlage zu beseitigen.

Es bleibt St.s Verdienst, den günstigen Augenblick hierfür erfaßt und benutzt zu haben. Die Beustsche Revanchepolitik hatte in ihrem verschlungenen Gespinnste auch eine Falte, in welcher ein gutes Vernehmen mit der italienischen Regierung — wenn nötig auch mit Preisgebung des Patrimoniums St. Petri — vorausgesetzt, jedenfalls auf ein solches mehr Gewicht gelegt war, als auf das Verhältnis zur Kurie, die Regierung ihrerseits war bestrebt, die Völker Österreichs von ihrem programmatischen, jedoch vielfach bezweifelten Liberalismus zu überzeugen, endlich und hauptsächlich lieferten die vatikanischen Beschlüsse eine unanfechtbare staatsrechtliche Basis der Aktion. Die österreichische Regierung stellte sich auf den — seither leider oft mißverstandenen — Standpunkt, daß ein Vertragsverhältnis, welches als solches die gleiche rechtliche Stellung der Kompaziszenten zur selbstverständlichen Voraussetzung hat, nicht länger mit einer Macht aufrechterhalten werden könne, welche sich unfehlbar, ihre Aussprüche also als unbedingt bindend und inappellabel erklärt, während sie zugleich — wie erst kurz vorher in der Enzyklika und dem

Syllabus Pius IX. geschehen war — nahezu alle göttlichen und menschlichen Dinge, insbesondere auch eine große Anzahl staatlicher Belange und vor allem solche, welche Gegenstand der konkordatlichen Regelung waren, in ihre ausschließliche Kompetenz und höchste Judikatur einbezog.

Auf Grund dieser Rechtsdeduktion erfolgte die Kündigung des Vertrags in Rom im August 1870. Damit war allerdings nur der Vertrag, nicht auch das Patent vom 5. November 1855, welches den Inhalt des Vertrages als Staatsgesetz promulgiert hatte, aufgehoben. Allein St. war es beschieden, sein Werk zu Ende zu führen. Im Februar 1871 fiel das zwischen unvereinbaren Gegensätzen hin- und herschwankende, zugleich liberal und föderalistisch schillernde Kabinett Potocki, und eine ausgesprochen föderalistische Regierung trat unter dem Vorsitze des Grafen Hohenwart ins Amt. Allein schon nach 7 Monaten war diese Regierung an der schreienden Unvernunft ihrer Politik, welche in den phantastischen »Fundamentalartikeln« des böhmischen Landtags gipfelte, an dem einmütigen Widerstande der Deutschen und an dem heftigen Einspruche der ungarischen Politiker gescheitert, und es trat abermals eine deutsch-liberale Regierung — das Kabinett des Fürsten Auersperg — ins Amt, in welchem St. — nun schon fast selbstverständlich — abermals das Kultus- und Unterrichtsportefeuille erhielt (November 1871). Jetzt erst war es ihm vergönnt — in einer verhältnismäßig langen Amtsdauer — die Tätigkeit zu entfalten, welche ihm ein dauerndes Andenken in der Geschichte der österreichischen Verwaltung sichert. Seine erste und wohl auch bedeutendste Leitung war der Ausbau der kirchenpolitischen Gesetzgebung. Auf der durch die Kündigung des Konkordates freigelegten Rechtsbasis wurde das Verhältnis von Staat und Kirche durch staatliche Gesetze geregelt, deren maßvolle Weisheit seither die Anerkennung der ganzen Welt gefunden hat. In kluger Abwägung der staatlichen und kirchlichen Exigenzen, mit vorsichtiger Berechnung der beiderseitigen Machtsphären und in besonnener Abwehr sowohl der klerikalen Übergriffe wie der gerade auf diesem Gebiete oft zu einem unklaren Radikalismus neigenden Forderungen der liberalen Parteien wurde hier das schwierige Thema einer solchen Gesetzgebung: die Wahrung der staatlichen Machtvollkommenheit einer- und der Freiheit und Selbstbestimmung der Kirche andererseits, in denkbar glücklichster Weise behandelt. Wie eine dunkle Folie dieser Aktion erschien der fast gleichzeitig von der preußischen Regierung mit dem Aufgebote aller staatlichen Machtmittel und doch ganz erfolglos geführte »Kulturkampf«, welcher, obwohl unter den Auspizien des größten Staatsmanns vor sich gehend, an der unrichtigen Beurteilung der Verhältnisse und der Unvernunft der staatlichen Maßregeln vollständig scheiterte.

Auf demselben Gebiete gab St. einen anderen Beweis überlegener Staatskunst durch die Besonnenheit, mit welcher er der damals hochgehenden altkatholischen Bewegung gegenübertrat. Wieder im Unterschied von den deutschen Regierungen (Preußen, Bayern, Baden) widerstand St., die Aussichtslosigkeit dieser Bewegung erkennend, der Aufforderung einer Konstituierung altkatholischer Kirchengemeinden innerhalb des Verbandes der katholischen Kirche, förderte dagegen und erzielte auch schließlich die gesetzliche Anerkennung des in einigen wenigen Gemeinden selbständig organisierten altkatholischen Bekenntnisses.

Ebenso wie als Kultus-, war St. auch als Unterrichtsminister schöpferisch tätig. Selbst geistig auf der vollen Höhe der Zeit stehend, ein Freund der Musen, allen Bestrebungen in Wissenschaft und Kunst mit vollem Verständnisse entgegenkommend, hat er während seiner letzten Amtsführung seinen Namen mit einer fast unübersehbaren Reihe bedeutender Aktionen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts verknüpft. Die größten Verdienste erwarb er sich um das Hochschulwesen: die Gründung der Universität Czernowitz, welche innerhalb eines halben Jahres wie aus dem Nichts geschaffen wurde, die Errichtung der rechts- und staatswissenschaftlichen Seminare, die Organisierung des seminaristischen Unterrichts überhaupt, die Wiederbelebung der stark verödeten akademischen Lehrkanzeln durch ein System von Unterstützungen der Kandidaten des akademischen Lehramts, die Reform und Modernisierung der Doktoratsprüfungen, die Errichtung zahlloser neuer Lehrstühle und Lehrinstitute (insbesondere auch für die nicht deutschen Nationalitäten), die Errichtung oder Reorganisierung mehrerer technischer Hochschulen sowie der Hochschule für Bodenkultur — dieses und vieles andere war auf diesem Gebiete sein Werk. Im Bereiche des Mittelschulwesens wurde die Schulaufsicht reorganisiert und eine große Anzahl Gymnasien und Realschulen errichtet. Mit zielbewußter Energie führte St. ferner die Organisation des Volksschulwesens auf Grund des eben erst ins Leben getretenen Reichsvolksschulgesetzes durch, welch letzteres, nur allgemeine Grundsätze enthaltend, erst noch der Ausführung durch ein System von Landesgesetzen und Ministerialverordnungen bedurfte. Mit wahrer Begeisterung endlich und gewissermaßen als Herzenssache behandelte er alle Angelegenheiten der schönen Künste. Durch Berufung hervorragender Künstler wurde Rang und Ruf der Akademie der bildenden Künste gehoben: ein ganz besonderes, nicht genug hochzuschätzendes Verdienst aber erwarb sich St. durch die Organisierung des gewerblichen, insbesondere des kunstgewerblichen Unterrichts. Hier hat seine Initiative ein ganz neues Gebiet des öffentlichen Unterrichtswesens erschlossen, auf welchem der Vorgang der österreichischen Regierung für alle anderen Staaten bahnbrechend und maßgebend geworden ist und welches seither eine so mächtige Entwicklung erfahren hat, daß dieses Schaffen heute zur Signatur unserer Zeit gehört.

Es versteht sich von selbst, daß St. bei dieser umfassenden Wirksamkeit eines Stabes von Mitarbeitern bedurfte. Insbesondere bei seiner schöpferischen Tätigkeit im gewerblichen Schulwesen war er von den Kunstgelehrten Professor Eitelberger und Freiherr von Dumreicher wirksamst unterstützt. Als Beirat in kirchlichen Angelegenheiten fungierte durch eine Reihe von Jahren der nachmalige Kardinal und Fürsterzbischof von Wien J. Kutschker, ein Kirchenfürst von seltener Weisheit und Milde der Gesinnung. Bei der Aktion auf dem kirchenpolitischen Gebiete war der Verfasser dieser Zeilen tätig, der zuletzt als Sektionschef die Kultusangelegenheiten, das Hochschulwesen und die administrative Judikatur des Ministeriums leitete. Der dermalige österreichische Ministerpräsident Freiherr von Gautsch fungierte als St.'s Präsidialsekretär.

Leider schloß St.s Ministerlaufbahn mit seiner Wirksamkeit als Justizminister in dem Kabinett des Grafen Taaffe in unerfreulicher Weise ab. Der Kurs war ein anderer geworden, ohne daß St. dies sofort begriff. Und doch

war eines der deutlichsten Anzeichen hierfür gerade der Umstand, daß St. von dem so erfolgreich geführten Unterrichtsressort weggedrängt und auf das von der politischen Strömung weniger heftig umspülte Portefeuille der Justiz gewiesen worden war. Auch in diesem Ressort kam aber die geänderte Richtung des Regierungsschiffes bald zum Vorschein und so wurde St.s Name insbesondere mit jener vielberufenen, die erste wichtigere Konzession an die nationalen Aspirationen enthaltenden Sprachenverordnung für die böhmischen Gerichte verknüpft, welche St. noch kurz vor seiner Demission unterzeichnete, ohne sich bestimmt zu sehen, das zweifelhafte Verdienst dieser Maßregel seinem schon bereitstehenden Nachfolger zu überlassen.

1880—1904. St. trat von der politischen Wirksamkeit zurück, als er mit der Richtung, welche die Regierung einschlug, nicht länger einverstanden sein konnte. Es folgte die Zeit, in welcher die führenden Staatsmänner auf eine grundsätzliche, von einem leitenden Gedanken ausgehende Regierungspolitik verzichteten und ihre Aufgabe nicht mehr in erster Linie in den der Natur und geschichtlich erwachsenen Struktur unseres Staatswesens entsprechenden Exigenzen, sondern nur darin erblickten, zwischen den hadernden Nationalitäten zu vermitteln. Damit hat zwar die nächstfolgende Regierung, die des Grafen Taaffe, sich durch 14 Jahre am Staatsruder zu behaupten vermocht, allein dem aufmerksamen Beobachter konnte auch in dieser Epoche nicht entgehen, daß die Politik des Kabinetts eine leise, aber sicher destruierende war, welche die überlieferten Grundlagen des staatlichen Bestandes aufgab, ohne ein anderes politisches System von gleicher Tragkraft an ihre Stelle setzen zu können. Eine schiefe Ebene war betreten, auf welcher es keinen Halt mehr gab: dem kurzen Zwischenspiele des »Koalitionsministeriums« Windischgraetz folgte die aggressive Politik des Grafen Badeni, welcher die Deutschen, die durch die Politik des Grafen Taaffe zu einer nationalen Partei neben den andern nationalen Parteien gemacht worden waren, das Gewaltmittel der Obstruktion entgegensetzten, es folgten dann die trostlosen Jahre, in denen die parlamentarische Maschine still stand, während die einander ablösenden Regierungen nach wie vor ein eigenes grundsätzliches Programm, eine objektive Grundansicht von der Aufgabe der Regierungspolitik, an welcher die subjektiven Aspirationen der hadernden Nationalitäten abzuschätzen waren, vermissen ließen. Dies war wenigstens St.s Ansicht von der Politik des Tages, und sie bestimmte ihn, der übrigens in diesem letzten Abschnitte seines Lebens von körperlichen Leiden schwer heimgesucht war, sich jeder politischen Wirksamkeit, auch der im Herrenhause, zu enthalten und sich nur den Aufgaben seines hohen richterlichen Amtes — bis zu seinem Rücktritte von demselben 1899 — zu widmen. Die letzte Wendung in der österreichischen Politik, mit welcher der unbefriedigende Verlauf der Dinge wenigstens vorläufig zu einem gewissen Stillstand gekommen zu sein scheint, indes freilich wieder in dem anderen Staate der Monarchie die schwersten Stürme toben, hat er nicht mehr erlebt.

Überblicken wir zum Schlusse das Leben und Wirken dieses Staatsmanns, so müssen wir wohl zu der Überzeugung gelangen, daß nicht allzu viele unserer Zeitgenossen eine so fruchtbare Wirksamkeit entfaltet und in so hohem Grade Anspruch auf den Dank der Mitlebenden wie der kommenden Geschlechter erworben haben. St. war gewiß keiner jener genial veranlagten Staatsmänner,

welche, ihrer unbedingten Überlegenheit sicher, kühn durchgreifend ihre Ideen zum Siege führen: er war eine feine, weiche, stets zu milden und versöhnlichen Maßregeln neigende Natur, welche erst hart werden konnte, wenn alle Mittel, ohne Härte durchzukommen, erschöpft waren, welche den Gegner erst zu gewinnen oder durch eine kluge Taktik zu entwaffnen suchte, bevor sie den Kampf aufnahm, welche in der Front erst angriff, wenn kein Umgehungsmanöver mehr gelingen konnte. Allein mit dieser Veranlagung verband er eine überall sich bewährende Einsicht und Sachkenntnis, einen unermüdlichen Arbeitseifer, eine ganz besondere, geradezu »diplomatische« Geschicklichkeit in der Behandlung und Ausnützung schwieriger Situationen und — bei aller Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit in der Form — zähe Ausdauer in der Sache. Stets endlich und auf jeder Stufe seiner Laufbahn blieb er seinen politischen Grundsätzen treu, niemals hat er in dem verschlungenen Gewebe der Politik, durch das ihn sein Lebensweg führte, seine liberalen Anschauungen, seine gut deutsche und gut österreichische Gesinnung verleugnet oder einem persönlichen Vorteil zum Opfer gebracht, noch in seinen letzten Lebenstagen leuchteten ihm — wenn auch mit der durch Alter und Erfahrung bewirkten Abklärung — die Ideale seiner jungen Jahre.

Daß seine Veranlagung, wie sie ihre Vorzüge hatte, auch die denselben entsprechenden Schwächen aufwies, ist ja selbstverständlich. Dieselben Eigenschaften, welche ihm für seine Erfolge zustatten kamen: die gewinnende Liebenswürdigkeit des Auftretens, das Bestreben, dem Gegner entgegenzukommen und jedermann gerecht zu werden, jene Milde und Versöhnlichkeit seines Wesens, welche auch zwischen den schroffsten Gegensätzen zu vermitteln suchte, eben diese Eigenschaften haben wohl auch bewirkt, daß er mitunter mehr zugestand, als gerechtfertigt war, auch dort nachgab, wo er standzuhalten hatte, sich mit einem halben Erfolge begnügte, wo bei schärferem Auftreten ein ganzer erzielt werden konnte. Allein eben diese seine Eigenart, welche ihm bisweilen über dem »*suaviter in modo*« das »*fortiter in re*« vergessen ließ, hat ihm, wie die Dinge lagen, auch Erfolge ermöglicht, welche bei einer anderen Veranlagung vielleicht nicht zu erzielen waren, so daß er schließlich doch mehr als mancher andere, ihn vielleicht persönlich überragende Politiker erreicht, unvergängliche Früchte seines staatsmännischen Wirkens hinterlassen und sich einen rühmlichen Platz in der Geschichte unserer Zeit gesichert hat.

Mit teilweiser Benutzung eines Artikels des Verfassers in der »Neuen Freien Presse« vom 30. Oktober 1903.

Karl Freiherr v. Lemayer.

Cohn, Meyer Alexander, Bankier, Sammler, * Berlin 1. Mai 1853, † 11. August 1904 ebenda. — Dies schlichte Geleitwort schreibt der Freund dem Freunde.

Alexander Meyer Cohn war ein Berliner Kind, der Sohn eines klugen und tatkräftigen Mannes, der sich vom bescheidenen Schriftsetzer an die Spitze des hervorragenden Bankhauses aufgeschwungen hatte und namentlich das wohlbelohnte Vertrauen märkischer Adeligen genoß. »Alex« durchlief die Klassen des französischen Gymnasiums und erwarb sich eine gediegene humanistische Bildung. Nachdem er sein Militärjahr abgedient, ein strammer Soldat, ein eifriger Turner, ein treuer Patriot, rüstete er sich in Frankfurt

und Basel, Brüssel und London zum Eintritt in das väterliche Geschäft, mehr aus willig geübter Pflicht, denn aus innerer Neigung zu diesem Beruf, über dessen Plagen er später manchmal geseufzt hat. Er erfüllte ihn, das letzte Jahrzehnt als Chef neben seinem Bruder Justizrat Dr. Heinrich Cohn, mit steter Umsicht und unbedingter Zuverlässigkeit, jedem Spekulantentum abhold. An der Seite einer feingebildeten Gattin österreichisch-polnischer Herkunft fand er das häusliche Glück und war seinen beiden Töchtern der liebreichste Vater, dem alten und jungen Freundeskreis ein wundermilder Wirt.

Wer mit ihm in Berührung kam, erkannte bald als herrschenden Zug seines Wesens die Güte. Er gab gern, reichlich und freundlich, am liebsten ungebeten in der Stille. Auch mancher junge Künstler hat solche Wohltätigkeit erfahren, und seinen Vertrauten ist kaum ein Festtag ohne ein sinnig gewähltes Geschenk aus dieser offenen Hand vorbeigegangen. Der immer gleichen Herzenswärme war eine starke Mischung berlinischen Humors beigesellt, nie verletzend und nicht bloß oberflächlich spaßend, wie gern unser Freund sich auch in drolligen, zeitweise stereotypen Redensarten erging, sondern als Ausfluß tiefer Heiterkeit. Alles, was nur von fern an Protzentum streifte, stieß ihn ab. Er schmückte seine Wohnung mit erlesenen Kunstwerken deutscher und ausländischer Meister, wich aber jeder prunkvollen großen Geselligkeit aus und mied Premieren und dergleichen Stelldichein für Berlin W. so gut wie in den Ferien die vornehmen Modeorte. Der kleine untersetzte Mann wanderte lieber mit dem Rucksack an einen stillen Platz im bayerischen Gebirge. Alljährlich, nicht bloß zu Pfingsten, wo das Gewühl der Festversammlung die reine Andacht hemmt, zog es ihn nach Weimar. Dann besuchte er wieder und wieder alle ihm heiligen Stätten und sprach als willkommener Gast im Goethe-Schiller-Archiv vor, das seiner Liberalität so viel verdankt: außer kostbaren Handschriften zwei große Reihen von *editiones principes* deutscher Dichtwerke in Prachtbänden. Neben der Berufsarbeit lief eine unermüdliche Tätigkeit für zahlreiche Vereine, die seines Beirats und seiner stets bereiten Hilfe bedurften. Gar manchem ist er wirklich ein Schatzmeister gewesen. Literatur, Volks- und Völkerkunde, germanische Altertümer, Geschichte Berlins haben seine fördernde Hand gespürt; das Museum für deutsche Trachten zumal wäre ohne diesen so unterrichteten wie opferwilligen Mann nicht zustande gekommen. Ein voller Chor dankbarer Anerkennung hat den Lebenden, der äußeren Ehren niemals nachging, erfreut, den früh Verschiedenen betrauert.

Lange schon zehrte die Zuckerkrankheit an seinem Dasein. Im Frühjahr 1904 kam er schwer leidend aus Bozen heim und hatte nun Monate hindurch mit furchtbaren Schmerzen zu kämpfen, die sich doch im Juli so weit milderten, daß er getrost in die nächste Zukunft blickte und auf einer notwendigen Erholungsreise seiner Familie bestand. Ich seh' ihn vor mir, den rührenden guten Dulder, wie er in einem stillen Garten des Grunewalds vom Lager aus dem Besucher freundlich zuwinkte und ihm dann wohl auf dem Seitentischchen ein paar schöne Handschriften wies, an denen sein Auge sich eben geweidet hatte. Die Hoffnung war trügerisch, eine jähe Wendung trat ein, am 11. August 1904 ist Alexander Meyer Cohn sanft entschlafen.

Ihm bleibt für weite Kreise der Ruhm des größten deutschen Autographensammlers und -kenners. Wiederholt, noch in letzter Zeit, hab' ich ihn klagen hören, daß er trotz allem Wohlstand nicht in der Lage sei, die angehäuften Schätze den Seinen als unveräußerliches Erbe zu hinterlassen oder sie gar insgesamt einem öffentlichen Institut wie dem Goethe-Schiller-Archiv zu vermachen. So zerstiebt denn diese kostbare Fülle, wie das sinkende Jahr die Blätter des Baums herabstört.

Noch auf der Schule hatte er vom Vater einen Schillerbrief als Geschenk erhalten, woran sein Sammeleifer sich entzündete. Anfangs wuchs der Besitz langsam; dann konnte die immer leidenschaftlichere Liebe allgemach im Vollgewinn schwelgen. Der 1886, wohl nicht zufällig ein Jahr nach Erschließung des Goethischen Archivs, in zweihundert Exemplaren verteilte stattliche Quartband »Katalog einer Autographensammlung zur Geschichte der deutschen Literatur seit Beginn des 18. Jahrhunderts« ließ den Hauptteil, Charavays und Thibaudeaus Mustern gemäß, in streng chronologischer Folge von H. S. Reimarus bis herab zu R. Voß überblicken; beinahe viereinhalbhundert Namen, manche und gerade die vornehmsten durch größere Serien, keiner unbedeutend vertreten. Regesten und Teildrucke bereicherten unsere Literaturgeschichte sehr erheblich, so daß der Katalog eifrig zitiert ward und Anfragen über Anfragen, verschämte und unverschämte Bitten über Bitten bei dem Herausgeber einliefen. Alexander betrieb seit geraumer Zeit eine Neubearbeitung, die nun seine ganze Habe umfassen sollte; daneben schwebte ihm ein Autographenkommentar zu »Dichtung und Wahrheit« vor. Als Privatdrucke ließ er Goethiana und zu Kaiser Wilhelms hundertstem Geburtstage eine Reihe höchst wertvoller Briefe an den Prinzen Karl ausgehn. Auch der Säkularfeier Schillers war schon eine würdige Gabe zugedacht. Wer jenes alte Verzeichnis an dem vorliegenden mißt, erkennt sowohl, wie ungemein die Sammlung seither im Gebiete der deutschen Literatur, besonders des weimarischen Klassizismus nebst seinen persönlichen Zusammenhängen, angeschwollen ist, als auch ihren dieses Feld überschreitenden Reichtum. Sie schließt grundsätzlich alle Fachgelehrten aus, gesellt aber die bildenden Künstler zu den Schriftstellern Europas, Urkunden alter deutscher Kaiser, spanischer Könige usw. zur Korrespondenz politischer Persönlichkeiten. Tadelloser Zustand, inhaltliche Bedeutung gaben bei jedem Erwerb den Ausschlag. Vieles gewann er einzeln durch massenhaftes privates Angebot oder auf Auktionen; manchmal glückte ein großer Fischzug wie Hemsens Nachlaß, Kleists Blätter an seine Braut mit herrlichem Zuwachs von Aufsätzen und Lebensdokumenten aus Dessau, Goethes Briefe an F. H. Jacobi, an Reinhard. Aus dem Geheimschatze, den Maltzahn aufgebracht hatte, ging auch eines der umfangreichsten und inhaltschwersten Bekenntnisse des jungen Goethe vom Juni 1774 in diese Sammlung ein, und endlich wurde ebendaher, doch erst nach strengster Zwischenhaft bei dem unzugänglichen Posonyi, das Kleinod der Shakespeare-Rede erobert. Als der Oberhofmeister v. Donop in Weimar starb, kaufte Alexander alles, was sich an Schriftstücken und Bildern auf Goethe bezog, und nicht zuletzt jene brüderlichen Mitteilungen Kaiser Wilhelms, die von den Freiheitskriegen bis nach Versailles reichen.

Vergessen wir endlich nicht, wie oft er auf Versteigerungen vorläufig

zugegriffen hat, um einer fremden Interessensphäre selbstlos zu dienen und etwa einen Folianten des Hans Sachs, den er nur in Nürnberg geborgen sehen wollte, den Klauen Harpagons zu entreißen. Er verachtete die gierigen Egoisten, die alles bloß für sich allein besitzen und nach Lessings Wort wie der Hund vor dem Heu liegen. Er hielt es vielmehr mit den weitherzigen, der Wissenschaft holden Männern vom Schlag C. Meinerts, R. Brockhaus, ließ z. B. die weimarische Goetheausgabe auch mit seinem Pfunde wuchern und förderte gern sowohl das von unserer Akademie geplante Korpus der Briefe Wielands als die Edition aller Briefe Heinrich v. Kleists. Das Buchzeichen *Mihi et amicis* war auch seine Losung. Wehmütig sehen die Freunde nun diese von kenntnisreicher Liebe vereinten Blätter zerflattern. Mögen sie in die rechten Hände kommen!

Vorwort zum Katalog der »Autographen-Sammlung Alexander Meyer Cohns«. Erster Teil. Berlin. J. A. Stargardt 1905. Mit Genehmigung des Verfassers wiederholt.

Berlin. Erich Schmidt.

Motz, Paul, hennebergischer Dialektdichter, * 1817 in Ritschenhausen bei Meiningen, † 3. Mai 1904 in Meiningen. — M. besuchte das Gymnasium zu Meiningen, wandte sich dann, von Liebe zur Natur und besonders zum Wald erfüllt, dem Forstfache zu und empfing seine Ausbildung dafür auf der Forstlehranstalt zu Dreißigacker bei Meiningen. Als er 1839—1840 das praktische Lehrjahr in Henneberg erledigt hatte, übernahm er zunächst die Privatstellung eines Gutsförsters in Ellinghausen bei Meiningen, trat aber 1843 als Forstassessor in den herzoglichen Staatsdienst zurück. Von Henneberg, wo er nun wieder zuerst angestellt war, wurde er 1846 nach Kloster Veilsdorf, von da 1849 nach Heinersdorf bei Sonneberg, 1857 nach Heldburg, 1866 nach Schmiedefeld bei Gräfenthal versetzt. Die Ernennung zum Oberförster führte ihn 1870 nach Reichenbach bei Saalfeld. Dort verblieb er bis zu seiner Pensionierung 1881 und verlebte dann den Rest seiner Jahre im Ruhestande zu Meiningen.

M. besaß viel Gemüt, Humor und poetisches Empfinden. Da er auch über Gewandtheit im Versbau verfügte, ward er durch das Leben in der Natur und durch den Verkehr mit sympathischen Menschen leicht zu dichterischem Schaffen angeregt. Die Umstände ließen sich freilich nicht immer danach an, sein Talent zur Betätigung zu bringen. Bald waren es häusliche Sorgen, bald dienstliche Widerwärtigkeiten, bald die Vereinsamung in entlegenen Dörfern, bald die Trennung von der hennebergischen Heimat, die seine dichterische Schaffenskraft jahrelang unterdrückten. Trotzdem hat M. eine große Menge von Gedichten hervorgebracht, die bisher nur zum kleineren Teile gedruckt worden sind. Er stellte seine Muse in den Dienst des heimatlichen hennebergischen Dialektes, auf dessen Eigenart Männer wie Reinwald, Sterzing, Brückner u. a. durch wissenschaftliche Untersuchungen teils früher teils gleichzeitig hingewiesen hatten. In dieser Mundart hat M. manches köstliche Stück von urwüchsiger Kraft gedichtet. Seine ersten Gedichte entstanden schon 1843 in Henneberg, und die anregende Zeit in Kloster Veilsdorf 1846—1849 brachte ebenfalls reichen poetischen Ertrag. Zur größten Fruchtbarkeit aber gelangte sein Talent 1857—1866 in Heldburg, wo er die

angenehmste und glücklichste Zeit seines Lebens genoß. Eine kleine Sammlung seiner »Gedichte in Henneberger Mundart« erschien zuerst 1848 in Hildburghausen und später neu aufgelegt in Saalfeld. Unter dem Titel »Jokes-Äpfel« gab M. eine weitere Sammlung seiner Dialektdichtungen heraus. Das 1. Bändchen davon wurde 1853 in Gotha, das 2. Bändchen 1858 in Hildburghausen veröffentlicht; zu einem angekündigten 3. Bändchen und einer wünschenswerten Auswahl aus den ungedruckten späteren Gedichten ist es bisher nicht gekommen.

A. Richter, P. Motz, in der »Thüringer Warte« II, Nr. 4 (Juli 1905), S. 158—166 mit Porträt des Dichters. — Vgl. »Thüringer Warte« I, Nr. 10, S. 462 und zweite Umschlagseite; II, Nr. 5, S. 214 f.

P. Mitzschke.

Angeli, Moriz Edler von, österreichisch-ungarischer Oberst, * zu Wien 1829, † 3. Oktober 1904 ebenda. — A. stammte aus einer alten venezianischen Patrizierfamilie, kam 1841 als zwölfjähriger Knabe in die Wiener-Neustädter Akademie, wo es sechs Jahre verblieb, worauf er die Pionierschule zu Tulln besuchte. Bald aber wurde er auf das Schlachtfeld geworfen, da die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 den Abschluß theoretischer Studien nicht zuließen. Im Januar 1849 wurde er als Kadett in das 10. Infanterieregiment Graf Mazzuchelli eingereiht und kam bald auf dem ungarischen Kriegsschauplatze ins Feuer. Das Korps Wohlgemuth, dem sein Regiment angehörte, wurde am 19. April bei Nagy-Sarlo mit überlegener Macht von den Ungarn unter Klapka angegriffen und zum Rückzuge gezwungen; es war dies eines der Gefechte, durch die der Rückzug der Armee des Fürsten Windisch-Graetz aus Ungarn notwendig wurde. Dann aber ging es unter Haynau wieder vorwärts. A., am 1. Juli 1849 zum Unterleutnant ernannt, nahm an den Kämpfen von Komorn, zumal an den Gefechten im Acser Wald am 3. August und an dem Vormarsche gegen die Theiß teil; bald darauf wurde er in das 37. Infanterieregiment versetzt, in dem er bis 1870 verblieb.

Auch die Friedensjahre bis 1859 gestalteten sich für den jungen A. lebhaft genug. Galizische und italienische Garnisonen wechselten, und 1850 wurde sein Regiment in die militärische Aufstellung gegen Preußen einbezogen. Als 1854 die Rüstungen gegen Rußland ins Werk gesetzt wurden, gehörte das 37. Regiment zu den Truppen, die nach der Moldau und Walachei kommandiert wurden, um den Rückzug der Russen von der unteren Donau zu erzwingen. Reich bewegte zwei Jahre folgten für A., der die in der Moldau gewonnenen Eindrücke in seinem Buche »Altes Eisen« anschaulich wiedergab. Im Februar 1857 verließ sein Regiment Jassy und er kam nach Peterwardein in Südungarn, wo er seine Braut kennen lernte.

Doch gab es für ihn nur kurze Rast. Er stand zu Prag in Garnison, als das in Böhmen liegende erste Korps, Befehlshaber Graf Clam-Gallas, den Befehl erhielt, nach Italien abzugehen. Die Eisenbahnfahrt ging durch das verbündete Süddeutschland und Südtirol nach Mailand, wo er mit seinen Kampfgenossen am 1. Juni eintraf. Schon am nächsten Tag ging der Marsch zur Tessinbrücke bei Magenta, wo man den Angriff des Feindes erwartete. Die Schlacht vom 4. Juni fand ihn so unter den Kämpfern. Am 20. Juni erfuhr er im Lager vor Verona seine Beförderung zum Hauptmann und vier Tage darauf kam er bei Solferino neuerlich ins Feuer. Er stand am linken

Flügel, der, ohne besiegt zu sein, vom Feldzeugmeister Wimpffen den Befehl zum vorzeitigen Rückzug erhielt, was dann den Verlust der Schlacht auch auf dem siegreichen rechten Flügel zur Folge hatte. — Als er 1863 zu Lemberg in Garnison lag, erhielt er den Befehl, mit seiner Kompagnie an der Grenzbewachung teilzunehmen, die Galizien von dem aufständischen Russisch-Polen zu trennen hatte. Diese mühsame Aufgabe beschäftigte ihn von April 1863 bis Oktober 1864; es war nicht immer möglich, in dem breiten, ihm zugewiesenen Raum den Übertritt von Banden von und nach Rußland zu verhindern, zumal da diese in genauer Verbindung mit den Besitzern der Adelshöfe standen. Die halb ernsten, halb launigen Schilderungen A.s in dem bereits genannten Buche gewähren lebendigen Einblick in dieses bunte Treiben. — Unter allen kriegerischen Verwickelungen Österreichs von 1848 bis 1866 war der dänische Krieg der einzige, von dem A. persönlich nicht berührt wurde. Der Krieg von 1866 fand ihn wieder auf dem Kampfplatze. Das 37. Regiment stand in der Brigade des Erzherzogs Joseph und gehörte zum vierten Korps unter General Graf Festetics. Er kämpfte bei Schweinschädel am 29. Juni und in der Schlacht von Königgrätz; sein Regiment gehörte zu den Truppenkörpern, die den blutigen Sturm auf den Swiepwald mitmachten.

Noch weitere vier Jahre gehörte A. dem streitbaren Stande an. Ein Zeichen des Vertrauens in seinen Takt und seine Tüchtigkeit war es, daß man ihm, der sich mit seinem Bataillon in Budapest in Garnison befand, im Jahre 1869 die Ausbildung der ersten Einjährig-Freiwilligenabteilung von etwa 300 jungen Soldaten anvertraute, was bei den damaligen Strömungen in Ungarn keine leichte Aufgabe war. Die ungarischen Freiwilligen zeigten sich zuerst stutzig, wollten mit der Disziplin spielen, aber die Festigkeit und Biederkeit ihres Hauptmannes gewann sie vollständig für ihre Pflicht. Kurze Zeit darauf aber schloß der dem Waffendienste gewidmete Teil seine Tätigkeit. Seine Gesundheit hatte durch die Strapazen des Dienstes wie durch den Sturz eines Wagens, auf dem er 1859 eine dienstliche Obliegenheit zu erfüllen hatte, gelitten, und er trat 1871 mit Majorscharakter in den Ruhestand.

Damit beginnt seine ausgebreitete Tätigkeit als militärischer Schriftsteller, durch die er sich ein dauerndes Andenken sicherte. Schon früher hatte er sich als solcher versucht und 1869 ein Buch, »Taktische Thematik«, herausgegeben, das sich die Anwendung der allgemeinen Regeln der Kriegskunst auf den einzelnen Fall zum Ziel setzte. Bei seinem Rücktritte vom aktiven Dienste war er wohl körperlich angegriffen, doch geistig regsam und übernahm die Redaktion der militärischen Zeitschrift »Vedette«, in der er für die Reformen eintrat, durch die die Neuorganisation der Armee herbeigeführt wurde, ohne sich den Drängern anzuschließen, die auch an alte liebgewordene Traditionen rühren wollten. Sein gerader und streitbarer Sinn führte manchen scharfen Federkampf herbei, der, ebenso wie eine Anklage wegen Ehrenbeleidigung vor dem Schwurgerichte, ehrenvoll für ihn verlief. Die Beschäftigung mit der militärischen Journalistik behagte ihm wenig, und es konnte ihm nichts willkommener sein, als daß er am 1. Januar 1875 in den aktiven Dienst zurücktrat, wobei er der Abteilung für Kriegsgeschichte des k. u. k. Kriegsarchives zugeteilt wurde. Dieser Dienstzweig war kurz vorher von Friedrich von Fischer, dem hochverdienten Redakteur des offiziellen Werkes

über den Krieg von 1866, neu organisiert worden. Die Leitung der Abteilung des Kriegsarchivs wurde von dem Nachfolger Fischers, Oberst von Sacken, in dessen Geiste weitergeführt. A. fand in ihm einen ihn hochschätzenden Vorgesetzten und erwies sich bald durch seine Arbeitskraft, sein militärisches Wissen und durch seine Gewandtheit in der Darstellung als einen der verdientesten Vertreter der Kriegswissenschaft in Österreich. Er beteiligte sich zunächst an dem großen Werke über die Feldzüge des Prinzen Eugen, indem er den Teil über die Kriegsjahre 1697 und 1698 bearbeitete. Eine interessante Aufgabe fiel ihm zu, als die kriegsgeschichtliche Abteilung den Plan faßte, zur Aufhellung der Geschichte Wallensteins die Archive derjenigen Adelsfamilien durchforschen zu lassen, deren Ahnherren an dem Aufstiege und Falle des Friedländers in irgendeiner Weise beteiligt waren. Zu diesem Ende wurde ihm die eingehende Durchsicht des Schlickschen Archivs in Kopidlno übertragen, dann das des Fürsten Colloredo in Opotschno, endlich des Grafen Clam-Gallas in Friedland. Das Ergebnis hat A. in seinen Berichten an die Kriegsgeschichtliche Abteilung niedergelegt. Daneben ging die fleißige Mitarbeiterschaft in den »Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs«, wo er zahlreiche Arbeiten über Kriegsgeschichte veröffentlichte. Dazu gehören seine Aufsätze über »Die Heere des Kaisers und der französischen Revolution«, »Ulm und Austerlitz 1805«, »Wagram«, »Die Teilnahme des k. k. österreichischen Auxiliarkorps unter dem Kommando des Fürsten Karl Schwarzenberg gegen Rußland 1812«. Daß er daneben auf Anregung des Kriegsministeriums durch einige Zeit auch die Redaktion der Streffleurschen Militärischen Zeitschrift führte, gehört nicht zu seinen angenehmsten Erinnerungen. Es zog ihn immer wieder zu seinen historischen Arbeiten, für die sich um diese Zeit eine weitere Perspektive eröffnete. Er trat damit an das Hauptwerk seines Lebens.

Die Söhne des Erzherzogs Karl, die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm, faßten den Plan zu einer wissenschaftlichen Biographie ihres berühmten Vaters, des Siegers in den Feldzügen von 1796, 1799 und in der Schlacht bei Aspern. Die umfassende Aufgabe wurde in zwei Teile zerlegt, derart, daß der Professor an der Wiener Universität, Zeißberg, die Geschichte des Lebens und mit ihr die politische Tätigkeit Karls schildern sollte, während A. mit der Aufgabe betraut wurde, dem Erzherzog-Feldmarschall in seiner Eigenschaft als Feldherr gerecht zu werden. Es stellten sich ihm aber vom Anfange an große Schwierigkeiten in den Weg. Sie werden sich immer einfinden, wenn eine offene, wahrheitsliebende Natur zu einer Arbeit eingespannt wird, die der Individualität des Verfassers naturgemäß eine Schranke zieht. Hemmungen dieser Art bei offiziellen und halboffiziellen Werken werden am besten durch den Hinweis darauf gekennzeichnet, daß Moltke, gewissermaßen als Weisung bei Abfassung des deutschen Generalstabswerkes über den Krieg von 1870, die Äußerung fallen ließ: »Die Prestigen (der deutschen Heerführer) müssen geschont werden.« Für A. war noch der Umstand wichtig, daß die Pietät der Söhne des Erzherzogs Karl sorgsam über dessen Andenken wachte, ferner, daß der Erzherzog selbst die Feldzüge von 1796 und 1799 in Werken geschildert hatte, die zwar mit Recht hohes Ansehen genießen, die aber den Nachteil besitzen, daß der Verfasser die offiziellen österreichischen Dokumente nicht vollständig, die französischen aber gar nicht benützt hatte. Erschien doch vom Marschall Jourdan, seinem Gegner im Kriege von 1796, eine Wider-

legung der Annahmen, die der Erzherzog in seinem Buche über die Absichten dieses französischen Generals ausgesprochen hatte. Es war nicht anders möglich, als daß das Werk A.s die Darstellung des Erzherzogs nicht bloß ergänzte, sondern auch berichtigte. Er vermochte ihn in manchen Punkten gegen die Strenge der von ihm geübten Selbstkritik zu verteidigen, konnte sich aber auch manchen Widerspruch gegen die Angaben seines Helden nicht ersparen. Die Erzherzoge Albrecht und Wilhelm waren zu sachkundig, um diese Schwierigkeiten zu verkennen, und A. hat stets anerkannt, daß ihm in der Feststellung der Tatsachen vollständig freie Hand gelassen wurde. Manches hätte sich ruhiger und für A. erquicklicher schlichten lassen, wenn sich nicht zwischen ihm und dem Nachfolger Sackens in der Leitung der Kriegsgeschichtlichen Abteilung und des Kriegsarchivs, dem Obersten, späteren Feldmarschalleutnant Freiherrn von Wetzer, sachliche und persönliche Mißhelligkeiten eingestellt hätten. Wetzer entwarf eine Art Programm für die Abfassung des ersten Teiles der Arbeit A.s, mit der dieser in mancher Beziehung nicht einverstanden war. Ihm, der bereits im Kriegsarchiv die Quellen durchforscht hatte, schien manche Annahme Wetzers nicht haltbar, und er konnte sie nicht zur Richtschnur nehmen. Der Gegensatz verschärfte sich, da die Gradheit A.s sich in der Diskussion nicht verleugnete. Er rückte zwar 1888 zum Oberstleutnant vor, das Verhältnis drängte aber zu einer Lösung und A. verzeichnet in seinem Diarium zum 10. September 1890, er sei »infolge der vielfachen Reibungen mit der Archivdirektion, welche aus meiner selbständigen Stellung als Verfasser des Erzherzog Karl-Werkes hervorgingen«, aus dem Verbande der Kriegsgeschichtlichen Abteilung ausgeschieden, so zwar, daß er dem Familienarchiv des Erzherzogs Albrecht zugeteilt wurde. Der Austritt aus seiner früheren Stellung mochte ihm aus manchen Gründen unwillkommen sein, dafür aber wurde ihm größere Freiheit der Bewegung zuteil, die er zur Vollendung seines Werkes benützte. Die Söhne Erzherzog Karls wurden indessen durch den Tod abberufen und ihre Neffen, die Erzherzoge Friedrich und Eugen, verfügten, daß, während die Arbeit des Professors Zeißberg nur langsam vorschritt, mit der Herausgabe des Werkes A.s vorgegangen werde. Und so erschienen 1896—1897 dessen fünf Bände »Erzherzog Karl als Feldherr und Heeresorganisator«, die der Reihe nach die Feldzüge von 1796 in Deutschland und 1797 in Italien, 1799 in Deutschland, 1805 in Italien, 1809 in Deutschland und Österreich und als Schluß die Würdigung des Erzherzogs Karl als Heeresorganisator umfaßten. A. war unterdessen 1895 als Oberst aus dem aktiven Dienste in den Ruhestand getreten, ohne sich aber in seiner Arbeit beirren zu lassen. Nach ihrem Abschluß wurde ihm »in Anerkennung seiner Verdienste auf historischem Gebiete« vom Kaiser der Orden der Eisernen Krone dritter Klasse verliehen und auch die beiden überlebenden Erzherzoge haben persönlich den Dank für seine Mühewaltung aufs wärmste betätigt.

Berufene Beurteiler haben anerkannt, daß A. mit unermüdlichem Fleiß und mit voller Wahrheitsliebe den Stoff zusammengefaßt und lichtvoll dargestellt hat. Man konnte aber von seinem Werke nicht eine scharfe, unumwundene Kritik der militärischen und politischen Ereignisse erwarten. Eine solche war weder beabsichtigt, noch unter den obwaltenden Umständen möglich. Man wird aber solche abschließende Urteile auch nicht in den Arbeiten

deutscher und französischer Darsteller finden, die eine Art offizieller Mission übernommen haben.

Nach so viel Lebensarbeit hätte Oberst von A., nahezu siebzigjährig, das Recht gehabt, sich Ruhe zu gönnen. Aber er war an Tätigkeit gewöhnt und so schritt er an die Lösung neuer Aufgaben. Auf Anregung des Prinzen Ludwig Windisch-Graetz, General-Truppen-Inspektors, veranlaßte ihn die Familie des Generals Grafen Clam-Gallas zur Abfassung der militärischen Biographie des letzteren, eine Arbeit, die ihn schon deshalb interessierte, weil er an den Feldzügen des Grafen Clam-Gallas als Offizier teilgenommen hatte. Es war A.s Absicht, mit der Veröffentlichung seines Buches vorzugehen; das Manuskript wurde auch nach dem Tode des Verfassers dem Sohne des Generals vollständig übergeben und harrt noch der Veröffentlichung. Daneben beschäftigte sich A. in den letzten Jahren seines Lebens damit, seine Erinnerungen niederzuschreiben. Er wählte dazu nicht die Form einer zusammenfassenden Selbstbiographie, sondern zog es vor, einzelne Stücke der Reihe nach herauszuheben. So erschien das Buch »Altes Eisen« (Stuttgart, Cotta, 1900), dem er ein zweites »Wien nach 1848« folgen lassen wollte. Als ihn der Tod darüber überraschte, wurde dieses als nachgelassenes Werk herausgegeben, (Wien, Braumüller, 1905). Wer diese Arbeiten in die Hand nimmt, dem wird daraus der gerade schlichte Sinn des Verfassers entgegenblicken; nicht Prunk und Schliff, sondern volle Natürlichkeit lag in dem Charakter Angelis.

Die vorstehende Biographie ist nahezu gleichlautend als Einleitung zu dem nachgelassenen Werke Angelis »Wien nach 1848« erschienen.

Heinrich Friedjung.

Roth, Arnold, schweizerischer Gesandter, * 24. Januar 1836 zu Teufen (Kanton Appenzell), † am 7. April 1904. — R. wurde als der Sohn des appenzellischen Landammanns und schweizerischen National- und Ständerates Johannes Roth geboren. Sein Vater, ein biederer Bürger, war ökonomisch unabhängig und widmete sich gänzlich der Öffentlichkeit und seinen Liebhabereien, besonders der Musik, die er mit Leidenschaft pflegte, seine Mutter, Emilie Schieß von Herisau, war eine fein gebildete Frau mit praktisch häuslichem Sinn. R. bekam zu Hause eine sorgfältige Erziehung, besuchte dann, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten, die Kantonschule in Trogen, das Institut Munz und das Gymnasium in St. Gallen. Im Frühjahr 1854 bezog er die Hochschule in Zürich, 1855 diejenige Heidelbergs, um Jurisprudenz zu studieren. Nachdem er 1857 doktoriert hatte, wirkte er kurze Zeit als Auditor (Anwalt) am Bezirksgericht in Zürich. Dann siedelte R. nach Paris über, wo er zehn Jahre lang als Sekretär des schweizerischen Gesandten, Ministers Kern, arbeitete; es war die Zeit der Höhe und des allmählichen Falles Napoleons III. (1859—1869). Dann wurde R. kurze Zeit Sekretär des politischen Departementes in Bern und siedelte darauf in seine Heimat Teufen über. Das appenzellische Volk betraute ihn bald mit vielen Ämtern, die er alle als fleißiger Arbeiter mit gewissenhafter Sorgfalt verwaltete. So war R. Ständerat, Statthalter (Regierungsrat), Landammann und Präsident eines Verfassungsrates des Kantons Appenzell a. Rh. Daneben widmete er sich auch dem Militär, indem er als Artillerieoffizier Dienste tat. Im Dezember 1876 nahm er einen Ruf des schweizerischen Bundesrates an, als Gesandter der schweizerischen Eidge-

nossenschaft nach Berlin zu gehen. 1877 trat R. seinen neuen Posten an, den er bis zu seinem Tode 1904 bekleidete. Neben den üblichen Gesandtschaftsgeschäften traten verschiedene größere Aufgaben an R. heran, so beteiligte er sich in hohem Maße an den deutsch-schweizerischen Handelsverträgen der Jahre 1881, 1888, 1891 und 1904, an der Wohlgemuthaffäre 1889 und an der Haager Friedenskonferenz 1899. In allen seinen Handlungen kamen ihm große juristische und nationalökonomische Kenntnisse, politischer Scharfblick, feiner Takt und eine ausgebildete diplomatische Kunst zu statten. Diese Eigenschaften, die mit Liebenswürdigkeit und Einfachheit des Benehmens verbunden waren, machten ihn auch zum Liebling der Schweizerkolonie in Berlin, sowie zu einem angesehenen Mitglied des dortigen diplomatischen Korps. So genoß R. das Wohlwollen der Kaiser Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II.; gute und zum Teil freundschaftliche Beziehungen unterhielt R. mit Bismarck, Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Moltke, Stephan, Helmholtz, Marschall, Zeppelin u. a. R.s Privatleben floß einfach und glücklich dahin. Er war mit Aline Zollinger aus Zürich vermählt und genoß mit ihr, zwei Töchtern und einem Sohne ein glückliches Familienleben, das nur dadurch getrübt wurde, daß die jüngere Tochter bei einem Eisenbahnunglück im Haag 1899 auf tragische Weise ums Leben kam. R. hatte das Glück, bis zu seinem Tode rüstig zu bleiben und in seinem Amte wirken zu können. In den letzten Jahren litt er an einer Arterienverkalkung. Im März 1904 packte ihn eine Lungenentzündung, der er am 7. April erlag. Nach seinem Wunsch liegt er in seinem Heimatdorfe Teufen begraben.

Vgl. Minister Arnold Roth, ein Lebensbild von Dr. W. Nef, Trogen. Druck und Verlag von U. Kübler 1905. 8°. 116 Seiten. Auch abgedruckt in: Appenzellische Jahrbücher, 4. Folge, 2. Heft. Trogen. Druck von U. Kübler. 1905. W. Nef.

Mollinary Freiherr von Monte Pastello, Anton, k. k. Wirkl. Geh. Rat, Feldzeugmeister, Inhaber des 38. Inf. Rgts., * 9. Oktober 1820 zu Titel (Militärgrenze), † 26. Oktober 1904 zu Villa Soave bei Como (Italien). — Einer der verdientesten Generale der österr. Armee wurde mit M. zu Grabe getragen; ein Mann, dessen Name, in Österreich von jeher populär, in Deutschland hauptsächlich erst durch sein Verhalten als Kommandant des 4. Armeekorps bei Königgrätz, wo er durch viele Stunden den Swiepwald gegen Fransecky siegreich verteidigte und erst über Benedeks dreimalige Aufforderung zurückging, allseitig bekannt geworden ist. Dieses springenden Punktes seiner kriegerischen Tätigkeit sei denn hier auch mit besonderer Ausführlichkeit gedacht, obgleich sein friedliches Wirken als militärischer Organisator und Landesgouverneur kaum geringere Aufmerksamkeit verdient.

Durch Familientradition wie Neigung von Kind auf zur Soldatenlaufbahn bestimmt, trat M. noch als Knabe in die berühmte Tullner Korpsschule der Pioniere ein, wurde 1837 Kaiserkadett beim 16. Infanterieregiment in Treviso, 1838 Fähnrich bei Nr. 45 in Zara, bald darauf Unterleutnant und Brigade-Adjutant ebenda; 1839 erfolgte seine Einteilung zum Pionierkorps in Wien.

Damit eröffneten sich dem an die Eintönigkeit kleiner Garnisonen Gewöhnten die Herrlichkeiten der Kaiserstadt, ganz besonders aber die Kunst-

genüsse des Burgtheaters, in dem er keinen Abend fehlte und dessen damalige Sterne seine schwärmerische Bewunderung erregten. Aber darüber vergaß der Aufstrebende, hochgradig Ehrgeizige den Ernst des Lebens nicht. Sein heißer Wunsch war, in den Generalstab zu kommen. Zu diesem Zwecke, das fühlte er wohl, galt es noch manche Lücke seines Wissens auszufüllen. Jeder erübrigte Gulden wanderte in Braumüllers Buchhandlung. Geschichte, Mathematik, Geographie, Sprachen wurden eifrigst betrieben. Rührend ist es, in seinen Aufzeichnungen zu lesen, wie er, um billig zu französischen Stunden zu kommen, im strengsten Winter allmorgendlich mit einem Freunde (dem nachmaligen Feldzeugmeister Philippovich) nach der fernen Vorstadtwohnung eines Professors, der nur die frühesten Morgenstunden zur Verfügung hatte, hinauswanderte, um dort im eiskalten Zimmer beim Scheine einer Unschlittkerze zähneklappernd die Lektion entgegenzunehmen.

Zu jener Zeit hatte Birago seine berühmte Reform der Kriegsbrücken angeregt, und damit neben anderen Gegnerschaften auch jene des Kommandanten der Pioniertruppe, Oberst Mühlwerth, hervorgerufen. Strengstens verbot dieser seinen Offizieren die Teilnahme an den bei Tulln stattfindenden ersten Versuchen mit dem projektierten Material. Alle fügten sich, bis auf M. und einen Oberleutnant Loibl. Unter dem Vorwande einer Landpartie nahmen die beiden Urlaub und wanderten zu Fuß (einen Wagen hätte es nicht getragen) nach Tulln hinaus.

Die Brückenschläge gelangen aufs beste, das neue System wurde in der Armee eingeführt. Birago, der an dem jungen, begeisterten Anhänger Wohlgefallen gefunden, veranlaßte M.s Zuteilung in sein Bureau. M. wurde Biragos rechte Hand und blieb drei Jahre an seiner Seite. Das väterliche Wohlwollen des neuen Chefs äußerte sich auch durch Einsetzen seiner mächtigen Protektion. Im Herbst 1842 wurde M. vom 8. Unterleutnant 2. Klasse, unter Überspringung der 1. Klasse, Oberleutnant, und kurz darauf erfolgte auch seine ersehnte Versetzung in den Generalstab. Chef letzteren Korps war Feldzeugmeister Heß, der bald auch M.s eifriger Gönner wurde.

Eine dienstliche Kommandierung in Pest brachte M. in Beziehungen zum damaligen Leiter der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Baron Kudriaffsky. Als dieser letztere 1847 nach London mußte, um ein dort neuerbautes Schiff der Gesellschaft zu übernehmen, bot er dem jungen Offizier für den Fall, als er die Hinreise auf eigene Kosten unternähme, freie Rückfahrt auf eben jenem Schiffe, »Metternich«, durch das Mittelländische und Schwarze Meer bis an die Donau. So kam M. unverhofft zu dem für damalige Verhältnisse fabelhaften Glück einer kostenlosen Rundfahrt von ca. 10 000 Kilometern, auf welcher er England, Frankreich, Griechenland und die Türkei kennen lernte.

Das Jahr 1848 war gekommen. Radetzky hatte sich Heß als Generalstabschef erbeten. Um die Mittagsstunde des 8. Mai tritt beim nichts ahnenden M. Heß' Personaladjutant ein und teilt dem freudigst Überraschten den Befehl des Korpschefs mit, am selben Abend mit ihm nach Verona abzugehen.

Interessant ist sein erstes Zusammentreffen mit Radetzkys Hauptquartier. Unter dem bisherigen Generalstabschef war es ziemlich sorglos hergegangen. M. trifft die ganze Gesellschaft, hoch und nieder, im raucherfüllten Zimmer

beim Kartenspiel beisammensitzend. Sein Erscheinen wirkt verblüffend. Aufspringend tritt ihm Oberleutnant John mit der Frage entgegen, woher er komme? »Von Wien mit Heß!« Auf diese unter lautloser Stille gegebene Antwort schnellt alles von den Sitzen auf, reißt Säbel und Mütze von den Ständern, und eine Sekunde später ist das Zimmer leer. — Von dem Tage an war es mit der »Gemütlichkeit« vorbei . . . . .

Die Feldzugserlebnisse M.s hier zu schildern, würde zu weit führen. Genug, daß er bald auch ein Liebling Radetzkys wurde und wiederholt Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Er armierte Torbole mit auf Segelbooten verladenen Geschützen und sicherte dadurch das Sarcatal, sprengte am 7. Juni mit einem Streifkommando bei Pojana eine Eisenbahnbrücke, so die Verbindung zwischen Vicenza und Venedig unterbrechend, kam bei Vicenza (Monte Berico) zum erstenmal ins eigentliche Feuer, schleppte im Juli unter unendlichen Schwierigkeiten einen Achtzehnpfünder und mehrere leichtere Geschütze mittels Ochsen den Monte Pastello hinauf und bewirkte durch das unerwartete Feuer dieser improvisierten, dominierenden Batterie, daß sich das Thunsche Korps im Etschtal gegen die piemontesische Übermacht halten konnte, bis die Siege von Sona und Sommacampagna letztere zum Rückzuge zwangen. Der junge Hauptmann erhielt den Leopoldsorden, und Heß schenkte ihm das Kreuz, das er selbst 1809 erhalten. Eine ganz besondere Auszeichnung wurde ihm später dadurch zuteil, daß das auf dem Monte Pastello neuerbaute Fort seinen Namen »Mollinary« erhielt.

In den Pausen zwischen den beiden Feldzügen wurde er zu vielen selbständigen Arbeiten verwendet, von denen die Errichtung von Militärflottillen auf den drei großen Seen die wichtigste ist. Februar 1849 wurde er, der 1847 noch Oberleutnant gewesen, Major. Die Nachricht von der Kündigung des Waffenstillstandes traf ihn in Zürich, wo er sich behufs Abschluß eines Schiffsbauvertrages mit der Firma Escher Wyß & Co. befand. Sofort mit Kurierwagen abreisend, traf er 48 Stunden vor Ablauf der Frist in Mailand ein, und wurde noch am selben Tage von Heß in Spezialmission nach Pavia übersendet, um dort Vorbereitungen für den Flußübergang der Armee zu treffen. Kam der Tag von Novara. M. hatte Gelegenheit, eine Kolonne des 20. Infanterieregiments im Rückzuge aufzuhalten, neu zu sammeln und persönlich zum Sturm gegen die Bicocca zu führen. Kurz vor dem Ziele durch eine Gewehrkugel in der linken Hüfte schwer verwundet, hatte er noch die Freude, vom vollen Gelingen des Angriffs Kunde zu bekommen, ehe er sich den Händen des Arztes übergab.

Die Genesung erfolgte binnen wenigen Wochen. Bis zur Einnahme von Venedig war M. fast ununterbrochen mit selbständigen Missionen betraut. Er gehörte der Deputation an, welche Radetzky nach dem Fall der Lagunenstadt mit den Arsenalschlüsseln nach Wien sandte. Während eines Aufenthaltes in Riva lernte er die verwitwete Baronin Torresani kennen und vermählte sich mit ihr am 4. November, kurz nachdem er zum Kommandanten des von ihm errichteten »Flottillenkorps« ernannt worden. Kaum zwei Monate nach seiner Beförderung zum Oberstleutnant, und eben erst 30 Jahr alt geworden, wurde ihm die größte Überraschung seines Lebens durch die Ernennung zum Oberst und Kommandanten des Pionierkorps mit dem Sitz in Klosterneuburg bei Wien, unter gleichzeitiger Belassung des

Kommandos über das Flottillenkorps zuteil. Er war der jüngste und zugleich der mächtigste Oberst der Armee und stand auf dem Gipfel seines Soldatenglücks.

Nun beginnt eine achtjährige Periode organisatorischer Tätigkeit, deren Details, so sehr sie für das Pionierkorps epochemachend geworden sind, aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse hier nicht aufgezählt werden können; wir verweisen diesbezüglich auf Brünners »Geschichte des Pionierkorps«.

1858 wurde M. Generalmajor und Brigadier in Mailand, und schon wenige Monate später Festungskommandant in Ancona, in welcher päpstlichen Festung Österreich das Besatzungsrecht besaß. Der Krieg stand vor der Tür und M.s erste Sorge war es, die vernachlässigte Festung durch Ausbesserungen und Zubauten verteidigungsfähig zu machen. Die Arbeiten wurden mit solcher Intensität betrieben, daß die Zahl der Werkleute zeitweise bis auf 3000 stieg. Groß war daher M.s Bestürzung, als er nach der unglücklichen Schlacht von Magenta den telegraphischen Auftrag erhielt, all das mit solchen Anstrengungen und Kosten Errungene im Stich zu lassen und mit seiner Brigade in Eilmärschen nach Rovigo einzurücken. Es ist interessant, in seinen Memoiren (»Vierzig Jahre«, Zürich, Orell Füßli, 1904) nachzulesen, mit welcher Energie und diplomatischen Klugheit zugleich M. den fatalen Auftrag auszuführen und doch die voraussichtlichen Folgen der plötzlichen Preisgebung (Heimfall der Festung an die aufständische Bevölkerung, Verlust des Artilleriegutes und der großen Lebensmittelvorräte) zu hintertreiben wußte. In Eilmärschen und geschickt den Feind vermeidend, erreichte er mit der Brigade in 9 Tagen glücklich Rovigo, wo ihn der Befehl erwartete, für seine Person sofort in das Hauptquartier nach Villafranca zu kommen.

Es war wenige Tage vor der Schlacht von Solferino. M. wurde mit der Mitteilung empfangen, er sei zum Generalstabschef eines Armeekorps ausersehen, welches den aus Toskana vorrückenden Franzosen auf dem rechten Poufer entgegentreten sollte. Zu dieser Verwendung kam es jedoch nicht, da die Schlacht von Solferino alle Pläne über den Haufen warf und den Waffenstillstand herbeiführte.

Nach dem Abschluß des letzteren wurde M. Generalstabschef der II. Armee in Verona. Er hatte bald Gelegenheit, seine charakteristische Energie zu bewähren, indem er einem vertragswidrigen Vorgehen der Franzosen (eigenmächtige Demolierung des Brückenkopfes von Borgoforte) kurz entschlossen durch gewagte Repressalien ein Ende machte. Zu Wien, wohin erst die vollzogene Tatsache berichtet wurde, geriet man über die dadurch hervorgerufene Gefahr eines Konfliktes noch nachträglich in Aufregung; die Sache trug M.s Chef, dem Armeekommandanten Grafen Degenfeld, einen scharfen Verweis ein. Und doch war es das einzige Mittel gewesen; denn diplomatische Verhandlungen hätten den übermütigen Sieger nie zur Nachgiebigkeit vermocht.

M.s Verwendung als Generalstabschef dauerte nur 3 Monate. Sein Tätigkeitsdrang, die Energie, mit der er ihm nötig scheinende Reformen durchsetzte, hatten ihm Feinde gemacht, welche nicht ruhten, bis ihm der, seiner Individualität so durchaus zusagende Wirkungskreis entzogen wurde. Er bekam eine Brigade zu Görz, dann zu Triest, und kam schließlich wieder

nach Verona, diesmal zum 5. Korpskommando als »zugeteilter General«, d. h. Gehilfe und eventueller Stellvertreter des Kommandanten; eine Stellung, die ihn sozusagen zum fünften Rad am Wagen machte und darauf berechnet war, ihn »kaltzustellen«. Allein das Glück meinte es mit ihm besser, als die Vorgesetzten. Der Korpskommandant, Feldmarschalleutnant Baron Gablenz, wurde durch seine Verwendung als Statthalter von Holstein fast die ganze Zeit über fern gehalten, und M. durfte durch mehr als 17 Monate selbständig das Korpskommando führen. Er entledigte sich seiner Obliegenheiten mit dem gewöhnlichen Feuereifer, ging mit ganzer Kraft dem traditionellen »Schimmel«, dem er zum Teil die 1859er Niederlagen zuschrieb, zu Leibe, und machte sich dadurch, sowie durch eine gewisse Schroffheit seiner nie verheimlichten Ansichten dem Armeekommandanten lästig, welcher Schritte tat, um sich M.s zu entledigen. Aber infolge einer Ironie des Schicksals wurde Benedek, gerade als sein Wunsch erfüllt und M. zum 4. Armeekorps nach Mähren versetzt worden, das Kommando über die Nordarmee zuteil, und seine Maßnahmen hatten nur bewirkt, daß er den unbequemen General, statt ihn loszuwerden, wieder unter seine Befehle bekam.

Das 4. Korps formierte sich zu Littau. Korpskommandant war Feldmarschalleutnant Graf Festetits, Generalstabschef Oberst v. Goertz. M.s Stellung war wieder die ebenso überflüssige wie unbestimmte eines »Zugeteilten«; und obwohl er mit Festetits wie mit Goertz auf dem besten Fuße stand, hatte er es doch nur der gewaltsamen Unterdrückung des ihm eigenen Tätigkeitsdranges zu danken, daß es zwischen ihm und Jenen bis zu dem Augenblick, wo ihm am 4. Juli das selbständige Kommando zufiel, inbetreff der Genzen der gegenseitigen Wirkungskreise zu keinem Konflikt kam.

Am 18. Juni begann das Korps den Vormarsch nach Böhmen, und traf am 26. in der ihm zugewiesenen Stellung am rechten Elbeufer bei den Orten Liebthal und Lanzau ein.

Gleich am nächsten Tage erhielt es Befehl, vorzurücken und hinter dem 8. Korps, welches bei Dolan als Unterstützung des 6. stand, ein Lager zu beziehen. Als man aber am 28. gegen 9 Uhr vormittags dortselbst eintraf, war das 8. Korps schon wieder weiter nach vorn, auf Skalitz zu, abmarschiert. Um 12½ Uhr, als gerade mit dem Abkochen begonnen werden sollte, machte sich von der Front her Kanonendonner bemerkbar, welcher den Beginn des Gefechts von Skalitz bezeichnete. In einer vor dem Lager beim Dorfe Schweinschädl bezogenen Stellung war man Zeuge des Rückzugs des 6. und kurz darauf des 8. Korps über die Elbe, ohne an jenem Tage selbst anders als durch Vorpostenscharmützel in das Gefecht einzugreifen.

Nun wurde das 4. Korps angewiesen, »sich nicht in nutzlose Kämpfe einzulassen, sondern, wenn mit Überlegenheit angegriffen, am rechten Elbeufer bei Palei Stellung zu nehmen«.

Dieser Disposition entgegen beschloß jedoch Festetits, als am folgenden Tage (29.) die preußische Vorrückung gegen den rechten Flügel seines Korps begann, wenigstens den ersten Anprall zurückzuweisen, und zwar in der Befürchtung, durch sofortiges Weichen seine Truppen zu demoralisieren. So entwickelte sich das blutige Gefecht bei Schweinschädl, welches, nach tapferster Gegenwehr, mit dem (unverfolgten) Rückzug des 4. Korps über die Elbe

endete. M., ohne spezielles Kommando wie er war, wohnte demselben nur in der Rolle eines Zusehers bei.

Tags darauf, am 30., erfolgte der Rückzug der Armee vor Königgrätz. Das 4. Korps kam nach Nedielischt.

Durch die am 2. Juli ergangenen Verfügungen für die erwartete Entscheidungsschlacht wurde für den Fall, daß der feindliche Angriff sich auch gegen unseren rechten Flügel richten sollte, dem 4. Korps der Platz in erster Linie rechts vom 3. und links von dem am äußersten rechten Flügel stehenden 2. »auf den Höhen zwischen Chlum und Nedielischt« zugewiesen . . . Letzterer Passus erwies sich als folgenschwer; denn da zwischen genannten Orten durchaus keine »Höhen« entdeckt werden konnten, so legte ihn Festetits und gleicherweise M. dahin aus, daß damit nur die dominierende und gut verteidigungsfähige Höhe von Maslowed gemeint sein könne. Nach dieser wurde denn auch beim ersten Geschützdonner am Morgen des 3. Juli das Gros des Korps disponiert; und dort entwickelte sich der erste, hartnäckige und für die österreichischen Waffen erfolgreiche Kampf mit der Division Fransecky.

Noch war derselbe nicht zu voller Stärke entbrannt, als ein explodierendes Hohlgeschoß dem Grafen Festetits den linken Fuß wegriß. M., eben auf einer Rekognoszierung auswärts, eilte auf die Unglückskunde herbei und konnte dem Schwerverwundeten noch die Hand drücken, bevor er aus dem Gefechte getragen wurde.

Nun hatte M. das so heiß ersehnte Kommando; allein tieferschüttert durch den Vorfall, trat er es ohne jedes Gefühl der Freude an. Die ersten Ereignisse nach der Kommandoübernahme waren auch nicht darnach angetan, um ihn fröhlicher zu stimmen; bei einem Inspizierungsritt wurde der Generalstabschef, Oberst Goertz, an seiner Seite durch einen Schuß getötet, er selbst verlor das Pferd unter dem Leibe . . . . .

Das Gefecht ging seinen Gang. Das 4. Korps stand im Swiepwalde dem äußersten linken Flügel der Preußen, der Division Fransecky, gegenüber, während unser eigener äußerster rechter Flügel, das 2. Korps, nur mit kleineren feindlichen Abteilungen zu tun hatte. M. sagte sich, daß eine Umfassung der Preußen durch jenes so gut wie unbeschäftigte Korps und die hinter ihm aufgestellte 2. leichte Kavalleriedivision die größten Chancen hätte. Demgemäß richtete er an das 2. Korps das Ersuchen, es möge gegen die linke Flanke der vor Maslowed kämpfenden Preußen vorgehen. Gleichzeitig ließ er eine dritte Brigade des eigenen Korps aus der Reserve zwischen die beiden im Swiepwald kämpfenden Brigaden einrücken.

Eben während dieser Befehl ausgeführt wurde (nach 11 Uhr vormittags) überbrachte ein Ordonnanzoffizier des Hauptquartiers Benedeks Befehl, das 4. Korps habe in die ihm durch die Disposition angewiesene Stellung Chlum—Nedielischt zurückzugehen.

So wie er war, ohne jede hinzugefügte Begründung, erschien dieser Befehl unverständlich. Er forderte das Aufgeben einer guten, hochgelegenen, mit Erfolg behaupteten Stellung zugunsten einer weit schwächeren, schwerer verteidigbaren. Überdies war M. fest überzeugt, seine Stellung im Sinne der Disposition bezogen zu haben. Er ließ den Armeekommandanten auf diese Umstände aufmerksam machen und ihm melden, er erwarte, bevor er zurückgehe, erst einen zweiten ausdrücklichen Befehl hierzu.

Dieser Befehl ließ lange auf sich warten. Endlich erfolgte er in kategorischer Fassung, diesmal mit der Begründung, in der jetzigen Stellung erscheine unser äußerster rechter Flügel stark bedroht durch ein preußisches Armeekorps (das 5.), dessen Vormarsch soeben telegraphisch von Josefstadt gemeldet worden sei.

Allein M. war zu fest überzeugt von der Richtigkeit der eigenen Auffassung der Lage, als daß er sich zur Folgeleistung hätte entschließen können. Er benutzte eine eingetretene Pause im Gefecht, um sich persönlich zum Armeekommandanten zu verfügen und ihm seine Gesichtspunkte auseinanderzusetzen.

Er traf Benedek mit seinem Stabe abgesessen am Nordende von Chlum stehen. In kurzer, erregter Rede setzte er ihm die Gefahren eines Rückzuges in die hintere Linie, die Vorteile auseinander, welche die von ihm geplante Umfassung des Gegners böte; was das gemeldete preußische Korps anbeträfe, so sei es noch bei 7 Kilometer entfernt, und nichts hindere ihn, den Armeekommandanten, demselben an der Trotina eines seiner beiden verfügbaren Reservekorps entgegenzustellen . . . .

Benedek hörte ihn ruhig bis zu Ende an; allein seine Entscheidung lautete: »Ich kann nicht helfen — Sie müssen zurückgehen.« Er winkte dem Salutierenden beim Abreiten noch freundlich mit der Hand zu. Dies war die vielbesprochene Unterredung bei Chlum. Die »scharfe Abweisung«, von der Sybel berichtet, ist nicht erfolgt; vielmehr bewies Benedek bei dieser Gelegenheit M. ein freundliches Wohlwollen, wie schon lange nicht.

Zum Korps zurückgekehrt, gab M. den ihm bitter schwer fallenden Befehl zum Rückzug in die Linie Chlum—Nedielischt ($1^1/_4$ Uhr nachmittags). Derselbe erfolgte in der Form einer Frontveränderung vom rechten Flügel rückwärts mit gleichzeitigem Wechsel der Treffen. Glücklicherweise folgte der Gegner aus dem Swiepwalde nicht nach; und da auch der aus nördlicher Richtung angesagte noch nicht zu sehen war, so kostete das fatale Manöver verhältnismäßig geringe Opfer.

Daß aber M. die Nachteile der Stellung Chlum—Nedielischt richtig beurteilt, sollte sich nur zu bald herausstellen. Auf der nun ihnen überlassenen Höhe von Maslowed setzten die Preußen allmählich 48 Geschütze ins Feuer. Unter dem Schutze desselben und durch Terrainwellen gedeckt, rückten 13 Gardebataillone vor, und eröffneten gegen den linken Flügel der nunmehrigen Aufstellung des 4. Korps ein verheerendes Schnellfeuer, gegen welches ein Widerstand unmöglich war. In den Ort Chlum eingedrungen, befand sich der Feind nun im Rücken des rechten Flügels des österreichischen Zentrums, womit die Katastrophe eingeleitet war. Das Zurückgehen des rechts von ihm befindlichen 2. Korps zwang M. nunmehr, auch mit seinem rechten Flügel, vorläufig in eine Zwischenstellung bei Swety, zurückzugehen.

Die Schlacht war verloren. Obschon das Korps in dieser neuen Stellung keinen Angriff auszuhalten hatte, mußte es sich doch in den allgemeinen Rückzug einfügen.

Während letzterer Bewegung wurde M. durch einen Schuß in die Schulter schwer verwundet. Er gab das Kommando an Erzherzog Josef ab und hatte noch die Kraft, die Nacht durch bis Holič zu reiten, wo er seine

Feldkalesche fand. Diese brachte ihn nach Kostinetz, von wo er mittels Bahn nach Wien fuhr. Seine Heilung nahm 3 Monate in Anspruch.

Wir sind absichtlich länger bei Königgrätz verweilt; einmal weil M. da Gelegenheit hatte, unmittelbar in die Weltgeschichte einzugreifen; und dann, weil sein Verhalten im Swiepwalde Anlaß zu langwierigen Polemiken gab, und die Streitfrage, ob sein Widerstand gegen Benedek gerechtfertigt war oder nicht, eigentlich auch heute noch nicht entschieden ist.

Um so kürzer werden wir im folgenden sein.

Nach seiner Genesung wurde M. Divisionär in Wien und hatte in dieser Stellung viel unter den Vorurteilen zu leiden, welche damals gegen alle jene herrschten, die ihr Schicksal zu Kämpfern im Norden der Monarchie gemacht hatte.

Diesem unerquicklichen Verhältnis setzte die Ernennung des Feldmarschalleutnants Kuhn, bisher Militär- und Landesverteidigungskommandanten in Tirol und Vorarlberg, ein Ende. Ein warmer Freund und Verehrer M.s, meinte er in ihm die richtige Persönlichkeit zur Besetzung des eben von ihm selbst verlassenen Postens gefunden zu haben. Die Stelle wurde M. angetragen, der mit Freuden einwilligte.

Auf dem ihm in jeder Beziehung zusagenden Innsbrucker Posten verbrachte M. zwei schöne, ungetrübte Jahre, eifrig bemüht um die Wehrfähigkeit nicht nur seiner Truppen, sondern auch des Landes mit seinem eigentümlichen Schützenwesen. Die Provinz in allen ihren Teilen bereisend, im steten Verkehr mit der Bevölkerung, sah er was not tat, und setzte sich kraftvoll für die Einführung von Verbesserungen ein. Ihm verdankten die Tiroler Landesschützen u. a. die erste Beteilung mit Hinterladern, eine Neuerung, die ihm ihre begeisterte Anhänglichkeit eintrug.

Mittlerweile war die Aufhebung der kroatisch-slavonischen Militärgrenze und deren Angliederung an Kroatien bezw. Ungarn eine beschlossene Sache geworden, und es handelte sich darum, einen Mann zu finden, der nicht nur die organisatorischen Fähigkeiten zur Durchführung des äußerst verwickelten Überganges aus der Militär- in die Zivilverwaltung, sondern auch das Vertrauen der Grenzbevölkerung und damit die Eignung besaß, deren tiefsitzendes Mißtrauen gegen Ungarn zu beschwichtigen. M. war ein Landeskind, die Grenzer konnten an seinem Wohlwollen nicht zweifeln; seine Verwaltungstalente hatte er, wie in den fünfziger Jahren als Chef der Pioniere und Flottillen, so auch jüngst in Tirol zur Genüge bewiesen. Auf ihn fiel die Wahl, und sie beglückte ihn um so mehr, als ihm mit dem neuen Posten zugleich die Anwartschaft auf das Oberkommando bei der bevorstehenden, unvermeidlichen Okkupation Bosniens, und damit auf die Verwirklichung eines Lieblingtraums seiner Jugend: die Befreiung der Christen vom türkischen Joch, geboten war.

Die »Entmilitarisierung« sollte nicht plötzlich vor sich gehen; es war eine mehrjährige Vorbereitungsfrist zur allmählichen Einführung der betreffen-Neuerungen, als: Aufstellung autonomer Gemeinden, bürgerlicher Komitatsbehörden, ziviler Rechtspflege, Neueinrichtung und Vermehrung der Schulen, dann Vornahme durchgreifender Meliorationen, wie Eisenbahnbauten, Gewässer-Regulierungen, Karstaufforstungen u. dgl., bewilligt. All dies zu organisieren, klug und umsichtig zwischen den Ungarn und der Grenzbevölkerung zu

vermitteln, den Übergang in einer Weise zu bewerkstelligen, daß beiden Teilen gedient, war M.s Aufgabe, an die er mit Energie, Lust und Liebe, mit wirklicher Begeisterung ging.

In den ersten Jahren gelang ihm alles über Erwartung gut. Nicht nur, daß die Bevölkerung ihn liebte und seinen Absichten das größte Verständnis entgegenbrachte, fand er auch beim damaligen ungarischen Ministerium bereitwilligste Unterstützung, ja in einzelnen von dessen Mitgliedern: Andrássy und dem damaligen Unterrichtsminister Kerkápoly, wirkliche Gönner. Jeder seiner Vorschläge wurde ohne weiteres genehmigt. Auch hatte ihm das Kriegsministerium einen Teil seiner Vorbehaltsrechte abgetreten und so seine Selbständigkeit bedeutend erhöht. Die fast unblutige Unterdrückung eines panslavistischen Aufstandes in der Likka hob ihn auf den Gipfel der Popularität. In jene Zeit fällt seine Ernennung zum Feldzeugmeister und seine Dekorierung mit dem Großkreuz der Eisernen Krone.

Aber schon begann in der Frage der Verwendung der gewaltigen Reichtümer, welche die Grenze in ihren Waldungen besaß, eine Streitfrage zu reifen, welche M.s Verhältnis zur ungarischen Regierung allmählich trüben und schließlich zerstören sollte. M. wollte die Einkünfte jener Wälder ausschließlich im Interesse des Grenzlandes, vor allem zum Bau von Eisenbahnen im Lande verwendet wissen; die Ungarn wieder hatten in erster Linie das magyarische Interesse vor Augen. Die Energie, mit welcher M. ein ungarisches, zur Ausbeutung genannter Wälder gebildetes Konsortium, als es seine Vertragspflichten nicht erfüllte, gerichtlich verfolgte und, nach zugunsten der Grenze gefälltem Urteil, das verfallene Vadium von 3 Millionen Gulden mit Beschlag nahm, vollendete die Entfremdung zwischen ihm und dem Ministerium, dessen ihm wohlgesinnte Mitglieder längst anderen Platz gemacht hatten. Immer mehr wurde ihm seine Amtswirksamkeit erschwert, immer mehr Prügel ihm vor die Füße geworfen. Ohne weitere Aussichten auf ersprießliches Wirken, entmutigt, verbittert, reichte er im Juli 1877 seine Entlassung vom Posten ein, damit auch seinen Lieblingswunsch, die Hoffnung auf das Okkupationskommando, endgültig zum Opfer bringend.

Er schied von Agram, ein gebrochener Mann. Er trug sich mit Pensionsgedanken, die ihm aber von berufener Seite ausgeredet wurden. Noch einmal erwachte die alte Lebens- und Tatkraft in ihm, als er, nach kurzer Übergangsstellung als kommandierender General in Brünn, das weit größere, wichtigere Lemberger Generalkommando mit dem Oberbefehl über sämtliche Truppen in Galizien und der Bukowina bekam. Ein Krieg mit Rußland schien damals unvermeidlich; ihm, M., wäre im Fall eines solchen die erste Aktion gegen das mächtige Nachbarland zugefallen. Mit neuerwachtem Eifer warf er sich auf das Studium der ins Spiel kommenden politischen wie strategisch-taktischen Verhältnisse. Die grosse Rolle, die gleich zu Beginn des Krieges der Kavallerie zufallen mußte, bewog ihn, für die 6 ihm unterstehenden Kavallerieregimenter eine Instruktion *ad hoc* auszuarbeiten. Sie wurde den Regimentern zugestellt und der Zeitpunkt für eine Konzentrierung bestimmt, in welcher deren Bestimmungen praktisch eingeübt werden sollten.

Dies selbständige Vorgehen M.s in Angelegenheiten, welche in den Wirkungskreis des General-Kavallerie-Inspektors fielen, erregte das Mißvergnügen des damaligen Inhabers dieses Postens. Er steckte sich hinter

mächtige Persönlichkeiten, und kurz vor Beginn der betreffenden Manöver erhielt M. von Wien aus den Befehl, die betreffende Instruktion zu widerrufen, die ausgegebene Anleitung von den Regimentern zurückzuverlangen und dem Kriegsministerium einzuschicken.

Er tat es, legte die eingelangten Hefte in einen Stoß zusammen und obenauf sein Pensionierungsgesuch. Zweimal nach Wien berufen und zur Zurücknahme oder wenigstens Aufschiebung seines Gesuchs ermahnt — binnen wenigen Monaten sollte er sein 40jähriges Dienstjubiläum begehen — blieb er hartnäckig bei seinem Begehren. Nach einem solchen Stoß, seiner Autorität versetzt, wollte und konnte er nicht länger sein Amt bekleiden . . . .

Im Herbst 1879 trat er in den Ruhestand.

Die Verbitterung, mit der er aus dem aktiven Dienst geschieden, milderte die Zeit. M. war ein zu aufrichtiger Patriot, um dauernd zu grollen; auch war ihm von der eigentlich maßgebenden Stelle im Staat nie eine Unannehmlichkeit, vielmehr in guten wie schlimmen Tagen immer nur Huld und Güte zuteil geworden. Nach einigen Jahren war seine Stimmung soweit überwunden, daß er die Vorgänge im Vaterlande wieder mit teilnehmendem Interesse zu verfolgen begann. Viel Erfreuliches war es freilich nicht, was ihm Zeitung und Freundesbriefe nach seinem italienischen Landsitze vermittelten; und die immer weiterschreitende Zerstückelung Österreichs war so ziemlich der einzige Kummer eines sonst durchaus sonnigen, im Schoße einer geliebten Familie verlebten Greisenalters. Volle 25 Jahre waren ihm noch vergönnt, bevor er, 84 Jahre alt, auf seinem Landsitze bei Como für immer die Augen schloß. Mit ihm starb einer der letzten Radetzkyaner der Armee und der fähigsten, strebsamsten Generale, die Österreich je gehabt hat.

Er hinterließ außer mehreren Werken militärwissenschaftlichen Inhalts 2 Bände Lebenserinnerungen, welche soeben in die Welt treten und innerhalb wie außer Österreich hohes Interesse erwecken dürften.

Carl v. Torresani.

Ratzel, Friedrich, einer der bedeutendsten Geographen Deutschlands, * den 30. August 1844 zu Karlsruhe, † am 9. August 1904 auf seinem Sommersitze Ammerland am Starnberger See. — Aus wenig bemittelter Familie stammend (sein Vater war Kammerdiener des Großherzogs von Baden), wuchs R. in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Da die Eltern schon früh seine Liebe für die Naturwissenschaften erkannten, wollten sie ihn nach dem Besuche der Realschule seiner Vaterstadt dem Apothekerberuf zuführen. In der altertümlichen Dorfapotheke zu Eichtersheim im Heidelberger Kreise verbrachte er seine Lehrjahre. Nachdem er die pharmazeutische Staatsprüfung bestanden hatte, war er noch ein Jahr lang in dem badischen Pfarrdorfe Mörsch am Rhein und in dem schweizerischen Städtchen Rapperswyl am Züricher See als Gehilfe tätig. Aber bald erkannte er, daß sein Beruf jedes freie und selbständige wissenschaftliche Forschen und Schaffen ausschloß und ihm deshalb niemals volle Befriedigung gewähren würde. Deshalb bereitete er sich mit zielbewußtem Eifer, oft unter Zuhilfenahme der Nacht, auf das Gymnasialabgangsexamen vor, das ihm den Weg zur Hochschule öffnen sollte. Nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten begann er 1866 am Polytechnikum seiner Vaterstadt mit dem Studium der

Naturwissenschaften, das er in den folgenden Semestern an den Universitäten zu Heidelberg, Jena und Berlin fortsetzte. Schon 1868 erwarb er in Heidelberg durch einen Beitrag zur anatomischen und systematischen Kenntnis der Oligochäten, einer Gruppe der Ringelwürmer, den philosophischen Doktortitel. Um diese Zeit empfand er einen unwiderstehlichen Drang, fremde Länder und Völker zu sehen. Anfangs beabsichtigte er, da es ihm an Geldmitteln zu selbständigen größeren Reisen fehlte, sich den württembergischen Templern anzuschließen, die damals in Scharen nach Palästina zogen und hier blühende Ackerbaukolonien anlegten. Aber trotzdem er sich zeitlebens ein warmes Interesse für diese Pietisten bewahrte, scheint ihn doch schließlich ihre allzu einseitig ausgeprägte Glaubensrichtung von seinem Plan abgeschreckt zu haben. Um wenigstens etwas von der Welt zu sehen, verlebte er den Winter von 1868 auf 1869, mit zoologischen Untersuchungen beschäftigt, teils in Montpellier, wo er durch den Naturforscher Charles Martins, den Direktor des botanischen Gartens, mancherlei Anregungen empfing, teils in Cette. Als endlich trotz äußerster Sparsamkeit seine bescheidenen Hilfsquellen zu versiegen drohten, kam ihm der glückliche Gedanke, die vielen neuen Eindrücke, die im sonnigen Südfrankreich von allen Seiten auf ihn einströmten, zu einigen Feuilletonartikeln zu verarbeiten und unter dem Titel »Zoologische Briefe vom Mittelmeer« der Kölnischen Zeitung einzuschicken. Die Redaktion erkannte sogleich die journalistische Befähigung ihres jungen Mitarbeiters und lud ihn zu weiteren Beiträgen ein. Rasch knüpften sich enge Beziehungen an, und schon nach wenig Monaten zog R. als Berichterstatter des rheinischen Weltblattes durch Ungarn, Siebenbürgen, Italien und Sizilien. Aber der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich veranlaßte ihn, schleunigst nach der Heimat zurückzukehren. Er trat beim 5. badischen Infanterieregiment als Freiwilliger ein und nahm im Werderschen Korps an der ersten Periode des Feldzugs teil. Wiederholt fand er Gelegenheit, sein Blut fürs Vaterland zu vergießen. In dem heißen Gefecht bei Auxonne erhielt er eine schwere Kopfwunde, die das linke Ohr hart beschädigte, so daß er längere Zeit im Lazarett lag und im November als kriegsuntauglich und mit verminderter Hörfähigkeit, aber mit dem eisernen Kreuz geschmückt, entlassen wurde. Da er sich nach seiner Wiederherstellung noch zu schwach zum Reisen fühlte, ging er nach München, um an der dortigen Hochschule seine naturwissenschaftlichen Studien zu ergänzen. Hier hatte er das Glück, von zwei bedeutenden Gelehrten, dem Geologen und Paläontologen Karl Alfred von Zittel und dem weitgereisten Naturforscher Moritz Wagner, viele Beweise freundschaftlicher Gesinnung und mannigfache Anregungen zu empfangen. Als er wieder in den Vollbesitz seiner Kraft und Gesundheit gelangt war, ging er abermals als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung nach dem Auslande. Zunächst besuchte er zum zweiten Male Italien bis nach Sizilien, dann die Karpathen und die Alpen. Schließlich trat er eine mehrjährige Reise nach Amerika an, die ihn durch die Vereinigten Staaten bis an die Gestade des Stillen Ozeans, dann durch Mexiko, Kuba und Westindien führte. Die bedeutsamsten Eindrücke gewann er in Kalifornien. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Gedanken, hier als Farmer ein neues Leben zu beginnen, aber schließlich siegte doch die Liebe zur alten Heimat. Im Herbst 1875 kehrte er, reich

ausgestattet mit Kenntnissen und Erfahrungen aller Art, nach Deutschland zurück. Sein Hauptinteresse galt jetzt nicht mehr der Zoologie. Vielmehr war er in der Fremde zum Geographen herangereift. Deshalb habilitierte er sich noch gegen Ende des Jahres auf den Rat seines späteren Amtsnachfolgers Siegmund Günther an der Technischen Hochschule in München als Privatdozent für Geographie. In seiner Probevorlesung behandelte er das nordamerikanische Felsengebirge, in seiner Habilitationsschrift die damals im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehende chinesische Auswanderung. Bereits 1876 wurde er nach dem Erscheinen seines ersten großen Werkes über die Vereinigten Staaten zum außerordentlichen und vier Jahre später, als er einen Ruf nach Leipzig als Nachfolger Oskar Peschels abgelehnt hatte, zum ordentlichen Professor ernannt. Diese Münchener Jahre waren reich an wissenschaftlichen und literarischen Ergebnissen. Neben mehreren selbständigen Werken entstanden zahlreiche kleinere Abhandlungen. Auch leitete er in den Jahren 1882—1884 die vorher durch Friedrich von Hellwald herausgegebene Wochenschrift »Das Ausland«, bis ihn die zunehmende Überhäufung mit andern Arbeiten zur Aufgabe der Redaktionstätigkeit zwang. Zu vielen geistig hervorragenden Männern der bayrischen Hauptstadt unterhielt er freundschaftliche Beziehungen. Besonders nahe standen ihm Heinrich Noë, der treffliche Schilderer der Alpenlandschaft, und Karl Stieler, der gemütvolle Hochlandsdichter. Auch sonst gestalteten sich seine Verhältnisse in München so behaglich, daß er mehrere Berufungen ausschlug, die von auswärts an ihn gelangten, selbst einen ehrenvollen Antrag der weltberühmten Firma Justus Perthes in Gotha, die wissenschaftliche Oberleitung ihrer geographischen Anstalt und der von ihr verlegten angesehenen Zeitschrift »Petermanns Mitteilungen« zu übernehmen. Erst als er im Sommer 1886 auf Empfehlung des Nationalökonomen Wilhelm Roscher von der Universität Leipzig eingeladen wurde, den durch den Weggang Ferdinands von Richthofen nach Berlin erledigten Lehrstuhl der Geographie zu übernehmen, stimmte er freudig zu. 18 Jahre hat er dieser altberühmten Hochschule angehört, und mit Recht wird er unter ihre hervorragendsten Zierden gerechnet. Hier in Leipzig entstanden in rascher Folge jene bedeutsamen Werke, die seinen Weltruf begründeten und ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Namen unter den Klassikern der Erdkunde sichern: Völkerkunde, Anthropogeographie, Politische Geographie, Erde und Leben, Naturschilderung. Die Zahl seiner Schüler wuchs schnell an. Selbst aus Amerika, Rußland, Bulgarien und Armenien kamen sie herbei. Gegen 200 Dissertationen, darunter allerdings auch manche minder gelungene, sind auf seine Anregung hin entstanden, und das vom ihm geleitete, wiederholt umgestaltete und musterhaft eingerichtete geographische Seminar gelangte allmählich zu hoher Blüte. Bei seinen Schülern hat er viel Liebe geerntet. Zu seinem 25jährigen Professorjubiläum im Dezember 1901 überreichten sie ihm eine kleine Festschrift und eine Stiftung, deren Zinsen zur Unterstützung junger Geographen der Leipziger Universität verwendet werden sollten. Auch zu seinem 60. Geburtstage gedachten sie ihn mit einer Huldigungsschrift größeren Umfangs zu überraschen, aber sie konnte infolge seines plötzlichen Todes nur als Gedächtnisschrift Verwendung finden. An Auszeichnungen und Anerkennungen hat es ihm nicht gefehlt. Der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

zu Leipzig und der Kgl. Kommission für sächsische Geschichte gehörte er als ordentliches Mitglied an. Auch mehrere geographische Gesellschaften (zu München, Leipzig, Halle, Frankfurt, Hamburg, Bern, London, Rom und Bukarest) wählten ihn zum Ehrenmitglied. Der König von Sachsen ernannte ihn zum Geheimen Hofrat, doch legte er Wert darauf, von Schülern und Freunden nicht mit diesem Titel, sondern als Professor angeredet zu werden. In den letzten Jahren seines Lebens wurde er wiederholt von langwierigen Krankheiten heimgesucht, die zwar seine fast wunderbare Arbeitskraft nicht lähmten, aber allmählich seine Stimmung verdüsterten. Ein Kehlkopfübel zwang ihn mehrfach, Südfrankreich, Italien und Korsika aufzusuchen. Sonst verbrachte er die Ferien gern in seinem behaglich eingerichteten Sommerhause zu Ammerland, das ihm namentlich wegen des herrlichen Ausblicks auf die geliebte Alpenkette wert war. Während er sich früher als rüstiger Bergsteiger hervorgetan hatte, mußte er zuletzt auf jede körperliche Anstrengung verzichten, da ein Herzleiden erst langsam, dann immer bedrohlicher um sich griff. Ihm ist er auch schließlich erlegen. Auf einem Abendspaziergange am See sank er, vom Herzschlag getroffen, plötzlich zu Boden, und ein schmerzloser Tod endigte wenige Minuten später sein an Arbeit und Erfolgen reiches Leben.

Wie R. als akademischer Lehrer in Vorlesungen und Seminarübungen fast alle Gebiete der Geographie behandelt hat, so ist er auch als Schriftsteller in nahezu allen Zweigen der Erdkunde schöpferisch hervorgetreten. Nur die mathematischen und astronomischen Grenzgebiete lagen ihm fern. Im ganzen hat er 18 selbständige Werke, davon einige in mehreren Auflagen, und weit über 500 Abhandlungen verschiedensten Umfangs veröffentlicht. Sie aufzuzählen ist hier nicht der Ort. Eine wohl nahezu vollständige Liste bietet die am Schlusse dieses Nachrufs unter den Literaturangaben verzeichnete Bibliographie. Seinem Bildungsgange entsprechend ging er bei seiner literarischen Produktion von den Naturwissenschaften, namentlich von der Zoologie aus. Seine Dissertation (1868) behandelt ein zoologisches Thema. Auch die zuerst in der Kölnischen Zeitung, dann in Buchform erschienenen »Zoologischen Briefe vom Mittelmeer«, verschiedene Aufsätze in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie und eine Reihe von Berichten über die Ergebnisse neuer biologischer Forschungen in den ersten Bänden von Meyers Ergänzungsblättern zur Kenntnis der Gegenwart und in Meyers Deutschem Jahrbuch gehören hierher. Den Höhepunkt dieser naturwissenschaftlichen Richtung bildet das zur Verteidigung der Entwicklungslehre geschriebene Buch »Sein und Werden der organischen Welt« (1869), das eine populäre Schöpfungsgeschichte enthält, den Schlußstein die »Vorgeschichte des europäischen Menschen« (1874). Einen völligen Umschwung führten die großen Reisen im Dienste der Kölnischen Zeitung herbei. Die mannigfachen Eindrücke, die fremde Länder und Völker in ihm erweckten, ließen seine naturwissenschaftlichen Interessen allmählich zurücktreten. Zwar nannte er die in Buchform erschienene Sammlung seiner europäischen Reisebriefe noch immer »Wandertage eines Naturforschers« (1873—1874), aber schon seine nächsten Werke, die Früchte der großen amerikanischen Reise, zeigten deutlich, daß er sein bisheriges Studiengebiet verlassen hatte und aus einem Zoologen ein Geograph und Ethnolog geworden war. In den

»Städte- und Kulturbildern aus Nordamerika« (1876), der Studie über »Die chinesische Auswanderung« (1876), deren rasches Anwachsen damals die Politiker der Vereinigten Staaten mit Besorgnis erfüllte und zu Abwehrmaßregeln zwang, und den »Reiseskizzen aus Mexiko« (1878) offenbarte er sich als scharfer Beobachter und als Meister der Naturschilderung, aber erst sein grundlegendes Buch über »Die Vereinigten Staaten von Nordamerika« (1878 bis 1880) stellte ihn mit einem Schlage in die Reihe der bedeutendsten Vertreter der wissenschaftlichen Länderkunde. Daß er indessen auch die Geophysik nicht vernachlässigte, bewies er durch seinen Leitfaden »Die Erde in 24 gemeinverständlichen Vorträgen über allgemeine Erdkunde« (1881). Sein Hauptinteresse aber wendete sich allmählich der Geographie des Menschen zu, und diesem Sondergebiete widmete er seine nächsten großen Werke, die »Anthropogeographie« (1882, 2. Teil 1891, 2. Auflage 1899), welche im Anschluß an die Grundgedanken Karl Ritters die Wechselwirkungen zwischen Natur, Geschichte und Menschheit klarzulegen beabsichtigte, und die prächtig ausgestattete »Völkerkunde« (1885—1888, 2. Auflage 1894 bis 1895), die eine Anwendung der anthropogeographischen Gesichtspunkte auf die Natur- und Kulturvölker der alten und neuen Welt versucht. Aber nicht nur die körperliche und geistige Eigenart der Völker wurzelte seiner Ansicht nach im Boden, sondern auch ihr politisches Leben. Der Staat erschien ihm als ein bodenständiger Organismus, nicht als ein Gebilde, das durch gegenseitiges Übereinkommen der Menschen entstanden ist. Diesen Grundgedanken führte er in seiner überaus anregenden, wenn auch nicht immer leicht verständlichen, »Politischen Geographie« (1897, 2. Auflage 1903) näher aus. Er zeigte darin, wie das Entstehen, Blühen und Vergehen der Staaten geographisch bedingt ist und wie sich eine gesunde und zukunftsreiche innere und äußere Politik einschließlich der Handels- und Kolonialpolitik den gegebenen Verhältnissen des Bodens anpassen muß. Aber die Geographie des Menschen war in seinen Augen nur ein Teil der allgemeinen Biogeographie, welche das gesamte organische Leben als eine unaufhörlich wechselnde Erscheinungsform der Erdoberfläche betrachtet. Dieser allumfassenden Wissenschaft widmete er das letzte zu seinen Lebzeiten erschienene Werk »Die Erde und das Leben« (1901—1902), das von der Kritik als ein modernes Gegenstück zu Humboldts Kosmos bezeichnet wurde. Auch nach dem Abschluß dieser »vergleichenden Erdkunde« war er noch unermüdlich tätig. Neue Ziele tauchten vor seinem geistigen Auge auf. Vor allem zog ihn die allmählich immer weitere Kreise erfassende Bewegung an, welche eine künstlerische Erziehung der Jugend anbahnen und damit Freude an allem Großen und Schönen in Natur und Kunst und liebevolles Verständnis dafür auch in den breiten Schichten des Volkes erwecken wollte. Diese Bestrebungen suchte er durch das liebenswürdige Büchlein »Über Naturschilderung« zu unterstützen, das wenige Wochen nach seinem Tode erschien und nach Inhalt und Form mit Recht als die Perle unter seinen Werken betrachtet wird. Zu beklagen ist es, daß er seine Absicht, eine ausführliche Schilderung seines Lebensganges und seiner geistigen Entwicklung abzufassen, nicht zu Ende führen konnte. Einige Vorstudien, die mit dichterischer Freiheit Erinnerungen aus der Jugendzeit und dem Feldzuge gegen Frankreich wiedergeben, erschienen ohne seinen Namen in den »Grenzboten« und wurden auch

in die vom Grunowschen Verlage unter dem Titel »Glücksinseln und Träume« (1905) veranstaltete Auswahl seiner kleinen Aufsätze übernommen. Eine andere Sammlung seiner wichtigsten Abhandlungen, besorgt von Hans Helmolt, soll im Herbst 1905 bei Oldenbourg in München herauskommen. Diese Abhandlungen geben einen guten Überblick über die außerordentliche Vielseitigkeit ihres Verfassers. Sie zeigen, daß er kaum eine Seite der ausgebreiteten geographischen Wissenschaft unangebaut gelassen hat. Bleibend Wertvolles hat er namentlich auf dem Gebiete der Geschichte der Erdkunde geleistet. Für die Allgemeine deutsche Biographie hat er von 1878—1904 gegen 150 Lebensbeschreibungen namhafter Geographen, Forschungsreisender und Missionare verfaßt, darunter die bedeutsamen und umfangreichen Artikel über Junghuhn, Leichhardt, Nachtigal, Olearius, Pallas, Peschel, Pöppig, Ritter, Vogel und Emin Pascha. Auch dem Biographischen Jahrbuch war er ein treuer Berater und Mitarbeiter, wie der Herausgeber in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1904, Nr. 197 näher dargelegt hat. Andere Aufsätze, die er namentlich im »Globus« und während seiner Redaktionstätigkeit auch im »Ausland« veröffentlichte, berichten über ältere und neuere Entdeckungsreisen und über die Ergebnisse geographischer Forschungen. Drei Forschungsgebiete verfolgte er mit andauerndem Interesse: Afrika, die Nordpolarländer und die Antarktis. Mit vielen bedeutenden Fachgenossen, vor allem mit den namhaftesten Afrikareisenden unterhielt er freundschaftliche Beziehungen, und manchem hat er ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt, vor allem Emin Pascha durch die Herausgabe seiner Briefe. Viele seiner kleineren Arbeiten wurden durch seine eigenen Reisen veranlaßt. Namentlich von einzelnen Gegenden Korsikas und der Riviera hat er glänzende Schilderungen entworfen. Seine ganze Liebe aber gehörte den Alpen, die er in gesunden Tagen als rüstiger Wanderer nach allen Richtungen durchstreifte. Darum zählen auch seine Hochgebirgsstudien, seine Untersuchungen über Wasserfälle, über die Schneeverhältnisse, über die Schneegrenze und die Schneedecke der Gebirge, über Eis- und Firnschutt, über Höhengrenzen und Höhengürtel, über Karrenfelder, über einige dunkle Punkte der Gletscherkunde, sowie seine Monographie über den Wendelstein zu dem Besten, was er geschrieben hat. Das Gleiche gilt auch von den kleinen Arbeiten völkerkundlichen und anthropogeographischen Inhalts (über die geographische Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika, über Stäbchenpanzer und ihre Verbreitung im nordpazifischen Gebiet, über die Anwendung des Begriffs Ökumene auf geographische Probleme der Gegenwart, über die anthropogeographischen Begriffe Geschichtliche Tiefe und Tiefe der Menschheit, über die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaft, Beiträge zur Kenntnis der Verbreitung des Bogens und des Speeres im indo-afrikanischen Völkerkreis, der Staat und sein Boden geographisch betrachtet, der Ursprung und das Wandern der Völker, sämtlich in den Schriften der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften erschienen), sowie auch von dem einleitenden Abschnitt zu Helmolts Weltgeschichte, den er »Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde« überschrieb, und den tief eindringenden Untersuchungen über den Ursprung der Arier, die er in seinen letzten Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte. Einen noch viel weiter reichenden Einfluß als durch diese streng wissenschaftlichen Arbeiten, die

sich zum Teil nur an enge Fachkreise wendeten, übte er durch seine zahlreichen Beiträge für populäre Zeitschriften aus. In Meyers und Brockhaus' Konversationslexikon, in der Kölnischen und Allgemeinen Zeitung, in den Münchener Neuesten Nachrichten und der Karlsruher Zeitung, in den Leipziger Tagesblättern, namentlich in der wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung, in Westermanns Monatsheften und im Daheim, in der Deutschen Rundschau, der Gegenwart und der Deutschen Monatsschrift findet man viele seiner kleineren Aufsätze verstreut. Das Blatt. das er am liebsten und ausgiebigsten benutzte, um das von sich zu geben, was ihm das Herz bewegte, waren die Grenzboten, zu deren Herausgeber und Verleger er viele Jahre hindurch freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Für diese Zeitschrift hat er eine unübersehbare Menge von anonymen Notizen und Mitteilungen geliefert, die oft nur wenige Zeilen umfassen, aber überraschende Einblicke in das eigenartige Geistes- und Gemütsleben ihres Verfassers eröffnen. Auch als Kritiker hat er eine überaus vielseitige Tätigkeit ausgeübt, hauptsächlich im Literarischen Zentralblatt und im Literaturbericht zu Petermanns Mitteilungen, aber auch in andern geographischen, ethnologischen und naturwissenschaftlichen Fachzeitschriften und gelegentlich selbst in Tagesblättern. Es steckt eine Unsumme von Arbeit in diesen mehr als 700 Anzeigen, die häufig eingehende Sprachkenntnisse voraussetzen. In seinen Rezensionen war er stets bemüht, große leitende Gesichtspunkte herauszuheben. Das kleinliche Aufstechen von Druckfehlern und nebensächlichen Irrtümern lag ihm völlig fern. Wo er tadeln mußte, geschah es in verbindlicher Form ohne persönliche Schärfe.

Die wissenschaftlichen Verdienste R.s sind aber nicht allein nach dem zu bemessen, was er selbst als Schriftsteller leistete, sondern auch nach dem, was er anregte. An den Bestrebungen zur gründlichen geographischen Erforschung Deutschlands nahm er als langjähriges Mitglied des Zentralausschusses für deutsche Landes- und Volkskunde lebhaften Anteil. Durch die von ihm herausgegebene, von den besten Sachkennern bearbeitete »Bibliothek geographischer Handbücher«, welche eine Auswahl der hervorragendsten geographischen Kompendien umfaßt, füllte er eine längst empfundene Lücke in der Literatur seines Faches aus. Als akademischer Lehrer hat er Hunderte von Schülern herangebildet, von denen einige zu den Zierden der jüngeren Geographengeneration gehören, andere als tüchtige Lehrer den geographischen Unterricht in den sächsischen Schulen auf eine erfreuliche Höhe gehoben haben. Mit vielen seiner Schüler verbanden ihn enge freundschaftliche Beziehungen, und wem es vergönnt war, häufiger mit ihm zu verkehren, der lernte bald die vortrefflichen Eigenschaften seines Geistes und Herzens schätzen. Als einen besonderen Genuß empfand er es, in angeregtem Gespräche mit Freunden Wald und Feld zu durchstreifen. Das Fußwandern war seine Leidenschaft. Noch in seinen letzten Jahren betrieb er es mit einer Ausdauer, die manchen Jüngeren beschämte, und selbst im Winter und bei entschieden schlechtem Wetter eilte er, meist ohne schützende Überkleidung, mit raschen elastischen Schritten stundenlang umher. Es ist kein Zufall, daß er Frommanns »Taschenbuch für angehende Fußreisende« mehrmals neu herausgab und der deutschen Jugend widmete. Auch das prächtige Büchlein »Deutschland« (1898), das dem Deutschen

zeigen will, was er an seiner Heimat hat, und das eine unerschöpfliche Quelle für die Belebung des heimatkundlichen Unterrichts bildet, ist eine Frucht solcher Wanderungen. Gern unterhielt er sich auf seinen Spaziergängen über politische, philosophische und religiöse Probleme. Als Politiker gehörte er zu den Vertretern eines gemäßigten nationalen Liberalismus, doch ist er niemals im Parteileben hervorgetreten. Mit Begeisterung verteidigte er die Weltmachtbestrebungen des Deutschen Reiches. Die Gegner der Kolonialpolitik bekämpfte er durch seine kräftige Fehdeschrift »Wider die Reichsnörgler« (1884) und durch zahlreiche Aufsätze in den Grenzboten. Auf die Notwendigkeit einer starken Flotte wies er in der glänzend geschriebenen Studie »Das Meer als Quelle der Völkergröße« (1900) hin. In Sachen der Weltanschauung wurde er durch Erfahrungen, über die er sich Dritten gegenüber nur selten und dann auch nur andeutungsweise äußerte, ganz langsam und allmählich nach rechts gedrängt. Als Student hatte er dem Materialismus jener Tage gehuldigt. Später war er, wohl hauptsächlich durch persönlichen Verkehr mit kirchlichen Separatisten seiner schwäbischen Heimat, zu andern Ansichten gekommen. In Leipzig besuchte er fleißig den evangelischen Gottesdienst, und in seinen letzten Jahren lieferte er Beiträge für die fromme Zeitschrift Glauben und Wissen und für das auf streng christlichen Grundlagen ruhende Volks- und Universallexikon von Dennert. Neben diesen religiösen Neigungen entwickelten sich gegen Ende seines Lebens auch philosophische, aus denen heraus mehrere tief durchdachte Aufsätze in den von seinem Freunde und Kollegen Ostwald herausgegebenen »Annalen der Naturphilosophie« entstanden sind, und vor allem künstlerische Interessen, die namentlich dem Buche über Naturschilderung seinen eigenartigen Reiz verleihen. So war der Verstorbene ein Mann von universaler Vielseitigkeit, erstaunlichem Wissen, seltener Schaffenskraft und ungewöhnlicher literarischer Fruchtbarkeit, ein bedeutender ideenreicher Gelehrter in mehr als einem Gebiete der Wissenschaft, eine feinsinnige Künstlernatur und nicht zuletzt auch ein Meister des deutschen Stils. Noch in Jahrhunderten wird ihn die dankbare Nachwelt unter die führenden Geister unserer Zeit rechnen.

Eine eingehende treffliche Studie über R. verdankt man seinem Schüler K. Hassert: Geographische Zeitschrift XI (1905), Heft 6—7. Kürzere biographische Artikel und Nachrufe von selbständigem Werte veröffentlichten Th. Achelis: Nord und Süd LXXXIV (1898), 263—276 (mit Bildnis), Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte XC (1901), 223 bis 229 (mit Bildnis) und Geographischer Anzeiger V (1904), 265; G. Antze: Politisch-anthropologische Revue III (1904), 517; J. Brunhes: *La Géographie* X (1904), 103—108; M. Eckert: Illustrierte Zeitung 1901, Nr. 3049, S. 851—853 (mit Bildnis) und Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1904, Nr. 103; C. Gruber: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1901, Nr. 282; S. Günther: ebenda 1904, Nr. 195; H. Haack: Geographenkalender III (1905), 201—203; K. Hassert: Geographischer Anzeiger II (1901), 161—163 und Deutsche Monatsschrift VII (1905), 695—706; H. Heine: Neue Bahnen XV (1904), 668ff., 726ff.; H. Helmolt: Deutsche Rundschau XXXI (1904), Heft 1; O. Kämmel: Die Grenzboten LXIII (1904), Nr. 33; E. Kaiser: Pädagogische Blätter XXXIII (1904), 492ff., 545ff.; R. Kittel: Die Grenzboten LXIII (1904), Nr. 35; M. Krug-Genthe und C. F. Semple: *Bull. Amer. Geogr. Soc.* XXXVI (1904), 550—553; K. Lamprecht: Berichte über die Verhandlungen der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wiss. 1904, 13 S.; H. Lindau: Die Nation XXII (1904), Nr. 3—4; O. Marinelli: *Rivista geogr. Italiana* XII (1905), 8—18; F. Nüchter: Blätter für die Schulpraxis 1904, S. 293ff; E. Oppermann: Zeitschrift für Schulgeographie XXVI (1904/05), 1—7; A. Penck: Die Zeit 1904, Nr. 675; H. Reis-

hauer: Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins 1904, Nr. 16; Schulze: Pädagogische Studien 1904, Nr. 6; M. Spahn: Der Tag (1904), 30. August; K. Weule: Deutsche Erde III (1904), 150f. und Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1905, 29 S. (mit Bildnis); Kölnische Zeitung 1904, Nr. 1062. — V. Hantzsch, Ratzel-Bibliographie 1867—1905. Verzeichnis der selbständigen Werke, Abhandlungen und Bücherbesprechungen Friedrich Ratzels, München und Berlin 1905. Viktor Hantzsch.

Egger von Möllwald, Alois, Schulmann, * 5. Januar 1829 zu Flattach in Kärnten, † 16. März 1904 zu Lovrana. — E.s Vater Alois war Wirtschaftsbesitzer und lebte mit seiner aus fünf Söhnen und drei Töchtern bestehenden Familie in auskömmlichen Verhältnissen. Unser Alois war das älteste der Kinder und verlebte in der von ihm zeitlebens schwärmerich geliebten Heimat seine Knabenjahre. Unterricht genoß er in seinem Geburtsort (1840) und zu Lienz. E. war noch durch das alte Jesuitengymnasium gegangen und konnte später den Fortschritt der neuen Gymnasialorganisation an den Erfahrungen der eigenen Schuljahre abschätzen. Seine Zeugnisse aus der Gymnasialzeit reihen ihn durchwegs unter die »Eminentisten«. Im Herbste 1849 wanderte er mit seinem Freunde und Landsmanne, dem österreichischen Dichter Johann Fercher von Steinwand, nach der steirischen Hauptstadt. »Noch schwebt der regnerische Novembertag 1849 vor meinem Geiste« — also schreibt E. in einem Tagebuche aus dem Jahre 1860 —, »an welchem ich mit Kleinfercher (so hieß eigentlich der Dichter) auf der Voitsberger Straße nach Graz wanderte, die Brust voll Plänen, aber im Beutel nur 8 fl. Auf diesen Tag folgten Tage der Not und des Hungers, bis es mir gelang, durch Unterricht etwas zu erwerben.« 1849/50 gehörte E. der juridischen Fakultät an, doch hörte er bereits im ersten Semester ein Kolleg über Geschichte der altklassischen Literatur und im zweiten ein Kolleg über Erziehungslehre und neuere Philosophie. Einem inneren Drange folgend, trat er bereits im Wintersemester 1850/51 an die philosophische Fakultät über und begann unter Weinholds Leitung seine germanistischen Studien. In dieser ersten Grazer Zeit wohnte E. mit Kleinfercher und seinem späteren Amtsgenossen Karl Greistorfer zusammen, eine Zeit sorgenvoller Bedrängnis, in der die jungen Freunde »vereint das Elend ihrer materiellen Existenz hinwegjubelten oder zerphilosophierten« (Tagebuch 1860). Bald nach seinem Übertritt an die philosophische Fakultät, im Herbst 1851, sehen wir E. als Supplenten am Staatsgymnasium in Graz und außerdem im Neujahr 1852 als Lehrer am Institute Blumenfeld in Graz. Auf die Empfehlung seines Direktors Kaltenbrunner und des Schulrates Rigler konnte E. mit Beibehaltung seiner Supplentengebühr zur Vorbereitung auf die Ablegung der Lehramtsprüfung nach Wien übersiedeln. Im Sommersemester 1853 an der philosophischen Fakultät in Wien inskribiert, hörte er Jaeger, Aschbach, Simony, Hahn, Linker, Arneth, Eitelberger und lenkte bald im historischen Seminar, wo er an der Seite Ottokar Lorenz' saß, und im germanistischen die Aufmerksamkeit seiner Professoren auf sich. Im Herbste 1854 nahm er eine Supplentur am Staatsgymnasium in Olmütz, 1855 eine Lehrstelle in Laibach an, von wo er nach Verlauf von zwei Jahren als Lehrer ans akademische Gymnasium in Wien berufen wurde, dem er 1857—1874 angehörte. Daß ihm wie in Olmütz so manches auch in Wien nicht gefiel, macht dem Charakter des

Mannes Ehre, der seine heimatlichen Berge ebensowenig vergaß wie Freiheit und Biederkeit der heimischen Sitten. Im Kreise gleichgesinnter Freunde — außer seinen Amtsgenossen vom akademischen Gymnasium und dessen Direktor Hochegger noch Mitteis, Klun, Warhanek, der Mineraloge Peters, der Germanist Lexer, der Tonkünstler Mair — fehlte es nicht an reichlicher Anregung. Ein Leben trotz materieller Beengung reich an innerem Behagen, dem sich eine neue glückverheißende Zukunft erschloß, als E. 1863 seiner Braut Laura Moser die Hand reichte zu einem Bunde treuester Seelengemeinschaft.

Die naturgemäße Sorge für den eigenen Herd spornte nunmehr seine Arbeitskraft und Schaffenslust noch mächtiger an, und so erschien bereits fünf Jahre nach seiner Verheiratung (1868) der I. Band seines deutschen Lehr- und Lesebuches für Obergymnasien. Im Mai 1869 wurde ihm das Amt eines provisorischen Bezirksschulinspektors übertragen. Von dieser Stelle wie von seinem Lehramte am akademischen Gymnasium mußte er zurücktreten, um seine ganze Kraft der Lösung einer verantwortungsvollen Ehrenaufgabe zu widmen. Sein Lebensweg führte ihn nämlich im Oktober 1869 in die Wiener Hofburg, wohin er berufen wurde, den Unterricht des Kronprinzen Rudolf in der deutschen Sprache und der Erzherzogin Gisela in der deutschen Sprache und in Geographie und Geschichte zu leiten. Den Kronprinzen unterrichtete E. nur ein Jahr; als er im Oktober 1870 der Erzherzogin Gisela nach Meran als Lehrer folgen mußte, wurde für den Kronprinzen, der in Wien verblieb, in Professor Karl Greistorfer E.s Nachfolger gefunden. Es gereicht E. zur Ehre, daß er, der Vielbeneidete, des Standes nicht vergaß, in dem die Wurzeln seiner Kraft lagen. In Anerkennung seiner bei dem Unterrichte der Erzherzogin Gisela geleisteten Dienste wurde ihm 1873 der Orden der Eisernen Krone III. Klasse und der Ritterstand mit dem Prädikate »Möllwald« verliehen.

Das Jahr der Wiener Weltausstellung 1873 zeigt E., der inzwischen (1872) in Würdigung seiner verschiedenen literarischen Leistungen von der philosophischen Fakultät der Universität in Tübingen den Doktortitel erhalten hatte, in erhöhter Tätigkeit auf literarischem und praktischem Schulgebiete. Nebst der Redaktion des offiziellen Ausstellungsberichtes über das österreichische Schulwesen wirkte E. auch in einem Komitee, das sich die dankenswerte Aufgabe gestellt hatte, auf dem Ausstellungsplatze ein modernes Schulhaus samt Zubehör herzustellen, das den durch Wissenschaft und Erfahrung geläuterten Anschauungen über den Volksunterricht entspräche. Dieses »österreichische Musterschulhaus« fand nebst großem Beifall vielfache Nachahmung.

Im Herbste 1873 wurde E. von den Städten und Märkten Oberkärntens zum Reichsratsabgeordneten gewählt. E.s erste Rede handelte über die Heranbildung des Klerus (1874), eine zweite betraf die permanente Unterrichts ausstellung, später abgedruckt im pädagogischen Literaturberichte von Dr. Kraus (1894). Ende September 1874 finden wir ihn als Teilnehmer an der Philologenversammlung in Innsbruck, ein Beweis, daß die Politik ihn nicht aus der Fühlung mit der Wissenschaft und der Schule brachte. Ja wie innig diese Beziehung verblieb, beweist eine Stelle seines obenerwähnten Tagebuches vom 15. April, wo er klagt, daß der Reichsrat und verschiedene Vereine seine Zeit so sehr in Anspruch nehmen, daß er zu literarischer Tätigkeit

nicht die nötige Sammlung gewinne. »Daraus ergibt sich eine Zersplitterung der Zeit, die mir unbehaglich zu werden beginnt« — setzt er hinzu. Auch manche Enttäuschung brachte ihm seine neue Stellung. »Im Abgeordnetenhause bot sich mir kein befriedigender Wirkungskreis« — schreibt er in einem selbstverfaßten *curriculum vitae* — »und ich benützte die erste Differenz mit den Ansichten meiner Wähler, um mich zurückzuziehen.« Am 19. Dezember 1875, also nach zweijähriger Tätigkeit im Parlamente, teilte er in einem Rundschreiben seinen Wählern mit, daß er sein Mandat niederlege, denn er sei nicht in der Lage, für die Predilbahn zu stimmen, wie es Villach wünsche. So ward in dem Parlamentarier die Rückkehr zu dem eigentlichen Lebensberufe beschleunigt, dem wiedergegeben er sich um die freigewordene Direktorstelle an der k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt St. Anna in Wien bewarb. Diese Anstalt sollte er nur ein Jahr leiten. Denn als im Herbste 1878 dem Theresianischen Gymnasium nach dem Ableben seines Direktors Dr. Heinrich Mitteis ein würdiger Nachfolger gegeben werden sollte, fiel die Wahl auf E. Im September 1878 wurde er zum Direktor des Theresianischen Gymnasiums ernannt. Was ihn bewog, nach so kurzer Zeit die Bildungsstätte zu St. Anna zu verlassen, gesteht er ehrlich in seinem *curriculum vitae*: »Obwohl mich mein Wirkungskreis am Pädagogium St. Anna in jeder Richtung befriedigte, so fühle ich mich doch in der Sphäre des Gymnasialunterrichtes, in der ich so lange Jahre gewirkt, heimischer.«

Im kräftigsten Mannesalter trat E. seinen neuen Dienstposten an, der bei der eigenartigen Organisation der Theresianischen Akademie, ihren Zielen und den hierzu gebotenen Mitteln dem Gymnasialdirektor, der zugleich Vizedirektor der Akademie ist, keine leichten Aufgaben stellt. Doch dem Arbeitsfrohen, der wiederholt, auch durch längere Zeit die Leitung der Gesamtakademie übernehmen mußte und an der Seite von vier Akademiedirektoren wirkte, versagte auch jetzt nicht Tatkraft noch Tatenlust, nicht Interesse noch Einsicht, und er durfte sich mit Recht der Anerkennung erfreuen, die ihm durch die Verleihung des Titels eines Regierungsrates ausgesprochen ward. An der Spitze eines trefflichen Lehrkörpers wirkte E. mit dem vollen Einsatze seiner reichen Erfahrung, seines umfassenden Wissens, seines vorbildlichen Lehrgeschickes, bis die zunehmenden Jahre, insbesondere ein fühlbarer werdendes Gehörgebrechen ihn nach fünfzehnjähriger, dem Theresianum 1878—1893 gewidmeter Dienstzeit zwang, um seine Versetzung in den bleibenden Ruhestand einzuschreiten. Unmittelbar vor seinem Scheiden aus der Aktivität konnte E., mit sich bereits vollständig einig abzutreten, in glänzender Weise zeigen, über welch organisatorisches Geschick, über welchen Reichtum an Erfahrung und über welche Arbeitskraft er verfüge. Denn als zu Pfingsten 1893 die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien tagte, war E. trotz seiner 64 Jahre mit jugendlicher Rüstigkeit als zweiter Präsident unermüdlich tätig, nachdem er schon vorher für das Gelingen dieses Kongresses sich an den schwierigen Vorarbeiten in Wort und Schrift erfolgreich beteiligt hatte. Kaum war die Festesfreude jener schönen Tage verrauscht, da reichte E. sein Pensionsgesuch ein. In einer besonderen Abschiedsfeier ehrte die Theresianische Akademie ihren Gymnasial- und Vizedirektor, dessen Bildnis zu dauernder Erinnerung das Konferenzzimmer des Gymnasiums ziert.

Doch ganz zu feiern, fühlte sich der zeitlebens Nimmermüde nicht veranlaßt, vielmehr trat er neuerdings an die Arbeit als Obmann der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte sowie als Mitglied der Leitung des Vereines Carnuntum, bis ihn die Zunahme körperlicher Beschwerden und Leiden zu ernstlichem Stillstande zwang. Wie er auch dort der Schule nicht vergaß, so vergaßen seiner nicht seine ehemaligen Schüler, seine Freunde, seine Berufsgenossen. Denn als er in Lovrana sein siebzigstes Geburtsfest 1899 feierte, da wollten im Kreise seiner Familie die nicht fehlen, die ihn dankbaren Herzens als ihren unvergeßlichen Lehrer verehrten, als treuen Freund mit unverminderter Herzenswärme liebten, als vorbildlichen Berufsgenossen hochschätzten. Dem Jubilar wurde nebst einer von nahezu 300 Teilnehmern aus den verschiedensten Ständen unterzeichneten Glückwunschadresse eine Denkmünze verehrt, die auf der Vorderseite das von Scharffs Meisterhand modellierte Bildnis des Siebzigjährigen trug, während die Rückseite — um mit der Adresse zu zu sprechen — »in nüchternen Namen und nüchternen Zahlen die Erinnerung an die Stätten seiner Lebenswirksamkeit« wecken sollte. Wie diese Kundgebung vom Herzen kam, so fand sie auch den Weg zum Herzen; sie durfte noch einmal mit aller Lebensfreude den Lebensmüden durchsonnen, in dem zwar der Geist mit erstaunlicher Frische regsam blieb, die leiblichen Kräfte aber immer drohender den Dienst versagten. Eine Änderung in der ärztlichen Behandlung und deren unerwarteter Erfolg vermochte allerdings für eine kurze Spanne Zeit die Hoffnung neu zu beleben, daß noch in weiter Ferne das Ende sei. Doch sein 75. Geburtstag, den er 1904 von Leiden gequält erlebte, war sein letzter — nach wenigen Wochen stand sein edles Herz stille zu ewiger Rast. Von Lovrana wurde der Leichnam nach Wien gebracht und unter ehrender Teilnahme auf dem Grinzinger Friedhofe am 20. März 1904 in die Erde gebettet.

So einfach sich der äußere Lebensgang E.s darstellt, so schwierig ist eine erschöpfende Darstellung des Lebenswerkes des Heimgegangenen, dessen Geiste ein merkwürdige, von gelehrtenhafter Einseitigkeit völlig abgekehrte Empfänglichkeit eigen war für alles Schöne und Wissenswerte, für Ideales und Praktisches.

Was ihm die österreichische Mittelschule verdanken sollte, ward günstig vorbereitet durch äußere Umstände. Aus bäuerlichen Verhältnissen entsprossen, verbrachte er in Klagenfurt und Graz, in Olmütz und Wien seine Lehrjahre in einer Zeit gärender Umformung der alten, abgelebten Schuleinrichtungen. In der alten Schule unterwiesen, konnte er wie die übrigen Pioniere des neuen Gymnasiums nicht nach bewährten Mustern sich seine Methode einrichten, sondern durch liebevolles Vertiefen in die vielfach neuen, von so mancher Seite als unausführbar verworfenen und bekämpften Grundsätze des Organisationsentwurfes vom Jahre 1849 mußte eine entsprechende neue Methode erst gefunden und durch wachsame Beobachtung erprobt werden. Hierin war es für einzelne Gegenstände, z. B. die klassischen Sprachen, gleich anfangs nicht so schlimm bestellt; hingegen die Behandlung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache, die bekanntlich vor 1849 keinen selbständigen Lehrgegenstand des österreichischen Gymnasiums bildete, war besonders in den oberen Klassen den bedenklichsten Mißdeutungen und

Schwankungen ausgesetzt, die durch das Erscheinen des dreibändigen Lesebuches für die oberen Klassen von dem Sektionsrate im Unterrichtsministerium J. Mozart (1851—53) zwar gemildert, aber nicht beseitigt wurden. Über diese Verhältnisse verdanken wir ein maßgebendes Urteil E. selber in dem Berichte über österreichisches Unterrichtswesen anläßlich der Wiener Weltausstellung 1873 (»Mittelschulen II, deutsche Sprache und Literatur«). Nicht das geringste Verdienst E.s war es, daß sein eigenes dreiteiliges Lehr- und Lesebuch für Obergymnasien die anziehenden Uhlandschen Darstellungen bezw. Inhaltsangaben der Dichtungen aus alter Zeit zuerst für die Schule und in ausgiebiger Weise verwertet hat. Der erste Band des E.schen Lesebuches erschien 1868 — er sollte die für das Studium der Literaturgeschichte notwendigen Vorbegriffe erläutern —, ihm folgte des zweiten Bandes erste Abteilung 1869, zweite Abteilung 1870 — dieser Band sollte die Literaturgeschichte selbst in streng schulgemäßer Form bieten — und endlich der dritte Band 1872, der entgegen dem Mozartschen Schlußbande zu einer Vorschule der allgemeinen Ästhetik unter Ausschluß des rein Abstrakten erweitert wurde. Wohl sind E.s Lesebücher heute außer Gebrauch, trotzdem die einzelnen Bände bis in die achtziger Jahre hinein an sieben Auflagen erlebten. Ein Schulbuch, das zwanzig Jahre und darüber erlebt, muß sein hohes Alter durch oft tief eingreifende Umarbeitungen erkaufen; dazu war aber E. nicht zu bewegen, trotzdem ihm in der Approbationserledigung der achten Auflage des ersten Bandes im trockenen Amtsstil angedeutet wurde, daß »für die Zukunft die Approbation neuer Auflagen nur nach gründlicher Umarbeitung des Buches, durch welche die Abweichungen vom vorgeschriebenen Lehrplane und den bezüglichen Instruktionen beseitigt wurden, in Aussicht genommen werde«, und wir bleiben ihm auch dafür zu Dank verpflichtet, daß sein Werk ein unverändertes Denkmal der Bedürfnisse seiner Zeit geblieben ist.

1877—1880 entstanden die vier Bände des E.schen Lesebuches für die unteren Klassen österreichischer Mittelschulen, die, zwar allseitig auf das freudigste begrüßt, sich neben den immer wieder aufgelegten Lesebüchern von Mozart und von Neumann-Gehlen nicht so recht durchzusetzen vermochten.

Um dieses Schulbuch, die Frucht zwölfjähriger Arbeit, lassen sich die in Zeitschriften, Broschüren und in Buchform veröffentlichten literarischen Arbeiten und die zahlreichen Vorträge über mannigfache Stoffe zu einem Gesamtbilde seines äußerst fruchtbaren Wirkens vereinen. Kurz nach der Gründung des Vereines »Mittelschule« (1860) wurde über E.s Antrag die Verfassung einer »Denkschrift« beschlossen, die den neuen Lehrplan gegen die unberechtigten und unbefugten Angriffe der Gegner verteidigen, zugleich aber auch manchen fachgemäßen Wünschen der Lehrer Ausdruck geben sollte. Mit der Ausarbeitung dieser dem Ministerium vorgelegten Denkschrift wurde der Antragsteller selber betraut. Über die Landtagsverhandlungen in Krain vom 12. Februar 1866 betreffs der Unterrichtssprache an den Mittelschulen hielt er einen Vortrag im Vereine »Mittelschule«, dann 1869 »Über Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung«. In das Jahr 1872 fällt sein Vortrag in der »Mittelschule«: »Über die deutschen Schulen in Wälschtirol«, 1875 »Über die Industrie im Dienste der österreichischen Schule«, 1876 »Bericht über die orthographische Ministerial-

kommission in Berlin« und »Über deutsche Aufsätze von Abiturienten österreichischer Mittelschulen«, 1877 »Die Überbürdungsfrage« u. a. Ihm, dem Mitbegründer des Vereines »Mittelschule«, an dessen Spitze er wiederholt, zuletzt 1876/77, gestanden war, fiel verdientermaßen die Aufgabe zu, 1887 anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Bestandes den Festvortrag zu halten und ein Jahr später 1888 zur Eröffnung des I. deutsch-österreichischen Mittelschultages in Wien die Versammlung in einer Ansprache zu begrüßen. Im Vereinsjahre 1895 sprach er zum letzten Male in diesem Kreise, als er seinem Freunde Schulrat Dr. Hermann Pick ergreifende Worte der Erinnerung widmete und endlich der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte und ihre österreichische Gruppe Teilnahme und Förderung zu wecken suchte.

Einzelne der angeführten Vereinsvorträge wurden in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien abgedruckt, an der mitzuarbeiten ihn bereits Bonitz aufgefordert hatte. Von selbständigen, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen möge erwähnt sein »Über polyglotte Mittelschulen vom didaktischen Standpunkte«, »Das Deutsche bei der österreichischen Maturitätsprüfung«, »Akzent und Quantität in der Theorie der deutschen Verskunst«, »Zur Geschichte der Romanze und Ballade in der deutschen Literatur«, »Der Nachmittagsunterricht in Deutschland«. Außerdem lieferte E. von 1864 bis 1896 eine stattliche Reihe Anzeigen und Besprechungen von Büchern für den deutschen Sprachunterricht, von Schriften zur deutschen Literatur, die österreichische Dialektforschung inbegriffen, und von geographischen Erscheinungen, insbesondere über die heimatlichen Berge und den Großglockner. E. war ein verläßlicher Kenner der Herrlichkeit unserer Alpenwelt, die er mit edler Begeisterung zu schildern verstand. Das hat er glänzend bewiesen als Mitarbeiter des Kronprinzenwerkes »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, für das er 1890 zum Bande »Kärnten« die landschaftliche Schilderung des Tauerngebietes, des Möll-, Lieser- und Maltatales 1888 lieferte. Schließlich sei noch der Mitwirkung E.s an der Zeitschrift für das Realschulwesen gedacht, die wiederholt Beiträge aus seiner Feder veröffentlichte.

Den Übergang zu den in Buchform erschienenen Schriften E.s mögen seine Gymnasialprogramme bilden und zwar: »Zur Geschichte des Vertrages von Verdun« (Olmütz 1855), »Abraham a Sancta Claras Redliche Red für die krainerische Nation« (Laibach 1857), »Geschichte der Glocknerfahrten« (Wien, akademisches Gymnasium 1861) und ebenda 1868 »Schiller in Marbach«, eine Arbeit, die er zum besten der Schillerdenkmale in Wien und in Marbach in demselben Jahre auch in Broschürenform erscheinen ließ. 1872 erschien seine »Vorschule der Ästhetik«, 1874 begründete E. unter dem Titel »Volksbildung und Schulwesen« eine Sammlung von Schriften, die gründlich und fachmännisch Angelegenheiten der Bildung und der Schule behandeln sollten in einer auch für das gebildete Publikum berechneten Weise. E. eröffnete diese bei Hölder in Wien erschienene Sammlung mit der kulturpolitischen Studie »Industrie und Schule in Österreich«, der er als drittes Heft in demselben Jahre seinen weitausblickenden Aufsatz »Ein österreichisches Schulmuseum« folgen ließ. Im Jahre 1875 erschien »Zur Geschichte der österreichischen Schulreform«, 1876 gab er Stelzhamers Liebesgürtel heraus, 1877 begründete

er Hölders historische Bibliothek für die Jugend, 1878 folgte die anläßlich der Pariser Weltausstellung im Auftrage des österreichischen Unterrichtsministeriums verfaßte »Übersichtliche Darstellung des österreichischen Volks- und Mittelschulwesens 1867—1877«, 1893 bot er eine orientierende Übersicht über die »Wanderversammlungen deutscher Philologen und Schulmänner« und 1894 eine Übersicht über »die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte«.

Seine Kenntnisse der alpinen Gebirgswelt machten ihn zu einem geschätzten Beiträger usw. der Jahrbücher bezw. der Mitteilungen des österreichischen Alpenvereines. Erwähnt werde sein Aufsatz »Goethe in den Alpen« (Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines 1866), dem ein Jahr später die Studie »Schiller in den Alpen« folgte. Ein bleibendes Verdienst E.s ist die fruchtbare Anregung zur Herausgabe einer Chronik durch den Wiener Goethe-Verein, in deren Spalten er zur Förderung der Bestrebungen dieses Vereines wiederholt sein maßgebendes Wort vernehmen ließ.

E. wirkte rege mit zur Errichtung des Schillerdenkmals in Wien und im Wiener Goethe-Verein, zu dessen Gründern er sich mit Stolz zählte und dessen Schriftführer er viele Jahre war.

Auszug aus Karl Ziwsa: Alois Egger von Möllwald. Ein Lebensbild. Sonderabdruck aus dem Jahresbericht des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie 1905. — Vgl. Wilhelm Scherer, Kleine Schriften. I. 748—758.

Fellner, Thomas, *Dr. phil.*, k. k. Regierungsrat und Archivdirektor im Ministerium des Innern, Privatdozent an der Universität Wien, * 17. April 1852 zu Schwanenstadt in Oberösterreich, † 22. April 1904 zu Wien. — Nach Beendigung seiner akademischen Studien in Wien, Berlin und Bonn widmete F. sich vorübergehend der Mittelschullaufbahn (1877—1879), trat hernach in den staatlichen Archivdienst über (24. Februar 1878) und wurde am 20. Juni 1886 zum Direktor des Archivs des k. k. Ministeriums des Innern ernannt, in welcher Stellung er, am 8. Februar 1901 mit Titel und Charakter eines Regierungsrates ausgestattet, bis zu seinem Tode verblieb. Nebenher hat er durch einige Jahre die Bibliothek des k. k. Unterrichtsministeriums verwaltet und sich im Jahre 1880 als Privatdozent für alte Geschichte an der Wiener Universität habilitiert. Themen der alten Geschichte, vornehmlich der Geschichte des perikleischen Zeitalters, galten auch seine früheren Arbeiten: »Zur Chronologie und Pragmatik des Hermokopidenprozesses.« (Wiener Studien 1879.) »Zur Geschichte der attischen Finanzverwaltung im fünften und vierten Jahrhundert.« (Sitz.-Ber. der phil.-hist. Kl. der Ak. d. Wiss. 95, 1879.) »Forschung und Darstellungsweise des Thukydides, gezeigt an einer Kritik des achten Buches« (Wien 1880). »Zu Xenophons Hellenika.« (Histor. Untersuchungen, Arnold Schäfer gewidmet. Bonn 1882.) Dann brachte ihn seine archivalische Tätigkeit dem Studium der österreichischen Verwaltungsgeschichte, des österreichischen und ungarischen Staatsrechts näher und er vertiefte sich darin so sehr, daß er wohl als der gründlichste Kenner dieser Materien gelten konnte. Einige kleine, aber belangvolle Arbeiten sind im Zusammenhange mit diesen Studien erwachsen: »Zur Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung« I. (1493—1848). (Mitteilungen d. Instit. f. österr. Geschichtsforschung. VIII. 1887). Eine Rezension des Buches von Bidermann, Geschichte

der österreichischen Gesamtstaatsidee, (ebenda XV. 1894), die den Wert einer selbständigen Abhandlung besitzt. »Über einen Widerspruch zwischen dem *»Pactum mutuae successionis«* von 1703 und der pragmatischen Sanktion von 1713«. (Festgaben für Büdinger. Innsbruck 1898.) Seine Haupttätigkeit vereinigte F. aber Jahre hindurch auf Sammlung von Material und vorbereitende Studien zu einer zusammenfassenden, eingehenden Geschichte der Zentralverwaltung von Österreich, deren erster Teil die Zeit bis zur Vereinigung der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei unter Maria Theresia 1749, der zweite Teil die Zeit von 1749—1848 hätte umfassen sollen. Schon hatte er das Material zu jenem ersten Teile fast vollständig gesammelt oder sammeln lassen und auch den größeren Teil der Darstellung vollendet, da fällte den bis dahin kerngesunden Mann ein mit schrecklicher Plötzlichkeit hereinbrechendes Nervenleiden.

F. war eine selten liebenswürdige Natur voll herzlicher Natürlichkeit und allem gemachtem Wesen durchaus abhold; frisch und lebhaft in Auffassung und Rede; dabei voll bescheidenen Lerneifers bis in die letzten Tage. Seiner Eigenart entsprach es mehr, sich rezeptiv als produktiv zu betätigen; seine Belesenheit auf allen Gebieten der Geschichte und der damit verwandten, namentlich juristischen und nationalökonomischen Disziplinen war erstaunlich. Seine an Pedanterie grenzenden Anforderungen an Verläßlichkeit und Genauigkeit schriftlicher Darstellung ließen es ihn namentlich in zunehmenden Lebensjahren schwer über sich bringen, selbst nur einen Aufsatz, geschweige denn ein Buch aus der Hand zu geben. So hat er sich zum Schaden der Wissenschaft nur wenig literarisch betätigt. Erst nach der Vollendung und Veröffentlichung seines großangelegten Werkes von befreundeter Seite, die für das Folgejahr zu erwarten steht, wird Thomas Fellners wissenschaftliche Bedeutung recht gewürdigt werden können.

Dr. Heinrich Kretschmayr.

Embde, Ernestine Emilie Marie von der, Malerin, * 10. Dezember 1816 zu Kassel, † 14. Mai 1904 daselbst. — Sie war die Tochter des Kasseler Malers August v. d. E., der ursprünglich nur Emden hieß, seit 1830 aber seine Bilder mit dem volleren Namen v. d. E. bezeichnete. Ihre Mutter war Charlotte Henschel, eine Schwester des Bildhauers Werner Henschel, der besonders durch sein Fuldaer Bonifaciusdenkmal sich einen Namen gemacht hat. Wie ihre ältere Schwester Karoline, die später den Juristen Klauhold heiratete und auch als Malerin hervorgetreten ist, wurde sie schon früh die Schülerin ihres Vaters und später seine Gehülfin im Atelier. In ihrer Jugend machte sie verschiedene Kunstreisen nach Dresden und München, kehrte dann aber dauernd zu ihrem Vater zurück, dem sie bei seinen Arbeiten zuletzt unentbehrlich war. So folgte sie als seine treue Mitarbeiterin, die dem älter werdenden Maler die mechanischen Arbeiten mehr und mehr abnahm, auch ganz seinen künstlerischen Spuren. August v. d. E. war anfangs Porträtmaler gewesen (die Bilder mehrerer hessischer Landgrafen in der Schloßkuppel zu Wilhelmshöhe sind z. B. von ihm gemalt), warf sich dann aber auf das Fach des Genrebildes, in dem er Vortreffliches, besonders in seinen Szenen aus dem oberhessischen Volksleben, geleistet hat. Auch seine Tochter Emilie widmete sich der Bildnismalerei, wobei ihr namentlich zahlreiche Kinder-

porträts wohl gelangen. In ihren Genrebildern bevorzugte sie gleichfalls Kinderszenen und ländliche Charakterstudien aus der Umgegend von Kassel. Mit besonderer Vorliebe und gewissenhaftem Fleiße wandte sie sich später der Blumenmalerei zu und hinterließ als hauptsächliche Frucht dieser Tätigkeit ein ungemein gewissenhaft ausgearbeitetes umfangreiches Album der hessischen Flora in Wasserfarben. Nach dem Tode ihres Vaters (1862) lebte sie mit zwei jüngeren, gleichfalls unverheirateten Schwestern zusammen, die sie beide überlebte. In ihrem Heim sammelte sie die Gipsabgüsse der Werke ihres Oheims Henschel, der schon 1850 in Rom verstorben war, neben sonstigen Kunstschätzen, die zum Teil nach ihrem Tode in den Besitz der Murhardbibliothek der Stadt Kassel übergingen.

Strieder, Hess. Gelehrtengeschichte 20, 94. — Casseler Tageblatt vom 19. Mai 1904. — Hessenland 18, 174. Ph. Losch.

Schell, Wilhelm Joseph Friedrich Nikolaus, Mathematiker, * 31. Oktober 1826 zu Fulda, † 13. Februar 1904 zu Karlsruhe. — S. war der Sohn des Domkapitularsyndikus Jakob S. in Fulda. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis Ostern 1846 und studierte darauf in Marburg und Berlin Naturwissenschaften und Mathematik. 1851 erwarb er sich zu Marburg die philosophische Doktorwürde und habilitierte sich noch im selben Jahre in der philosophischen Fakultät dieser Universität für Mathematik. 1856 zum außerordentlichen Professor ernannt, nahm er 1861 einen Ruf an das Polytechnikum zu Karlsruhe an, wo er als *Prof. ord.* theoretische Mechanik und synthetische Geometrie zu lehren hatte. Dieser Anstalt, die 1865 den Charakter und 1885 auch den Namen einer technischen Hochschule erhielt, ist er bis an sein Lebensende treu geblieben. Für das Studienjahr 1871/72 wurde er zu ihrem Direktor gewählt. Daneben war er seit 1868 außerordentliches Mitglied des Großherzogl. Oberschulrats und zugleich seit dieser Zeit Bibliothekar der Hochschule. 1872 erfolgte seine Ernennung zum Hofrat, 1880 zum Geheimen Hofrat. Im August 1901 wurde er auf sein Ansuchen unter Anerkennung seiner vierzigjährigen ausgezeichneten Dienste in den Ruhestand versetzt, blieb aber Mitglied der Abteilung für Mathematik und allgem. bildenden Fächer der Techn. Hochschule. S.s Hauptschriften sind: »Allgemeine Theorie der Kurven doppelter Krümmung in rein geometrischer Darstellung.« Leipzig 1859. 2. Auflage 1898, und »Theorie der Bewegung und der Kräfte. Ein Lehrbuch der theoretischen Mechanik.« Leipzig 1870. 2. Auflage in 2 Bdn. 1879. Daneben gab er eine Bearbeitung der Reichsgewerbeordnung (Düsseldorf 1883) heraus und veröffentlichte in Fachzeitschriften eine Reihe von Aufsätzen aus dem Gebiete der Mathematik und musikalischen Akustik.

Progr. d. Techn. Hochschule zu Karlsruhe 1904/05 S. 83. — Poggendorff, Biogr.-lit. Handwörterb. 2, 785. 3, 1181. 4, 1319. Ph. Losch.

Sallmann, Carl Johann Ernst Bernhard, Pfarrer, * 20. Januar 1837 zu Kassel, † 25. Juni 1904 zu Kirchhain in Oberhessen. — S., dessen Vater Pfarrer Ernst S. eine angesehene Privatschule in Kassel leitete, studierte in Marburg und Göttingen Theologie und Philologie und erhielt nach Bestehen des theologischen Examens 1859 eine Stelle als Hilfspfarrer an der lutherischen Kirche zu Kassel. Zu gleicher Zeit fragte das Kuratorium der Esthländischen

Ritter- und Domschule zu Reval bei den theologischen Fakultäten zu Marburg und Göttingen an, ob sie aus den letzten Jahrgängen der theologischen Kandidaten einen geeigneten Religionslehrer namhaft machen könnten. Von beiden Seiten wurde S. empfohlen und erhielt darauf unter günstigen Bedingungen die Stelle eines Oberlehrers an dem genannten Institute, die er im folgenden Jahre antrat. Mehr als 25 Jahre war er in dieser Stellung in der Hauptstadt Esthlands tätig, indem er zugleich eifrig für das schon damals hart bedrohte Deutschtum der Ostseeprovinzen wirkte. Mit besonderer Liebe warf er sich auf das Studium der deutschen Sprache in diesen Landen und hat die Resultate seines Forschens in mehreren fleißigen Arbeiten über die deutsch-esthnische Mundart niedergelegt. Seine »Lexikalischen Beiträge zur deutschen Mundart in Esthland«, die er 1877 veröffentlichte, trugen ihm die philosophische Doktorwürde der Universität Jena ein. Schon vorher hatte er sich mit der Persönlichkeit seines hessischen Landsmannes Burkard Waldis beschäftigt, der zu den Zeiten der Revolution nach den Ostseeprovinzen ausgewandert war und nach mancherlei Schicksalen zu Riga später wieder nach Hessen zurückkehrte und dort evangelischer Pfarrer wurde. S. folgte den Bahnen seines Landsmannes und Kollegen, über den er 1874 ein kleines Schriftchen veröffentlichte, insofern, als auch er im Jahre 1886 seine Stellung an der Revaler Ritterschule aufgab und in die Heimat zurückkehrte. Fünf Jahre lebte er dann als Privatmann in seiner Heimatsstadt Kassel, bis er im Jahre 1891 die lutherische Pfarrstelle zu Kirchhain bei Marburg übernahm, die er noch 13 Jahre bis zu seinem Tode verwaltete. S. war ein fleißiger Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten. Er gab u. a. ein mehrfach aufgelegtes »Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten« heraus, veröffentlichte volkskundliche und literar-historische Arbeiten und mehrere theologische Schriften, in denen er u. a. gegen Majunkes fragwürdige Entdeckung von »Luthers angeblichem Selbstmord« und gegen die Jesuiten polemisierte.

Familiennachrichten. — Hessenland 18, 183. — Kasseler Tageblatt vom 29. Juni 1904. — Kürschners Literatur-Kalender.

Ph. Losch.

Schneider, Heinrich Justus Joseph, Geheimer Sanitätsrat, * 15. Februar 1842 zu Fulda, † 8. April 1904 daselbst. — S. entstammte einer alten fuldischen Ärztefamilie. Sein Großvater war der Hofchirurg Johann Matthias S., sein Vater der Geheime Medizinalrat Joseph S., der sich als Landphysikus durch die Einführung der Blatternimpfung im Bistum Fulda verdient gemacht hat. Auch Justus S. widmete sich dem ärztlichen Berufe. Er studierte in Würzburg, München, Wien und Marburg und ließ sich dann in seiner Vaterstadt Fulda als Arzt nieder. Später wurde er zum Kreisphysikus, dann 1886 zum Direktor des Landkrankenhauses zu Fulda ernannt, das unter seiner Leitung bedeutend erweitert und in seinen Einrichtungen vervollkommnet wurde. S. war ein sehr gesuchter Arzt und trotz seiner derben, manchmal sogar schroffen Art den Patienten gegenüber eine sehr beliebte und populäre Persönlichkeit. Eines besonderen Rufes erfreute er sich als tüchtiger Chirurg, dessen Operationen fast immer gelangen. Neben seiner ärztlichen Berufstätigkeit, in der er 1894 den Titel Sanitätsrat und später den Geheimratstitel erhielt, wirkte der vielseitige Mann auch noch auf verschiedenen anderen Gebieten. Wie sein Vater, der als Herausgeber der Buchonia zu den besten

Kennern der Fulder Geschichte gehört hatte, trieb er eifrig historische Studien mit besonderer Berücksichtigung seines buchonischen Heimatlandes. Von seinen geschichtlichen Arbeiten sei der Aufsatz über »Die Ritterburgen der Abtei Fulda« in der Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins Bd. 27 (1892) erwähnt, der Landaus Werk über die hessischen Ritterburgen ergänzt. Noch in anderer Beziehung trat S. in die Fußstapfen seines Vaters, den man den »Rhönvater« genannt hatte, ein Ehrenname, der mit wohlverdientem Recht auf den Sohn überging. Wie kein anderer sorgte und wirkte er für die Durchforschung und Erschließung des einst so verschrieenen Rhöngebirges. Wenn jetzt die wirtschaftliche Lage des dortigen armen Gebirgsvolkes besonders durch den alljährlich sich steigernden Fremdenverkehr sich erheblich gebessert hat, so darf man S. getrost das Hauptverdienst an dieser Bewegung zuschreiben. Im Jahre 1876 begründete er zu Gersfeld den Rhönklub, der aus kleinen Anfängen zu einem großen Verein erwuchs und dafür gesorgt hat, daß die früher vom Verkehr ganz abgeschlossene Rhön jetzt alljährlich das Ziel vieler Tausende von Reisenden und Touristen geworden ist. Manche Ursprünglichkeit und Einfachheit der Sitte und des Volkslebens, wie sie W. H. Riehl einst aus diesem Land der armen Leute so schön geschildert hat, ist freilich dabei verloren gegangen, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sich die soziale Lage der Bevölkerung durch die neuere Entwicklung entschieden gebessert hat. S. war 28 Jahre lang Präsident des Rhönklubs und arbeitete dabei noch mit der Feder fleißig für die Erschließung des Gebirges. Sein trefflicher Rhönführer erschien zuerst 1877 und erlebte mehrere Auflagen. Daneben beschrieb er einzelne Punkte genauer wie die Kurorte Kissingen, Gersfeld und Salzschlirf. Auch von seiner Vaterstadt Fulda gab er 1881 einen Führer heraus und widmete seiner geliebten Milseburg, »der Perle der Rhön«, eine besondere kleine Schrift (1892). An ihrem Fuße gedenkt der Rhönklub ein Denkmal zu Ehren seines Begründers und langjährigen Vorsitzenden zu errichten. Die Persönlichkeit S.s wird aber auch ohne Denkmal im Buchenlande so bald nicht vergessen werden.

Ungedruckte Autobiographie. — Nekrol. von H. Schoen in Hessenland 18, 115.

Ph. Losch.

Vogt, Karl Johann Wilhelm Philipp Gideon, Gymnasialdirektor a. D., * 31. Dezember 1830 zu Kassel, † 30. April 1904 daselbst. — V. war ein Sohn des aus Eisenach stammenden kurhessischen Seminarinspektors August Wilhelm Jakob V., der sich als Schulreferent im Ministerium des Innern große Verdienste um das hessische Volksschulwesen erworben hat und 1863 als Archivrat in Kassel gestorben ist. Gideon V. besuchte von 1840—1849 das Kasseler Gymnasium und studierte sodann in Marburg Philologie. Nach Bestehen seines Staatsexamens war er ein Jahr lang, von 1853—1854, als Praktikant am Kasseler Gymnasium beschäftigt und nahm dann eine Stelle an der *Institution Dor* zu Vevey in der Schweiz an. Nach zwei Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück und wirkte an dem Kasseler Gymnasium als beauftragter Lehrer bis zum Jahre 1858, wo er an das Gymnasium zu Elberfeld berufen wurde. Inzwischen hatte er im Jahre 1857 durch die Dissertation »*De rebus Megarensibus usque ad bella Pers.*« sich die philosophische Doktorwürde errungen. Seine hervorragende pädagogische Befähigung veranlaßte

schon 1862 die Berufung des kaum 31 jährigen zum Direktor des fürstlichen Gymnasiums in Korbach, eine Stellung, die er 1867 mit der gleichen am Gymnasium zu Wetzlar vertauschte. Drei Jahre später wurde er als Nachfolger von Georg Matthias zum Gymnasialdirektor in Kassel ernannt und kehrte somit an dieselbe Anstalt zurück, der er seine Ausbildung verdankte und an der er seine Laufbahn als Schulmann begonnen hatte. V. besaß in hohem Grade alle die Eigenschaften, die für seine Stellung als Leiter einer altrenommierten Gelehrtenschule wie auch speziell für ihn als selbstunterrichtenden Lehrer erforderlich waren. Das von Landgraf Friedrich II. von Hessen 1779 als *Lyceum Fridericianum* begründete Kasseler Gymnasium hatte von jeher einen guten Ruf genossen namentlich seit seiner Reorganisation im Jahre 1835. V. machte es sich zur Aufgabe, diesen Ruf aufs neue zu gründen und zu befestigen, und das ist ihm in seiner fast 23 jährigen Tätigkeit als Leiter der Anstalt auch wohl gelungen. Er hatte eine besondere Gabe, sich Autorität zu verschaffen, ohne daß etwa seine Schüler vor übertriebener Strenge sich zu fürchten brauchten, und da er das Glück hatte, ein mit wenigen Ausnahmen vortreffliches Lehrerkollegium zur Seite zu haben, das ihn willig und gerne in seinem Streben unterstützte, so konnte er mit der größten Befriedigung auf die Resultate seiner segensreichen Amtstätigkeit blicken. Welch hohes Vertrauen in seine pädagogischen Fähigkeiten und die Arbeit der von ihm geleiteten Schule gesetzt wurde, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß im Jahre 1874 der damalige Kronprinz von Preußen seinen ältesten Sohn Wilhelm, den jetzt regierenden deutschen Kaiser, dem *Lyceum Fridericianum* in Kassel anvertraute. Vielleicht mag bei dieser Wahl etwas die Absicht mitgesprochen haben, der annektierten Stadt Kassel einen Ersatz für den verbannten kurfürstlichen Hof durch die prinzliche Hofhaltung zu gewähren — auch Prinz Heinrich von Preußen besuchte damals eine Kasseler Schule —, ausschlaggebend war aber gewiß die Überzeugung, daß der künftige Erbe der preußischen Krone in der von V. geleiteten Anstalt in besonders guten Händen und sein Bildungsgang Fachleuten ersten Ranges anvertraut war. Vom Herbst 1874 bis zum Januar 1877 besuchte der Prinz die Klassen Obersekunda bis Oberprima des Gymnasiums, und V. hielt streng darauf, daß er ebenso wie die anderen Schüler behandelt wurde und in der Schule nicht etwa um seines Standes willen außerordentliche Vergünstigungen genoß. V. selbst unterrichtete in den von dem Prinzen besuchten Klassen im Lateinischen und Griechischen und las mit seinen Schülern den Horaz, Sophokles und griechische Lyriker. Als Prinz Wilhelm im Januar 1877 das Abiturientenexamen bestanden und am 23. Januar aus der Schule entlassen wurde, der er 2½ Jahre angehört hatte, da fehlte es nicht an Auszeichnungen für V. und das Lehrerkollegium, und die hohen Eltern des Prinzen sprachen insbesondere dem Direktor ihre »dankbare Anerkennung« aus für die »günstigen Ergebnisse, welche der Besuch des Kasseler Gymnasiums für die geistige Entwicklung und Bildung ihres ältesten Sohnes gehabt«. Es läßt sich denken, daß dieses Zeugnis wie überhaupt der Besuch dieses hohen Schülers den Ruf des Kasseler Gymnasiums für die Folgezeit nicht wenig steigerten. Eine ganze Reihe von Familien aus den fürstlichen und hochadeligen Häusern Deutschlands folgten dem Beispiel des preußischen Kronprinzenpaares und vertrauten ihre Söhne dem *Lyceum Fridericianum* an.

Abgesehen von dem Zuzug dieser fürstlichen Schüler (es seien u. a. nur die Prinzen von Waldeck, Sachsen-Weimar, Solms, Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Stolberg, Wied, Schönburg genannt), steigerte sich der Besuch des Gymnasiums derartig, daß im Jahre 1886 ein Teil der Anstalt von ihr getrennt und als ein neues »Wilhelmsgymnasium« begründet werden mußte. V. behielt die Leitung der alten Stammschule, die seit der Spaltung den Namen »Friedrichsgymnasium« führte und von ihm in der alten bewährten Weise weiter geleitet wurde. So ehrenvoll das Vertrauen so vieler hohen Eltern auch für den Direktor und seine Anstalt sein mußte, so sollte doch eine Zeit kommen, in der gerade die Erinnerung an den Schulbesuch seines vornehmsten Schülers zu einem kritischen Umschwung in der öffentlichen Meinung weiter Kreise über das Kasseler Gymnasium führte. Im Dezember 1890 fand in Berlin die Konferenz zur Beratung einer Reform des höheren Schulwesens statt. Kaiser Wilhelm II. eröffnete die Verhandlungen in eigner Person mit einer Rede, in der er dem humanistischen Gymnasium in seiner jetzigen Form gewissermaßen den Krieg erklärte und zwar unter Berufung auf seine eigenen, auf dem Gymnasium gemachten Erfahrungen. Die Einzelheiten dieser Rede, verbunden mit anderen, damals bekannt werdenden scharfen Äußerungen des Kaisers über seine Gymnasialzeit, erregten großes Aufsehen und führten zu einer wahren Hetze in der Presse gegen das Kasseler Gymnasium und seinen hochverdienten Leiter. Ohne jegliche Kritik nahm man nun in weiten Kreisen an, daß an dem Kasseler Gymnasium wahrhaft ungeheuerliche Zustände herrschten oder wenigstens geherrscht haben mußten, und selbst die Kreise, die den kaiserlichen Reformideen gegenüber das alte humanistische Gymnasium im allgemeinen verteidigten, benutzten dabei das Kasseler Gymnasium als willkommenen Sündenbock, der zur Rettung der anderen geopfert werden sollte. Man bedauerte schmerzlich, daß Se. Majestät als Prinz Wilhelm das Gymnasium in einem besonders schlechten Exemplar kennen gelernt habe, das sich von den altpreußischen Schulen auf das auffallendste unterschieden haben müsse. Ja man ging so weit, dem Direktor Taktlosigkeit und pädagogische Pedanterie vorzuwerfen, weil er beim Eintritt des preußischen Prinzen die Forderung der »unbedingt gleichmäßigen Behandlung« gestellt und nachher dies Prinzip dem hohen Schüler gegenüber bis zum Extrem durchgeführt habe. Diese gewiß unbeabsichtigte Wirkung der kaiserlichen Rede hatte zur Folge, daß im weiteren Verlauf der Schulkonferenz Geh. Rat Hinzpeter, der ehemalige Erzieher des Kaisers, ein amtliches Telegramm an den Direktor V. veranlaßte mit der feierlichen Erklärung, »daß das Kasseler Gymnasium an seinem kaiserlichen Zögling seine Schuldigkeit voll getan und die in dasselbe gesetzten Erwartungen in hohem Maße erfüllt habe«. Damit war aber die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die von der Öffentlichkeit maßlos angegriffenen Kasseler Lehrer und insbesondere ihr Direktor schwer unter diesen Angriffen leiden und mit Recht eine Erschütterung ihrer Autorität und Disziplin befürchten mußten. Der am meisten angegriffene Direktor V. war eine viel zu taktvolle und noble Natur, um sich gegen diese Verunglimpfungen öffentlich zu verteidigen und damit gewissermaßen auch gegen seinen ehemaligen hohen Schüler Stellung zu nehmen, und er sorgte auch dafür, daß aus dem Kreise seiner mit ihm angegriffenen Mitarbeiter keiner das Wort zu einer öffentlichen Abwehr ergriff,

so erwünscht das vielleicht auch manchem gewesen wäre. So war es nur ein ehemaliger Schüler der siebziger Jahre, der in einer anonymen Schrift »Das Kasseler Gymnasium« (1891) eine Lanze für das alte *Lyceum Fridericianum* brach und mit warmen Worten seinen Direktor und seine Lehrer gegen die unverdienten Angriffe in Schutz nahm. Seine Ausführungen durften um so mehr Anspruch auf Gültigkeit machen, als sie von einem Vertreter der exakten Wissenschaften herrührten, der die Vortrefflichkeit des realistischen Unterrichts in dem humanistischen Gymnasium dankbar anerkannte.

Die Wogen der Aufregung glätteten sich bald wieder, aber ein Stachel mochte doch in der Brust des in seinem ehrlichen Streben zuletzt einseitig verkannten Schulmannes zurückgeblieben sein. Als im nächsten Jahre 1891 Kaiser Wilhelm II. nach Kassel kam (kurz vorher hatte er sein lebensgroßes Bild dem Gymnasium übersenden lassen), da sprach er sein Bedauern aus, daß sein ehemaliger Direktor aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub angetreten hatte und nicht anwesend war. Der Kaiser war auch in der Folgezeit bemüht, V. zu zeigen, daß seine frühere Kritik ohne jede Spitze gegen seinen ehemaligen Lehrer geschehen sei. Er erteilte ihm mehrfache Auszeichnungen als Beweise seines Wohlwollens, gab ihm den Geheimratstitel und zog ihn bei späteren Besuchen in Kassel öfters zur Tafel. V. hatte aber inzwischen mehrmals seine Pensionierung beantragt und am 1. April 1893 nach fast 23jähriger gesegneter Tätigkeit sein Amt wirklich niedergelegt. Noch elf Jahre lebte er im Ruhestand in seiner Vaterstadt, bis er am 30. April 1904 daselbst verschied, betrauert von seinen Mitarbeitern und zahlreichen Schülern, die seiner vornehmen, gerechten und edlen Persönlichkeit in Dankbarkeit und Hochachtung gedenken.

Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen seine umfangreiche, gediegene Monographie über »Das Leben und die pädagogischen Bestrebungen des Wolfgang Ratichius«, die er in mehreren Programmen 1876—1882 herausgab, außerdem seine »Statistischen Rückblicke auf die Geschichte des Kasseler Gymnasiums«, Kassel 1885, die als Festschrift zur 50jährigen Feier der Reorganisation der Schule erschienen. Seine wertvolle pädagogische Bibliothek wurde 1903 von Jacques Rosenthal in München erworben.

Kasseler Gymn.-Programme. — Hessenland 7, 93. 18, 126. — (Th. Descoudres) Das Kasseler Gymnasium der siebziger Jahre. Berlin 1891 S. 49 ff. — Flach, Ein Erinnerungsblatt in: Nordd. Allgem. Zeitung v. 15. Mai 1904. — Portr. in Weltspiegel (Beil. z. Berl. Tagebl.) 1904 Nr. 41.

Ph. Losch.

Fellner, Stephan Karl, Schotten-Prior, * 15. Oktober 1848 zu Wien, † 1. April 1904 ebenda. — F.s Vater war Oberlehrer zu Weinhaus (jetzt XVIII. Bezirk Wiens). Die Gymnasialstudien machte der auf den Namen Karl getaufte Knabe am Schotten-Gymnasium und trat nach Vollendung derselben in das Stift Schotten ein, wo er bei der Einkleidung am 21. September 1867 den Namen Stephan erhielt.

Am 1. Oktober 1871 legte F. Stephan die feierlichen Gelübde ab und am 21. Juli 1872 wurde er nach Vollendung der theologischen Studien an der Wiener Universität zum Priester geweiht. Die Primiz feierte F. Stephan am 4. August desselben Jahres in der Stiftskirche.

Vom Herbste 1872 an widmete sich F. naturwissenschaftlichen Studien an der Wiener Universität und legte 1877 die Gymnasiallehramtsprüfung ab. Im September dieses Jahres begann er am Schotten-Gymnasium seine Tätigkeit als Professor für Naturgeschichte. Als solcher tat er besonders viel für das naturhistorische Kabinett. Tiefgehend war der Eindruck, den Person und Vortrag dieses Lehrers auf die Schüler übten. Von 1900—1903 besuchte seine Unterrichtsstunden in der öffentlichen Schule Erzherzog Karl Franz Joseph. Privat unterrichtete er in den realistischen Fächern die Mitglieder des kaiserlichen Hauses: Maria Theresia, Franz Salvator, Carolina, Albrecht Salvator, Maria Raineria, Maria Immaculata und Herzog Ulrich von Württemberg.

Seit 1887 war F. der Reihe nach Mitglied des Orts-, Bezirks-, Landesschulrates. Doch blieb er nur von 1887—1891 Mitglied des Gemeinderates der Stadt Wien und infolge Scheidens aus demselben erlosch 1892 auch seine Mitgliedschaft im Landesschulrat.

Zeugen des wissenschaftlichen Arbeitens F.s sind: die Gymnasialprogramme »Albertus Magnus als Botaniker«, 1881, und »Die geographische Verbreitung der Pflanzen und Tiere«, 1885; die Abhandlungen in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien: »Der Homerische Bogen«, 1895 und »Naturgeschichtliche Bemerkungen zu Homers Il. II. 305 ff.« 1896. Als selbständige Verlagsschriften erschienen: »Kompendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im 9. Jahrhundert«, Berlin 1879, und »Die Homerische Flora«, Wien 1897.

Am 18. Mai 1901 wurde P. Stephan zum Prior des Stiftes Schotten von dem neugewählten Abte Leopold Rost ernannt, behielt aber, um nicht ganz von dem ihm lieben Verkehr mit der studierenden Jugend zu scheiden, noch fünf Stunden Gymnasialunterricht bei. Doch der irdische Gefährte des so strebsamen Geistes war erschöpft. Seit 17. September 1903 schwer leidend, vertauschte P. Stephan am 1. April 1904 das Zeitliche mit dem Ewigen. Auf seinen und seiner Brüder besonderen Wunsch wurde der Leib im Grabe der Eltern auf dem Zentralfriedhofe beigelegt.

Leben und Wirken des hochwürdigen Herrn P. Stephan wurden von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit gewürdigt. Kardinal Gruscha zeichnete ihn am 3. Dezember 1902 durch die Ernennung zum f. e. geistlichen Rat aus und Se. Majestät ernannte ihn am 20. Oktober 1903 zum Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Klasse. Einen Nachruf an den Seligen enthält der Jahresbericht des Schotten-Gymnasiums 1904. S. 26—33.

C. Wolfsgruber.

Hofmeister, Gotthilf Christian Adolph, I. Bibliothekar der Großherzoglichen Universitätsbibliothek zu Rostock, * 21. September 1848 zu Gera, † 29. Dezember 1904 zu Rostock. — H. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das Rutheneum zu Schleiz, und seit Ostern 1867 das Kgl. Stiftsgymnasium zu Zeitz, wo er unter dem 21. September 1871 das Reifezeugnis erhielt. Hierauf studierte H. sechs Semester in Halle, wo er auch aktiv war, klassische und germanische Philologie, war dann längere Zeit Hauslehrer in der Provinz Posen, erhielt am 16. Dezember 1876 von der Rostocker philosophischen Fakultät das Doktordiplom und bestand am 12. Januar 1878 in Halle die mündliche Prüfung *pro facultate docendi.* Nachdem er bereits

Michaelis 1876 als Volontär bei der Universitätsbibliothek in Halle eingetreten war, ging er Neujahr 1878 in gleicher Eigenschaft an die Rostocker Universitätsbibliothek. Hier wurde er am 20. Juni 1878 II., am 18. April 1894 I. Kustos und am 18. März 1896 I. Universitätsbibliothekar. — H. hat eine umfassende literarische Tätigkeit entfaltet. Seine Dissertation (1877) behandelt ein Thema aus der klassischen Philologie: »Über Gebrauch und Bedeutung des *Iota demonstrativum* bei den attischen Rednern«. Auf demselben Gebiet liegen: »Zu Ciceros *De natura deorum* III, 84« (Hermes, II) und »Zur Handschriftenkunde des Sallustius« (Philologus, Jahrg. 39). Nach seiner Übersiedelung nach Rostock aber zog ihn, den Thüringer, niederdeutsche Geschichte, Sprache und Literatur ganz besonders an. So bewegen sich in der Folge seine Arbeiten durchaus in dieser Richtung. In den früheren Jahren seiner Rostocker Tätigkeit stehen sie meist in Zusammenhang mit seiner Bearbeitung von Wiechmanns »Mecklenburgs altniedersächsische Literatur«, ein Werk, das er neu herausgab und von dem einzelnes separat erschienen ist, in späterer Zeit mit der Herausgabe der Rostocker Universitäts-Matrikel, von der er von 1889—1904 vier Bände hat erscheinen lassen, welche den Zeitraum 1419—1798 umfassen. An einer zusammenhängenden Geschichte des Rostocker Studentenlebens und der Universität Rostock in größerem Maßstabe hat ihn der Tod gehindert. Immerhin aber verdanken wir H. außer der erwähnten Matrikelherausgabe die Schriften: den Artikel »Rostock« in Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen, Berlin 1901; »Die Geschichte und Entwicklung der Landesuniversität« in Festschrift der XXVI. Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege gewidmet von der Stadt Rostock, Rostock 1901; »Die Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Universität Rostock« in: Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich. Aus Anlaß der Weltausstellung in St. Louis herausgegeben von W. Lexis. Band I: Die Universitäten. Berlin 1904. Ferner ist H. Herausgeber von »Ein Loszbuch aus der Karten gemacht«, Rostock 1890 und war weiter betätigt an dem mehrbändigen Werk von Schlie, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Seine sonstigen zahlreichen wertvollen, auf Mecklenburg und Niederdeutschland bezüglichen Arbeiten, deren Aufzählung im einzelnen zu umfangreich sein würde, hat er in folgenden Zeitschriften veröffentlicht: Rostocker Zeitung, Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Mecklenburgische Anzeigen, Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Hansische Geschichtsblätter, Rostocker Anzeiger, Quartalsberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. Hier sind auch die gehaltvollen, meist in Zeitschriften veröffentlichten Vorträge zu erwähnen, die H. in den Sitzungen des Vereins für Rostocker Altertümer hielt, zu dessen Vorstand er seit 1893 gehörte. Auch sonst war H. literarisch tätig: von 1883—1887 zeichnete er für die literarische Rubrik der in Schwerin erscheinenden Mecklenburgischen Anzeigen und veröffentlichte hier, wie schon erwähnt, zahlreiche größere und kleinere Artikel, gab aber ferner fortlaufende Übersichten »zur mecklenburgischen Literatur«, die er nach dem Eingehen der Zeitung in dem Rostocker Anzeiger

fortsetzte. Dort erschien sein letzter Beitrag gerade an seinem Todestage. Ferner lieferte er viele Jahre hindurch allein oder mit anderen zusammen für die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft die Referate über Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern sowie für die Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte den Abschnitt »Didaktik des 15. und 16. Jahrhunderts«. Auch für sonstige Zeitschriften lieferte er noch Beiträge, so für die Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, für die Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands, für Tewes Numismatischen Anzeiger und für die Grenzboten. Auch die Allgemeine Deutsche Biographie verdankt ihm eine Reihe von Artikeln, wie er auch eine Reihe von Rezensionen geschrieben hat. Auf dem Gebiet der niederdeutschen und mecklenburgischen Geschichte und Literatur galt er als Autorität, wovon zeugt, daß eine Reihe von Vereinen (die rügisch-pommersche Abteilung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen in Rußland, die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde) ihn zum korrespondierenden Mitgliede gewählt haben, während er anderen Vereinigungen (Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Verein für Rostocks Altertümer, Hansischer Geschichtsverein, Verein für niederdeutsche Sprachforschung) als Mitglied bezw. Vorstandsmitglied angehörte. — H. war aber nicht nur ein gründlicher Kenner der von ihm kultivierten Gebiete, sondern auch ein hervorragender Bibliothekar, ausgestattet mit einer umfassenden Gelehrsamkeit, mit einem staunenswerten Gedächtnis, mit einer nie versagenden Bereitwilligkeit, sein Wissen anderen nutzbar zu machen. Mit der Rostocker Universitätsbibliothek war er aufs engste verwachsen und widmete ihr bis kurz vor seinem Tode seine Arbeitskraft, obwohl schon längere Zeit von schwerer Krankheit heimgesucht, die auch unerwartet rasch zum Tode führte. An allen bibliothekarischen Fragen nahm er lebhaften Anteil, und es war ihm immer eine besondere Freude, den deutschen Bibliothekarversammlungen beiwohnen zu können. Bei dieser Hingabe an seinen Beruf ist es eigentlich selbstverständlich, daß er auch an Fachzeitschriften mitgearbeitet hat, an dem Zentralblatt für Bibliothekwesen und an Petzholdts Neuem Anzeiger für Bibliotheken und Bibliothekswissenschaft. — Und ebenso hervorragend wie der Gelehrte und der Bibliothekar war auch der Mensch, in dessen Herzen kein Falsch war: ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein liebenswürdiger Kollege, ein wohlwollender Vorgesetzter. Leider wurden H.s Verdienste bei seinen Lebzeiten nicht gebührend anerkannt, so daß eine an Freuden arme Jugend, die allerdings durch eine glückliche Studentenzeit unterbrochen wurde, durch spätere berufliche Erfolge nicht aufgewogen wurde.

Nach Mitteilungen des Sohnes *Dr. phil.* Adolf Hofmeister in Steglitz. Nekrologe in: Rostocker Anzeiger, 1904 Nr. 305; Zentralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 22, Heft 2.

A. Vorberg.

Rettich, Karl Lorenz, Landschaftsmaler, * 10. Juni 1841 auf dem an der Travemünder Bucht gelegenen Gute Rosenhagen in Mecklenburg-Schwerin, † 12. September 1904 in Lübeck. — R. bezog, nachdem er die Gelehrtenschule des Katharineums in Lübeck absolviert hatte, die Universität München,

um Jura zu studieren. Er gab das Studium aber sehr bald auf, wandte sich ganz der Kunst zu und wurde einer der ersten Schüler des Landschaftsmalers A. Lier. 1862 ging er nach Düsseldorf, wo er sich an A. Flamm und Th. Hagen anschloß. Von hier siedelte er 1867 nach Dresden über, das er 1871 mit Weimar vertauschte. 1885 ließ er sich in München und Anfang der 90er Jahre in Lübeck nieder. Inzwischen unternahm er vielfach Studienreisen, die ihn unter anderm nach Italien, sowie nach Schweden und Norwegen führten. Seine besten Motive verdankt er jedoch den heimatlichen buchengekrönten Gestaden der Ostsee, zu denen es ihn immer wieder zog und die ihn stets zu neuem Schaffen begeisterten. »Um ein guter Maler zu sein, braucht es — nach Anselm Feuerbach — vier Dinge: ein weiches Herz, ein feines Auge, eine leichte Hand und immer frisch gewaschene Pinsel.« R. besaß diese Vierzahl in hohem Maße, seine tief empfundenen Bilder bezeugen es jedem, der sich in sie versenkt.

Vgl. H. W. Singer, Allgem. Künstler-Lexikon, Bd. 4, S. 46—47. — Fr. v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts, Bd. 2, S. 394—396. — Hamb. Correspondent, Ab.-Ausg. v. 13. Sept. 1904.

Joh. Sass.

Krug, Arnold, Professor, Musiker und Komponist, * 16. Oktober 1849 als Sohn des Musiklehrers Dietrich Krug in Hamburg, † daselbst am 4. August 1904. — K. genoß zuerst den Unterricht seines Vaters, wurde dann von Gurlitt weitergebildet und bezog 1868 das Konservatorium in Leipzig. Im folgenden Jahre errang er das Stipendium der Frankfurter Mozartstiftung und wurde Schüler von Karl Reinecke und Friedrich Kiel. Nach glänzend bestandenem Abgangsexamen war er von 1872—1877 als Lehrer des Klavierspiels am Sternschen Konservatorium in Berlin tätig, unternahm 1877 als Stipendiat der Meyerbeerstiftung eine Reise nach Italien und Frankreicn und kehrte im folgenden Jahre in seine Vaterstadt Hamburg zurück, wo er sich nunmehr dauernd niederließ. Er trat hier an die Spitze eines Männergesangvereins, war seit 1885 Lehrer am Hamburger Konservatorium und dirigierte mehrere Jahre auch die Altonaer Singakademie. Die Pflege des Männergesangs ließ er sich besonders angelegen sein und erzielte mit seinen Bestrebungen ausgezeichnete Erfolge. K.s Kompositionen haben großen Anklang gefunden. Seine Musik ist gesund, frei von aller Effekthascherei und bei formaler Vollendung in jeder Weise ansprechend und zum Herzen dringend. Außer einer Symphonie schrieb er unter anderem einen »Symphonischen Prolog zu Othello« und »Romanische Tänze« für Orchester, ferner ein Violinkonzert sowie die Chorwerke »Sigurd«, »An die Hoffnung«, »Der Sohn der Rose« und »Fingal«. Ein weiter Kreis von Schülern und Freunden wird dem allverehrten, liebenswürdigen Künstler und Menschen allzeit ein treues Gedenken bewahren.

Vgl. Hamb. Correspondent, Ab.-Ausg. v. 5. August 1904. — Neue Zeitschrift f. Musik, 1904, Jg. 71, S. 586. — Neue Musik-Zeitung (Stuttgart), Jg. 25, 1904, S. 469. — H. Riemann, Musik-Lexikon, 6. Aufl. 1905, S. 717.

Joh. Sass.

Nirschl, Joseph, Domdekan von Würzburg, * 24. Februar 1823 zu Durchfurth in Niederbayern, † 17. Januar 1904 zu Würzburg. — N. wurde nach Vollendung seiner Studien 1851 in Passau zum Priester geweiht. Nach

kurzer Wirksamkeit in der Seelsorge setzte er an der Universität München seine theologischen Studien fort und wurde daselbst 1854 *Dr. theol.* Hierauf wurde er Seminarpräfekt und Religionslehrer am Gymnasium in Passau, 1861 Professor der Kirchengeschichte und Patrologie am Lyzeum daselbst, 1879 ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg als Nachfolger Hergenröthers, 1892 Domdekan daselbst. — Die fleißige und verdienstvolle wissenschaftliche Tätigkeit N.s bewegt sich zum größten Teil auf patristischem Gebiete. Von seinen zahlreichen hierher gehörigen, einzeln und in Zeitschriften erschienenen Arbeiten sind als die größeren zu nennen: »Ursprung und Wesen des Bösen nach der Lehre des heiligen Augustinus. Eine philosophisch-theologische Abhandlung« (Regensburg 1854); »Das Zeugnis des heiligen Ignatius von Antiochien für den Primat der römischen Kirche« (Katholik 1868, II, S. 152—173); »Das Todesjahr des heiligen Ignatius von Antiochien und die drei orientalischen Feldzüge des Kaisers Trajan. Eine chronologisch-historische, kritische Untersuchung« (Passau 1869); »Die Briefe des heiligen Ignatius von Antiochien und sein Martyrium. Aus dem Urtext übersetzt« (Passau 1870); »Des heiligen Cyrillus, Erzbischofs von Jerusalem und Kirchenvaters, Katechesen, nach dem Urtext übersetzt« (Kempten 1871); »Die Frage über das 25jährige Pontifikat Petri in Rom« (Histor.-polit. Blätter, 72. Band 1873, S. 657—679, 745—760); »Das Zeugnis des Irenäus für den Primat und die normgebende Lehrautorität der römischen Kirche« (Histor.-polit. Blätter, 73. Band 1874, S. 253—266, 333—360); »Der Hirt des Hermas. Eine historisch-kritische Untersuchung« (Passau 1879); »Das Martyrium des Ignatius von Antiochien« (Histor.-polit. Blätter, 84. Band 1879, S. 89—102, 193—206, 636); »Die Theologie des heiligen Ignatius, des Apostelschülers und Bischofs von Antiochien, aus seinen Briefen dargestellt« (Mainz 1880; eine kürzere Darstellung hatte N. früher als Programm der Studienanstalt Passau für das Jahr 1867/68, Passau 1868, erscheinen lassen). Diesen Spezialuntersuchungen folgte das dreibändige Hauptwerk N.s: »Lehrbuch der Patrologie und Patristik« (Mainz 1881—1885; der Abschnitt über die armenische patristische Literatur in Bd. III, S. 215—262 ist von P. Vetter verfaßt). Sodann neben kleineren Arbeiten die größeren kirchengeschichtlichen Schriften: »Propädeutik der Kirchengeschichte für kirchenhistorische Seminare und zum Selbstunterrichte« (Mainz 1888); »Die Therapeuten« (Mainz 1890; vorher im Katholik 1890, II); »Die Universitätskirche in Würzburg« (1892). In einer Reihe von Arbeiten aus seinem letzten Jahrzehnt beschäftigte sich N. sodann mit der Streitfrage über das Grab der Gottesmutter, indem er mit Entschiedenheit gegen Ephesus und für Jerusalem eintrat: »Das Mariengrab in Ephesus« (Katholik 1894, II, S. 385 bis 407); »Das Mariengrab zu Jerusalem« (Katholik 1895, II, S. 154—179, 246 bis 262, 324—340); »Das Grab der heiligen Jungfrau Maria. Eine historisch-kritische Studie« (Mainz 1896); »Panagia Capuli bei Ephesus« (Katholik 1897, II, S. 309—324, 423—440, 528—553); zuletzt die größere Schrift: »Das Haus und Grab der heiligen Jungfrau Maria. Neue Untersuchungen« (Mainz 1900). In nicht sehr glücklicher Weise greift N. mit der Arbeit: »Dionysius der Areopagita. Eine Ehrenrettung« (Katholik 1898, I, S. 267—278, 348—365, 432—452, 532—557; dazu Histor.-polit. Blätter, 121. Bd. 1898, S. 820—824) in die Pseudo-Dionysius-Frage ein, um vom Standpunkt der Hypothese

Hiplers, an dem er festhalten will, den Forschungen von Stiglmayr und Hugo Koch entgegenzutreten. Zu nennen ist endlich noch das aus seiner früheren Tätigkeit als Religionslehrer hervorgegangene, für weitere Kreise bestimmte Werk: »Gedanken über Religion und religiöses Leben in freien Vorträgen« (Landshut 1862; 2. Auflage Würzburg 1894).

Vgl. »Augsburger Postzeitung« 1903, Nr. 49 v. 1. März; 1904, Nr. 15 v. 20. Jan. — »Litterar. Handweiser« 1904, Nr. 1, Sp. 39. F. Lauchert.

Frieß, Gottfried Edmund, *O. S. B.*, Professor und Stiftsbibliothekar in Seitenstetten, Historiker, * 1. Oktober 1836 zu Waidhofen an der Ybbs, † 18. Januar 1904 im Stift Seitenstetten. — F. besuchte das Gymnasium zu Kremsmünster, trat dann 1857 als Novize in das Benediktinerstift Seitenstetten ein, legte nach Vollendung der Studien 1862 die feierlichen Ordensgelübde ab und empfing 1862 in St. Pölten die Priesterweihe. Hierauf war er zunächst zwei Jahre als Supplent für Geschichte und Geographie am Gymnasium zu Seitenstetten tätig, begab sich dann zu weiteren historischen Studien an die Universität Wien und wurde nach der Rückkehr in das Stift 1866 Professor der Geschichte und Geographie am Gymnasium, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem Tode wirkte. Seit 1873 war er zugleich Stiftsbibliothekar, seit 1879 auch Stiftsarchivar. 1875 wurde er zum Konservator der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler Niederösterreichs ernannt. 1879 *Dr. phil.* 1885/86 hielt er sich während eines Jahres in Rom auf, wohin er zu archivalischen Arbeiten berufen wurde. — Als Historiker hat sich F. durch zahlreiche wertvolle gelehrte Arbeiten um die Ordensgeschichte wie um die österreichische Geschichte, besonders die Landesgeschichte Niederösterreichs, große Verdienste erworben Außer vielen kleineren Studien, die in Zeitschriften erschienen (die frühesten im Hippolytus [St. Pölten], 1861ff., dann vieles in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 1868ff.) sind als größere Werke und Arbeiten von allgemeinerem Interesse zu nennen: »Geschichte der Stadt Waidhofen an der Ybbs von der Zeit ihres Entstehens bis 1820« (Jahrbuch des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Jahrg. 1867); »Studien über das Wirken der Benediktiner in Österreich für Kultur, Wissenschaft und Kunst« (5 Programme des k. k. Obergymnasiums zu Seitenstetten, 1868—1872); »Geschichte des einstigen Kollegiat-Stifts Ardagger in Niederösterreich« (Archiv für österreichische Geschichte, 46. Bd. 1871, S. 419—561; auch separat, Wien 1871); »Patarener, Begharden und Waldenser in Österreich während des Mittelalters« (Österreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie, 11. Jahrg. 1872, S. 209—272); »Die Herren von Chuenring. Ein Beitrag zur Adelsgeschichte des Erzherzogtums Österreich unter der Enns« (Wien 1874); »Fünf unedierte Ehrenreden Peter Suchenwirts« (Sitzungsberichte der philos.-hist. Klasse der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, 88. Bd. 1877, S. 99—126; auch separat, Wien 1878); »Geschichte des Benediktiner-Stiftes Garsten in Oberösterreich« (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner-Orden, 1. Jahrg. 1880, 2. Heft, S. 88—106; 3. Heft, S. 28—49; 4. Heft S. 74—94; 2. Jahrg. 1881, I. Bd., S. 5—28, 235—252; II. Bd., S. 40—65, 251—266; 3. Jahrg. 1882, II. Bd., S. 6—26, 241—248); »Dietrich, der Marschall von Pilichdorf« (Programm des k. k. Obergymnasiums Seitenstetten 1881);

»Geschichte der österreichischen Minoritenprovinz« (Archiv für österreichische Geschichte, 64. Bd. 1882; auch separat, Wien 1882); »Herzog Albrecht V. von Österreich und die Hussiten« (Programm von Seitenstetten 1883); »Die ältesten Totenbücher des Benediktiner-Stiftes Admont in Steiermark« (Archiv für österreichische Geschichte, 66. Bd. 1885, S. 315—506; auch separat, Wien 1885); »Das Nekrologium des Benediktiner-Nonnenstiftes der heiligen Erentrudis auf dem Nonnberg zu Salzburg« (Archiv für österreichische Geschichte, 71. Bd. 1887, S. 1—209; auch separat, Wien 1887); »Geschichte des ehemaligen Nonnenklosters *O. S. B.* zu Traunkirchen in Oberösterreich« (Archiv für österreichische Geschichte, 82. Bd. 1895, S. 181—326; auch separat, Wien 1895); »Der Aufstand der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des XVI. Jahrhunderts« (Wien 1897; vorher in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich 1897). Für Sebastian Brunners Benediktinerbuch (Würzburg 1880), schrieb F. den Abriß der Geschichte des Stifts Seitenstetten (S. 425—449), für das Werk: *Scriptores Ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in Imperio austriaco-hungarico* (Wien 1881) als Einleitung eine kurze Geschichte des Benediktinerordens in Österreich-Ungarn (p. V.—CXIX).

Vgl. *Scriptores O. S. B. qui 1750—1880 fuerunt in Imperio austr.-hung.* (*Vindobonae* 1881), p. 102—104. — Ant. Erdinger, Bibliographie des Klerus der Diözese St. Pölten, 2. Auflage (St. Pölten 1889), S. 83—85. — Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner-Orden, 25. Jahrg. 1904, S. 440f. F. Lauchert.

Detmer, Heinrich Paul Alexander, Oberbibliothekar an der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Münster i. W., Geschichtsforscher, * 21. März 1853 in Hamburg, † 25. Januar 1904 in Münster. — D., der Sohn eines Geistlichen, besuchte zunächst eine höhere Bürgerschule und darauf von 1871 bis 1874 die Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Er studierte dann Geschichte in Göttingen und Leipzig, wo er mit seiner Dissertation »Otto II. bis zum Tode seines Vaters am 7. Mai 973« (Leipzig 1878) zum *Dr. phil.* promovierte. Im Mai 1878 trat er als Volontär bei der Universitäts Bibliothek in Jena ein und ging im Januar 1879 als Hilfsarbeiter an die Universitäts-Bibliothek (damals Paulinische Bibliothek) in Münster, wo er am 1. Juli 1886 zum Bibliothekar und am 21. Dezember 1898 zum Oberbibliothekar ernannt wurde. 25 Jahre hindurch hat er der Bibliothek in aufopfernder Treue und Hingebung gedient.

D.s historische Forschungen galten in erster Linie der Reformationszeit, sein Spezialgebiet waren die Wiedertäufer-Unruhen in Münster, deren Geschichte er durch ausgezeichnete Werke bedeutend gefördert hat. Hierher gehört namentlich seine wertvolle Ausgabe von Hermann von Kerssenbrochs »*Anabaptistici Furoris Monasterium inclitam Westphaliae metropolim evertentis historica narratio*« (= Die Geschichtsquellen des Bistums Münster, Bd. 5—6, Münster 1899—1900). Die vortreffliche umfangreiche Einleitung zu dieser Ausgabe erschien auch besonders unter dem Titel »Hermann von Kerssenbrochs Leben und Schriften« (Münster i. W. 1900). Auf tiefer Durchdringung des Stoffes beruhen ferner die glänzend geschriebenen »Bilder aus den religiösen und sozialen Unruhen in Münster während des 16. Jahrhunderts« (1. Johann von Leiden, 2. Bernhard Rothmann, Münster 1903—1904). Auch eine kritische Neuausgabe der geschichtlichen Werke Hermann Hamelmanns

hat D. in Angriff genommen. Doch vermochte er nur das erste Heft des ersten Bandes zu veröffentlichen (Münster 1902). Ein zweites Heft ist 1905 aus seinem Nachlaß herausgegeben worden.

Vgl. D.s »*Vita*« am Schluß seiner oben erwähnten Dissertation. — Münsterischer Anzeiger, 1904, Nr. 51 vom 27. Januar. — Zeitschrift f. vaterländ. Geschichte und Altertumskunde (Westfalens), 1904, S. 254f. — Jahresbericht des Westfäl. Provinzial-Vereins f. 1903/04, S. 184f. — Beilage zur Allgem. Zeitung, Jg. 1904, Nr. 23 v. 29. Januar, S. 183.

Joh. Sass.

Jessen, Hans Otto, Direktor der 1. Berliner Handwerkerschule, * 26. Dezember 1826 in Schleswig, † 28. März 1904 in Berlin. — J.s Vater, Peter Willers Jessen, ein namhafter Psychiater († 29. September 1875, vgl. Allgem. Deutsche Biogr., Bd. 13, S. 786/787), war von 1820—1845 erster Arzt an der Landes-Irrenanstalt zu Schleswig und begründete darauf die Privatheilanstalt Hornheim bei Kiel, wo er gleichzeitig als außerordentlicher Professor an der Universität wirkte. Der Sohn genoß im Elternhause das Glück einer frohen Jugend. Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre besuchte er eine Privatschule und wurde dann von Privatlehrern weitergebildet, während der Vater selbst ihm Unterricht in der Zoologie und Botanik erteilte. Lebhaftes Interesse für Zeichnen, Mathematik und Naturwissenschaften ließ den Entschluß in ihm reifen, sich einem technischen Berufe zu widmen. Als Fachstudium erwählte er den Wege- und Wasserbau, trat, 17 Jahre alt, bei dem Landmesser Trede in Schleswig ein und war 1844 und 1845 bei den großen Eindeichungsarbeiten in Ditmarschen beschäftigt. Von 1845—1847 finden wir J. als Studenten der Mathematik in Kiel, wohin inzwischen auch die Eltern übergesiedelt waren. Nachdem er die Landmesserprüfung bestanden hatte, bezog er im Wintersemester 1847/48 zur weiteren Ausbildung die Universität und Kunstakademie in Berlin. Als er dann im Begriff stand, die erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerten und eine Stellung als Ingenieurgehilfe beim Eisenbahnbau zu übernehmen, brach das Jahr 1848 herein, das auch J.s Leben in ganz andere Bahnen lenkte und ihn auf Umwegen seinem eigentlichen Berufe zuführte. Begeistert scharte sich Schleswig-Holsteins Jugend um die Fahnen. J. schloß sich zunächst einem Freikorps an, ging aber sehr bald als Freiwilliger zur Artillerie, wurde 1849 zum Offizier befördert und war darauf längere Zeit Adjutant des Majors Liebert bei der Festungs-Artillerie in Rendsburg. Hier unterrichtete er mehrfach junge Offiziers-Aspiranten in den mathematischen Fächern, und bei dieser Gelegenheit kam ihm seine ausgesprochene Neigung zum Lehrberuf zum erstenmal klar zum Bewußtsein. Im weiteren Verlaufe des Kampfes machte J. die unglückliche Schlacht bei Idstedt mit und erhielt dann im Februar 1851 den erbetenen Abschied. Auch die folgenden Jahre brachten ihn seinem Ziele nicht näher. Zunächst galt es der Familie eines Verwandten, der eine Dampfmühle besaß und von den Dänen des Landes verwiesen war, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Hilfsbereit übernahm J. bis zur Gewinnung einer anderen Kraft die Leitung des Unternehmens. Eine Verkettung von Umständen, besonders der Tod des Verwandten, zwang ihn jedoch, drei Jahre in dieser unbefriedigenden Stellung auszuharren. Dann erst machte er sich nach Zeiten schwerer Arbeit und Sorge auf den Rat seines Vaters von den übernommenen Verpflichtungen frei, um sich nunmehr

mit aller Energie dem erwählten Lebensberuf, der Lehrtätigkeit auf technischem Gebiete, zuzuwenden. Damit beschritt er den Weg, auf dem er als geistvoller Pfadfinder Großes leisten und zum Organisator des gesamten deutschen technischen und gewerblichen Fortbildungsschulwesens werden sollte.

J. hatte längst erkannt, daß es an Schulen fehlte, die angehenden Polytechnikern die Möglichkeit einer gründlichen wissenschaftlichen und zeichnerischen Vorbildung gewährten. Er beschloß daher in seiner Heimat eine derartige polytechnische Vorbereitungs-Anstalt ins Leben zu rufen. Mit größter Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst begann er die Vorbereitungen, die ihn nicht weniger als 2½ Jahre in Anspruch nahmen. Er suchte den Rat ausgezeichneter und bewährter Fachleute, namentlich trat er in Beziehung zu dem Mathematiker Lübsen und dem Maler Heimerdinger in Hamburg, deren Lehrmethoden er von Grund aus studierte. Ferner unternahm er eine neunmonatliche Studienreise durch Deutschland und die Schweiz. Zurückgekehrt ließ er sich im Oktober 1856 dauernd in Altona nieder, das ihm besonders auch wegen der Nähe Hamburgs als der geeignetste Platz für die beabsichtigte Gründung erschien. Welches Vertrauen er bereits genoß, erhellt aus der Tatsache, daß die Direktion der Altonaer Sonntagsschule ihm sofort den Unterricht in der Mathematik und im Freihandzeichnen übertrug, während die Gewerbeschule der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg ihn gleichzeitig an Lübsens Stelle auf dessen eigenen Rat hin als Lehrer der Mathematik und Mechanik berief. Inzwischen wurden die Vorbereitungen für die eigene Schule eifrigst gefördert, und im Mai 1857 konnte J. seine polytechnische Vorbildungsanstalt in Altona eröffnen. Reicher Erfolg lohnte binnen kurzem alle aufgewandte Mühe. Die Zahl der Schüler wuchs von Jahr zu Jahr, namentlich aus Hamburg stellten sich allmählich so viele ein, daß das Institut 1860 dorthin verlegt wurde.

In Hamburg entstanden in den folgenden Jahren verschiedene Pläne zur weiteren Ausgestaltung des Gewerbeschulwesens. Die Patriotische Gesellschaft nahm die Angelegenheit in die Hand, bald traten auch Senat und Bürgerschaft der Frage näher. J. war bei den Vorbereitungen in hervorragender Weise beteiligt, unternahm Informationsreisen und stellte seine ganze Kraft in den Dienst der Sache. Am 5. Oktober 1864 beschloß der hamburgische Staat die Errichtung einer allgemeinen Gewerbeschule sowie einer Schule für Bauhandwerker, und am 13. Februar 1865 wurde J. zum Direktor beider Schulen erwählt. Am 7. Mai 1865 wurde die Gewerbeschule mit 190 Schülern eröffnet, nach fünf Jahren zählte sie bereits 1000, im Wintersemester 1879/80 über 2000 Schüler. Diesen glänzenden Erfolg verdankte die Anstalt in erster Linie ihrem genialen Direktor, der »unermüdet das Nützliche, Rechte schuf«. Seine allumfassende Tüchtigkeit, seine strenge Ausbildung der Unterrichtsmethoden sowie die Art und Weise, wie er sie den praktischen Bedürfnissen anzupassen verstand, die mit sicherem Blick getroffene Auswahl geeigneter Lehrkräfte, vor allem aber der tief sittliche, urgesunde Geist, der von der Persönlichkeit des Leiters ausgehend die Schule in allen ihren Gliedern mit lebendiger Kraft durchdrang, dies alles bewirkte, daß die Saat, die J. gesät, so tausendfältige Frucht trug. Die allergrößte Sorgfalt verwandte er von jeher auf den Zeichenunterricht, und die von ihm ausgearbeitete Methode hat vielfach als Muster und Vorbild gedient. Auch

außerhalb seines eigentlichen Berufes wirkte er, wo er konnte, im Dienst seiner Sache. Lebhafte Teilnahme brachte er der Bewegung entgegen, die sich die Förderung weiblicher Erwerbstätigkeit zum Ziel setzte, und die im Mai 1867 in Hamburg errichtete Gewerbeschule für Mädchen verdankt ihre Entstehung hauptsächlich seiner Initiative. Auch zahlreichen gemeinnützigen Vereinen, wie dem »Gewerbeverein«, dem »Bildungsverein für Arbeiter« lieh er seine bewährte Kraft und leistete ihnen unschätzbare Dienste. Hamburg war mit Recht stolz auf diesen hervorragenden Mann und hat ihn sehr ungern hergegeben, als im Jahre 1880 der ehrenvolle Ruf an ihn erging, als Direktor der in Berlin zu gründenden Handwerkerschule dorthin überzusiedeln. Auch J. wurde das Scheiden von Hamburg nicht leicht, die Aussicht aber, sein Lebenswerk in einem noch größeren Wirkungskreise unter den denkbar günstigsten Verhältnissen weiterzuführen und seinen Ideen in einem Zentrum deutscher Bildung weiteste Geltung zu verschaffen, bestimmte ihn schließlich, dem Ruf nach Berlin zu folgen. Der Anfang war nicht leicht, doch mit jugendfrischem Mut überwand J. alle Schwierigkeiten, und im Oktober 1880 konnte die nach seinen Grundsätzen eingerichtete Anstalt mit 268 Schülern eröffnet werden. Auch hier blieb der Erfolg nicht aus, rasch blühte die junge Schule empor, von allen Seiten strömten die Lernenden ihr zu, bald wuchs ihre Zahl auf mehr als 2000 und nahm auch dann noch zu, als im Jahre 1892 eine zweite Handwerkerschule für den Südosten Berlins ins Leben gerufen wurde. Mit unvergleichlicher Elastizität und nie versagender Treue bewältigte J. die stets sich mehrende Arbeitslast, von früh bis spät der erste und letzte am Platz. Nebenher erledigte er noch die gleichfalls im Jahre 1880 im Auftrage des Kultusministeriums übernommene Inspektion des Zeichenunterrichts in den preußischen Gewerbeschulen. Außerdienstlich konnte er sich nach wie vor trotz seiner vorgerückten Lebensjahre in fürsorgender Tätigkeit nie genug tun. Es mag nur an seine Verdienste um den Verband deutscher Gewerbeschulmänner erinnert werden, dessen Gründung von ihm ausging, in dem er lange Jahre den Vorsitz führte, und der ihn dann später zu seinem Ehrenvorsitzenden ernannte. Auch sonst hat es J. an mancherlei Auszeichnungen nicht gefehlt. 1899 erhielt er vom König von Preußen die »Medaille für Verdienst um die Gewerbe in Gold«. Welches Maß von Liebe und Verehrung er überall genoß, bewies besonders die Feier seines 70. Geburtstages am 26. Dezember 1896, die sich zu einer begeisterten Huldigung gestaltete. Und fürwahr, wer, der diesen Mann kannte, sei es, daß er als Schüler zu seinen Füßen gesessen, daß er als Lehrer mit ihm gearbeitet, oder daß er sonst in den Kreis seines Lebens getreten, wer hätte ihm nicht Liebe und Verehrung entgegenbringen sollen! »Einfach und schlicht im Denken und Fühlen, ein echter Sohn seiner nordischen Heimat, übte er durch die ruhige Klarheit und die ernste Bestimmtheit seines Wesens, gepaart mit einem Wohlwollen, das ihm aus den Augen abzulesen war, eine große Anziehungskraft auf jüngere und ältere Menschen aus, und die Macht, die dann von seinem Wort und von der ihm innewohnenden Energie ausging, war so stark, daß nicht viele sich ihr entziehen konnten. Er betrat mit seiner Arbeit ein wenig bebautes Gebiet. Wie er seine Aufgabe auffaßte, hatte er keine Vorgänger, mußte sich selbst die Wege schaffen. Seine eigenartige Entwicklung kam ihm dabei

besonders glücklich zustatten. Nur ein Mann, der aus einer so trefflich gebildeten Familie kam und in seinem Wissen und Können so über der Sache stand, der ohne Voreingenommenheit und ohne Selbstsucht nur der Sache dienen wollte, konnte auf dem neuen Gebiete solche Erfolge haben. Sein Wollen und Vollbringen war durch und durch von sittlichen Triebkräften bewegt. Er lebte der Überzeugung, daß unter den Mitteln der Erziehung keines höher stehe als die Arbeit, und daß der Erfolg dem Erzieher nicht fehlen könne, der es verstehe, seiner Jugend die Liebe zur Arbeit an sich und die Freude an ihr einzuflößen. Der talentvolle, kenntnisreiche, anspruchslose und reinsittliche Mann predigte so lange er lebte, das hohe Lied der Arbeit, der Arbeit für den Beruf, der Arbeit für andere, der Arbeit an sich selbst.« (Glinzer.)

Ein gütiges Geschick hat J. davor bewahrt, schwindender Kräfte halber der Arbeit, die sein Leben war, entsagen zu müssen. Ein sanfter, rascher Tod nahm ihn mitten aus seiner Tätigkeit hinweg. Die Ideale aber, die das Ziel seines Strebens waren und die er in lebendige, festgegründete Wirklichkeiten umgesetzt hat, sie wirken fort und fort, ein Segen für Tausende.

Vgl. E. Glinzer, Lebensbild von Otto Jessen. (15 S., Sep.-Abdr. aus der »Zeitschrift f. gewerblichen Unterricht«, Jg. 19, Nr. 9); 2. Aufl. (32 S. mit 2 Bildnissen aus J.s 54. u. 70. Lebensjahre) Leipzig 1904. — O. Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. Teil 1. Wittenberg 1896, S. 1—20 (»Direktor Otto Jessen« mit Bildn.). — »Monatshefte für graphisches Kunstgewerbe«, Jg. 2, 1904, S. 56 (Nekrolog v. W. Geißler). — »Pädagogische Zeitung«, Jg. 33, 1904, S. 279. — »Der Mechaniker«, Jg. 5, 1897, S. 5/6 (L. Levy, O. J.). — O. W. Beyer, Deutsche Schulwelt des 19. Jahrh. Leipzig und Wien 1903, S. 131/132 (Bildn.). — Alberti, Schriftstellerlexikon, 1866—1882, I, S. 334/335.

Joh. Sass.

Watterich, Johann Baptist Matthias, katholischer Theologe und Historiker, * 21. Dezember 1826 zu Trier, † 10. Januar 1904 im Kloster Beuron. — W. besuchte das Gymnasium zu Trier und machte am Seminar daselbst die philosophischen und theologischen Studien, bis 1848. Im Oktober 1849 wurde er in Trier zum Priester geweiht, nachdem er inzwischen 1848 die Universität Bonn bezogen hatte, wo er noch sieben Jahre zuerst philosophische, dann besonders historische Studien betrieb. Während dieser Zeit promovierte er 1853 in Münster zum *Dr. phil.* 1855 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte am *Lyceum Hosianum* in Braunsberg ernannt, wo er Ostern 1856 seine Vorlesungen begann. 1857—1858 weilte er, zu Studienzwecken auf ein Jahr beurlaubt, in Rom, mit der Vorbereitung der Herausgabe der *Vitae Pontificum* beschäftigt. 1863 legte er als Ordinarius seine Professur nieder und war von da bis 1870 Pfarrer zu Andernach am Rhein, 1870—1871 Bibliothekar an der Paulinischen Bibliothek zu Münster i. W. 1872 wurde er Feldgeistlicher in Diedenhofen, dann Divisionspfarrer in Straßburg. Seit den Jahren seines Bonner Aufenthalts mit dem nachmaligen altkatholischen Bischof Reinkens und dessen Kreise intim befreundet, schloß er sich im Frühjahr 1874 dem Altkatholizismus an; 1875 wurde er altkatholischer Pfarrer in Basel, 1879—1887 war er als solcher in Baden-Baden tätig, worauf er das Amt niederlegte und seitdem dort privatisierte. Anfang 1902 kehrte er im Kloster Beuron zur katholischen Kirche zurück, wurde April 1902 unter die Oblaten des Benediktinerordens aufgenommen und verbrachte

daselbst nach einem vielbewegten Leben seine letzten Lebenstage in stillem Frieden. — W.s wertvollste wissenschaftliche Leistung ist das Quellenwerk: »*Pontificum Romanorum qui fuerunt inde ab exeunte saeculo IX usque ad finem saeculi XIII Vitae ab aequalibus conscriptae, quas ex Archivi Pontificii, Bibliothecae Vaticanae aliarumque codicibus adiectis suis cuique et annalibus et documentis gravioribus ed. J. M. Watterich*« (Bd. I und II, Leipzig 1862, von Johannes VIII. bis Cölestin III., 872—1198, gehend; der noch fehlende 3. Band ist nicht erschienen). Die übrigen Schriften aus seiner katholischen Zeit waren vorzugsweise der deutschen Geschichte gewidmet: »*De veterum Germanorum nobilitate*« (Diss., Münster 1853); »Die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen« (Habilitationsschrift, Leipzig 1857); »*De Lucae Watzelrode Episcopi Warmiensis in Nicolaum Copernicum meritis*« (Antrittsrede, Königsberg 1856); »Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne« (Leipzig 1858); »Nikolaus Koppernik ein Deutscher« (Zeitschrift für die Geschichts- und Altertumskunde Ermlands, 1. Bd., 2. Heft, 1859); »Bonizos Schrift *ad amicum*« (im Braunsberger *Index lectionum* 1862); »Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. Eine historische Untersuchung« (Paderborn 1870); »Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke. (Die Sigambern und die Anfänge der Franken)« (Leipzig 1872). Aus seiner altkatholischen Periode sind als wichtigere Arbeiten zu nennen: »Die Ehe, populärwissenschaftlich dargestellt von einem katholischen Theologen« (anonym, Nördlingen 1874); 2. Auflage unter seinem Namen mit dem Titel: »Die Ehe, ihr Ursprung, ihr Wesen und ihre Weihe, nach Gottes Wort und Tat dargestellt« (1876); »Das Neue Testament, aus dem Griechischen übersetzt« (Baden-Baden 1887); »Die Psalmen, aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt und erläutert« (Baden-Baden 1890); »Das Passah des neuen Bundes. Eine theologische Betrachtung« (Baden-Baden 1889); »Der Konsekrationsmoment im heiligen Abendmahl und seine Geschichte« (Heidelberg 1896); »Die Gegenwart des Herrn im heiligen Abendmahl. Eine biblisch-exegetische Untersuchung« (Heidelberg 1900).

Vgl. C. Welte, Prof. J. B. Watterich; »Katholik« 1904, I, S. 161—175. — »Literarischer Handweiser« 1904, Nr. 1, Sp. 38f. — J. Bender, »Geschichte der philos. u. theol. Studien in Ermland« (Braunsberg 1868), S. 174. — E. Raßmann, »Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller«, Neue Folge (Münster 1881), S. 236.

F. Lauchert.

Fux, Josef, Maler, * 1842 zu Steinhof in Niederösterreich, † 30. März 1904 in Wien. — An der Wiener Akademie studierte F. seit 1856 unter Ruben, Engerth, Mayer und Wurzinger, seine eigentlichen künstlerischen Vorbilder waren aber die Werke von Makart und Matejko; seine Vorliebe für Kostümpracht und Farbenglanz im Verein mit einer Begabung für das Dekorative ließen ihn als hervorragende Kraft auf dem Gebiete der Theaterausstattung erscheinen, wo er auch in der Tat seine schönsten Erfolge feiern sollte. Anfangs machte er sich durch mehrere Genrebilder bekannt, z. B. »Taubenopfer«, »Savoyarde mit Affen«, »Hofkonzert bei Kaiser Leopold«, sowie auch durch einige lebensvolle Porträts. Sein Talent für Kostümarrangements kam glänzend zur Geltung, als ihn Makart mit einem Teile der Arbeit an dem

Festzug zur silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares (1879) betraute. Eine Gruppe aus dem Zuge, den Jagdzug mit den Grafen Wilczek und Breuner als Führer, malte F. als großen Fries in Aquarell, der sich im Besitze des Kaisers befindet. Seine Haupttätigkeit begann, als er von Dingelstedt zum Leiter des Ausstattungswesens am Burgtheater gewählt wurde. Gestützt auf sorgfältiges Studium der Architektur und Kostümgeschichte, führte sein dekoratives Geschick eine künstlerische Renaissance auf dem Gebiete der Dekorationen und Kostüme herbei. Das Bedeutendste schuf er in den Entwürfen zu den Königsdramen Shakespeares. Allgemein bekannt ist der Hauptvorhang des Burgtheaters, den er mit Hilfe seines Schülers Leopold Burger ausführte, eine allegorische Darstellung mit Frau Wolter als tragischer und Frau Schratt als heiterer Muse. Auch für die Reorganisation der Porträtgalerie des Burgtheaters war F. tätig und malte drei Porträts für dieselbe: Bernhard Baumeister als Richter von Zalamea, Ernst Hartmann als Prinz in »Emilia Galotti« und Karl Meixner als Schneider Vansen in »Egmont«. In der Galerie in Wien befindet sich von ihm ein Kostümporträt als Rokokoszene, »Dame am Schloßteich«, im kunsthistorischen Museum ein Aquarell »Zur Jagd«, das er für das Kronprinz Rudolf-Album malte. In den letzten Jahren war er infolge eines schweren Gehirnleidens nicht mehr künstlerisch tätig.

Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. 1903. — Kunstchronik XV. — Kunst für Alle XIX. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—1901. — Eisenberg, Das geistige Wien. 1893. — Neue Freie Presse. 31. März 1904.

Hugo Schmerber.

Aßmus, Robert, Architektur- und Landschaftsmaler, * 25. Dezember 1837 zu Stuhm (Westpreußen), † 30. Mai 1904 zu Dießen (Ammersee). — A. lernte als Knabe die weit gedehnten, stillen Heiden und einsamen Föhrenwaldungen Polens kennen, welche (ebenso wie früher die böhmischen Wälder auf Moritz von Schwind) bei einem längeren Ferienaufenthalte einen unvergeßlichen Eindruck übten und in beiden die Vorliebe für Stimmungsbilder *à la* Adalbert Stifter begründeten. Zu Thorn besuchte A. das Gymnasium, dabei erteilte ihm der Stillebenmaler F. W. Völcker (Sohn des Blumenmalers G. W. Völcker) Unterricht im Zeichnen und Malen, welches A. alsbald auf eigene Faust draußen im Fischerdorfe, am Waldsee oder am Mühlteich weiter betrieb. Als in kurzem Zwischenraume die Eltern starben, galt es eine Brotlaufbahn einzuschlagen; so erlernte er nicht ohne Widerstreben den Buchhandel, arbeitete jedoch in seinen Freistunden, brach sich an Schlaf ab, um in stillen Nächten Calamesche Blätter zu kopieren und die Mittel zu erwerben, um sich 1859 in Berlin, insbesondere in den kostbaren Galerien von Ravené und des Konsul Wagner, künstlerisch zu fördern. Noch in demselben Jahre besuchte A. Halberstadt, durchwanderte die Felsen- und Waldtäler des Harzes, saß in den Bildersammlungen des Dr. Lucanus und Freiherrn von Spiegel, wobei K. F. Lessings Landschaften ihn ganz gefangen nahmen. Endlich übersiedelte er zum Studium der Architektur nach Prag, wo er 1862 zugleich die journalistische Tätigkeit begann. In Bild und Wort gleich mächtig, legte er die Resultate seiner artistischen Streifzüge in von erklärenden Texten begleiteten Holzschnittzeichnungen in der »Gartenlaube«, in der »Illustrierten Zeitung«, im

»Daheim« und bald in anderen Zeitschriften nieder — überall ein gern gesehener und ständiger Mitarbeiter. Über Dresden, wo ihn insbesondere Ruysdael fesselte, übersiedelte A. nach Leipzig (1863), dann nach Stuttgart, von wo aus seine Exkursionen an den Bodensee, in die Alpen und nach Norditalien gingen: Überall fand der sinnige Künstler reichlichen Stoff für seine Mappen und stilgerechten Schilderungen. Durchweg Autodidakt, hatte A. anfänglich in seinen Ölbildern mit einer gewissen Härte zu kämpfen, die jedoch bald, insbesondere bei den feingestimmten Aquarellen, einer klaren, harmonischen Färbung wich. Für die »Gartenlaube« lieferte A. eine Partie aus dem alten Judenfriedhof in Prag (1862), das sagenumsponnene Schloß Lichtenstein (1864), die Tamina-Schlucht (1866), eine Außen- und Innen-Ansicht des neurestaurierten Ulmer Münsters (1868), die »Neue Schynstraße in Graubünden (1869); im »Daheim« viele zierliche Croquis aus der Roßtrappe und Teufelsbrücke des Harzes (1866), aus der berühmten »Baumannshöhle« (1867), aus dem Halberstädter Dom und Marktplatz (1869), von Rigi-Kulm (1869). Erwünschten Raum zu größeren, auch doppelspaltigen Blättern bot ihm die »Illustrierte Zeitung« in Leipzig, darunter die Neue Markthalle in Stuttgart (1864) die Kleinseite und der Hradschin zu Prag (1866), die neue evangelische Kirche zu Stuttgart (1866), auch zeichnete er, eine wahre xylographische Musterleistung, »Die Strandpartie an der Küste von Helgoland« nach dem damals sensationellen Effektbilde Christian Morgensterns (1867), den Dom und Kreuzgang zu Konstanz (1868), abermals, und zwar nach seinem eigenen Ölbilde, die Partie am Regenstein im Harz (1868), und die »Gemmi-Passage im Kanton Wallis«, eine Partie aus der Stuttgarter Solitude (1869) und nach E. Hildebrandts Aquarell eine malerische »Straße in Kairo« (1869) usw. Und alle diese Leistungen bei höchster Wahrheit mit einer gewinnenden, an Riefstahls freien Vortrag erinnernden Delikatesse, welche den Namen des Künstlers unvergeßlich machte und was er berührte, zum Kunstwerke erhob. Im Jahre 1870 begab sich A. im Auftrag des Verlegers J. J. Weber auf den Kriegsschauplatz, von wo aus er Bilder und Berichte für die Leipziger »Illustrierte Zeitung« veröffentlichte. Während des Krieges reifte bei A. die Idee, die alten Reichslande Elsaß-Lothringen mit ihren Ruinen, Burgen, Schlössern, Städten und Tälern in einem Prachtwerk darzustellen, das bei Paul Neff in Stuttgart 1871 lieferungsweise erschien, ausgestattet mit 45 ganzseitigen Blättern in Tondruck und 166 Illustrationen, wozu Karl Stieler den beschreibenden Text lieferte. Drei Jahre lang hatte A. sein dazu benötigtes Material auf seinen Studien gesammelt. Seit 1871 in München seßhaft, bereiste A. in der Folge die Karpathen, den Schwarzwald, die Vogesen, Oberitalien, die Schweiz, Tirol und Süddeutschland, die ganze Nord- und Ostseeküste (1881) usw., überall köstliche Stoffe für Bilder und Holzschnitt-Zeichnungen einheimsend, welche letztere der ebenso mit Stift wie Feder gewandte Künstler mit gleich anziehenden Reise-Eindrücken und Erinnerungen versah. Seine Aquarelle und Ölbilder hatten Glück und fanden stete und freundliche Aufnahme in Norddeutschland, England und Amerika. Schon 1873 machte er sich durch ein »Karpathendorf« im Münchener Kunstverein bekannt, darauf folgte das »Innere der Kathedrale zu Metz« und eine »Christmesse im Straßburger Münster« (auch in Nr. 1642 der »Illustr. Ztg.« vom 19. Dezember 1874, S. 493), gleichzeitig erschien »Der Tanzsaal im Salz-

bergwerk Wieliezka« (auch im »Daheim« 1874, S. 317), eine »Partie im kgl. Hirschpark Solitude bei Stuttgart« (auch in den Meisterwerken der Holzschneidekunst« IV. Bd., 12. Lief., Nr. 77); sieben Bilder von der »Überschwemmung im Tiroler Taufderertal« (Nr. 1838 »Illustr. Ztg.« 21. September 1878, S. 216 u. 217), gleich darauf (Nr. 1841 ebendas. 12. Oktober 1878) eine »Innenansicht des neurestaurierten Münchener Hof- und National-Theaters«, des »Neptun-Saal in der Internationalen Kunstausstellung« (mit der Statue des jetzt im Bassin des Botanischen Gartens zu München sitzenden, seine Zinkengabel schwingenden Wassergottes von dem leider schon 1890 verstorbenen Paul Sayer, vgl. Nr. 1895 »Illustr. Ztg.« 25. Oktober 1879 S. 338), »Bilder aus dem Schwarzwald« (»Deutscher Hausschatz« 1881, S. 472 u. 473) und die »Ruine des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald« (ebendas. 1881, S. 261). Inzwischen hatte A. einen Abstecher nach Mitau, Riga und Reval gemacht und reiche Ausbeute für die »Gartenlaube« heimgebracht. Der Ruhm von Josef Victor von Scheffels »Trompeter« führte ihn nach Säkkingen, welches ihm Stoff zu zwei allerliebsten Ölbildern lieferte: den »Abschied« (»Zur guten Stunde« 1. Heft 1890 und Nr. 2586 »Illustr. Ztg.« 21. Jan. 1893) und die mit besagter Dichtung freilich nicht zusammenhängende »Einkehr am Krug zum grünen Kranze« (1891 ebendas.). Auch aus dem Münchener Leben brachte er viele Szenen, von der neuen Isartalbahn, den Geländen des Starnbergersees, von der Donau, dem Salzburgerlande (1894), vom Schafberg und den neuentdeckten »Wetterlochhöhlen« (1897 »Für Alle Welt« 3. Heft), von dem auch durch Scheffel in dessen »Bergpsalmen« besungenen St. Wolfgang usw. Das nimmermüde, stets neue Schätze hebende Wanderleben endete unerwartet am Ammersee. — Eine überraschende Menge von ganz vollendeten Handzeichnungen wurde, zugleich mit Robert Beyschlags Nachlaß, durch Karl Maurer im November 1904 versteigert.

Vgl. Nagler-Meyer 1878, II, 354. Fr. v. Bötticher 1895, I, 42. Singer 1895, I. 44 (8 Zeilen). »Das geistige Deutschland« 1898, S. 17. H. A. L. Degener »Wer ist's?« Leipzig 1905, S. 17 (wo der Künstler als noch lebend aufgeführt ist).

Hyac. Holland.

Bauernfeind, Gustav, Architektur- und Historienmaler, * 4. September 1848 als der Sohn eines Apothekers zu Sulz (am Neckar), † 24. Dezember 1904 in Jerusalem. — B. kam dreijährig mit seinen Eltern nach Stuttgart, erhielt eine gründliche Bildung daselbst in den Schulen, insbesondere am Polytechnikum, wo er er sich der Architektur widmete und mit Abschluß des Staatsexamens in Praxis trat. Frühzeitig zeichnend nach dem Vorbilde seines Landsmannes G. Schönleber, brachte B. von einer Schweizerreise eine stattliche Reihe von Aufnahmen und Studien mit, welche er teilweise zu Bildern und Holzschnittzeichnungen verwendete, die bald zur weiteren verdienten Geltung gelangten und später noch fleißig in illustrierten Zeitschriften reproduziert wurden. Darunter eine mittelalterliche »Ritterburg« (in »Deutscher Hausschatz« 1880, VI, 24); »Hof des Rathauses in Basel« (ebendas. VI, 473); das »Spalentor und der Holbein-Brunnen in Basel« (ebendas. VI, 469); ein »Städtebild im XV. Jahrhundert« (nachmals im »Kränzchen« 1890, S. 189) — die man geradezu als architektonische Novellen bezeichnen könnte. Von weiteren, in immer größeren Radien unternommenen Ausflügen und Studien-

reisen, insbesondere nach Italien, die früheren Denkmale der Baukunst mit dem heutigen Volksleben in ihrer vereinenden Wechselwirkung in glücklichster Weise scharf beobachtend, gestaltete er diese Eindrücke als gründlicher Zeichner und virtuoser Kolorist zu neuen, höchst anziehenden Bildern. Herrliche Beiträge lieferte B. zu dem von den besten Zeitgenossen, darunter E. Kirchner, L. Passini, Riefstahl, Kaulbach und vielen anderen reich illustrierten Prachtwerke »Italien von den Alpen bis zum Ätna« (mit Schilderungen von Karl Stieler, C. Paulus und W. Kaden (Stuttgart 1876 bei J. Engelhorn, mit Holzschnitten von A. Cloß). Noch schneller errang B. die verdiente Popularität durch die überraschend durchgeführten Ölbilder, welche namentlich mittels seiner bei L. von Loefftz in München erhaltenen technischen Schulung und Anregung seinen Namen begründeten. Wirklich epochemachend wirkte die Darstellung der »Piazza d' Erbe in Verona« (1879), staffiert mit dem dort wogenden Volksleben, welches auch Adolf Menzel zu einem Bilde erwählte. Der unerschöpfliche Stoff gestattete ja auch die weiteste Konkurrenz. Wärmer noch und womöglich anmutender wirkt bei B. diese berückende Symphonie des alle unsere Sinne gefangen nehmenden, pochend vorüberrauschenden Menschentreibens: Man glaubt das tolle, schnatternde Gewirr aller möglichen Stimmen, das betäubende Geknäufe und lachende Scherzo dieser Weiber und Mädchen, Händler und Verkäufer, die inmitten der aufgestappelten Küchenschätze unter einem Meer von riesigen, zeltartigen Sonnenschirmen sitzen, nicht allein zu hören, sondern auch die ganze morgenfrische Atmosphäre des Obst- und Blumenduftes einzuatmen. Und darüber diese hochragende, architektonische Umrahmung der alten Häuser und stolzen Paläste, vom italienischen Himmel überblaut: Eine unvergeßliche Leistung! — In der auserlesenen Sammlung von Lichtdrucken nach »Handzeichnungen deutscher Meister« (Stuttgart 1878) erschien neben Meyerheim, Vautier und Werner ebenbürtig unser B., welcher sich immer tiefer in Italien akklimatisierte: Welch lauschiges Winkelwerk hatte er in Venedig entdeckt! Und mit welcher Verve von Stift und Farbe wußte er diese Fundstücke aus Florenz, der Certosa di Pavia wiederzugeben. Auch auf das Kleinste drückte er den Stempel seiner originellen Sprache. So wählte er als Titelblatt für die neue Auflage von Franz von Rebers »Ruinen Roms« (Leipzig 1879) die restaurierte Ansicht des Forums in der Kaiserzeit. Mit einem Ölbilde der »Kathedrale von Palermo« (später in Nr. 27 »Über Land und Meer« 1889, Bd. 62, S. 580) nahm B. längeren Abschied von Italien. Die Sehnsucht nach dem Orient trieb ihn 1880—82 zu einer Reise nach Ägypten, Palästina und Syrien, welche er 1888 wiederholte und auch auf Damaskus mit einem sechsmonatlichen Aufenthalte ausdehnte. Neue überraschende Proben seiner weitergereiften Kunst erschienen im Münchener Kunstverein. B. begann sein neues Programm mit einer »Straßenansicht aus Kairo« (1881): Das tiefe, flimmernde, sprichwörtliche Blau des südlichen Himmels, das blendende Licht auf den grellweißen Mauerflächen der Häuser, die dunklen, blauschwarzen Schlagschatten, die jeder Gegenstand wirft mitsamt der schreienden Farbigkeit der Staffage ist köstlich, mit exakter Sicherheit und genialer Leichtigkeit wiedergegeben. Schon 1882 folgte die »Tempelruine in Baalbeck« (welche in der Neuen Pinakothek eine würdige, bleibende Aufnahme fand), eine elegisch erschütternde Rhapsodie aus der

Weltgeschichte: Die wie für die Ewigkeit gebaute Säulenkolonnade ist nur noch teilweise mit den Kapitälen bekrönt; einer dieser Riesenmonolithe hat sich (ein ähnliches Motiv bietet sich ja auch in Karnak) dienstmüde an die Mauer gelehnt, die wie der geborstene Giebel über Nacht stürzen kann; ein ungestalter Trümmerhauf umlagert die Sockel und heiligen Stufen; im fernen Hintergrunde ist eine weißblendende moslemitische Stadt an einem kahlen Bergzug gelagert. »*Sic transit gloria!*« In solch lapidaren Welträtseln spricht die Weltgeschichte! Darauf erwarb die Pinakothek fünfzehn ausgeführte Aquarelle aus Jerusalem; die gestürzte Königin des »heiligen Landes« fesselte damals schon das Herz des Malers. Seit Ulrich Halbreiter (vgl. Allg. Deut. Biogr. X, 403) hatte sich kein Künstler mit diesem Lande befaßt, welches neben seiner überwältigenden historischen Vergangenheit eine solche Fülle malerischer Ausbeute bietet. B. zeichnete und malte das Straßenlabyrinth, die Bauwerke des Tempelplatzes (Nr. 4 »Über Land und Meer« 1891, Bd. 65, S. 572), den mit Steingeröll umgebenen Teich Bethesda, die Golgatha-Kapelle, die in frühere Bäder eingenisteten Kafeebuden — alles mit den merkwürdigsten Staffagen und charakteristischen Gestalten bevölkert. Eine Anzahl solcher Typen, Figuren und Trachten lieferte B. später in sorgfältigster Ausführung für England — eine bisher völlig unbekannt gebliebene Kollektion. Dann folgten Ansichten und Details aus der großen »Moschee in Damaskus« (Nr. 35 »Über Land und Meer« 1894, Bd. 72, S. 717) mit der von Kaiser Arkadius 395—408 erbauten, seit dieser (aus dem Jahre 1889 stammenden) Aufnahme 1892 gänzlich abgebrannten Basilika, enge Brunnen, Tore und andere unser lebhaftes Interesse beanspruchende Bauüberreste und sinnberückende »Straßenszenen aus Damaskus« (Nr. 29 »Über Land und Meer« 1896 Bd. 76 und Nr. 26 »Illustr. Welt« 1897, S. 629); ein »Markt in Jaffa« und die »Einschiffung türkischer Truppen« im dortigen Hafen, mit abschiedklagenden Soldatenweibern und jammernden Kindern im Vordergrunde. Dann kamen Ansichten der neuen Schwaben-Kolonien, wobei die Landschaft an der Bahnlinie Jaffa-Jerusalem, die Hauptstraße in Haifa und Rephaim, die Ankunft der ersten Lokomotive in der heiligen Stadt (Nr. 23 »Gartenlaube« 1898, S. 379—385 mit begleitendem Text von Schmidt-Weißenfels) immer neue Stoffe boten. Ist ja doch durch die jüngsten Ansiedelungen der wackeren Schwaben in Jaffa und Tiberias, durch Kaiser Wilhelms Besuch im alten Zion und durch neuere Reisende aller Art erhöhtes Augenmerk auf dieses Land gerichtet, wo sogar beturbante Bahnwärter und nimmermüde Lastträger und Dolmetscher mit den breiten, langgezogenen Vokalen und dem unnachahmlichen Verschlucken der arabischen Endsilben ihre ächt alemanisch-suevische Abstammung beweisen. — Nachdem B. im Jahre 1888 einen neuen sechsmonatigen Abstecher nach Damaskus und das in seinen grandiosen Ruinen staunenswerte Palmyra unternommen hatte, ließ er sich im folgenden Jahre in München nieder, baute seinen eigenen Herd und ging, von treuen Freunden und in erster Reihe durch Prof. von Loefftz mit Rat und Tat unterstützt, an die Ausarbeitung seiner massenhaft eingeheimsten Studien, unterstützt durch eine Menge von Kostümen, Waffen, kulturhistorischen Geräten und photographischen Behülfen. Ein volles Dezennium hielt er wacker aus, schuf mit ausdauerndem Fleiße, seine Schätze und Ausbeute verwertend, entzückende Bilder, bis ihn die Sehnsucht nach

dem gelobten Lande neuerdings packte und er mit Frau und Kind nach Jerusalem übersiedelte, wo er, nicht nur seinen deutschen Landsleuten ein treuer Handweiser und Berater, sondern ein unermüdlicher Sammler, Zeichner und Maler, an der unerschöpflichen Quelle seiner Kunst sitzend, das Abendland mit seinen artistischen Schätze bereicherte und erfreute. Viele Zeit verwendete B. auf ein vom Ölberge aus aufgenommenes, im Frühmorgenlicht prangendes großes Ölbild von Jerusalem mit den schweren Römertürmen und Toren, mit den kuppelbekrönten Moscheen, ragenden schlanken Minarets und dem flachgedachten Häusermeer (im Format von 2,0×1,25). Als Gegenstück diente eine vom Johanniterhospiz über die Dächer der Altstadt gehende Ansicht. Insbesondere aber reizte ihn die Landschaft am Toten Meer, welches er gerne an den Ost- und Westgeländen durchstreifte; die mit von mumienhaften Anachoreten behausten Höhlen-Klausen am Bache Krit (Wadi Kelt); das einsame Jericho; die Jordanufer mit Beduinenlagern usw. Dann unternahm B. 1890 wieder einen vierzigtägigen Ausflug nach Baalbeck, um den Jupitertempel vor dessen Ausgrabung, im gräulichen Schutt und Zerfall auf der Leinwand festzuhalten, ehe die rettende Hand der Archäologie ihre pietätvollen Forschungen inszenierte. Die Stoffe und dankbarsten Motive häuften sich, es genügte ihm die ersten Eindrücke festzuhalten und die Ausführung späterer Gelegenheit zu überlassen. Man könnte sie »Seelen zu künftigen Gedichten« nennen. In meisterlicher Durchbildung vollendet wurde nur mehr in ungewöhnlichem Format (2,50×1,50) die »Klage an den Tempelmauern«, ein mit Alexandre Bidas Darstellung um die Palme ringendes, farbenprächtiges, stimmungsreiches Ölgemälde (bezeichnet 1904), welches als neue Zierde in Heinemanns Kunstsalon zu München gerade ausgepackt wurde, als der Maler am freudenreichen Vorabend des Christtages, nach längerem Leiden einer Herzlähmung erlag. — Diese mit Lord Byrons »Hebräischen Melodien« verwandte »Klage« war das Schwanenlied des Malers: Lasset uns beten und weinen um alle uns vorausgegangenen Altväter und Propheten, die Zeugen unseres Glaubens; in litaneienhaften Responsorien antworten die trauernden Männer und Frauen: »Wo findet Israel ein Bad für seinen wunden Fuß?

Wilde Taub' hat ihr Nest, Fuchs seine Schluft,
Mensch seine Heimat — Israel nur die Gruft.

Lasset uns beten, weinen und klagen, um alle unsere Vorväter, die nicht mehr sind.«

Wie vielversprechend war das Programm seines künftigen Schaffens. Aber »*Media in vita*« wurde er dahingerafft, gleich Theodor Horschelt (A. D. B. XIII, 160) und Wilhelm Riefstahl (A. D. B. XXVIII, 839), alles geistverwandte Naturen, welche in Farbe und Zeichnung gleich prägnant ihre Erlebnisse zum scharf akzentuierten Ausdruck brachten, namentlich Riefstahl, welcher die jeweilige Landschaft, die betreffende Architektur und den Volkscharakter ebenso sicher als würdevoll wiederzugeben verstand: sie sind inmitten ihrer glänzenden Vollkraft aus dem Leben geschieden!

Bauernfeinds reicher Nachlaß, die vorgenannten »Seelen zu künftigen Gedichten«, welche nimmer ihre Vollendung zum Durchbruch brachten, die zahllosen Studien und schätzebergenden Skizzenbücher sollen alsbald bei uns zu einer Ausstellung gelangen, dann aber wahrscheinlich durch eine

Auktion nach bisher landläufiger Sitte in alle Winde zerstreut werden, statt selbe (wie es löblicher Weise mit Baischs Nachlaß geschah) in einem Museum zur vollgültigen Kenntnißnahme des ganzen Mannes vereint zu bleiben. Ist ja auch Dürers, Holbeins Nachlaß — bei Rembrandt noch zu dessen Lebzeiten — vertrödelt worden. Heutzutage müßte so etwas später ein unbezahlbares Kapital repräsentieren. Freilich würden viele brave Sammler des Vergnügens und der Freude beraubt, ihre Kollektion zu bereichern und auszuschmücken. Erste Pflicht der Kunsthistoriker indessen muß es sein, ihre bisherige an Bauernfeinds Namen begangene Säumnis nachzutragen.

Die sonst viel Minderwertiges sorgfältigst in ihren Kompendien verbuchenden Lexikographen kennen den Maler kaum oberflächlich. Pecht in seiner »Geschichte der Münchener Kunst« (1888 S. 446) hat nur wenige Zeilen, ebenso Singers Lexikon (1895 I, 81) und der fast nie versagende Fr. von Bötticher (1895 I, 51), wirklich ironisch aber ist es, wenn »Das geistige Deutschland« (1898) gar keine Kunde hat. Hoffentlich wird eine würdige Darstellung und Reproduktion seiner Schöpfungen nicht zu lange auf sich warten lassen!

Hyac. Holland.

Kanitz, Felix Philipp, Erforscher der Balkanländer, Ethnograph und Archäolog, * 2. August 1829 in Budapest, † an den Folgen eines Schlaganfalles 5. Januar 1904 in Wien. — K. stammte von deutschen Eltern, deren Vorfahren während des 18. Jahrhunderts in Ungarn eingewandert waren. Da er in früher Jugend eine ausgesprochene Begabung für Musik an den Tag legte, ließ ihn sein Vater, ein wohlhabender Fabrikant, im Violinspiel ausbilden. Sein Mitschüler war der später berühmt gewordene Virtuos Joseph Joachim. Nach dem Tode des Vaters wünschte die Mutter lieber das bei dem Knaben gleichfalls hervortretende Zeichentalent entwickelt zu sehen. Im Alter von 14 Jahren kam er deshalb auf die Kunstschule nach Kassel, wo er ein Schüler des damals geschätzten Malers Ludwig Emil Grimm wurde. Unter dessen Anleitung übte er sich im Zeichnen und Ölmalen. Auch erlernte er das Radieren und die Lithographie. Nachdem er die Anfangsgründe überwunden hatte, beschloß er den Beruf eines Zeichners für illustrierte Zeitschriften zu ergreifen. 1847 ließ er sich in Wien nieder und entwarf namentlich während der Revolutionszeit zahlreiche Abbildungen der politischen Ereignisse, die zum Teil in der Leipziger Illustrierten Zeitung veröffentlicht wurden. Später begab er sich zu Studienzwecken nach den wichtigsten Kunststädten Deutschlands. Längere Zeit hielt er sich namentlich in München und Dresden auf, wo er in den Galerien Gemälde kopierte, ferner in Nürnberg, wo ihn der Architekt Alexander Heideloff in das Verständnis der mittelalterlichen Bau- und Kunstdenkmäler einführte. Nach einem Besuche in Paris kehrte er 1856 nach Wien zurück. In den nächsten Jahren unternahm er mehrere Reisen, um Zeichnungen für die Illustrierte Zeitung aufzunehmen. 1857 besuchte er zu diesem Zwecke Oberitalien und 1858 Montenegro, als dort die Kämpfe der Eingeborenen gegen die Türken ausgebrochen waren. Der eigenartige Reiz, den die großartige Natur dieses Ländchens und seine Bewohner auf ihn ausübten, veranlaßte ihn zu dem Vorsatz, sich ganz der wissenschaftlichen und künstlerischen Erforschung der Balkanhalbinsel zu widmen. Einige schon bewährte Balkanforscher, wie Ami Boué und der Generalkonsul v. Hahn, bestärkten ihn in dieser Absicht.

17 Jahre lang, von 1859 bis 1876, hat er auf zahlreichen Reisen durch Serbien, Bulgarien, Montenegro und die Herzegowina dieses Ziel zu erreichen gesucht und viele Teile dieser Länder als erster der deutschen Wissenschaft erschlossen. Vor allem verdankt man ihm hinreichend zuverlässige kartographische Aufnahmen der Gebiete zwischen Donau und Balkan. Dieses Gebirge, das damals in seinen Einzelheiten noch nahezu unbekannt war, hat er 18 mal auf Pässen überschritten, die vor ihm noch keines Forschers Fuß betreten hatte, und viele Ketten, Gipfel und Täler erhielten erst durch ihn die noch heute üblichen Namen. Auch die Ethnographie förderte er, indem er die Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Balkanvölker schärfer hervorhob als dies bisher geschehen war. Ebenso bereicherte er die Kunstgeschichte, indem er die in jenen Ländern trotz der jahrhundertelangen Türkenherrschaft noch immer zahlreich vorhandenen Reste antiker und mittelalterlicher Bauwerke und Kunstdenkmäler aufsuchte, beschrieb und abzeichnete. Als Früchte dieser Reisen entstanden in rascher Folge zahlreiche literarische Arbeiten. Die größeren erschienen als selbständige Werke, die kleineren, von denen hier nur eine Auswahl der wichtigsten verzeichnet werden kann, in den Sitzungsberichten und Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, den Mitteilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft, der Österreichischen Revue und andern geographischen, historischen und archäologischen Zeitschriften. Die frühesten beschäftigen sich ausschließlich mit Serbien: »Die römischen Funde in Serbien« (Sitzungsberichte XXXVI, 1861, S. 195—203), »Serbiens byzantinische Monumente« (Wien 1862, später auch ins Serbische übersetzt durch Alexander Sandić), »Beiträge zur Kartographie des Fürstentums Serbien, gesammelt auf Reisen in den Jahren 1859—1861« (Wien 1863, mit 1 Karte), »Die Zinzaren« (Mitteilungen VII, 1863, S. 44), »Über alt- und neuserbische Kirchenbaukunst« (Sitzungsberichte XLV, 1864, S. 3—13), »Reise in Südserbien und Nordbulgarien, ausgeführt im Jahre 1864« (Denkschriften XVII, 1864, 2. Abhandlung, S. 1—66, mit 1 Karte) und »Das serbisch-türkische Kopavnik-Gebiet« (Mitteilungen XI, Neue Folge I, 1868, S. 49). Den Abschluß dieser serbischen Studien bildete das umfangreiche Werk »Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien in den Jahren 1859 bis 1868« (Leipzig 1868, mit 1 Karte, 20 Tafeln und vielen von K. selbst gezeichneten Abbildungen im Text, 2. Auflage ebd. 1877), das die erste erschöpfende Schilderung jenes Donaulandes bietet. Später folgten dann verschiedene Abhandlungen über das benachbarte Bulgarien: »Reise im bulgarischen Donau-, Timok-, Sveti-Nikola-Balkan-Gebiet« (Mitteilungen XV, N. F. V, 1872, S. 61, 106), »Zur Synonymik der Ortsnomenklatur Bulgariens« (ebd. S. 217; XVI, N. F. VI, 1873, S. 170), »Tirnovos altbulgarische Baudenkmale« (Sitzungsberichte LXXXII, 1876, S. 269—288) und »Der Balkanpaß von Elena« (Mitteilungen XX, N. F. X, 1877, S. 537), die endlich zu dem Hauptwerke seines Lebens hinüberleiteten: »Donau-Bulgarien und der Balkan, historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1876« (3 Bände mit vielen Tafeln und Abbildungen, Leipzig 1875—1879, 2. Auflage ebd. 1879 bis 1880, neue Ausgabe ebd. 1882). Dieser wichtigen Arbeit, für die ihm die bulgarische Nationalversammlung einstimmig ihren Dank votierte, ist eine

wertvolle »Originalkarte von Donau-Bulgarien und dem Balkan« im Maßstabe von 1 : 420000 beigegeben, die in einer vom russischen Generalstab veranstalteten Ausgabe den russischen Truppen während des türkischen Krieges von 1877—1878 wesentliche Dienste leistete. Auch bei den Friedensverhandlungen des Jahres 1878 wurden die kartographischen Aufnahmen K.s wiederholt herangezogen. Nach dem Kriege unternahm er noch wiederholt ausgedehnte Reisen durch die Balkanländer. Vor allem bemühte er sich um die Untersuchung der vorgeschichtlichen und römischen Denkmäler, doch fehlte es ihm hierzu an hinlänglicher Sachkenntnis. Als Ergebnis dieser Forschungen veröffentlichte er zwei Schriften: »Die prähistorischen Funde in Serbien bis 1889« (Wien 1889) und »Römische Studien in Serbien: der Donau-Grenzwall, das Straßennetz, die Städte, Kastelle, Denkmale, Thermen und Bergwerke zur Römerzeit im Königreich Serbien« (Denkschriften XLI, 1892, 2. Abhandlung, S. 1—158, mit 1 Karte und vielen Abbildungen), die allerdings von der Kritik wenig günstig aufgenommen wurden. Die letzten Jahre seines Lebens beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines umfassenden Werkes über »Das Königreich Serbien und das Serbenvolk von der Römerzeit bis zur Gegenwart«. Der 1. Band, der ein Bildnis des Verfassers enthält, trat unmittelbar nach seinem Tode in der von Wilhelm Ruland herausgegebenen Sammlung »Monographien der Balkanstaaten« (Leipzig 1904) an die Öffentlichkeit, das Manuskript der beiden übrigen Bände hinterließ er in druckfertigem Zustande.

Wurzbach, »Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich« X, 1863, S. 435—438. — »Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik« XII, 1890, S. 571—573 (mit Bildnis). — »Globus« LXXXV, 1904, S. 162. — »Geographen-Kalender« III, 1905, S. 189.

Viktor Hantzsch.

Philippi, Rudolf Amandus, Naturforscher und Vorkämpfer des Deutschtums in Chile, * 14. September 1808 zu Charlottenburg, † 23. Juli 1904 zu Santiago de Chile. — Schon von Jugend an war das Sammeln von Naturgegenständen seine Lieblingsbeschäftigung. Nach dem frühen Tode des Vaters, eines alten Soldaten aus den Freiheitskriegen, der zuletzt Revisor an der preußischen Oberrechnungskammer war, zog die Mutter 1818 nach Ifferten (Yverdun) in der französischen Schweiz. Hier wurde der Knabe dem berühmten Erziehungsinstitut des großen Pädagogen Heinrich Pestalozzi übergeben, wo er seine schwache Gesundheit kräftigte und namentlich durch seine Lehrer Johannes Niederer und Joseph Schmid mannigfache und nachhaltige Anregungen empfing. Als aber die Anstalt 1822 infolge unliebsamer Streitigkeiten unter den Lehrern ihrer Auflösung entgegenging, kehrte die Familie nach Berlin zurück. Ph. besuchte zunächst das Gymnasium zum Grauen Kloster und studierte dann an der Berliner Universität Medizin und Naturwissenschaften. Daneben hörte er auch geographische Vorlesungen bei Alexander von Humboldt und Karl Ritter. 1830 erwarb er durch eine Dissertation über die »*Orthoptera Berolinensia*« den philosophischen Doktortitel. Da sich bald darauf die Anzeichen eines beginnenden Lungenleidens bemerklich machten, unternahm er eine längere Erholungs- und Studienreise nach Italien. Hier traf er mit den beiden Geologen Friedrich Hoffmann und Arnold Escher von der Linth zusammen, die ihn so für ihre Wissen-

schaft zu begeistern wußten, daß er sich eifrig mit umfassenden geognostischen Untersuchungen in Neapel, Sizilien und auf den Liparischen Inseln beschäftigte. Gleichzeitig sammelte er allerlei Pflanzen und Tiere, namentlich Schnecken und Muscheln. Nachdem er im Herbst 1832 nach Deutschland zurückgekehrt war, bestand er die medizinische Staatsprüfung, wendete sich aber nicht dem ärztlichem Berufe zu, sondern nahm 1835 eine Stelle als Lehrer der Zoologie und Botanik an der höheren Gewerbeschule in Kassel an, wo damals bedeutende Gelehrte, wie der Paläontolog Wilhelm Dunker und die beiden Chemiker Friedrich Wöhler und Robert Bunsen, wirkten. Die Mußestunden, die ihm sein Beruf ließ, benutzte er zu umfassender literarischer Tätigkeit. Als erstes großes Werk und zugleich als Frucht seiner italienischen Reise erschien die »*Enumeratio Molluscorum Siciliae cum viventium tum in tellure tertiaria fossilium, quae in itinere suo observavit*« (Berlin 1836) mit zahlreichen von ihm selbst gezeichneten und lithographierten Tafeln. Aber die mit der Herstellung dieses Werkes verbundene Überanstrengung hatte seine Gesundheit so geschädigt, daß sich völlige Heiserkeit und bedrohliche Lungenblutungen einstellten. Er nahm deshalb Ende 1837 einen längeren Urlaub und begab sich abermals auf reichlich zwei Jahre nach Italien und Sizilien. Glücklicherweise führte das milde Klima allmählich eine völlige Heilung herbei, so daß er Ostern 1840 neugestärkt und frohen Mutes nach Kassel zurückkehrte. Hier nahm er sogleich seine pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit wieder auf. In den nächsten Jahren ließ er mehrere umfangreiche und kostspielige Werke mit vielen Tafeln vorwiegend malakozoologischen Inhalts erscheinen, die ihm bald in den Fachkreisen einen guten Ruf verschafften: »Abbildungen und Beschreibungen neuer oder wenig gekannter Conchylien, unter Mithilfe mehrerer Conchyliologen herausgegeben. Mit Beiträgen von Anton, von der Bisch, Dunker, Koch, Pfeiffer und Troschel«, 3 Bände (Kassel 1842—1851), »Beiträge zur Kenntnis der Tertiärversteinerungen des nordwestlichen Deutschlands« (Kassel 1843), sowie einen 2. Band seiner »*Enumeratio Molluscorum Siciliae*« (Halle 1844). Auch an zwei großen naturwissenschaftlichen Sammelwerken war er ein eifriger Mitarbeiter. Für das von Martini und Chemnitz begründete, dann von H. C. Küster herausgegebene und nach dessen Tode von W. Kobelt fortgesetzte, in Nürnberg erscheinende »Systematische Conchylien-Kabinett« lieferte er in den Jahren 1846 bis 1853 Monographien über die Gattungen *Turbo, Trochus, Natica, Amaura, Ampullaria, Adeorbis, Solarium, Risella, Delphinula, Scissurella, Globulus, Phasianella, Bankivia* und *Lacuna* mit vielen naturgetreuen Abbildungen. Ebenso veröffentlichte er in den von Wilhelm Dunker und Hermann von Meyer redigierten Beiträgen zur Naturgeschichte der Vorwelt, die 1846 bis 1851 in Kassel unter dem Titel *Palaeontographica* herauskamen, mehrere Abhandlungen über die Spezies *Tornatella abbreviata, Otodos mitis, O. catticus, Myliobates Testae, Clypeaster altus, Cl. turritus, Cl. Scillae* und *Astrophyton Antoni*, sowie ein Verzeichnis der in der Gegend von Magdeburg aufgefundenen Tertiärversteinerungen. Daneben fand er aber auch noch Zeit, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. 1848 entfaltete er eine umfassende politische Tätigkeit im Sinne des gemäßigten Liberalismus. Im folgenden Jahre wurde er seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen zum Direktor der höheren Gewerbe-

schule in Kassel ernannt. Da ihn jedoch die verfassungswidrige reaktionäre Gewaltherrschaft des Ministers Hassenpflug empörte, nahm er wie so viele andere freiheitlich gesinnte hessische Staatsbeamte seinen Abschied und folgte einer Einladung seines Bruders Bernhard, der seit 1840 als Oberstleutnant und wohlhabender Grundbesitzer in Chile lebte und später im November 1852 nahe der Magalhäestraße von patagonischen Indianern ermordet wurde.

1851 landete er mit seinem Schüler und Freunde Karl Ochsenius in Valparaiso. Zunächst widmete er sich zwei Jahre lang der Landwirtschaft, sowie der geographischen und naturwissenschaftlichen Erforschung der damals noch wenig bekannten Provinz Valdivia. 1853 wurde er zum Direktor des Lyzeums in der gleichnamigen Hafenstadt ernannt. Noch in demselben Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der Zoologie und Botanik an die Landesuniversität Santiago. Gleichzeitig übertrug man ihm daselbst die Leitung des 1830 begründeten *Museo Nacional*. Um diese Anstalt, die sich im Zustande tiefen Verfalls befand, hat er sich während eines Zeitraumes von 50 Jahren die größten Verdienste erworben. Ihm verdankt sie es in erster Linie, daß sie heute unter den wissenschaftlichen Instituten Südamerikas einen hervorragenden Rang einnimmt. Unter Überwindung vieler Schwierigkeiten sorgte er für ausreichende und zweckmäßig eingerichtete Räume, für übersichtliche und geschmackvolle Aufstellung, für Erweckung des Interesses bei den maßgebenden Persönlichkeiten und in den breiten Schichten des Volkes, endlich auch für Herbeischaffung der nötigen Geldmittel. Die meisten Objekte, nicht nur Tiere, Pflanzen, Mineralien und Versteinerungen, sondern auch ethnographische Gegenstände, Altertümer und Kunstwerke, hat er auf seinen vielen und ausgedehnten Reisen, die er fast alljährlich während der akademischen Ferien durch ganz Chile und die angrenzenden Staaten unternahm, selbst gesammelt oder durch Tausch erworben. 1873 legte er sein Lehramt an der Universität nieder, um sich ganz dem Museum zu widmen. Daneben setzte er auch seine literarische Tätigkeit fort und gab eine Anzahl mehr oder minder umfangreicher, fast sämtlich durch Tafeln erläuterter Werke heraus, die zum Teil in Deutschland erschienen: »Handbuch der Conchyliologie und Malakozoologie« (Halle 1853), »Reise durch die Wüste Atacama, auf Befehl der chilenischen Regierung im Sommer 1853/54 unternommen und beschrieben« (Halle 1860), »*Florula Atacamensis seu enumeratio plantarum, quas in itinere per desertum Atacamense observavit*« (Halle 1860, 2. Ausgabe 1870), »*Elementos de Historia Natural*« (Santiago 1860, 4. Auflage 1885), »*Elementos de Botanica*« (Santiago 1864), »*La Isla de Pascua y sus habitantes*« (Santiago 1873), »*Los fósiles terciarios y cuartarios de Chile*« (Santiago 1887), auch deutsch als »Die tertiären und quartären Versteinerungen Chiles« (Leipzig 1887). »Über mesozoische Fossilien in Chile« (Santiago 1889), »*Plantas nuevas chilenas*« (Santiago 1893), ein sechsbändiges Werk, das 2000 neue Pflanzen beschreibt, endlich »*Sobre el verdadera significado de la palabra Cordillera*« (Santiago 1898).

Neben diesen selbständigen Werken hat er noch eine unübersehbare Menge von Aufsätzen verschiedensten Inhalts und Umfangs in zahlreichen deutschen, englischen und chilenischen Zeitschriften veröffentlicht, vor allem in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte (Über das Tier der *Solenomya*

mediterranea: I, 1835, S. 271—276; Über *Veretillum pusillum*: ebd. S. 277—280), in der Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften, der Botanischen Zeitung, den Malakozoologischen Blättern, der Stettiner Entomologischen Zeitung, in Petermanns Mitteilungen (Die sogenannte Wüste Atacama: 1856, S. 52—71, mit Karte; die Provinz Valdivia und die deutschen Ansiedlungen daselbst und im Territorium von Llanquihue: 1860, S. 125—139, mit Karte; Exkursion nach den Bädern und dem neuen Vulkan von Chillan in Chile: 1863, S. 241—257, mit Karte; Die heißen Quellen am Puyehue- und Llanquihue-See in Chile: 1869, S. 459—461; Ein neuer Vulkan in Chile: 1873, S. 6—7; Bemerkungen über die chilenische Provinz Arauco und namentlich über das Departement gleichen Namens: 1883, S. 453—460; Veränderungen, welche der Mensch in der Flora Chiles bewirkt hat: 1886, S. 294 bis 307, 326—331; Andesbahnen: 1892, S. 290—291; Analogien zwischen der chilenischen und europäischen Flora: 1892, S. 292—294), in den Monatsberichten der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Bemerkungen über die chilenischen Flußfische: 1866, S. 708—717; Über eine für Chile neue Art von Otaria: 1871, S. 558—562), im Ausland, im Globus (Über das Vorkommen von Torf in Chile: XVIII, 1870, S. 31—32; Ein Wort über die Herkunft der Bohne: LI, 1887, S. 157—158; Die Eisenbahn von Antafagasta de la Costa nach Uyuni in Bolivien: LVII, 1890, S. 334—335; Erdbeben in Südchile und Patagonien: LXII, 1892, S. 205—206; Über die Nationalität der Südamerikaner, besonders der Chilenen: LXXXV, 1904, S. 126), der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bemerkungen über die orographische und geologische Verschiedenheit zwischen Patagonien und Chile: XXXI, 1896, S. 50—63; Einige Worte über den unrichtigen Gebrauch des Wortes Cordillera in Chile: XXXIII, 1898, S. 393—398), den Abhandlungen und Berichten des Vereins für Naturkunde zu Kassel (Botanische Exkursionen in das Araukanerland: XLI, 1896, S. 1—31), der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft (Vorläufige Nachricht über fossile Säugetierknochen von Ullumo, Bolivia: XLV, 1893, S. 87—96; Berichtigung eines geologischen Irrtums: L, 1898, S. 207—208), der Zeitschrift für Ethnologie, der Deutschen Erde (Zur Gründungsgeschichte der ersten deutschen Kolonien in Chile: II, 1903, S. 16—17), im *Scottish Geographical Museum* (*Patagonia and Chile, their Orography and Geology contrasted:* XII, 1896, S. 303—309), in den *Anales de la Universidad de Chile (De la escritura jerografica de los indijenas de la isla de Pascua:* LXV, 1875, S. 670—683; *Comparacion de las floras i faunas de las Repúblicas de Chile i Arjentina:* LXXXIV, 1893, S. 529—555; *Plantas nuevas chilenas:* LXXXIV, 1893, S. 5—32, 265—289, 433—444, 619—634, 743—762, 975—983, LXXXV, 1893, S. 5—18, 167—195, 299—324, 491—514, 699—749, 813—844), den *Anales del Museo Nacional de Chile* (*Seccion I: Zoolojia.* * *Algunos peces de Chile,* 1892, 16 S.; * *Los zoofitos chilenos del Museo Nacional,* 1892, 9 S.; * *Las focas chilenas del Museo Nacional,* 1892, 48 S.; * *El guemul de Chile,* 1892, 9 S.; * *Los delfinos de la Punta Austral de la America del Sur,* 1893, 17 S.; * *Las especies chilenas del jenero Mactra,* 1893, 12 S.; * *Cervus antisensis, chilensis, brachyceros,* 1894, 16 S. — *Seccion II: Botanica.* * *Catalogus praevius plantarum in itinere ad Tarapaca a Friderico Philippi lectarum,* 1891, 96 S.; *La Alcayota de los Chilenos, Cidracayote de los Españoles,* 1892, 4 S.; *Epipetrum bilobum Ph.,* 1892, 3 S.; *Stipa amphicarpa Ph.,* 1892, 3 S.; *Elymus*

erianthus Ph., 1892, 3 S. — *Seccion III: Mineralojia, Jeolojia, Paleontolojia.* * *Descripcion de algunos fosiles terciarios de la Republica Arjentina*, 1893, 15 S.), endlich in den Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins zu Santiago (Vorläufige Nachricht über einige Schildkröten und Fische der chilenischen Küste: I, 1887, Heft 5, S. 210—213; Verzeichnis der von D. Francisco Vidal Gormaz an den Küsten des nördlichen Chile gesammelten Gefäßpflanzen: II, 1890, Heft 2, S. 106—108; Über einige Versteinerungen der Anden von Vallenar: ebd. S. 109—110; † Über die *Cucurbita mammeata* und *C. siceraria* des Molina: II, 1891, Heft 3, S. 150—154; † Aphorismen über die Sklaverei und den Sklavenhandel in den christlichen europäischen Staaten während des Mittelalters bis in die Neuzeit: ebd. S. 155—160; † Bemerkungen über die Versteinerungen von La Bajada in Corrientes: ebd. S. 161—164; † Einige Worte über die chilenischen Mäuse: ebd. S. 173—176; † Bemerkungen über die Flora bei den Bädern von Chillan: II, 1892, Heft 4, S. 196—208; † Albinismus unter den Vögeln Chiles: ebd. S. 231—234; † Über die chilenischen Seeigel: ebd. S. 246—247; † Analogien zwischen der chilenischen und europäischen Flora: II, 1893, Heft 5—6, S. 255—261; † Wann ist die Cordillere von Chile und Argentinien entstanden? ebd. S. 262—265; † Über *Phalaropus antarcticus* und *Ph. Wilsoni:* ebd. S. 266—271; Neue Tiere Chiles: III, 1895, Heft 1, S. 9—13; Über einige Vogelknochen aus dem Guano: ebd. S. 14—16; Die chilenischen Arten von Galaxias: ebd. S. 17—23). Die meisten dieser Aufsätze sind durch Abbildungen und Tafeln erläutert, die P. als geschickter Zeichner selbst entwarf. Um seine in Chile erschienenen Abhandlungen auch den Fachgenossen in Deutschland bekannt zu machen, ließ er die oben mit * bezeichneten in deutscher Übersetzung, die mit † versehenen in Sonderdrucken teils in Leipzig, teils in Berlin nochmals veröffentlichen. Außerdem gab er unter dem Titel »Botanische Abhandlungen« (Leipzig 1893) eine Sammlung kleiner Arbeiten über einzelne chilenische Pflanzengattungen heraus. So gewann er auch in der alten Heimat einen guten Ruf als bester Kenner der lebenden und fossilen Flora und Fauna Chiles.

Auch um das Deutschtum dieses Freistaates erwarb er sich namhafte Verdienste. Er selbst fühlte sich immer als guter Deutscher und unterhielt bis an seinen Tod rege Beziehungen zum alten Vaterlande. Viele Landsleute bewog er durch seine wiederholten Empfehlungen Südchiles zur Auswanderung dahin, und den neuen Ankömmlingen erwies er sich mit Rat und Tat hilfreich. Gern und oft weilte er in den von Deutschen stark besiedelten Provinzen Puerto Montt, Llanquihue, Osorno, Union und Valdivia, um im Kreise der Volksgenossen alte Erinnerungen auszutauschen und neue Anregungen zu empfangen. Den Zusammenschluß der chilenischen Deutschen suchte er auf alle Weise zu fördern, ebenso ihre geistigen Bestrebungen, die in dem 1883 begründeten deutschen wissenschaftlichen Verein zu Santiago eine Pflegestätte fanden, dem er bis zu seinem Tode als Ehrenvorsitzender angehörte. 1888 wurde unter allgemeinem Anteil sein 80., 1898 sein 90. Geburtstag gefeiert. Zwar begannen Gesicht und Gehör allmählich abzunehmen, so daß er 1897 sein Amt als Museumsdirektor niederlegte. Bald stellte sich auch der graue Star ein, der schließlich zu völliger Erblindung führte. Aber seine Schaffensfreudigkeit erhielt sich unvermindert, bis er im 96. Jahre einer

Lungenentzündung erlag, tief betrauert von seinen Landsleuten, die ihn seit Jahrzehnten als ihren Patriarchen verehrten.

»Nachrichtsblatt der deutschen malakozoologischen Gesellschaft« 1889, Nr. 1—2. — »Export« XX, 1898, S. 402—405 (Selbstbiographie mit Bildnis). — »Deutsche Erde« 1904, S. 148—149 (Karl Ochsenius). — *Diego Barros Arana, El Doctor Don Rodolfo Amando Philippi, su vida i sus obras, Santiago de Chile* 1904, 248 S., mit Bildnis. — »Leipziger Illustrierte Zeitung« 1904, Nr. 3195, S. 426, mit Bildnis (Th. Lincke). — »Globus« LXXXVI, 1904, S. 239. — »Geographen-Kalender« III, 1905, S. 199—200.

Viktor Hantzsch.

Holaus, Blasius, Dompropst von Salzburg, * 30. Januar 1825 zu Hippach im Zillertal, † 24. Januar 1904 zu Salzburg. — H. wirkte, nachdem er 1849 die Priesterweihe empfangen hatte, viele Jahre in der Seelsorge, als Hilfspriester zu Neukirchen im Pinzgau, dann zu Hopfgarten und Oberau in Tirol, Vikariatsprovisor zu Niederau und Ellmau, Stadtkooperator zu Kitzbüchel, dann zu St. Andrä in Salzburg, Dechant und Pfarrer zu Stuhlfelden und zu Reit bei Rattenberg. 1877 wurde er Domkapitular in Salzburg, während beinahe zehn Jahren zugleich Stadtdechant und Dompfarrer; 1885 Domkustos, 1891 infulierter Domdechant, seit 1891 auch Präses des fürsterzbischöflichen Konsistoriums und seit 1892 Vorsitzender des Diözesan- und Metropolitangerichtes. 1901 wurde er von Papst Leo XIII. zum Dompropst ernannt. Förderer sozialer und wissenschaftlicher Bestrebungen, besonders auch des Missionswesens.

Vgl. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, 44. Vereinsjahr 1904, S. 397f.

F. Lauchert.

Joder, Julian Chrysostomus, Generalvikar des Bistums Straßburg, * 27. Januar 1850 zu Mitzach (Oberelsaß), † 3. Februar 1904 zu Straßburg. — J. erhielt seine Gymnasialbildung im *petit séminaire* zu Straßburg, studierte dann Theologie im Straßburger Priesterseminar seit 1867 und empfing 1872 die Priesterweihe. Hierauf war er zunächst Hauskaplan und Hauslehrer in der Familie des Grafen Ivry in Nolay *(Côte d'or)*. 1873 wurde er Vikar in Neubreisach, 1877 Prosekretär, 1884 Generalsekretär des Bistums Straßburg, 1889 Ehrendomherr, 1893 *Dr. jur. can.*, 1897 Titulardomherr, 1903 Generalvikar. Mit seiner hervorragenden Begabung für die Verwaltung und seinem reichen kanonistischen und juristischen Wissen machte sich J. bei unermüdlicher Tätigkeit um die Diözesanverwaltung sehr verdient. Daneben wirkte er auch viele Jahre als Seelsorger der Waisenanstalt St. Joseph in Neudorf bei Straßburg, wo er nach seinem Wunsche auch begraben wurde. — Literarisch tätig war J. besonders auf dem Gebiete des Kirchenrechts, auch auf dem der Asketik. Von seinen selbständig erschienenen Schriften ist das Hauptwerk: *»Formulaire matrimonial. Guide pratique du curé pour tout ce qui concerne le sacrement du mariage«* (Paris 1885, 3. Aufl. 1891). 1884 übernahm er auf Wunsch des damaligen Bischofs Stumpf nach dem Tode des Begründers, des Domkapitulars Mury, die Redaktion des offiziellen Diözesanorgans, des früheren *»Bulletin ecclésiastique de Strasbourg«*, das er von 1884 bis 1898 unter dem Titel: *»Ecclesiasticum Argentinense«*, von 1899 bis zu seinem Tode in neuer Folge unter dem Titel: »Straßburger Diözesanblatt« herausgab. Dasselbe enthält zahlreiche Beiträge von seiner Hand, darunter Denk-

schriften von bleibendem Interesse, von denen genannt seien: »Die rechtliche Stellung der nicht anerkannten religiösen Genossenschaften in Elsaß-Lothringen« (1895, auch separat); »Das Beichtsiegel vor dem Schwurgericht zu Mülhausen i. E.« (1895, auch separat); »Der konfessionelle Kirchhof nach den kirchlichen Regeln und den für Elsaß-Lothringen geltenden Zivilgesetzen« (1897, auch separat). Im »Archiv für katholisches Kirchenrecht« erschien von ihm: »*Index casuum et censurarum in universa Ecclesia iure novissimo vigentium*« (74. Bd. 1895, S. 18—35); »Das Beichtvateramt in Frauenklöstern« (78. Bd. 1898, S. 668—710; 79. Bd. 1899, S. 451—483, 709—735).

Vgl. »Der Elsässische Volksbote« 1904, Nr. 29 v. 4. Febr. [J. Gaß]. — »Der Elsässer« 1904, Nr. 37 v. 4. Febr. — »Elsässer Kurier« 1904, 3. Febr. — »*Journal de Colmar*« 1904, 7. Febr. — »Straßburger Diözesanblatt«, 23. Jahrg. 1904, S. 1, S. 4. — Eine eingehendere biographische Arbeit über J. ist von dem Bibliothekar des Straßburger Priesterseminars, Herrn Dr. J. Gaß, zu erwarten. Dem genannten Herrn, sowie Herrn Dr. L. Pfleger in Münster i. W. bin ich für gefällige Mitteilungen und Nachweise zu Dank verpflichtet.

F. Lauchert.

Zenetti, Benedikt, *O. S. B.*, Abt von St. Bonifaz in München, * 13. Mai 1821 zu Speier, † 18. Februar 1904 zu München. — Wilhelm Z., wie er vor seinem Eintritt in den Orden hieß, der Sohn des späteren Regierungspräsidenten J. B. v. Zenetti, absolvierte das Gymnasium zu Passau, wohin sein Vater als Regierungsdirektor versetzt worden war, studierte dann an der Universität München Philosophie, Jurisprudenz und Theologie und empfing 1847 die Priesterweihe. Zuerst in der Seelsorge tätig, trat er nach der Eröffnung des neu gegründeten Benediktinerstifts St. Bonifaz in München als einer der ersten Novizen zugleich mit dem späteren Abte und nachmaligen Bischof Haneberg im Dezember 1850 in dasselbe ein und legte 1851 die Ordensgelübde ab. Nachdem er nacheinander verschiedene Ämter bekleidet hatte, wurde er am Anfang der sechziger Jahre Direktor des k. Erziehungsinstituts für Studierende (des sog. Hollandschen Instituts) in München, 1866 Prior des neu errichteten Klosters Schäftlarn. Nachdem Abt Haneberg Bischof von Speier geworden war, wurde Z. 1872 zum Abt von St. Bonifaz gewählt und erhielt durch Erzbischof v. Scherr die feierliche Benediktion. Obwohl in den 31 Jahren seiner Regierung wenig an die Öffentlichkeit tretend, erfreute sich Abt Z. in allen Kreisen großen Ansehens. Kunstsinnig und besonders in der Pflege der klassischen Musik und Literatur seine Freude findend, hat er jederzeit auch die wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützt und sich um die Förderung der ausgezeichneten Stiftsbibliothek, der so viele gleich dem Unterzeichneten zum größten Dank verpflichtet sind, große Verdienste erworben.

Vgl. »Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Zisterzienser-Orden«, 25. Jahrg. 1904, S. 426—429, mit Porträt. — »Augsburger Postzeitung« 1904, Nr. 41 v. 20. Febr.

F. Lauchert.

Braun, Karl Otto, Genre- und Landschaftsmaler, * 24. Dezember 1852 in München, † 8. Febr. 1904 ebendas. — B. erhielt, sobald seine künstlerische Begabung frühzeitig hervortrat, im Hause und unter der Schulung des Vaters, des als Xylograph und Maler so wohlbekannten Kaspar Braun (A. D. B. XXXXVII, 198), des Schöpfers der »Fliegenden Blätter« und Begründers der weltberühmten

Firma »Braun und Schneider« den ersten grundlegenden Unterricht nebst einer vortrefflichen, allseitigen Bildung. Weitere Förderung wurde auf der Akademie unter Arthur von Rambergs (A. D. B. XXVII, 203) Leitung, woselbst B. längere Zeit nach dem Vorbild des trefflichen, im koloristischen Sinne mit Karl von Piloty rivalisierenden Meister zum Genrefach sich bekannte, dann aber, seiner inneren Veranlagung folgend, gänzlich zur Landschaft überging, ohne sich einem bestimmten Vorbilde anzuschließen. Auf beiden Gebieten erreichte er gleich ehrenvolle Anerkennung, trotz seines immer bescheidenen Rückhaltens. Er drängte sich nicht in die Ausstellungen, schwur auch zu keiner der Parteien, förderte aber mit aufopfernder Mühewaltung und unermüdlicher Ausdauer alle Interessen der Künstlerschaft, verschönte ihre festlichen Veranstaltungen mit geschickten und humoristischen Inszenierungen. — In seinen landschaftlichen Bildern »zeigte er eine stille, gediegene, freilich auf wenige Töne gestimmte, immer aber liebenswürdige Individualität«; »seine nebelfeuchten Tage und wohligen stillen Nächte erwecken einen stark naturhaftträumerischen Eindruck«. In den weichen, duftigen Stimmungen, in denen er am liebsten die scheidende Stunde des Tages und die Dämmerung mit dem aufsteigenden, durch den jungen Birkenbestand schimmernden Mond schildert, athmet eine leise klingende, sanfte lyrische Schwermut. Es war ein guter Teil Eichendorff in ihnen, freilich wenig von dessen fröhlicher Wanderlust. In rein malerischer Beziehung blendeten die Werke nicht; sie waren weder virtuos gemalt — getreu der Dichterregel, daß »Natur und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortrage« — noch großartig gezeichnet, sondern bescheidene, anspruchslose symphonische Sätze lieblicher Innigkeit.

Bei seinem Begräbnis ergab sich eine überraschende Teilnahme als sprechender Beweis, daß der zeitlebens immer bescheidene Mann aufrichtige Freunde und Verehrer in den weitesten Kreisen besaß.

Eine Ausstellung seines Nachlasses im Münchener Kunstverein machte den größeren Teil der Beschauer erst mit den hochachtungswerten Bestrebungen und Leistungen dieses Künstlers nachträglich bekannt.

Vgl. Nr. 44 und 71 »Bayer. Kurier« 13. Februar und 11. März 1904. Nr. 59 »Augsburger Postzeitung« 12. März 1904. Nr. 35 »Münchener Zeitung« 12. Febr. 1904. — Brauns Name fehlt bei Singer und Fr. v. Bötticher, auch im Bericht des Münchener Kunstvereins, welcher, gegen seine bisherige Gepflogenheit, keinem seiner im Jahre 1904 verstorbenen Mitglieder einen Nachruf widmete.

Hyac. Holland.

Maison, Rudolf, Bildhauer, k. Professor, * 29. Juli 1854 zu Regensburg, † 12. Februar 1904 in München. — Der aus einer französischen Emigrantenfamilie stammende Vater wirtschaftete als tüchtiger Tischler und Zimmermann in der alten Donaustadt, wo sich auch seine Söhne mit allerlei einschlägigem Schreiner-Handwerk übten. Rudolf M. pflog allerlei Kunsthantierung auf eigene Faust. Über führerlosem Tasten und Suchen geht freilich viel kostbare Zeit unausgenützt verloren; doch schadet es nicht, nach Andersens tröstlicher Erfahrung, in einem Entenhofe zur Welt zu kommen, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat. Schließlich fand M. den Weg nach dem Münchener Polytechnikum, um sich zum Baufach auszubilden, blieb zwar nicht lange, beim leichtbegreiflichen Mangel weiterer Mittel,

guckte aber seinen Lehrern mancherlei ab, was er später bei den architektonischen Hintergründen und Sockeln seiner Denkmale wohl verwerten konnte. Auch das Zeichnen und Modellieren betrieb er, das ihn rechtzeitig zu Bildhauern brachte, wobei viel Dekoratives für Fabriken und Kunsthandwerk entstand, auch für die Bauten König Ludwigs II., wobei er freilich allerlei Vorbildnern wie Perron und anderen Handdienste leistete, doch soll er die Pegasus-Fontäne für Herrenchiemsee allein ausgeführt haben. Nach der bei Bildhauern nicht ungewöhnlichen Sitte, »um Kondition zu suchen«, mag er zu Ruemann und Wagmüller gekommen, auf seinen Wanderungen mit Begas in Berlin und Tilgner in Wien, auch etwas mit französischer Plastik in Fühlung geraten sein. Von allen diesen Vorbildern machte er sich etwas zu eigen, behielt aber, nicht immer zum eigenen Frommen, eine große Dosis des besser-wissen-wollenden Autodidakten, der sich gleich im voraus mit der Antike auf einen feindlichen Fuß stellte. Er haßte alle Stilistik, wie man denn auch an mancher Akademie die Klassiker aus den Sälen in die Korridore verbannte. Dafür blieb M. eine Zeitlang mehr Sklave denn nachbildender Verehrer der Natur, wobei er frühzeitig an die heilsame Beihilfe der Farbe dachte, ohne die jedweder Kunst zukommenden Grenzen mit Lessings Scharfsinn zu erwägen. Mit verzweifelter Kraft rang M. nach Wahrheit, immer in Angst, der Schönheit in Form und Linie etwa weitergreifende Zugeständnisse zu machen.

Der keinen anderen Ausweg findende Kunstjünger begann das »positivistische« Naturstudium, ganz im Sinne der modernsten Naturforscher, klammerte sich an die fast photographische Wiedergabe von Einzelheiten, konnte sich mit Fältchen, Wulsten, Narben und Zufälligkeiten nicht genug tun, selbst auf Kosten des tektonischen Baues des Körpers. Bei den Tierbildern quälte er sich mit der genauesten Charakterisierung, kennzeichnete bei seinen Pferden alle Eigentümlichkeiten der Rasse, sogar der Färbung der Haare, die er, wie man behauptete, seinen Rossen überklebte, ebenso wie er die Nymphen und Wasserweiber mit wirklichen Haaren ausstattete. Um kaum fixirbare Eindrücke festzuhalten, diente ihm die Farbe. So besetzte er die Nägel seiner Neger mit Trauerrändern und formte ihre Zähne aus Elfenbein. Infolge davon wagte er sich mit der übermütigen Kühnheit der Jugend an immer neue Stoffe, bei deren Bewältigung er seine bisher errungene Technik zu Markt brachte. Dabei bewies sich die ganze ehrliche Spannkraft seiner schöpferischen Phantasie, welche nur zu leicht die mittlere Linie zwischen Idee und Darstellbarkeit überschritt. Die Plastik »war für ihn ein Gebiet unbegrenzter Möglichkeiten«. Das Titanische seines Wollens war ebenso anerkennenswert wie bei Klingers Experimenten. Auch M. wagte sich an schwere, auf solchem Wege kaum überwindliche Stoffe, dazu zählt z. B. die Ausgrabung eines »Verschütteten Arbeiters«, die Darstellung einer streikenden »Arbeiterfamilie«, eine Gruppe mit »Caesars Ermordung«, wobei der Imperator auf einer durch Stufen erhöhten »*sella curulis*« sitzend gedacht war; der Künstler vergriff sich mit der Statuette eines »Philosophen«, welcher, schnäbelnden Tauben zuschauend, eher einem Fabrikarbeiter als einem Jünger der Stoa gleichen mochte, der ebensowenig wie der Sonderling Diogenes über ein geistiges Problem zu sinnen vermochte; auch sein mit Weinkrug und Entenbraten befrachteter »Augur« war nur ein

schmieriger Schmutzfink, ebenso wie der Knackwurst kauende, den Bierkrug zwischen den Beinen haltende »Kunstjünger«, welcher höchstens die Züge einer jovialen Hebe mit dem Griffel festzuhalten trachtet. Daß man an solche Erzeugnisse, Kneip- und Bummelwitze eines überquellenden Humors, keine kritische Sonde legen darf, ist begreiflich; wie M. dieselben aber doch ernsthaft behandelte, war für den Künstler charakteristisch. Noch besser gelang ihm eine mit den neuesten Berichten hausierende »Zeitungsfrau« oder ein übrigens von der witzigen Verschlagenheit seiner Kollegen wenig besitzender, roh einherschlarfender »Schusterjunge« — Einfälle, die selbst durch die entsprechende Farbengebung nicht liebenswürdiger erscheinen konnten. Auch das vor dem gefräßigen Vogel der Juno angstvoll ihr Brot schützende häßliche »Faunmädchen« erwarb schwerlich das teilnehmende Interesse des Beschauers, der jedoch auch nicht immer Grund hatte, mit M.s. Porträtbüsten von höchst achtbaren Staatsmännern und Gelehrten zufrieden zu sein, da der Bildner an kleinlichen, subjektiven Zufälligkeiten sich einklammerte, ohne die geistige Individualität zum vorherrschenden Ausdruck zu bringen. Auch das Gebiet der religiösen Kunst betrat M. als einer der entschiedensten Naturalisten. Er wählte den Augenblick, wie das aus rohgezimmerten Stämmen bestehende Kreuz mit dem angenagelten Heiland von wilden Schergen gewaltsam aufgerichtet wird: rückwärts stemmt sich ein römischer Soldat an das Marterholz, seitwärts ein stupider Neger, während vorne ein häßlicher jüdischer Büttel an einem langen Strick die schwere Last mit dem zwar nicht idealen, aber doch immerhin menschlich edlen, etwas hebräischen Typus tragenden, angenagelten Dulder in gleichhastender Eile in die Höhe zu ziehen strebt. Die jammernd über den Anblick zusammenbrechende Gestalt der Gottesmutter nebst dem Lieblingsjünger Johannes runden das Ganze möglichst ab. Es sind lebensgroße Figuren mit höchster dramatischer Wirkung und einer weit über das Gewöhnliche hinausgehenden Feinheit des Studiums in den Gewändern und nackten Teilen, wobei ein teilweise an die Altdeutschen erinnernder Zug durchweg sympathisch berührt: Die Arbeit eines begabten Mannes, welcher das volle Recht hatte, seine eigene Auffassung auch energisch geltend zu machen und unser Gefühl zu empören gegen die Verhöhnung aller Menschlichkeit, die hier im Namen des Rechts begangen wird. Durchweg anerkennend und günstig lautete die Aufnahme in der Presse (vgl. Lützows Zeitschrift 1885. XX, 464, 1886. XXI. 560. Nr. 82 Münchener Fremdenblatt 23. März 1885. Nr. 71 Augsburger Postzeitung 28. März 1885. Pecht in »Kunst für Alle« 1886, I, 238 und dessen »Geschichte der Münchener Kunst« 1888. S. 307).

Eine Zeitlang mühte er sich mit dem zufällig gefundenen Modell eines Negers, der korbtragend als »Tafelaufsatz« oder gar als »Elektrische Lampe« dienen sollte, dagegen als gequälter Reiter eines hinterlistig bockenden Grauohrs (angekauft vom Münchener Kunstverein, Abbildung in R. Bongs »Moderne Kunst« XIII. Bd., Tafel 16) doch durch die eminente Mache unsere freilich nur vorübergehende Heiterkeit erregen konnte.

Ein prinzipieller Gegner der Antike, nahm M. die deutsche Mythologie in Affektion; aber sein »Wuotan« (Nr. 3021 »Illustr. Ztg.« 23. Mai 1901) war doch nicht der allgütige Vater der Götter und Menschen, sondern ein in brutaler Bärbeißigkeit gnadenlos prunkender Wikinger; auch die Gestalt

des unter dem glänzenden Giftwurm angeketteten »Loki« verdarb er sich durch willkürliche Behandlung des gemarteten Götterfeindes, wozu ihn nur sein ungestümes Hasten nach Originalität verleitete. Ein Beispiel phantastischer Ungeheuerlichkeit ergab der mit plastischer Unmöglichkeit equilibrierende, von einem Panther überfallene, mit Karawanen-Gepäck beladene, wehrlose Neger — der schreiendste Gegensatz zu Laokoons grandioser Würdigkeit — eine unbewußt ironische Revanche gegen Friedrich Pecht, welcher Lessings Kunsttheorie als das Produkt eines Ignoranten abstempelte. An Ungeheuerlichkeit litt auch der »Entwurf zu einem Friedensdenkmal«, womit M. bei einem Münchener Projekt vergeblich konkurrierte (vgl. »Kunst für Alle« XVI. Jahrgang, 6. Heft, 15. Dezember 1900), ein wildverworrenes Geknäuel von abgehetzten Rossen und daherstürmenden Menschen. Auf dieser kaum einen festen Halt gewährenden Ruhelosigkeit basierte auch ein großer Teil von M.s Mißerfolgen. Erst betäubte er die Beschauer und Schiedsrichter, dann kam ruhigere Erwägung, Bedenken, Unbehaglichkeit, Zweifel und berechtigter Einspruch — der Schluß fiel meist mit abweisendem Ermessen und klügelnden Erwägungen zugunsten eines anderen. Unbeirrt durch solche Enttäuschungen ging M. mit unermüdlicher Schöpferkraft an einen neuen Ringkampf, sein gedankengequälter Geist ersann abermals Projekte und Probleme mit wachsender Zuversicht. Nicht besser glückte es bei der Konkurrenz des Monumentalbrunnens für den Münchener Maximiliansplatz, obwohl das Siegfriedmotiv aus naheliegenden Beziehungen zu Wagners Tondichtungen ein günstiger Griff schien, aber die dazu beanspruchte Anlage eines Seebeckens, in welchem ein kompliziertes Drachenungeheuer hauste, stand in zu weitläufiger Fühlung mit der gar nicht bedrohten Jungfrau und dem in weiter Ferne erscheinenden Retter, obwohl die umgebende Landschaft das Ganze überraschend abgerundet hätte. Es »zog« aber nicht und die wispernde Rede ging im voraus zu Adolf Hildebrands Gunsten. Ebenso mißglückte es mit dem Berliner Bismarck-Denkmal, wofür Reinhold Begas prädestiniert war. Der »Kaiser Wilhelm« für Stuttgart erweckte sichere Erwartung, scheiterte aber an den gigantischen Felsenmassen des Unterbaues; für Aachen standen die Aussichten günstig, nur mißverstand das Komitee die Beziehung des Heldenkaisers zu den mit Haaren herbeigezogenen »Rheintöchtern«. Überhaupt scheint es auffällig, warum so viele Bildhauer das Pferd des so festgegossen im Sattel sitzenden alten Recken von tubablasenden und kriegerische Emblemata tragenden Frauengestalten am Zügel führen ließen, als ob der Kaiser ein schlechter Reiter gewesen, nicht imstande, sein Staatsroß selbst zu regieren. Dergleichen stallmeisternde Frauenhilfe wäre den alten römischen Bildhauern nie beigefallen! auch nicht dem Meister Donatello bei seinem Gattamelata vor S. Antonio in Padua oder dem unübertrefflichen Andrea Verocchio mit dem stolzen, seine Söldner zum Siege heischenden Colleoni in Venedig. Die Skizze zum Wörther Denkmal des »Deutschen Kronprinzen« wurde preisgekrönt — aber, wie gewöhnlich, ein anderer mit der Ausführung betraut. Dergleichen Unbegreiflichkeiten hätten jeden anderen Künstler in den Sand gestreckt. Günstigere Sterne walteten über den die »Bändigung der Naturkräfte« symbolisierenden Brunnen in Fürth: wie der riesige Zentaur kühn und trotzig über den »Fluß« hinwegsetzt, um seinerseits augenblicklich von dem auf rollendem Rade einherbrausenden »Dampf« überholt und ge-

bändigt zu werden, so daß der sich unüberwindlich bedünkende Pferdmensch auf einmal gefesselt fühlt und darob wild aufbäumt: Eine voll Feuer und Leben trefflich aufgebaute Gruppe (vgl. »Kunst für Alle« 1888. IV, 72). Noch durchschlagender gelang es ihm mit Bremen. Hier hatte ein reicher Bürger, Gustav Teichmann, die nötigen Mittel für ein Werk ausgesetzt, wozu M.s überquellende Phantasie einzig paßte. Mit dieser hier völlig berechtigten Allegorie auf die Schiffahrt und den Seehandel, nebst den Feinden und Schrecken des wilden Elements, erreichte M. eine überraschende, wenn auch nicht einwandfreie Wirkung. Auf einem von gefräßigen Haien, fanggierig tastenden Kracken und anderen Meerungeheuern umwimmelten felsblöckigen Unterbau trägt ein riesenhafter, das sturmgepeitschte Meer repräsentierender, mit Walroßkörper und Hippokampenhufen ausgerüsteter Triton ein Boot wie ein Spielzeug auf seinem breiten Rücken, während eine Nixe, die verderbliche Macht der Fluten, das Fahrzeug hinabzuziehen trachtet. Im Boote sitzend rudert die stämmige Gestalt eines Fergen, der die Warenballen vor sich aufgestapelt hat, auf welchen ein jugendlicher Merkur mit dem gewinnverheißenden grünen Reis und dem vollen Beutel, leichtfüßig flatternd balanciert. Das ganze Werk, wuchtig und zierlich zugleich, überrascht durch seine originelle Erfindung, zeigt in der Technik jene Mischung idealer Auffassung und realistischer Durchbildung, in welcher M.s besondere titanische Stärke lag. Man hat, nicht mit Unrecht, den Teichmann-Brunnen »eine Feerie am Meeresgrund« genannt. Sein unermüdlicher Geist schwelgte in immer neuen, sein ganzes Kraftbewußtsein herausfordernden Kompositionen und Ideen, zu deren Verwirklichung sein treuer Vater mit großem, schnellen Erfassen zum inneren Geripp und dem ganzen konstruktiven Aufbau die helfenden Hände bot. Mit einer den meisten seiner Schöpfungen eigenen Hetze und ihr mögliches Ziel häufig überschießenden Rastlosigkeit häufte er neue verbessernde Projekte, oftmals in der zuversichtlichen Täuschung, das Unmögliche überwinden zu wollen: ein gedankengequälter, vom Ehrgeiz abgehetzter Geist, der mit Verschiebung aller herkömmlichen statuarischen Gesetze seine Ideale verfolgte. So schuf er sich, wie Bonaventura Genelli, der übrigens ein durchweg plastisch denkender Maler war, unsägliche Schwierigkeiten, immer neue Motive seinem Stoffe einverleibend, nie mit der einfachen Tatsache zufrieden, wovon z. B. sein friedloser »Loki« mit der hilfreich den Schlangengeifer abhaltenden Frau zeugt. Einen wohltuenden Rückweg von der Überbietung des Buonarotten — der diesen Bestrebungen gegenüber erst recht in voller Grandiosität erscheint — und ein neues Gebiet betrat M. mit der massigen Wucht seiner Standbilder und Reiterstatuen. Er kam erst darauf, als ihm Paul Wallot einige Aufträge zur Ausschmückung des Berliner Reichstagsbaues zuwies, darunter zwei standartentragende Reiter. Mit der ihm eigenen Leidenschaft hatte M. längst schon das Studium des Pferdes betrieben. Er begnügte sich nicht mit der Darstellung eines Prototyps, sondern erfaßte alle Eigentümlichkeiten der Rassen. Mit welch feueriger Wut stürmen die abgehetzten Kriegsrosse einher, am Wagen des verworfenen Siegesdenkmals (»Kunst für Alle« 1900, XVI. Bd., 6. Heft), während hier die eisernen lanzentragenden Kerle auf ihren Turnierpferden wie in den Sattel gegossen sitzen, wobei ihnen die Farbe in günstigster Wirkung beihilft. Zwei stehende, Lanze und Schwert tragende Ritter bilden (als Geschenk

eines in Bremen geborenen, im Auslande lebenden Herrn Harrjes, vgl. Nr. 3197 »Illustr. Ztg.«, 6. August 1904) eine neue Gesellschaft des schon seit Urzeiten sagenbekannten »Roland der Riese vorm Rathaus zu Bremen.« Ihnen folgte die Kolossalstatue Kaiser Otto I. für den Reichstagsbau — ein kurzweg drohender Herrscher, mit der Streitaxt in der Rechten und der nicht mißverständlich heischenden Handbewegung, wobei ihm der im Reichstag zornsprühende, gereizte »eiserne Kanzler« als Vorbild gedient haben mag. Dagegen blieben wieder zwei für die Isarbrücke bestimmte Statuen unausgeführt, die des ratlos in seinem schweren Eisenpanzer steckenden Herzog Christoph des »Kämpfers« und des ein Madonnenbild modellierenden, bisher als angeblicher Erzgießer eine Rolle in der Münchener Kunstgeschichte spielenden Hans Krumpper. Doch wurde M. mit der Ausführung des Friedrich-Denkmals für Berlin (Nr. 3167 »Illustr. Zeitung«, 10. März 1904), dieses Mal ohne Wettbewerb, betraut, einer Reiterstatue, welche den vollen Beifall seines kaiserlichen Sohnes errang, während der Künstler, weniger zufrieden, immer noch über neue Lösungen brütete. Der rastlose Bildner quälte sich darüber, so daß dieses Werk wirklich ein Nagel seines Sarges wurde. Zu seinen letzten Leistungen zählte ein Nornenbild und ein Grabdenkmal. Die drei Schicksalsschwestern sind in ruhender Gruppe gedacht: die »Gegenwart« in reizloser Stellung stehend und schauend, die »Zukunft« sitzend, in die Ferne auslugend, das die Stirne verhüllende Tuch mit beiden Händen umfassend; die »Vergangenheit«, wohl die anmutendste Figur, schlafend hingegossen (Nr. 3189 »Illustr. Zeitung« 11. August 1904). Das letzte Werk, ein Friedhofsdenkmal, zeigt eine vom Haupt bis zu den Füßen verschleierte geheimnisvolle, ein großes Kreuz mit erhobenenen Armen haltende Gestalt (der Glaube); an den Hauptstamm klammert sich ein hingesunkener, im Todeskampfe ringender, die Porträtzüge des Entschlafenen tragender Jüngling. Mit diesem nicht völlig vollendeten Standbild ist M.s ganze vielseitige Tätigkeit charakteristisch abgeschlossen, deren Programm dahin lautete: »Die Wahrheit steht mir am höchsten, nicht die nackte und gesuchte, sondern die vornehm geschaute Wahrheit.«

Abgearbeitet war M., als er nach kurzer Krankheit ins frühe Grab sank, aber noch nicht vollendet und durchgeklärt. Er hätte gewiß noch andere Wege eingeschlagen. Sein sich Niegenugtun wetteiferte mit dem exzentrischen Hasten und Streben Salvator Rosas, alles Herkommen zu überbieten und neue, vordem nie behandelte Stoffe zu finden. Mit vierzig seiner Werke war M. 1904 im Vestibul der Münchener Ausstellung im Glaspalast vertreten — eine seltene ehrende Ovation für den Künstler, welchem durch sein frühes Ende die letzte weit ausschauende Höhe zu erklimmen versagt blieb.

Vgl. zu der im Text erwähnten Literatur die Artikel von F. von Ostini in »Kunst für Alle« 15. Dezember 1900 und in Nr. 88 »Neueste Nachrichten« 18. Februar 1904. Alex Braun »Moderne Kunst« XVIII (mit Porträt). A. G. Hartmann in Nr. 466 »Allgem. Ztg.« 12. Oktober 1904. Ettlinger in »Hochland« September 1904, S. 762, Nr. 80. Alexander Heilmeyer in »Die Kunst unserer Zeit« 1904 (XV, 186) Hyac. Holland.

Brunner, Johann Paul, Seminar-Regens in Regensburg, * 25. Januar 1846 zu St. Nikola bei Landshut, † 22. Februar 1904 zu Regensburg. — B. wurde

1871 zum Priester geweiht und wirkte über 25 Jahre in der Seelsorge; Pfarrer zu Obertraubling bei Regensburg. 1896 wurde er Regens des Klerikalseminars zu Regensburg; bischöflicher geistlicher Rat. Wenige Tage vor seinem Tode erfolgte seine Ernennung zum Domkapitular. — B. redigierte von 1890 bis zu seinem Tode (40.—54. Jahrg.) die praktisch-theologische Monatsschrift: »Der Prediger und Katechet«.

Vgl. »Augsburger Postzeitung« 1904, Nr. 44 v. 24. Febr. F. Lauchert.

Ehrensberger, Hugo, Gymnasialprofessor in Bruchsal, Historiker, * 21. September 1841 zu Engen im Hegau, † 24. Februar 1904 zu Bruchsal. — E. besuchte die Gymnasien zu Konstanz und Freiburg i. Br., studierte dann Theologie und Philologie in Freiburg und wurde 1865 zum Priester geweiht. Hierauf wurde er zunächst Vikar zu Haslasch im Kinzigtal, 1868 Pfarrverweser zu Möggingen (Amt Konstanz). Im Dezember 1869 erbat er sich Urlaub zur Fortsetzung seiner philologischen Studien, bestand 1871 das philologische Staatsexamen und wurde er als Gymnasiallehrer in Rastatt angestellt, 1875 zum Professor ernannt; 1879 Professor am Gymnasium in Offenburg, 1881 in Tauberbischofsheim, 1894 in Bruchsal. 1871 wurde er von der theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. zum *Dr. theol.* promoviert; 1891—1893 zu einer Studienreise nach Rom beurlaubt; 1897 päpstlicher Geheimkämmerer; 1898 wurde ihm vom Großherzog von Baden das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen verliehen. — E.s wissenschaftliche Hauptwerke, an denen, wie an allen seinen Arbeiten, die große Sorgfalt und Zuverlässigkeit allgemein anerkannt wurde, sind die Beschreibungen der liturgischen Handschriften der Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe und der vatikanischen Bibliothek: »*Bibliotheca liturgica manuscripta*). Nach Handschriften der großherzoglich badischen Hof- und Landesbibliothek. Mit einem Vorwort von Wilh. Brambach« (Karlsruhe 1889); »*Libri liturgici Bibliothecae Apostolicae Vaticanae manuscripti*« (Freiburg i. Br. 1897). Daneben machte er sich besonders um die badische Landesgeschichte verdient. 1887 übernahm er für die Badische Historische Kommission die Pflegschaft im Amtsbezirk Tauberbischofsheim und verzeichnete für dieselbe die Archivalien des Bezirks; seit 1895 war er zugleich Pfleger des Amtsbezirks Bruchsal, und 1903 leistete er noch Aushilfe für den Amtsbezirk Sinsheim. Die von ihm bearbeiteten Verzeichnisse und Beschreibungen von Archivalien sind gedruckt in den »Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission« Nr. 12, 13, 20. An dem 4. Bande der »Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden«, Kreis Mosbach, 2. und 3. Abteilung (1898 und 1901), bearbeitet von Oechelhäuser, wirkte er mit durch Bearbeitung der lokalgeschichtlichen Nachweise. Im »Freiburger Diözesan-Archiv« erschienen seine Arbeiten: »Beiträge zur Geschichte der Abtei Gengenbach« (20. Bd. 1889, S. 257—275); »Zur Geschichte der Benefizien in Bischofsheim a. T.« (23. Bd. 1893, S. 121—214); »Zur Geschichte der Türkensteuer, insbesondere in Franken, und das *Subsidium charitativum* des Kapitels Taubergau« (N. F. 1. Bd. [28. Bd.] 1900, S. 396 bis 433); »Zur Geschichte der Landkapitel Buchen und Mergentheim (Lauda)« (N. F. 3. Bd. [30. Bd.] 1902, S. 325—371; N. F. 4. Bd. [31. Bd.] 1903, S. 322 bis 357). Um die katholische Presse Badens machte E. sich verdient als

Mitbegründer des »Tauberboten« und besonders als Begründer und langjähriger Redakteur des »St. Liobablattes«.

Vgl. »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins«, N. F. 19. Bd. (58. Bd.), 1904, m 33—m 36 (v. Weech). — »Freiburger Diözesan-Archiv«, N. F. 5. Bd. (32. Bd.), 1904, S. 437—440 (Jul. Mayer).

F. Lauchert.

Dietrich, Anton, Maler, Professor, * 27. Mai 1833 in Meißen, † 4. August 1904 in Leipzig. — Als Schüler von Bendemann und Julius Schnorr von Carolsfeld an der Kunstakademie in Dresden blieb D. zeitlebens der alten historischen Richtung in seiner Kunst treu. Er lebte einige Jahre in Düsseldorf und darauf acht Jahre in Italien und ließ sich 1868 in Dresden nieder. Später wurde er als Professor an die Kunstakademie in Leipzig berufen. Seine Hauptwerke sind große Freskenzyklen historischen und lehrhaften Inhalts. In der Aula der Kreuzschule in Dresden malte er eine Reihe von Wandbildern, die in historischer Folge die bedeutendsten Vertreter der sittlichen und geistigen Bildung vorführen, Sokrates, Curtius, Luther usw. Die Fresken in der Aula der Technischen Hochschule in Dresden stellen die Taten des Prometheus als Sinnbild des schöpferischen Menschengeistes dar. Ferner stammen von ihm mehrere Wandbilder in der Albrechtsburg bei Meißen, die Fresken in der Aula des Johanneums in Zittau mit dem Hauptbilde »Paulus predigt in Athen«, in Wachsfarben ausgeführt, das Altarbild in der Dresdener Kreuzkirche, sowie der Entwurf für das Giebelfeld des Finanzministeriums in Dresden, »Saxonia als Schützerin von Technik, Bergbau, Landwirtschaft und Industrie«.

Kunstchronik XV. — Kunst für Alle XIX. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—1901. — *Chronique des Arts et de la Curiosité. 1904.*

Hugo Schmerber.

Hoffmann, Joseph, Maler, * 22. Juli 1831 in Wien, † 31. Januar 1904 in Wien. — Mit H.s Tode hat ein in künstlerischer und mehr noch in rein menschlicher Beziehung höchst originelles Leben seinen Abschluß gefunden. Am bekanntesten wurde sein Name durch seine weltumspannenden Reisen, von denen er tausende von Studien und Skizzen heimbrachte, interessant als geographische, ethnographische, kulturgeschichtliche Dokumente; er suchte in seinen naturgetreuen Darstellungen der klassischen Landschaften den Geist der Antike festzuhalten und zu gleicher Zeit entstanden unter seiner Hand phantastische Dekorationen zu romantischen Opern. Schon im Anfang gestaltete sich sein Lebenslauf ungewöhnlich. Als Sohn eines Schlossers setzte er mit Mühe den Wunsch durch, an die Kunstakademie zu kommen und schon im fünfzehnten Jahre veröffentlichte er eine Sammlung von lithographierten Naturstudien aus dem Prater. Im Jahre 1848 mußte er infolge seiner Teilnahme an der akademischen Legion fliehen und ging nach Serbien, wo er sich mit Zimmermalerei fortbrachte und daneben Landschaften malte. Nach seiner Rückkehr wurde er in Wien durch mehrere Jahre ein Schüler Rahls, begann aber schon um diese Zeit die weiten Reisen zu unternehmen, die später seine Spezialität werden sollten. Nach Aufenthalten in Tirol und Oberitalien ging er 1857 nach Griechenland, wo sich seine Hauptneigung für

die klassische Landschaft festigte, und von 1858 an war er sechs Jahre lang in Rom tätig. Hier entstanden mehrere Bilder nach griechischen Skizzen und italienische Studien, z. B. »Die Reste des Venusheiligtums an der Straße nach Eleusis« und die »altgriechische Landschaft mit dem Grabe Anakreons (1865)«, beide jetzt in der Galerie der Wiener Akademie befindlich, sowie die Bilder »Athen zur Zeit des Perikles« (Besitzer Baron Sina), »Küste von Salamis« u. a. m. Als H. 1864 nach Wien zurückkehrte, wartete seiner eine neue Tätigkeit, indem er an der im Bau begriffenen Hofoper zum Vorstand des Ausstattungswesens ernannt werden sollte; er nahm die Stelle zwar nicht an, malte aber mehrere Dekorationen zu den Opern »Zauberflöte«, »Romeo und Julie«, »Freischütz«. Eine große Aufgabe eröffnete sich dem Künstler in dieser Richtung, als ihm Richard Wagner die Dekorationen für den Ring der Nibelungen in Bayreuth übertrug. Es entstand aus diesem Auftrag aber eine unerquickliche Intriguengeschichte, die ungünstig für H. endete; die Skizzen und Farbenentwürfe, die er 1874 vollendet hatte, wurden von anderen benützt und kamen nicht durch ihn selbst zur Ausführung. In der Wiener Hofoper gelangte die Dekoration zur Walküre zur Verwendung. Seinen Wiener Aufenthalt unterbrach der Künstler fortwährend durch Reisen, die sich mit der Zeit immer weiter erstreckten, er kam durch ganz Europa, nach Nordafrika, China, Japan, Indien, Nordamerika, Ceylon, Java usw. Stets brachte er eine Unzahl von Studien und Skizzen heim, es wurden mehr als 10.000. Um sie öffentlich vorführen zu können, baute er sich in Wien eine eigene Ausstellungshalle, wo er Vorträge hielt und die Skizzen serienweise nach Ländern geordnet ausstellte. Zwischen den Reisen entstand eine Reihe von zyklischen Werken großen Umfangs. Für das Naturhistorische Hofmuseum malte er acht Wandbilder, welche die geologischen Bildungsepochen der Erde charakterisieren, ferner im Wiener Kursalon vier Landschaften, sowie acht Zonenbilder im Palais Epstein am Burgring, 1871 beendet, mit Ansichten von Athen, Corfu, Capri, Rom u. a. Originelle Wandbilder schuf er im Gartensaale des Schlosses Hörnstein für den Erzherzog Leopold, eine Darstellung von Jagdabenteuern, die über Wände und Türen hinweg gemalt ist, außerdem auch landschaftliche Fresken daselbst. Für den Baron Sina, der einen großen Teil seiner griechischen Skizzen erwarb, malte er 1876 einen Zyklus von fünf Bildern aus dem alten Athen, die oft in Reproduktion zu sehen sind. Drei andere Landschaftsfresken heißen: »Drama, Idylle und Tragödie«. Das Kunsthistorische Museum in Wien besitzt von H. ein Aquarell, »Das Mädchen aus der Fremde«, welches für das Kronprinz Rudolf-Album gemalt wurde.

Nach seinem Tode erregten die Verfügungen des Künstlers einige Aufmerksamkeit, denen zufolge sein Besitztum in der Schweiz am Vierwaldstättersee, »Zwing-Uri« genannt, als Vermächtnis an die Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft fallen sollte, sowie die gesamten Reiseskizzen an die Gemeinde Wien unter der Bedingung, daß ein eigenes Museum dafür bestehen müßte. Die letztere Anordnung wurde nicht erfüllt.

Kunstchronik XV. — Kunst für Alle XIX. — L. Eisenberg, Das geistige Wien. 1893. — Neue Freie Presse. 1. Februar 1904. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts 1895—1901. — Hevesi, Österreiche Kunst im 19. Jahrhundert. 1903. — *Chronique des Arts et de la Curiosité. 1904.*

Hugo Schmerber.

Aldenkirchen, Joseph, Domkapitular in Trier, Kunsthistoriker, * 6. Januar 1844 zu Bonn, † in der Nacht vom 4. zum 5. März 1904 zu Trier. — A. besuchte das Gymnasium zu Bonn, studierte dann an der dortigen Universität, sowie in Tübingen und Münster Theologie und empfing 1868 in Köln die Priesterweihe. Er wirkte dann 24 Jahre in Viersen als Pfarrkapitular und Deservitor der Hospitalkirche, später auch als Rektor des katholischen Waisenhauses und städtischer Schulinspektor. 1892 wurde er Domvikar in Trier. A. war als feinsinniger Kenner und Förderer der christlichen Kunst bekannt, auf diesem Gebiete auch literarisch tätig. Besonders zu erwähnen ist die Schrift: »Die mittelalterliche Kunst in Soest. Ein Beitrag zur rheinisch-westfälischen Kunstgeschichte« (Festprogramm zu Winckelmanns Geburtstage, Bonn 1875); von seinen Beiträgen zu den Jahrbüchern des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande die größeren Arbeiten: »Drei liturgische Schüsseln des Mittelalters« (75. Heft, 1883, S. 54—78; auch separat, Bonn 1883), und »Früh-mittelalterliche Leinen-Stickereien« (79. Heft 1885, S. 256—272; auch separat, Bonn 1885).

Vgl. »Kölnische Volkszeitung« 1904, Nr. 191 v. 5. März; Nr. 197 v. 7. März. — »Literar. Handweiser« 1904, Nr. 1, Sp. 40. F. Lauchert.

Keller, Pius, *O. S. Aug.*, Prior in Münnerstadt und früherer Provinzial, * 30. September 1825 zu Ballingshausen in Unterfranken, † 15. März 1904 zu Münnerstadt. — K. besuchte das Gymnasium zu Münnerstadt, studierte Theologie und Philologie zu Würzburg, machte das philologische Staatsexamen und wurde 1849 zum Priester geweiht. Noch in demselben Jahre trat er als Novize in das Augustinerkloster zu Münnerstadt ein, wo er 1850 Profeß ablegte. Hierauf war er eine lange Reihe von Jahren, 1850—1865 und 1870—1896, als Professor am k. Gymnasium zu Münnerstadt tätig. Zugleich bekleidete er wichtige Ämter im Orden; öfter war er Prior im Kloster zu Münnerstadt, zum erstenmal schon 1850 gewählt; 1859—1895 General-Kommissär des Ordens in Bayern; 1895—1902 erster Provinzial der neu errichteten deutschen Augustiner-Ordensprovinz; als ihn 1902 die zunehmende Körperschwäche bei dem hohen Alter nötigte, auf dieses Amt zu resignieren, übernahm er nochmals die Leitung des Münnerstädter Klosters bis zu seinem Tode. — K. schrieb: »*Index Episcoporum Ordinis Erem. S. Augustini Germanorum*« (Programm der k. Studienanstalt zu Münnerstadt 1875/76). Die 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte enthält von seiner Hand eine Anzahl von Artikeln zur Gelehrtengeschichte und Hagiographie des Augustiner-Ordens.

Vgl. »Maria vom guten Rat« (Fortsetzung der »Stimmen vom Berge Karmel«), 14. Jahrg. 1905, 8. Heft, S. 218—221. — »Augsburger Postzeitung« 1899, Nr. 82 v. 11. April; 1904, Nr. 64 v. 18. März. F. Lauchert.

Silbernagl, Isidor, Professor des Kirchenrechts in München, * 12. Oktober 1831 zu Landshut, † 6. April 1904 zu München. — S. machte seine Gymnasialstudien in Landshut, studierte dann 1849—1853 Theologie in München, wo besonders Döllinger und der Kanonist Permaneder die Richtung seiner Studien beeinflußten, trat 1853 in das Klerikalseminar zu Freising ein und wurde daselbst 1854 zum Priester geweiht. Hierauf war er mehrere Jahre

in verschiedenen Stellungen in der Seelsorge tätig, während welcher Zeit er von der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. 1856 zum *Dr. phil.* promoviert wurde, auf Grund der Dissertation: »Albrecht IV., der Weise, Herzog von Bayern, und seine Regierung (München 1857)«. Da ihn seine ganze Veranlagung weniger zu historischen Studien hinzog, widmete er sich von da an vorzugsweise kirchenrechtlichen Studien und wurde 1860 in München *Dr. theol.* mit der Dissertation: »Die Eides-Entbindung nach dem kanonischen Rechte« (München 1860). Mit der Schrift: »Das Eherecht nach den Gesetzen der griechischen Kirche« (München 1862) habilitierte er sich 1862 an der theologischen Fakultät der Universität München als Privatdozent für Kirchenrecht. Nachdem noch in demselben Jahre der Ordinarius dieses Faches, Permaneder, gestorben war, wurde S. 1863 zum außerordentlichen Professor für Kirchenrecht ernannt. 1870 wurde er ordentlicher Professor dieses Faches. Seit 1865 war er auch mit Abhaltung von Vorlesungen über die bayerischen Volksschulgesetze betraut. 1872 wurde ihm, zum Ersatz für Döllinger, zum Kirchenrecht auch die Kirchengeschichte als Nominalfach übertragen, bis 1886 die Professur der Kirchengeschichte wieder mit einem eigenen Vertreter (Alois Knöpfler) besetzt wurde. Seit 1887 hielt er auch Vorlesungen über den Buddhismus, mit apologetischer Tendenz, und öfter auch solche über die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. S. war ein hervorragender, anregender und beliebter akademischer Lehrer. — Von seinen nach den bereits erwähnten Dissertationen erschienenen Arbeiten sind zunächst die kirchenrechtlichen Hauptwerke zu nennen: »Verfassung und gegenwärtiger Bestand sämtlicher Kirchen des Orients« (Landshut 1865; 2. Aufl. nach seinem Tode herausgegeben von J. Schnitzer, Regensburg 1904); »Verfassung und Verwaltung sämtlicher Religionsgenossenschaften in Bayern. Nach den gegenwärtigen Gesetzen und Verordnungen dargestellt« (Landshut 1870; 2. Aufl. Regensburg 1883; 3. Aufl. 1892; 4. Aufl. 1900); »Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts zugleich mit Rücksicht auf das im jetzigen Deutschen Reiche geltende Staatskirchenrecht« (Regensburg 1880; 2. Aufl. 1890; 3. Aufl. 1895; 4. Aufl. 1903). Diese Werke zeichnen sich aus durch praktische Brauchbarkeit, durch die genaue Darstellung des geltenden Rechts, während S. auf die geschichtliche Entwicklung weniger Gewicht legte. Vorher hatte er die 4. Auflage von Permaneders »Handbuch des gemeingültigen katholischen Kirchenrechts« herausgegeben (Landshut 1865). Für Döllingers »Beiträge zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte der letzten sechs Jahrhunderte« Bd. II. (Regensburg 1863) verfaßte er den Kommentar zu den dort veröffentlichten »Römischen Annaten-Taxrollen aus dem 15. Jahrhundert« (S. 1—276). Noch immer wertvoll ist auch seine Monographie: »Johannes Trithemius« (Landshut 1868; 2. Aufl. Regensburg 1885). Aus seinen Vorlesungen über den Buddhismus ging die Schrift hervor: »Der Buddhismus nach seiner Entstehung, Fortbildung und Verbreitung. Eine kulturhistorische Studie« (München 1891; 2. Aufl. 1903). Sein letztes größeres Werk: »Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert« (Landshut 1901), nach seinen Vorlesungen über die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zusammengestellt, zeigt in seiner stark subjektiven Fassung nur, daß S. zum Historiker seiner Zeit nicht berufen war und läßt vielfach die Mißstimmung zum Ausbruch kommen, die in ihm seit der Zeit des

vatikanischen Konzils zurückgeblieben war. Von kleineren Arbeiten sind noch zu nennen: »Die Aufsicht über die Volksschulen in Bayern. Ein Beitrag zum Kulturkampf« (München 1876); »Wilhelms v. Ockam Ansichten über Kirche und Staat« (Histor. Jahrbuch, 7. Bd. 1886, S. 423—433); »Zur vierhundertjährigen Geburtstagsfeier des Dr. Johann Eck« (Histor.-polit. Blätter, 98. Bd. 1886, S. 747—761); »Die geheimen politischen Verbindungen der Deutschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts« (Histor. Jahrbuch, 14. Bd. 1893, S. 775—813); »Zum hundertjährigen Todestag des Dr. Benedikt Stattler« (Beilage zur Augsburger Postzeitung 1897, Nr. 47 und 48). Kleinere Artikel kirchenrechtlichen Inhalts im »Archiv für katholisches Kirchenrecht« Bd. 44, 1880; 47, 1882; 56, 1886; 57, 1887; 59, 1888; 60, 1888; 70, 1893; 77, 1897. Beiträge zur 2. Auflage von Stadlers Heiligenlexikon.

Vgl. J. Schnitzer im Vorwort der 2. Aufl. von Silbernagl, Verfassung und gegenwärtiger Bestand sämtl. Kirchen des Orients (Regensburg 1904), S. III.—XIV. — »Augsburger Postzeitung« 1904, Nr. 77 v. 7. April. F. Lauchert.

Montbach, Mortimer von, Domkapitular in Breslau, * 13. Januar 1828 zu Breslau, † daselbst 7. Juni 1904. — M. wurde nach Vollendung seiner Studien 1851 Priester, *Dr. jur. et theol.*, 1853 Sekretär des Fürstbischofs Förster von Breslau, 1858 Domkapitular; er starb als *Canonicus senior* des Domkapitels, apostolischer Protonotar und päpstlicher Hausprälat. — M. übersetzte aus dem Italienischen: Baldeschi, »Ausführliche Darstellung des römischen Ritus« (Regensburg 1856); Bolgeni, »Untersuchungen über den Besitz als Fundamentalprinzip für Entscheidung von Fällen aus dem Gebiete der Moral« (Regensburg 1857), und verschiedene Erbauungsbücher. Ferner gab er heraus: *»Statuta synodalia s. Ecclesiae Vratislaviensis«; Bzovius, »Tutelaris Silesiae seu de vita rebusque praeclare gestis Beati Ceslai Odrowansii, Ordinis Praedicatorum, commentarius«* (Breslau 1862), und schrieb selbst ein kleines »Leben des seligen Ceslaus« (Regensburg 1862) und viele Artikel historischen und theologischen, besonders liturgischen Inhalts im »Schlesischen Kirchenblatt« und »Schlesischen Pastoralblatt«.

Vgl. »Literar. Handweiser« 1904, Nr. 12, Sp. 580. F. Lauchert.

Schlumprecht, Rupert, ausgezeichneter Xylograph, * 24. März 1854 in München, † 7. August 1904 ebendas., besuchte die Volks- und Kreisgewerkschule, widmete sich, nachdem er in einer Privatanstalt Zeichnungs-Unterricht erhalten hatte, der Holzschneidekunst unter der Leitung von Hans Wolf (z. Z. Professor an der Kunstgewerbeschule zu München), ging nach vierjähriger Lehrzeit im Zeichner- und Faksimile-Schnitt zu Kaspar Oertel nach Leipzig, wo er Gelegenheit hatte, prächtige Xylographien nach Schnorr, Führich und Preller (Odyssee-Landschaften) auszuführen. Nach zweijähriger Arbeit rief ihn die Militärpflicht in die Heimat zurück, nach deren Ableistung Sch. in das Atelier von Wilhelm Hecht (z. Z. k. k. Professor in Wien) eintrat. Hier lieferte er viele Blätter zu Liezen-Mayers »Faust« und »Glocke« für Ströfers Verlag und Fr. Schwörers »Tell« (bei Bruckmann). Von 1879 bis 1880 arbeitete Sch. bei Adolf Cloß in Stuttgart für die von Spemann, Gebrüder Kröner, Engelhorn herausgegebenen Prachtwerke. Seit 1880 abermals in München, wurde Sch. 1881 ständiger Mitarbeiter von Braun und

Schneiders weltbekannten »Fliegenden Blättern«, wo Sch. vollauf Gelegenheit hatte, sein virtuoses Können ganz zu entwickeln. Für diese Firma schuf unser Künstler eine Reihe von meisterlichen, in freier, rein malerischer Wirkung behandelten Blättern nach Hermann Vogel von Plauen, L. M. Marold, A. B. Wenzell, Fr. Wahle, René Reinicke, Fr. Stahl, Franz Simm u. a. mit dem treuesten feinsten Verständnis und völliger Wiedergabe ihrer charakteristischen Vortragsweise, ihrer ganzen »Handschrift«. Leistungen dieser Art erschienen auf den Münchener Kunstausstellungen 1901—1904, wo sie mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurden. Leider unterbrach ein schweres Nervenleiden seine Tätigkeit öfters, bis ein Gehirnschlag zu Geitau am Fuße des Wendelsteins ihn nach längerem Siechtum von seinen Qualen erlöste.

Sein Bruder und Schüler Heinrich Sch. (* 4. Januar 1859) trat mit gleicher Genialität in dieselbe artistische Richtung der neuesten Xylographie.

Hyac. Holland.

Brausewetter, Otto, Maler, Professor, * 11. September 1835 zu Saalfeld in Ostpreußen, † 8. August 1904 in Berlin. — B. besuchte die Akademie zu Königsberg, lebte einige Zeit in Frankfurt a. M. und in München und ging dann nach Berlin, wo er in den achtziger Jahren Lehrer an der Kunstakademie als Nachfolger Ed. Hübners wurde. Er malte fast ausschließlich historische und Genrebilder, die innerhalb der konventionellen Schablone seiner Zeit immerhin einen guten Rang einnehmen. Das Stadtmuseum in Danzig besitzt mehrere Bilder von ihm, u. a. »Dem König Richard III. erscheinen die Geister der gemordeten Söhne Eduards« (1860). Zu den bekanntesten seiner Werke gehört das Bild »Yorks Ansprache an die ostpreußischen Stände 1813«, das für den Sitzungssaal des ostpreußischen Provinziallandtages in Königsberg gemalt wurde, sowie »Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen«.

Kunstchronik XV. — Kunst für Alle XIX. — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—1901. — *Chronique des Arts et de la Curiosité. 1904.*

Hugo Schmerber.

Vochezer, Joseph, katholischer Pfarrer von Enkenhofen (Württemberg), Historiker, * 26. Februar 1849 zu Hauerz (Württemberg), † 11. Juli 1904 zu Enkenhofen. — V. studierte Theologie in Tübingen, wo er 1870 den Preis der philosophischen, 1872 den der katholisch-theologischen Fakultät erhielt, wurde *Dr. phil.* und empfing 1873 die Priesterweihe. Hierauf wurde er zunächst Vikar in Christazhofen, dann in Aichstetten, 1875 Repetent am Konvikt in Rottweil, dann Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Im Sommersemester 1876 machte er an der Universität Berlin weitere historische Studien und wurde hierauf drei Jahre beurlaubt, um für die im Auftrage des Fürsten von Waldburg-Wolfegg-Waldsee übernommene Geschichte des Hauses Waldburg in Schwaben die vorbereitenden Arbeiten zu machen. Zu diesem Zwecke durchforschte er von Frühjahr 1877 bis Herbst 1879 eine große Anzahl von Archiven in Württemberg, Bayern, Baden, der Schweiz und Österreich. 1879 wurde er Kaplaneiverweser in Neuthann, 1881 Pfarrverweser in Egelfingen, 1881 Pfarrer in Schweinhausen, 1893 Pfarrer in Hofs, 1900 Pfarrer in Enkenhofen. Seit

1891 war er ordentliches Mitglied der württembergischen Kommission für Landesgeschichte, deren Tätigkeit er durch eifrige Mitarbeit unterstützte. — Sein Hauptwerk ist die »Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben«, von der er zwei umfangreiche Bände erscheinen lassen konnte (Kempten 1888, 1900; die Fortsetzung des Werkes nach den hinterlassenen Manuskripten und Vorarbeiten ist von Subregens Dr. Sproll in Rottenburg zu erwarten). Von kleineren Arbeiten sind zu nennen: »Zur Geschichte des schwäbischen Städtebundes der Jahre 1376—1389« (Forschungen zur deutschen Geschichte, 15. Bd., Göttingen 1875, S. 1—17), die in verschiedenen Jahrgängen (1888 ff) des »Diözesan-Archivs von Schwaben« zerstreuten »Kleinen Beiträge zur Geschichte einzelner Pfarreien«, und die Beiträge zur allgemeinen deutschen Biographie: »Heinrich I., Bischof von Konstanz« (11. Bd., 1880, S. 509—511); »Waldburg, Georg III., Truchseß v.« (40. Bd., 1896, S. 660—665).

Vgl. Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bistums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw. Gmünd 1894), S. 191.

F. Lauchert.

Grillenberger, Otto, *O. Cist.* in Wilhering (Oberösterreich), Historiker, * 10. März 1861 zu Schauerschlag in der Pfarre Oberneukirchen (Oberösterreich), † 16. August 1904 im Stift Wilhering. — G. absolvierte das Gymnasium in Freistadt, trat dann 1881 in das Zisterzienser-Stift Wilhering als Novize ein, studierte nach Ablauf des Noviziatsjahres vier Jahre Theologie an der theologischen Hauslehranstalt des Stifts St. Florian, legte 1885 Profeß ab und wurde 1886 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunächst als Kooperator an der Stiftspfarre Leonfelden im Mühlkreis, bis er 1888 in das Stift zurückberufen wurde. Zur weiteren Ausbildung wurde er 1889 an die Universität Wien gesandt, wo er während vier Jahren besonders historische Studien machte und 1893 zum *Dr. phil.* promoviert wurde. Nach seiner Rückkehr in das Stift mit historischen Forschungen beschäftigt, war er seit 1896 auch an der Privatlehranstalt des Stifts tätig; 1897 wurde er auch Generalvikariatssekretär der österreichisch-ungarischen Zisterzienserprovinz, 1900 Bibliothekar und Archivar des Stifts. — G. war ein rastlos tätiger, gründlicher Geschichtsforscher und ein sehr tüchtiger Philologe. Durch eine große Zahl von Arbeiten hat er sich in seinem leider so kurzen Leben bleibende Verdienste insbesondere um die Geschichte seines Ordens und speziell des Stiftes Wilhering erworben. Nach einigen vorausgehenden kleineren Arbeiten war er ein tätiger Mitarbeiter Janauscheks bei der Herausgabe von *S. Bernardi Sermones de tempore (= Xenia Bernardina* I, 1, Wien 1891). Für den 2. Teil der *Xenia Bernardina* lieferte er das beschreibende Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek zu Wilhering (II, 2, S. 1—114), für den 3. Teil: »Quellen zur Geschichte des Stiftes Wilhering« (III, S. 191—210). Demnächst erschien seine Übersetzung: »Ein Buch von der Liebe Gottes. Vom hl. Bernhard von Clairvaux« (Paderborn 1892); dann sein Hauptwerk: »Die ältesten Totenbücher des Zisterzienser-Stiftes Wilhering in Österreich ob der Enns« (Graz 1896; = Quellen und Forschungen zur Geschichte, Sprache und Literatur Österreichs und seiner Kronländer, Bd. II). Es folgten die weiteren Arbeiten (mit Übergehung der kleineren): »Das älteste Urbar des Zisterzienserstiftes Wilhering« (54. Jahresbericht des Museums Francisco-Carolinum in Linz, 1896, S. 121—174); »Beiträge zur Geschichte der Pfarre

Theras. Aus P. Bernhard Söllingers Nachlaß« (Geschichtliche Beilagen zu dem St. Pöltner Diözesanblatt, VI, 1896, S. 1—109); »Zur Pflege der Briefsteller- und Formularbücher-Literatur im Zisterzienserorden« (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 8. Jahrg. 1898, S. 97—126); »Das Wilheringer Formelbuch« (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner-Orden, 19.—21. Jahrg., (1898—1900); »Die Anfänge des Zisterzienser-Stiftes Wilhering in Österreich ob der Enns« (Studien und Mitteilungen, 24. Jahrg. 1903, S. 92—99, 303—321, 652—659); »P. Cölestin Weinbergers *Compendium chronologicum de ortu et progressu monasterii B. M. V. de Cella Angelorum vulgo Engelszell ord. Cist. in Austria Superiore ex chartario et chronicis mss. dicti monasterii*« (Archiv für die Geschichte der Diözese Linz, 1. Jahrg. 1904, S. 14—45); »Beiträge zur inneren Geschichte des Zisterzienserordens im 17. Jahrhundert« (Studien und Mitteilungen, 25. Jahrg. 1904, S. 465—480, 711—717). »Kleinere Quellen und Forschungen zur Geschichte des Zisterzienserordens« waren in den Jahrgängen 1891, 1892, 1895—1897 der Studien und Mitteilungen erschienen, andere kleine Beiträge in dieser und anderen Zeitschriften. Nach dem Tode des Ordenshistorikers Dr. P. Leopold Janauschek († 23. Juli 1898; vgl. über ihn meinen Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie, 50. Bd., S. 629f.) übernahm G. die Riesenarbeit, aus dem von diesem gesammelten gewaltigen Material den 2. Band der »*Origines Cistercienses*« zu bearbeiten; leider sollte es ihm nicht mehr vergönnt sein, über die vorbereitenden Arbeiten hinauszukommen. Als eine Frucht dieser mühevollen Forschungsarbeit konnte er nur noch seine letzte Schrift erscheinen lassen: »Die *Catalogi abbatiarum ordinis Cisterciensis.* Nachträge zu Dr. L. Janauscheks *Originum Cisterciensium tomus I.* 1. Die Gruppe B 1 und P« (Wien 1904; auch als Beilage zum Jahresbericht des Privat-Untergymnasiums des Stiftes Wilhering für das Schuljahr 1903/04). Von früheren Arbeiten seien noch genannt seine »Studien zur Philosophie der patristischen Zeit. 1. Der Oktavius des M. Minucius Felix, keine heidnisch-philosophische Auffassung des Christentums« (Commers Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, 3. Jahrg. 1888, S. 102—128, 145—162, 259—270); »2. Die Unsterblichkeitslehre des Arnobius« (ebd. 5. Jahrg. 1890, S. 1—15), und die philologischen Arbeiten: »Praxitas' Kämpfe um die Schenkelmauern Korinths« (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, 39. Jahrg. 1888, S. 193—212) und »Polykrates und Xenophon« (ebd. 41. Jahrg. 1890, S. 1—16).

Vgl. »Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Zisterzienser-Orden«, 25. Jahrg. 1904, S. 905—908 (P. Justin Wöhrer). — Zisterzienser-Chronik, 16. Jahrg. 1904, S. 350—352.

F. Lauchert.

Flöck, Joseph, *S. J.*, Prokurator am *Collegium Germanicum* in Rom, * 31. Januar 1845 zu Koblenz, † 23. September 1904 zu Rom. — F. absolvierte das Gymnasium in Koblenz, begann die theologischen Studien im Seminar zu Trier und trat dann 1864 in die Gesellschaft Jesu ein. Nachdem er noch fünf Semester in München und Tübingen studiert hatte, wo er sich besonders auch in den orientalischen Sprachen ausbildete, machte er das Noviziat in Gorheim bei Sigmaringen, studierte dann Rhetorik in Münster und zwei Jahre Philosophie in Maria-Laach. Hierauf wirkte er erst zwei

Jahre im Lehramt in Feldkirch und lehrte dann Theologie in Maria-Laach, später in Ditton Hall und in Mold in England. Seit dem Jahre 1878 bis zu seinem Tode wirkte er am *Collegium Germanicum* in Rom, neun Jahre als Studienpräfekt, 3½ Jahre als Rektor, worauf er als Prokurator die Ökonomie des Kollegs übernahm.

Vgl. »Kölnische Volkszeitung« 1904, Nr. 821 v. 3. Okt. F. Lauchert.

Ribarz, Rudolf, Maler, Professor, * 30. Mai 1848 in Wien, † 12. November 1904 in Wien. — Als Schüler der Wiener Akademie und Professor Albert Zimmermanns wandte sich R. vom Anfang an hauptsächlich der Landschaftsmalerei zu und früh trat auch der starke Zug seiner Begabung zum Dekorativen in mancherlei kunstgewerblichen Arbeiten hervor, in denen gleichfalls die Landschaft eine Hauptrolle spielte. Die ihm zusagenden Motive fand er während einer langen Periode in Holland, Belgien und Nordfrankreich; 1875 ging er nach Brüssel, später schloß er sich gleich seinem Freunde Jettel der kleinen Gruppe von Österreichern an, die in Frankreich wirkten und übersiedelte nach Paris, wo er 19 Jahre lang lebte und eine Reihe von Gemälden in den Salons der *Société Nationale des Beaux-Arts* ausstellte. Auch in Tirol und in Venedig entstanden mehrere Bilder. Im Jahre 1892 kehrte er dauernd nach Wien zurück und brachte seine von Manets Lichtfülle berührten Werke bald zu allgemeiner Beliebtheit. Kurze Zeit darauf erhielt er eine Professur an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums in Wien. Wenige Monate vor seinem Tode verfiel er in unheilbaren Irrsinn. Einige Zeit hindurch, während der ersten Jahre nach der Rückkehr, liebte er eine spezielle Anordnung in seinen Landschaftsbildern, ein Mittelding zwischen realistischer Freilichtauffassung und ornamentaler Raumverteilung, die sich im Format und in der dekorativen Wirkung auch gut für kunstgewerbliche Zwecke eignete und für Wandschirme, Panneaux von ihm viel angewendet wurde. Den Vordergrund bilden große Blumen und Früchte, z. B. hochstengelige Iris, oder ein Küchengarten, durch die man in einen hellen Landschaftsausschnitt hindurchsieht. Die moderne Galerie in Wien besitzt von ihm ein Bild »Straße bei Deutsch-Altenburg«.

Hevesi, Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. 1903. — Kunstchronik. XVI. — Kunst für Alle. XIX. XX. — *Chronique des Arts et de la Curiosité. 1904.* — Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. 1895—1901. — Neue Freie Presse. 14. Nov. 1904.

Hugo Schmerber.

Baumgartner, Heinrich, Seminardirektor in Zug, * 24. Mai 1846 zu Cham, Kanton Zug, † 13. Oktober 1904 zu Zug. — B. erhielt seine Gymnasialbildung in Zug und im Lyzeum des Benediktinerstiftes Einsiedeln, studierte dann Theologie am *Collegium Borromäum* in Mailand, an der Universität Tübingen und an der theologischen Lehranstalt zu Luzern, trat im Herbst 1869 in das Priesterseminar zu Solothurn und wurde 1870 von Bischof Bagnoud, Abt von St. Maurice, zum Priester geweiht. Hierauf war er zuerst Kaplan in Steinhausen, 1871—1874 Gymnasiallehrer in Zug. 1874 gründete er mit seinen Freunden, den geistlichen Lehrern H. A. Keiser und A. Meienberg, das Kollegium St. Michael in Zug, Pensionat und Realschule. 1879 wurde hauptsächlich durch B.s Bemühungen durch den schweizerischen

katholischen Erziehungsverein das freie katholische Lehrerseminar daselbst gegründet, in Verbindung mit dem Kollegium St. Michael. B. wurde Direktor des Seminars, das er in rastlos eifriger Tätigkeit zu Ansehen und Blüte brachte. Als Mitglied des kantonalen Erziehungsrates seit 1887, langjähriger Vizepräsident desselben, kantonaler Schulinspektor und Präsident der Lehrmittelkommission für die Volksschulen erwarb er sich große Verdienste um das Schulwesen des Kantons. — Von seiner schriftstellerischen Tätigkeit sind besonders die bewährten und beliebten Lehrbücher zu nennen: »Psychologie oder Seelenlehre, mit besonderer Berücksichtigung der Schulpraxis für Lehrer und Erzieher« (4. Aufl. Freiburg i. Br. 1899; 1. Aufl.: »Leitfaden der Seelenlehre oder Psychologie«, Zug 1884); »Pädagogik oder Erziehungslehre, mit besonderer Berücksichtigung der psychologischen Grundlagen für Lehrer und Erzieher« (4. Aufl. Freiburg i. Br. 1902; 1. Aufl.: »Leitfaden der Erziehungslehre«, Zug 1885); »Unterrichtslehre, besonders für Lehrer und die es werden wollen. Dazu als Anhang: Abriß der Denklehre« (2. Aufl. Freiburg i. Br. 1898; 1. Aufl.: »Leitfaden der Unterrichtslehre« 1890); »Geschichte der Pädagogik mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. Für Lehrerseminarien und zur Fortbildung der Lehrer« (Freiburg i. Br. 1902). Ferner die biographischen Schriften: »J. A. Comenius« (1892); »J. H. Pestalozzis Leben, Wirken und Bedeutung« (1896). 1886—1890 redigierte B. die »Katholischen Seminarblätter zur Beförderung der intellektuellen und moralischen Fortbildung katholischer Lehrer« (Zug), von November 1890 bis 1893 den »Schweizerischen Erziehungsfreund« (Gossau), 1893 mit F. Noser und F. X. Kunz die »Pädagogische Monatsschrift. Organ des Vereins katholischer Lehrer und Schulmänner der Schweiz« (Zug), die seit 1894, mit dem »Erziehungsfreund« vereinigt, unter dem Titel: »Pädagogische Blätter« (Zug) unter seiner Mitarbeit fortgesetzt wurde.

Vgl. A. Wyß, Blätter der Erinnerung an H. Baumgartner, Seminardirektor in Zug (Luzern 1904; als Separatabdruck aus dem »Vaterland«, 20.—22. Okt. 1904). — »Augsburger Postzeitung« 1904, Nr. 240 v. 25. Okt. — Ein eingehenderes Lebensbild ist von Herrn Rektor H. A. Keiser in Zug zu erwarten. F. Lauchert.

Stengele, Benvenut, *O. S. Fr.*, Historiker, * 5. April 1842 zu Altheim in Baden (Amt Überlingen), † 11. November 1904 zu Würzburg. — St. trat 1869 zu Würzburg in das Noviziat der Minoriten-Konventualen, legte 1870 Profeß ab und wurde 1873 zum Priester geweiht. Er war hierauf in verschiedenen Klöstern des Ordens in der Seelsorge tätig, zu Oggersheim (Pfalz), Schönau (Unterfranken), Schwarzenberg (Mittelfranken), zuletzt nahezu 25 Jahre in Würzburg, als Beichtvater sehr beliebt. Im Würzburger Kloster war er auch viele Jahre lang Bibliothekar. 1902 wurde er zum Vikar des Klosters gewählt. — St. war ein ungemein fleißiger Forscher auf dem Gebiete der Ordensgeschichte und der kirchlichen Lokalgeschichte, sowohl für seine engere Heimat, den badischen Linzgau, als für das bayerische Franken, dem er in seinem Ordensleben angehörte. Eine große Menge von Arbeiten zur kirchlichen Lokalgeschichte des Linzgaus veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften seit 1882, insbesondere im »Freiburger Diözesan-Archiv«, im »Diözesan-Archiv von Schwaben«, im »Freiburger katholischen Kirchenblatt« und in der Radolfzeller Zeitung »Freie Stimme«. Aus einer Anzahl von

solchen früher zerstreut gedruckten Einzelstudien ging mit entsprechenden Ergänzungen sein erstes größeres Werk hervor: »*Linzgovia sacra.* Beiträge zur Geschichte der ehemaligen Klöster und Wallfahrtsorte des jetzigen Landkapitels Linzgau« (Überlingen 1887). Von den Einzelarbeiten können hier nur die größeren genannt werden. Im »Freiburger Diözesan-Archiv«: »Protokolle über die Inventaraufnahme der dem deutschen Orden als Entschädigung im Jahre 1802 zugewiesenen Klöster des Linzgaues« (16. Bd. 1883, S. 136 bis 156; 18. Bd. 1886, S. 315—321); »Beiträge zur Chronik des P. Berard Müller« (17. Bd. 1885, S. 292—298); Lokalgeschichten einer Anzahl von Orten und Pfarreien im Linzgau, nämlich: Großschönach (19. Bd. 1887, S. 265—295, und 25. Bd. 1896, S. 267—290), Altheim (20. Bd. 1889, S. 219 bis 256), Oberhomberg (21. Bd. 1890, S. 285—302), Lippertsreuthe (22. Bd. 1892, S. 289—313), Denkingen (23. Bd. 1893, S. 287—328), Andelshofen (24. Bd. 1895, S. 291—304), Frickingen (29. Bd., N. F. 2. Bd., 1901, S. 199 bis 244); »Die ehemaligen Augustiner-Nonnenklöster in der Diözese Konstanz« (20. Bd. 1889, S. 307—313); »Das ehemalige Franziskaner-Minoriten-Kloster in Villingen« (30. Bd., N. F. 3. Bd., 1902, S. 193—218); »Verzeichnis der Dekane, Kammerer und Pfarrer im jetzigen Landkapitel Linzgau« (31. Bd., N. F. 4. Bd., 1903, S. 198—235; 32. Bd., N. F. 5. Bd., 1904, S. 140—167). Aus dem »Diözesan-Archiv von Schwaben« sei nur genannt: »Jahresgeschichten der Franziskanerkonventualen in Württemberg. Aus der handschriftlichen Chronik des P. Berard Müller 1703« (6. Jahrg. 1889, Nr. 10—23; 7. Jahrg. 1890, Nr. 1 und 2). In den »Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« erschienen die Arbeiten: »Das ehemalige Franziskaner-Minoriten-Kloster zu Konstanz« (18. Heft 1889, S. 91—99); »Das ehemalige Augustiner-Kloster zu Konstanz« (21. Heft 1892, S. 183 bis 198); »Die Einquartierungen im Linzgau während der Kriegszeiten von 1792 bis 1800« (21. Heft 1892, S. 199—207). Für das fränkische Gebiet die Schriften: »Geschichte des Franziskaner-Klosters Schönau« (1899); »Geschichtliches über das Franziskaner-Minoriten-Kloster in Würzburg« (Sulzbach und Würzburg 1900), und zahlreiche lokalgeschichtliche Artikel in vielen Jahrgängen des Sulzbacher »Kalenders für katholische Christen«.

Vgl. »Augsburger Postzeitung« 1904, Nr. 259 v. 17. Nov.; 1905, Nr. 12 v. 15. Jan. — Das Bibliographische nach meinen eigenen Sammlungen.

F. Lauchert.

Kaiser, Pius, *O. S. Fr.*, Guardian in Würzburg, * 13. Dezember 1849 zu Dettelbach in Unterfranken, † 14. November 1904. — K. trat im Jahre 1870 nach Vollendung der Gymnasialstudien in den Orden der Minoriten-Konventualen, legte im folgenden Jahre Profeß ab und wurde nach Vollendung der theologischen Studien 1874 zum Priester geweiht. In der Folge weilte er in den Klöstern Schönau, Würzburg und Oggersheim und wurde öfter Guardian und Vikar; zuletzt seit 1902 Guardian des Klosters zu Würzburg. Das Hauptgewicht seiner Tätigkeit lag in der Abhaltung von Volksmissionen, in denen er als weithin bekannter, populärer und eindrucksvoller Prediger sehr erfolgreich wirkte.

Vgl. »Augsburger Postzeitung« 1904, Nr. 258 v. 16. Nov.; 1905, Nr. 12 v. 15. Jan.

F. Lauchert.

Jeiler, Ignatius, *O. S. Fr.*, Präfekt des *Collegium S. Bonaventurae* zu Quaracchi bei Florenz, * 4. Dezember 1823 zu Havixbeck bei Münster i. W., † 9. Dezember 1904 zu Quaracchi. — J. besuchte 1836—1843 das Gymnasium zu Münster und studierte dann zwei Jahre Philosophie und Theologie an der Akademie daselbst. 1845 trat er zu Warendorf in das Noviziat des Franziskaner-Ordens, legte 1846 die Ordensgelübde ab, vollendete hierauf die theologischen Studien in Paderborn und wurde 1848 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunächst mehrere Jahre in verschiedenen deutschen Klöstern des Ordens. 1854—1861 hielt er sich in Italien auf, wo er besonders scholastische Theologie studierte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland lehrte er zunächst vier Jahre Philosophie im Kloster zu Düsseldorf; seit 1865 war er Lektor der Theologie im Kloster zu Paderborn; seit 1871 zugleich Kustos der sächsischen Ordensprovinz. Neben dem Lehramte war er auch als Prediger, Beichtvater und Exerzitienmeister vielfach tätig. Im Kriege 1870/71 war er mehrere Monate als Seelsorger auf den Schlachtfeldern in Frankreich. Schon seit 1875 an den Vorarbeiten für die von den Franziskanern in Angriff genommene neue kritische Ausgabe der Werke des hl. Bonaventura beteiligt, wofür er zahlreiche Bibliotheken bereiste, und nachdem er noch 1878 das Amt des Präses in dem Franziskaner-Konvent zu Brunssum in der holländischen Provinz Limburg bekleidet hatte, wurde er 1879 in das neugegründete *Collegium S. Bonaventurae* zu Quaracchi *(ad Claras Aquas)* berufen, das sich speziell dieser großen Aufgabe widmete. Nach dem Tode des ersten Präfekten, des P. Fidelis a Fanna († 12. August 1881, vgl. dessen von J. verfaßten Nekrolog im »Literarischen Handweiser« 1882, Nr. 312, Sp. 289—292), wurde J. von den Ordensobern zum Präfekten des Kollegiums ernannt und übernahm damit die Oberleitung der Bonaventura-Ausgabe. Diese Riesenarbeit, seine eigentliche Lebensarbeit, die seinem Namen ein unvergängliches Denkmal setzt, konnte er unter der Mitarbeit seiner jüngeren Ordensbrüder glücklich zu Ende führen; in den zwanzig Jahren 1882—1902 erschien die Ausgabe in zehn Bänden und einem Index-Band *(»Doctoris Seraphici S. Bonaventurae S. R. E. Episcopi Cardinalis Opera omnia, edita studio et cura Patrum Collegii a S. Bonaventura, ad plurimos codices mss. emendata, anecdotis aucta, prolegomenis, scholiis notisque illustrata; Ad Claras Aquas [Quaracchii] prope Florentiam, ex typogr. Collegii S. Bonaventurae«).* Seine Vertrautheit mit der scholastischen Theologie und Philosophie und insbesondere mit dem hl. Bonaventura hatte J. schon vorher in einer Reihe von kleineren Arbeiten bewiesen: »Die Lehre des hl. Bonaventura in betreff des Ontologismus« (Katholik 1870, I, S. 404—420, 583—593, 655—686); »Zur Verständigung über die thomistische Lehre von der *praemotio physica*« (Katholik 1873, II, S. 129—149, 277—290; »Zu dem sechsten Zentenarium des heiligen seraphischen Kirchenlehrers Bonaventura« (Katholik 1874, I, S. 653—667; II, S. 8—22); »Der Ursprung und die Entwickelung der Gotteserkenntnis im Menschen. Eine dogmatische Studie über die betreffende Lehre des hl. Bonaventura und anderer Meister des 13. Jahrhunderts« (Katholik 1877, I, S. 113—147, 225—269, 337—353); »Zu der katholischen Lehre von der substantiellen Einheit der menschlichen Natur« (Katholik 1878, II, S. 1—21); »Die sogenannte *Summa de virtutibus* des Alexander von Hales« (Katholik 1879, I, S. 38—54). Dazu kam später noch die Schrift: *»S. Bonaventurae principia de concursu Dei*

generali ad actiones causarum secundarum collecta et S. Thomae doctrina confirmata« (*Ad Claras Aquas* 1897). Von seiner sonstigen schriftstellerischen Tätigkeit sind hervorzuheben die beiden Biographien: »Leben der ehrwürdigen [seit der 5. Aufl.: der seligen] Klosterfrau Maria Crescentia Höß von Kaufbeuren aus dem dritten Orden des hl. Franziskus, nach den Akten ihrer Seligsprechung und anderen zuverlässigen Quellen bearbeitet (Dülmen 1874; 5. Aufl. 1900; 6. Aufl. 1901) und: »Die selige Mutter Franziska Schervier, Stifterin der Genossenschaft der Armenschwestern vom hl. Franziskus, dargestellt in ihrem Leben und Wirken« (Freiburg i. Br. 1893; 2. Aufl. 1897); ferner das aus dem Italienischen des P. Anton Maria da Vicenza übersetzte Werk: »Der hl. Bonaventura aus dem Orden des hl. Franziskus, Bischof, Kardinal und Kirchenlehrer in seinem Leben und Wirken dargestellt« (Paderborn 1874), und aus der Zahl seiner asketischen Schriften das in vielen Auflagen (Warendorf 1865 und öfter und Dülmen) gedruckte »Normalbuch für die Brüder und Schwestern des dritten Ordens des hl. Franziskus«. Aus der Zahl seiner über 60 Beiträge zur 2. Aufl. des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (besonders zur Geschichte seines Ordens, darunter viele kleinere biographische Artikel zur Gelehrtengeschichte desselben; einiges auch zur Dogmatik und Asketik) sind als größere Arbeiten besonders zu nennen: Bonaventura, der hl. (II, 1017—1027); Franziskanerorden (IV, 1650—1683); Franz von Assisi, der hl. (IV, 1799—1815); Fraticellen (IV, 1926—1936); Observanten (IX, 632—640); Portiuncula (X, 194—203); Spiritualen (XI, 635—645).

Vgl. M. Grabmann, P. Ignatus Jeiler und die neue Bonaventura-Ausgabe; »Literar. Beilage der Kölnischen Volkszeitung« 1905, Nr. 3, Sp. 11—13. — »Kölnische Volkszeitung« 1903, Nr. 1017 v. 4. Dez.; 1904, Nr. 1032 v. 13. Dez. — »Literar. Handweiser« 1905, Nr. 5, Sp. 176 (Hülskamp). — E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller. Neue Folge (Münster 1881), S. 110f.

F. Lauchert.

Stübel, Moritz Alfons, wissenschaftlicher Reisender und Vulkanforscher, * 26. Juli 1835 in Leipzig, † 10. November 1904 in Dresden. St. war der Sohn eines Rechtsanwalts und Stadtrats und stammte aus einer begüterten Gelehrtenfamilie. Da beide Eltern frühzeitig starben, entwickelte sich schon in der Jugend eine große Selbständigkeit seines Charakters. Er besuchte keine öffentliche Schule, sondern wurde im Hause eines Verwandten in Dresden durch Privatlehrer unterrichtet. 1854 bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um Naturwissenschaften zu studieren. Bei Otto Erdmann hörte er Chemie, bei Karl Friedrich Naumann Mineralogie und Geologie. Daneben arbeitete er eifrig im Laboratorium. Aber sein schwacher Körper war den Anstrengungen des intensiven Studiums nicht gewachsen. Die Anzeichen eines beginnenden Lungenleidens stellten sich ein, und so sah sich der junge Student genötigt, zu seiner Wiederherstellung ein mildes Klima aufzusuchen. Er begab sich 1855 nach Ägypten, hielt sich längere Zeit in Kairo auf und unternahm größere Ausflüge nach Chartum, in das Gebiet des Blauen Nils und in die Nubische Wüste. Dann verweilte er seit 1858 fast ein volles Jahr in Italien, hauptsächlich in Rom und Neapel. Eine Besteigung des Vesuvs regte ihn zu näherer Beschäftigung mit den Problemen des Vulkanismus an. Um seine Ansichten darüber zu klären, besuchte er auch den

Ätna, die Liparischen Inseln und die Solfataren Toskanas. Als wissenschaftliches Ergebnis dieser Reise erschienen später drei kleine Abhandlungen in den Sitzungsberichten der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden: »Die Laven der Somma bei Neapel und einige ägyptische Mineralien« (1861, S. 113—114), »Mitteilungen aus Toskana« (1862, S. 40—48) und »Organische Einschlüsse im vulkanischen Tuff von der Insel Lipari« (1862, S. 52). 1859 war seine Gesundheit wieder soweit gekräftigt, daß er nach Deutschland zurückkehren konnte. Nun studierte er in Heidelberg bei Johann Ferdinand Blum Mineralogie, bei Robert Wilhelm Bunsen Chemie und bei Gustav Robert Kirchhoff Physik und erwarb 1860 den philosophischen Doktortitel. Da er sich unterdessen für den schweren, aber dankbaren Beruf des Forschungsreisenden entschieden hatte, vervollständigte er seine wissenschaftliche Ausbildung noch auf der Bergakademie in Freiberg, wo er Beziehungen zu Friedrich Breithaupt, dem berühmten Förderer der Krystallographie anknüpfte, und in Berlin, wo er sich mit geodätischen, topographischen und astronomischen Arbeiten beschäftigte. Um seine Kenntnisse und Fertigkeiten zu prüfen, begab er sich im Sommer 1862 zunächst nach wohldurchforschten Gegenden, nach Schottland, den Orkney- und Shetlands-Inseln. Den nächsten Winter verbrachte er auf Madeira, um den geologischen Bau dieser Insel eingehend zu untersuchen. 1863 verweilte er zu gleichem Zwecke sechs Monate auf den Kapverden. Dann kehrte er nach Madeira zurück, um seine Studien fortzusetzen. Da ihm die vorhandenen Karten zur Veranschaulichung der Bodenplastik nicht genügten, fertigte er auf Grund unzähliger Aufnahmen und Messungen in zweijähriger mühsamer Arbeit erst in Ton, dann in Wachs ein Relief der Insel. Auch veröffentlichte er ein paar kleine Aufsätze über seine Beobachtungen (Neues Jahrbuch für Mineralogie 1863, S. 561 und 811, Sitzungsberichte der Isis 1864, S. 238). Bei diesen Studien stiegen zuerst erhebliche Zweifel in ihm auf, ob die damals herrschende Lehre der Plutonisten von der Entstehung der Gebirge wissenschaftlich berechtigt sei. Im Sommer 1865 kehrte er nach einem Besuch der Kanarischen Inseln durch Marokko und Spanien nach Deutschland zurück. Während er noch mit der Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise beschäftigt war, begannen jene denkwürdigen Naturereignisse auf Santorin, welche das lebhafte Interesse aller Vulkanforscher erregten. St. beschloß sofort, eine Studienfahrt nach jener Insel anzutreten, um die weitere Wirksamkeit der vulkanischen Kräfte dort zu beobachten. Er vereinigte sich mit den Privatdozenten Karl von Fritsch aus Zürich und Wilhelm Reiß aus Heidelberg und hatte das Glück, an Ort und Stelle einen neuen Vulkanberg, den bis zu 200 m hohen Georgios, ohne Aschenkegel und Krater aufsteigen zu sehen. Dieser Anblick gab seinen Ansichten über die Gebirgsbildung eine neue Richtung. Nachdem sich die vulkanischen Kräfte auf Santorin beruhigt hatten, besuchten die Reisenden noch die Vulkangebiete auf der griechischen Halbinsel Methana und auf der Insel Ägina und kehrten dann nach der Heimat zurück. Hier begann sogleich die Bearbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse. Zunächst veröffentlichten alle drei gemeinsam zwei Werke geringeren Umfangs: »Santorin. Die Kaimeni-Inseln dargestellt nach Beobachtungen« (Heidelberg 1867, mit 4 Tafeln, auch ins Englische übersetzt: *The Kaimeni Islands from observations*, Heidelberg und London 1867)

und »Ausflug nach den vulkanischen Gebirgen von Ägina und Methana im Jahre 1866« (Heidelberg 1867, mit einer Karte). Dann folgte ein ausführlicheres Buch von Reiß und St.: »Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei Santorin von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart nach vorhandenen Quellen und eigenen Beobachtungen dargestellt« (Heidelberg 1868), endlich von St. allein, der die vulkanischen Ereignisse auf der Inselgruppe in einer Folge von acht Reliefs veranschaulicht hatte: »Das supra- und submarine Gebirge von Santorin in photographischen Nachbildungen der an Ort und Stelle gefertigten Reliefkarten, mit erläuterndem Text, Höhenverzeichnis und einer Abhandlung über Reliefkarten« (Leipzig 1868, mit 4 Tafeln).

Während dieser Arbeiten planten Reiß und St. eine neue Studienfahrt. Als Ziel faßten sie Hawaii mit seinen Riesenvulkanen ins Auge, doch sollte unterwegs eine Durchquerung des nördlichen Südamerika unternommen werden. Im Frühjahr 1868 landeten sie in Santa Marta an der Küste der Republik Colombia. Zunächst besuchten sie die nahegelegenen, tief im Urwald versteckten Schlammvulkane von Galera Zamba und Turbaco, fuhren dann den Magdalenenstrom aufwärts, erstiegen die Cordillere und ließen sich zu längerem Aufenthalte in der Hauptstadt Bogota nieder. Von hier aus unternahmen sie zahlreiche Ausflüge in die nähere uud weitere Umgegend, namentlich in die weiten Grasebenen am Rio Meta. Bald gewannen sie die Überzeugung, daß ihnen das noch wenig erforschte Land reiche wissenschaftliche Ausbeute gewähren würde. Sie verzichteten deshalb auf Hawaii und blieben zwei Jahre lang in Colombia, untersuchten teils gemeinsam, teils einzeln die Vulkanberge der Anden, nahmen astronomische, trigonometrische und barometrische Messungen vor, entwarfen Zeichnungen und legten reiche Sammlungen von Gesteinsproben, Pflanzen, Tieren und ethnographischen Gegenständen an. Im März 1870 begaben sie sich nach dem Nachbarstaate Ecuador, dem klassischen Lande der Vulkane, um dort ihre Studien meist getrennt von einander fortzusetzen. In Quito schlugen sie ihr Hauptquartier auf. Hier lernten sie Theodor Wolf, einen Landsmann und Fachgenossen kennen, der als Professor der Geologie an der Universität und der polytechnischen Schule wirkte. Dieser gründliche Landeskenner und tüchtige Kartograph, der später sein Amt aufgab und nach Dresden übersiedelte, wo er mit St. jahrelang freundschaftliche Beziehungen unterhielt und sich wesentlich an seinen Arbeiten beteiligte, unterstützte sie in förderlichster Weise mit Rat und Tat. St. durchzog nun vier Jahre lang sammelnd, beobachtend, messend und zeichnend die Cordillere von Ecuador nach allen Richtungen. Er untersuchte und bestieg, oft unter schweren Strapazen und bei ungünstigen Witterungsverhältnissen, eine Reihe von wichtigen Vulkanen, darunter den Sangay, Chimborazo, Carihuairazo, Tunguragua und Cotopaxi, und entwarf von diesen Bergen große, in Bleistift gezeichnete Panoramen von seltener Naturtreue. Um auch farbige Bilder zu erhalten, nahm er einen jungen einheimischen Künstler, Namens Rafael Troya in seine Dienste, der ihn zwei Jahre hindurch auf allen Wanderungen begleitete und ihm zahlreiche charakteristische Landschaften in Öl malte. Einige längere Ruhepausen, welche die beiden Forscher in Quito verlebten, benutzten sie zur gemeinsamen Veröffentlichung ihrer barometrischen und

trigonometrischen Höhenmessungen in zwei kleinen, aber inhaltreichen Werken: »*Alturas principales tomadas en la República del Ecuador en los años de 1870—1873: I. Las Provincias de Imbabura y Pichincha. II. Las Provincias de Pichincha, Leon y Tunguragua, de los Rios, del Chimborazo y Azuay*« *(Quito 1871—73)* und »*Alturas tomadas en la República de Colombia en los años de 1868 y 1869*« *(Quito 1872)*. Außerdem erschien um diese Zeit noch im Druck eine »*Carta del Dr. Alfonso Stuebel a S. E. el Presidente de la República sobre sus viajes a las montañas Chimborazo, Altar etc. y en especial sobre sus ascensiones al Tunguragua y Cotopaxi*« (Quito 1873, deutsch in der Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften XLII, 1873, S. 476ff, französisch im *Bull. soc. géogr.* Paris 1874, S. 258ff).

Im Herbst 1874 trafen die beiden Reisegefährten nach längerer Trennung am Fuße des Chimborazo zusammen. Sie wanderten gemeinsam nach der Küste und fuhren von Guayaquil aus nach Lima. Wenige Meilen nördlich von dieser Stadt liegt nahe der Küste das Indianerdorf Ancon. Hier war einst Jahrhunderte hindurch eine ausgedehnte altperuanische Siedelung. Der Boden bewahrt deshalb zahlreiche Gräber und andere Überreste dieser hochkultivierten Epoche. Die beiden Forscher nahmen nun 1875 eine systematische Ausgrabung des Totenfeldes vor und förderten Tausende von Gebrauchsgegenständen und Schmucksachen zutage, die sie später meist den Kgl. Museen zu Berlin überwiesen. Nach Vollendung dieses Werkes überstiegen sie gemeinsam die Cordillere, und während Reiß noch einen Ausflug nach dem Ucayali unternahm, fuhr St. den Amazonenstrom abwärts bis zur Mündung bei Para, wo er seinen Gefährten erwartete. Dann begaben sich beide gemeinsam zur See nach Rio de Janeiro. Von hier aus kehrte Reiß seiner geschwächten Gesundheit wegen nach Europa zurück, St. dagegen besuchte die deutschen Kolonien in Südbrasilien, hielt sich einige Zeit in Montevideo auf und durchquerte dann abermals den südamerikanischen Kontinent von Buenos Aires bis Santiago de Chile. Darauf untersuchte er mehrere interessante Vulkane der chilenischen Cordillere, namentlich die von Cauquénes, und legte seine Erlebnisse in einer kleinen Schrift »*Antigua erupcion volcanica en la vecindad de los baños de Cauquénes, situados en el valle del Cachapual al lado austral de este rio*« (Santiago 1878, mit Karte) nieder. Dann zog er nordwärts längs der Küste hin durch die Atacama nach dem bolivianischen Hochlande. Er verweilte mehrere Monate in der Umgegend von La Paz, untersuchte den Titicaca-See, namentlich die an dessen Südende gelegene, an Kunstdenkmälern reiche altperuanische Ruinenstätte von Tiahuanaco, deren Baureste er bildlich aufnahm und vermaß, und wanderte dann durch Peru nach Callao. Von hier aus fuhr er über Panama nach S. Francisco, durchquerte in genußreicher Muße die Vereinigten Staaten und traf im Hochsommer 1877 nach zehnjähriger Abwesenheit wieder in Deutschland ein. Er ließ sich in Dresden nieder, schuf sich ein behagliches Heim und begann mit der Ausarbeitung seiner Reiseergebnisse. Da seine überaus umfangreichen und wertvollen Sammlungen alle Gebiete der Naturwissenschaften, der Geologie und Ethnologie umfaßten, sah er sich nach geeigneten Mitarbeitern um. Ihre Ermittlung verursachte viele Schwierigkeiten, und manche haben ihren Anteil noch immer nicht zu Ende geführt. Doch ist im Laufe der letzten 25 Jahre eine Reihe von

inhaltreichen Veröffentlichungen erschienen, die sich an St.s Sammlungen anschließen. Zuerst vollendete er gemeinsam mit Reiß und mit finanzieller Unterstützung der Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin das kostbare Tafelwerk größten Formats: »Das Totenfeld von Ancon in Peru. Ein Beitrag zur Kenntnis der Kultur und Industrie des Inka-Reiches. Nach den Ergebnissen eigener Ausgrabungen« (Berlin 1880—1887, 3 Bände mit 140 Tafeln, auch englisch: *The necropolis of Ancon in Peru. A series of illustrations of the civilisation and industry of the empire of the Incas. Being the results of excavations made on the spot,* Berlin 1880—1887, 3 Bände). Um sich während der überaus mühseligen Arbeit an diesem Monumentalwerk einige Erholung zu gönnen und um zugleich seine Ansichten über den Ursprung der vulkanischen Kräfte zu vertiefen, unternahm St. in diesen Jahren mehrere Reisen nach berühmten Vulkangebieten, so 1880 nach der Auvergne, 1882 nach Nordsyrien und dem Ostjordanland, 1885 nach Unteritalien und Sizilien. Auch verschiedene kleine Schriften, die er wissenschaftlichen Vereinen und Versammlungen überreichte, entstanden um diese Zeit: »Skizzen aus Ecuador, dem 6. deutschen Geographentage gewidmet« (Berlin 1886, ein illustrierter Katalog seiner ausgestellten Gemälde), »Über altperuanische Gewebemuster und ihnen analoge Ornamente der altklassischen Kunst« (Festschrift zur Jubelfeier des 25 jährigen Bestehens des Vereins für Erdkunde zu Dresden 1888, S. 35—56), sowie »Indianertypen aus Ecuador und Colombia. 28 Lichtdruckbilder, den Mitgliedern des 7. internationalen Amerikanistenkongresses gewidmet« (Berlin 1888). Nachdem er sich 1889 durch einen längeren Aufenthalt in Ägypten zu neuen Arbeiten gekräftigt hatte, begann er im folgenden Jahre gemeinsam mit Reiß und einigen jüngeren Fachgelehrten die Veröffentlichung des vielbändigen Werkes »Reisen in Südamerika« (Berlin 1890 ff). Bisher sind folgende Abteilungen erschienen: Lepidopteren, bearbeitet von G. Weymer und P. Maaßen (1890), Geologische Studien in der Republik Colombia (I. Petrographie: 1. Die vulkanischen Gesteine, bearbeitet von R. Küch, 1892; 2. Die älteren Massengesteine, krystallinen Schiefer und Sedimente, bearbeitet von W. Bergt, 1899; III. Astronomische Ortsbestimmungen, bearbeitet von B. Peter, 1893) und Das Hochgebirge der Republik Ecuador (I. Petrographische Untersuchungen, bearbeitet im mineralogisch-petrographischen Institut der Universität Berlin: 1. West-Cordillere, 1892—1898; 2. Ost-Cordillere, 1896 bis 1902). Neben diesem Riesenwerk erschienen noch einige andere minder umfangreiche, aber gleichfalls sehr bedeutsame Arbeiten: »Die Ruinenstätte von Tiahuanaco im Hochland des alten Peru. Eine kulturgeschichtliche Studie auf Grund selbständiger Aufnahmen. Mit 1 Karte und 42 Tafeln in Lichtdruck« (Breslau 1892, gemeinsam mit M. Uhle verfaßt), dann »Einführung in die Bildersammlung der Vulkanberge von Ecuador« (Leipzig 1896), daran anschließend »Die Vulkanberge von Ecuador, geologisch-topographisch aufgenommen und beschrieben« (Berlin 1897, mit 1 Karte), sowie »Erläuterungen zu den auf 8 Tafeln zusammengestellten Charakterpflanzen aus dem Hochlande von Ecuador und Colombia« (Leipzig 1899). In den letzten Jahren seines Lebens kehrte er wieder zu den Studien über Vulkanismus zurück, von denen er einst ausgegangen war. Nachdem er im Frühjahr 1900 auf einer italienischen Reise noch einmal den Vesuv gründlich untersucht

hatte, veröffentlichte er in rascher Folge mehrere bedeutsame Arbeiten, die seine Vulkantheorie enthalten: »Ein Wort über den Sitz vulkanischer Kräfte in der Gegenwart« (Leipzig 1901), »Über die Verbreitung der hauptsächlichsten Eruptionszentren und der sie kennzeichnenden Vulkanberge in Südamerika« (Petermanns Mitteilungen 1902, S. 1—9) und »Über die genetische Verschiedenheit vulkanischer Berge« (Leipzig 1903). Daran schlossen sich noch als Früchte seiner Reisen eine Monographie über »Das nordsyrische Vulkangebiet Diret et-Tulul, Hauran, Dschebel Mani und Dscholan« (Leipzig 1903) und eine »Karte der Vulkanberge Antisana, Chacana, Sincholagua, Quilindaña, Cotopaxi, Rumiñahui und Pasochoa« (Leipzig 1903). Noch einmal wurde er veranlaßt, die Feder zu ergreifen, als 1902 eine langandauernde Periode vulkanischer Ausbrüche in Westindien begann. So entstanden die beiden Broschüren »Martinique und St. Vincent« (Leipzig 1903) und »Rückblick auf die Ausbruchsperiode des Mont Pelé auf Martinique 1902—1903 vom theoretischen Gesichtspunkte aus« (Leizig 1904). Diese letzten Arbeiten seit 1902 erschienen als Veröffentlichungen der vulkanologischen Abteilung des Grassi-Museums zu Leipzig. Aber noch war sein Arbeitsprogramm nicht erschöpft. Gemeinsam mit seinem Freunde Theodor Wolf, der ihm schon seit seiner Übersiedelung nach Plauen bei Dresden 1891 dauernd seinen wertvollen wissenschaftlichen Beistand geleistet hatte, wollte er ein großes zusammenfassendes Werk über die geologischen Verhältnisse von Colombia abfassen. Aber der durch Alter und Anstrengungen geschwächte Körper versagte den Dienst. Wiederholte Aufenthalte in Kurorten brachten keine Besserung mehr, und so starb er nach langen, qualvollen Leiden wenige Monate vor seinem 70. Geburtstage zu Dresden in seinem Hause, das wie eine stille Oase inmitten des lauten Getriebes der Großstadt liegt. Auf seinen Wunsch wurde er in Gotha mit Feuer bestattet.

St. war ein überaus bescheidener, fast ängstlich sich zurückhaltender Mann von unermüdlichem Fleiß, seltener Gewissenhaftigkeit und wahrhaft vornehmer und selbstloser Gesinnung. Seine von Jugend auf schwache Konstitution zwang er mit Energie durch eine streng geregelte einfache Lebensweise zu bedeutenden Leistungen. Dem öffentlichen Leben, insbesondere der Politik blieb er grundsätzlich fern, doch verfolgte er beide mit scharfer Kritik. Orden, Titel und Auszeichnungen lehnte er dankend ab. Sein großes Vermögen verwendete er lediglich zu wissenschaftlichen und menschenfreundlichen Zwecken. Der goldene Fluß der Rede war ihm versagt. Deshalb trat er selten als Vortragender auf. Auch der schriftliche Ausdruck entquoll nur langsam seiner Feder, und trotz vielfachen Feilens und Verbesserns empfand er selten Befriedigung über das, was er geschrieben hatte. Für das wertvollste Ergebnis seiner Studien hielt er seine Theorie der vulkanischen Erscheinungen. Er nahm an, daß der Ausgangspunkt der vulkanischen Kräfte in der Gegenwart nicht mehr der von einer überaus dicken Panzerkruste umgebene glutflüssige Erdkern, sondern eine große Zahl in geringer Tiefe unter der erstarrten Erdrinde vorhandener »peripherischer Herde« sei, aus denen das Magma dann, wenn es erstarrt und sich infolgedessen ausdehnt, einen Ausweg sucht und ihn naturgemäß dort gewinnt, wo die Widerstände am geringsten sind. Meist erschöpft sich der

Magmaherd in einem einmaligen Ausbruch, der dann einen domförmigen »monogenen« Vulkan, meist ohne Kraleröffnung, hervorbringt. Zuweilen aber entläßt er von Zeit zu Zeit einen Teil seines Inhalts, so daß periodische Ausbrüche erfolgen, die dann einen »polygenen« Berg entstehen lassen, der immer eine Kraleröffnung zeigt. Allerdings fand diese Hypothese in den Kreisen der Fachgenossen mancherlei Widerspruch.

Die von seinen Reisen mitgebrachten überaus reichen Sammlungen übergab St. den Museen zu Berlin, Leipzig und Dresden. Dem Grassi-Museum seiner Vaterstadt überwies er schon bei Lebzeiten als Grundstock einer geplanten Abteilung für vergleichende Länderkunde 82 Ölgemälde und Reliefs, über 100 Handzeichnungen, gegen 2000 Photographien, eine Anzahl Karten, sowie viele Gesteinshandstücke und Dünnschliffe, die zusammen zwei große Säle anfüllen. Außerdem hinterließ er diesem Museum testamentarisch seine Bibliothek und seine Reisetagebücher. Seine Verwandten fügten diesen Gaben noch eine Marmorbüste des Verstorbenen bei, die an seinem 70. Geburtstage feierlich enthüllt wurde. Soweit er die Bestände seiner Sammlungen nicht selbst literarisch ausbeuten konnte, dienten sie anderen Forschern als wichtige Fundgrube. Aber bisher ist nur ein Teil benutzt, ein bedeutender Rest harrt noch der Verwertung. Die Höhenmessungen bearbeitete M. F. Kunze, die astronomischen Ortsbestimmungen B. Peter, die meteorologischen Beobachtungen M. F. Krause, die Vögel A. B. Meyer, die Fische F. Stein und Dachner, die Weichtiere E. v. Martens, die Käfer Th. Kirsch, die Zweiflügler V. v. Röder, die neuen Pflanzen G. Hieronymus, einzelne Versteinerungen H. Engelhardt. Über die Gesteine veröffentlichten C. Höpfner, W. Branco, R. Küch, F. H. Hatch, B. Doß, F. Rudolph und W. Bergt selbständige Werke oder größere Abhandlungen. Die ethnographischen Gegenstände endlich veranlaßten die zweibändige Publikation von M. Uhle »Kultur und Industrie südamerikanischer Völker« (Berlin 1889—1890).

»Petermanns Mitteilungen« XXIV, 1878, S. 30—33. — »Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik« XVIII, 1896, S. 517—518 (mit Bildnis). — A. Bergeat, Die Stübelsche Vulkantheorie: »Geographische Zeitschrift« X, 1904, S. 225—227. — »Globus« LXXXVI, 1904, S. 383. — »Leipziger Illustrierte Zeitung« 1904, Nr. 3203, S. 736—737 (mit Bildnis). — Leopoldina XL, 1904, S. 111—112. — »Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft« (Beilage des Hamburger Korrespondenten) 1904, Nr. 24. — Nachrufe von Paul Wagner: »Dresdner Anzeiger« vom 11. Nov. 1904; »Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden« 1904, Heft II, S. V—XIV (mit Bildnis und Bibliographie); Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« 1905, Nr. 27; »Geographische Zeitschrift« XI, 1905, S. 129—134; »Illustrierter Führer durch das Museum für Länderkunde«, Leipzig 1905, S. 59—66. — Hans Meyer, Alphons Stübel †. (Leipzig 1905, mit 2 Bildnissen.)

Viktor Hantzsch.

Berger, Ernst Hugo, einer der besten Kenner der antiken Geographie * 6. Oktober 1836 in Gera als Sohn eines Steindruckers, † 27. September 1904 in Leipzig. — Wenige Jahre nach B.s Geburt siedelten seine Eltern nach Leipzig über, das ihm eine zweite Heimat wurde. Der Knabe besuchte hier zunächst die 1. Bürgerschule, dann das Thomasgymnasium. Hier eignete er sich die Anfänge jener gründlichen philologischen Bildung an, die später

in seinen Werken so glänzend hervortrat. Seit 1856 studierte er in Leipzig zunächst Theologie. Bald aber fühlte er sich mehr zur klassischen und germanischen Philologie hingezogen. Nachdem er die Staatsprüfung für das höhere Schulamt bestanden hatte, versuchte er sich einige Zeit als Lehrer, zunächst seit 1862 an der von dem Privatdocenten Tuiskon Ziller, einem eifrigen Herbartianer, begründeten Übungsschule, die mit dem pädagogischen Seminar der Universität Leipzig verbunden war, dann an dem gleichfalls nach den pädagogischen Grundsätzen Herbarts geleiteten Barthschen Erziehungsinstitut. Da er aber von Jugend auf Neigung für ein beschauliches Leben empfand, sagte ihm die Schultätigkeit auf die Dauer nicht zu. Als er daher 1866 durch eine Heirat zu hinreichendem Wohlstand gelangt war, gab er den Lehrerberuf auf und beschäftigte sich nun mehr als 30 Jahre hindurch als Privatgelehrter ausschließlich mit seinen wissenschaftlichen Studien. Das Spezialgebiet, das er anbaute, war die wissenschaftliche Erdkunde der Griechen. Als Erstlingswerk veröffentlichte er »Die geographischen Fragmente des Hipparch« (Leipzig 1869), jenes großen Astronomen und Mathematikers aus dem 2. vorchristlichen Jahrhundert, von dessen drei Büchern sich vereinzelte Bruchstücke bei Strabo erhalten haben. In dieser scharfsinnigen kritischen Untersuchung zeigt B. bereits alle Vorzüge seiner wissenschaftlichen Arbeitsweise: umsichtige Heranziehung aller erreichbaren Quellen, auch der scheinbar unbedeutendsten, eingehende kritische Würdigung und Vergleichung des so gewonnenen Materials, geschickte Gruppierung des als gesichert erkannten Stoffes und möglichste Erweiterung desselben auf dem Wege streng logischer Schlußfolgerungen. Erst 11 Jahre später gab er eine ähnliche, ebenso sorgfältig gearbeitete, aber weit umfangreichere Sammlung: »Die geographischen Fragmente des Eratosthenes« (Leipzig 1880) heraus. Aus diesen beiden Studien, denen sich in den nächsten Jahren noch mehrere kleinere, meist in Zeitschriften zerstreute anschlossen, erwuchs allmählich nach langer Arbeit das Hauptwerk seines Lebens, die mit Recht als klassisch anerkannte »Geschichte der wissenschaftliche Erdkunde der Griechen« (Leipzig 1887—1893). Dieses bewunderungswürdige Zeugnis gründlicher Gelehrsamkeit, das alles zusammenfaßt, was die alten Griechen für die Kenntnis der Erde in systematischer Entwicklung der geographischen Begriffe geleistet haben, zerfällt in vier Abteilungen. In der ersten behandelt er die geographischen Vorstellungen der Ionier, in der zweiten die Grundlegung der Lehre von der Kugelgestalt der Erde von den Pythagoräern an bis auf Aristoteles, in der dritten die weitere Ausbildung dieser Lehre durch Dikäarch, Eratosthenes und Hipparch. In der letzten endlich legt er dar, wie unter dem Einfluß der Römer eine Reaktion gegen die mathematische Geographie erfolgt und die Beschreibung der Ökumene aufblüht, wie dagegen Marinus von Tyrus und Ptolemäus die Geographie der Erdkugel wieder aufnehmen und vor allem die Kartographie zu fördern suchen. An dieses grundlegende Werk schlossen sich in den nächsten Jahren noch einige ergänzende Spezialuntersuchungen über das kosmische System des Diophantes, die Zonenlehre des Parmenides, die Stellung des Posidonius zur Erdmessungsfrage und die Grundlagen des Marinisch-Ptolemäischen Erdbildes (in den Berichten über die Verhandlungen des Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse, Band XLVI bis L),

sowie über die Entstehung der Lehre von den Polarzonen (Geographische Zeitschrift Band III). Mehrere kürzere Abhandlungen aus dem Gebiete der antiken Geographie steuerte er außerdem zu den ersten Bänden der von Georg Wissowa herausgegebenen Neubearbeitung von Paulys Real- Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Stuttgart 1894ff.) bei. Infolge dieser verdienstlichen Leistungen wurde ihm ganz ohne sein Zutun, namentlich durch den Einfluß Friedrich Ratzels, 1899 die neu begründete außerordentliche Professur für Geschichte der Erdkunde und historische Geographie an der Universität Leipzig nebst der Leitung des historisch-geographischen Seminars übertragen. Leider war es ihm nur wenige Jahre vergönnt in diesem Amte zu wirken. Es stellten sich Lähmungserscheinungen ein, die erst die Augen, dann die Zunge, allmählich auch andere Glieder ergriffen. Doch erlebte er noch die Freude, daß eine verbesserte und ergänzte 2. Auflage seiner »Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen« (Leipzig 1903) nötig wurde, die seinem Namen für alle Zeiten ein ehrenvolles Andenken sichert. Bald nach dem Abschluß dieses letzten Werkes nahmen die Krankheitserscheinungen derart zu, daß eine Wiederherstellung nicht mehr zu erhoffen war. Schließlich trat noch eine Lungenentzündung ein, die rasch den Tod herbeiführte. Obwohl B. in der Öffentlichkeit niemals hervorgetreten ist, fehlte es ihm nicht an Ehrungen und Anerkennungen. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig ernannte ihn zu ihrem ordentlichen, die zu Göttingen zum korrespondierenden Mitglied, und die Vereine für Erdkunde zu Leipzig und Halle nahmen ihn unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder auf.

Beilage zur »Allgemeinen Zeitung« 1904, Nr. 255, S. 244—246 (Siegmund Günther). — »Globus« LXXXVI, 1904, S. 336. — »Geographen-Kalender« III, 1905, S. 176—177. — »Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig« 1905 (W. Ruge).

Viktor Hantzsch.

Rollett, Hermann, (deutsch-österreichischer Dichter, Kunstschriftsteller und Lokalhistoriker, *Dr. phil. et chem.* * 20. August 1819 zu Baden bei Wien, † 30. Mai 1904 ebenda). — Der Stammbaum der Familie R. reicht mit seinen Wurzeln bis an den Anfang des 17. Jahrhunderts zurück, zu welcher Zeit sie aus Savoyen nach Österreich auswanderte, um in der Quellenstadt Baden festen Fuß zu fassen. Während die älteren Zweige der Familie sich auf gewerblichen Gebieten, vorzüglich der Gerberei und Müllerei, betätigten, wählte sich Anton Franz Rollett, der Ururenkel des Stammvaters Anselm, die Medizin und Naturwissenschaften zu seinem Berufe und erfreute sich bis zu seinem Tode (1842) eines weit über die Grenzen seiner Vaterstadt reichenden Rufes als Landgerichtsarzt und gelehrter Sammler kunst- und naturhistorischer Gegenstände. Hermann wurde als sein ältester Sohn aus zweiter Ehe mit Josepha Anger geboren (des Dichters Stiefbruder Karl († 1869) war ebenfalls Arzt, desgleichen dessen beide Söhne Alexander († 1903) und Emil) und fand in dem frühzeitigen Verkehre mit den berühmten Patienten seines vielgesuchten Vaters reiche Anregung in seinem Lerneifer und Wissensdrang. Zu den treuesten Besuchern der noch heute bestehenden »Villa Rollett« am Eingange des romantischen Helenentales zählten in den zwanziger und dreißiger Jahren

Schillers Jugendfreund Andreas Streicher, Varnhagen v. Ense, Mendelssohn u. v. a. Auch mit dem Herzog von Reichstadt, Kaiser Franz, Beethoven, dem Maler Lampi und vielen anderen aus der Welt des Geistes und der Künste kam R. schon als Knabe in mehr oder weniger nahe Berührung, die in mancherlei Richtung auf sein damals »stilles, nicht verschlossenes, aber zu heiterer Einsamkeit geneigtes Wesen« nicht ohne Einfluß war. Nach Absolvierung der Volksschule in Baden, legte er als Privatschüler die Prüfung bei St. Anna in Wien ab und besuchte daselbst das Piaristengymnasium, wo er durch seine Erfolge in allen Gegenständen sich rasch die Liebe und Achtung seiner Professoren errang. Nach recht peinlichen Auseinandersetzungen mit seinem Vater, der ihn für den ärztlichen Stand bestimmt hatte, während er selbst weniger aus Neigung als aus seinem Hang zu stiller ungestörter geistiger Beschäftigung Geistlicher werden wollte, wählte R. einen Ausweg, indem er sich dem pharmazeutischen Fache zuwandte. Mit großer Selbstverleugnung übte er diesen Beruf, zuerst in einer Badener und dann in einer Wiener Apotheke aus. Das Magisterium der Pharmazie erwarb er übrigens erst in den sechziger Jahren. Nach einer ungefähr vierjährigen pharmazeutischen Praxis oblag er an der Wiener Universität philosophischen Studien. Hier wurde er mit Vogl, Lenau und Feuchtersleben bekannt, drei Poeten, die auf seine Muse nachhaltigsten Einfluß übten. Schon im elterlichen Hause hatte er sich in kleineren poetischen Arbeiten versucht, aber alle unreifen Erstlinge bis auf ein »An Grillparzer« betiteltes Poem, das als erstes im Jahre 1837 in der »Wiener Theaterzeitung« erschien, vernichtet. Feuchtersleben, dem er einige Jahre später eine stattliche Reihe von Gedichten zur Begutachtung vorlegte, riet dem jungen Poeten bei aller Anerkennung seiner gewiß vorhandenen Begabung ab, mit einer solchen lyrischen Sammlung vors Publikum zu treten. Dieses Urteil hielt jedoch R. nicht ab, die ersten Blüten seiner Poesie im Jahre 1842 als »Liederkränze«, »Justinus Kerner gewidmet«, erscheinen zu lassen.

Die angenehmen Erinnerungen an eine im Jahre 1843 über Bayern nach Schwaben zu dem von ihm verehrten Justinus Kerner unternommene Reise und der immer beengender auf dem geistigen Leben Österreichs lastende Druck der Zensur ließen in R. den Entschluß reifen, sein Vaterland bis zum Eintritte günstigerer Verhältnisse ganz zu verlassen und sich hinaus »ins Reich« auf die Wanderschaft zu begeben. Das fast vollendete Manuskript seiner politisch gefährlichen »Frühlingsboten aus Österreich« in der Tasche, begann er im Frühjahre 1845 seine mehr als zehn Jahre währende Fahrt, die — anfangs eine freiwillige — sich später ins Gegenteil verkehrte. Sie führte ihn kreuz und quer durch ganz Deutschland und endlich sogar in die Schweiz. Seine ausgesprochen demokratisch-freiheitliche, jedoch nicht hyperradikale Gesinnung, die sich in wachsender Schärfe in seinen Dichtungen widerspiegelte, machten ihn, besonders in Sachsen-Weimar und Koburg, später während des Jahres 1848 fast überall zu einer von den Behörden nur ungern gesehenen Persönlichkeit. Mit einem Empfehlungsschreiben Ludwig August Frankls ausgerüstet, reiste R. über Brünn und Prag, wo er Alfred Meißner besuchte, nach Dresden und von dort nach Leipzig, wo er gerade an dem Tage ankam, da Prinz Johann auf die Bürgerschaft schießen ließ. Von hier aus ging es über Hamburg, wo er bereits

durch seine für dortige Blätter von Wien aus geschriebenen Korrespondenzen kein Unbekannter mehr war, nach Helgoland. Hier traf er mit dem als Verfasser des »Nordseebesens« bekannten Helgoländer Stadtsekretär Siemens zusammen. Sein Rückweg führte ihn nach Jena zu seinem Freunde Schuselka, wo er gleich diesem das schwarz-rot-goldene Band der ersten Jenenser Burschenschaft erhielt. In Jena hörte R. Kollegien aus allen Fakultäten und gab (1845) seine »Frühlingsboten aus Österreich« als vorgeschriebenes Zwanzigbogenbändchen heraus.

Da er in Wort und Lied für den Deutschkatholizismus, der damals durch Ronges und Schuselkas Propaganda Anhänger warb, eingetreten war (»Wanderbuch« S. 168 »Ein Gottesdienst«, S. 176 »Die neue Kirche«), entstand das Gerücht, er sei deutschkatholischer Prediger geworden. Der Sommer 1846 sieht ihn in Frankfurt a. M. in regem Verkehre mit Gutzkow und dem übrigen »Jungen Deutschland«; auch mit Jenny Lind, mit der er späterhin in Weimar nochmals zusammentreffen sollte, knüpfte er eine interessante Bekanntschaft an und vollendete hier sein »Lyrisches Wanderbuch eines Wiener Poeten«, das in geschlossener Reihe seine bisherigen Reiseerlebnisse schildert (Frankfurt, Lit.-Anstalt, 1846). Nach einer Rheinfahrt zu Ernst Moriz Arndt nach Bonn, zog er über Weinsberg, wo er auf einem echt schwäbischen Weinlese-»Herbst« den Theologen David Strauß und seine Gattin Agnese Schebest kennen lernte, nach Ulm. Eine hier ins Leben gerufene Wochenschrift »Die Zeitgenossen« wurde bereits nach dem Erscheinen der ersten Nummer verboten. Darauf begann R. die Herausgabe einer Anthologie in Heftform unter dem Titel »Lyrische Blätter« mit Beiträgen der hervorragendsten deutschen und österreichischen Poeten, erreichte jedoch auch damit nicht mehr als sechs Nummern. In München zeichnet 1847 Moritz von Schwind für R.s Zyklus »Herr Winter« seine weltbekannten Illustrationen für die »Fliegenden Blätter«; der Dichter selbst ist damals mit einem Drama »Eine Schwester« beschäftigt, das im November desselben Jahres in Oldenburg aufgeführt wurde, sich aber nicht auf der Bühne zu behaupten vermochte. Gegen Ende dieses Jahres nach Leipzig verschlagen, schrieb er hier sein tendenziös-satirisches »Waldmärchen« und verkehrte viel mit Robert Blum, Arnold Ruge, Althaus und den anderen Vorkämpfern der Revolution. Sein um dieselbe Zeit (1848) entstandenes »Republikanisches Liederbuch« wurde stark gekauft, einzelnes daraus vielfach komponiert, von der Preßbehörde jedoch mit unnachsichtlicher Strenge verfolgt. Nachdem er den historischen Zug der Studentenschaft auf die Wartburg mitgemacht hatte, nahm R. dauernden Wohnsitz in Weimar. Hier traf er mit den wenigen noch Überlebenden aus Goethes Lebenskreise, mit den Riemer, Kräuter, Schwerdgeburth u. e. a. zusammen, pflog eifrigen Umgang mit Franz Liszt, Jenny Lind und Andersen. Wie er mit beiden letzteren unter Führung des Kanzlers Müller die Fürstengruft besuchte, hat er in seinen »Begegnungen« (1903) erzählt.

Auch während seines unstäten Zugvogellebens war R. keineswegs untätig geblieben und hatte nach einem bereits in Ulm erschienenen Bande »Frische Lieder« seine vielbeachteten »Kampflieder« herausgegeben. Mit ihrem Erscheinen beginnt der unfreiwillige Teil von R.s Wanderschaft. Von Weimar aus wurde er in preußische Requisition gezogen, saß, jeglicher Geldmittel beraubt, kurze Zeitlang sogar im Arrest, wohnte im Lenze

1849 zu Wenigen-Jena zufällig in Goethes einstigem Wohnraume »auf der Tanne« — und hetzte sich durch seine aufreizenden drei Revolutionsdramen »Thomas Münzer«, »Flamingo« und »Die Ralunken« vollends die Häscher des preußischen Ministerpräsidenten Manteuffel auf den Hals. Die ebengenannten Dramen wurden, ebenso wie seinerzeit das »Wanderbuch«, strenge verboten und alle greifbaren Exemplare vernichtet. Aus Jena ausgewiesen, wurde er über Rudolstadt, Remda und Saalfeld nach Hildburghausen gejagt und erhielt in Nürnberg einen Zwangspaß nach Wien an das dortige Militärgericht aufgenötigt, entkam jedoch bei Donauwörth und gelangte mit heiler Haut an den Bodensee und mit Hilfe des »Flüchtlingsschiffes« in die Schweiz.

Von Mitte 1851 bis Ende 1854 lebte er in Zürich, wo er Medizin studierte, in Gesellschaft Kudlichs, Herweghs und Richard Wagners, später auch im Appenzellerlande mit dem Naturforscher Tschudi, bis es ihm die allmählich ruhiger und gesicherter gewordenen Zustände in Österreich erlaubten, Ende 1854 über Wien in seine Vaterstadt Baden zurückzukehren, wo er *pro forma* noch ein Jahr lang konfiniert blieb. Nach Ablauf dieser Frist übersiedelte er nach Wien, wo er sich im Jahre 1859 mit Meta von Scheidlin, die ihm 1860 eine Tochter, Lina, schenkte, vermählte. Fünf Jahre später kehrte er nach Baden zurück, blieb fortan daselbst ansässig und bekleidete nacheinander hervorragende Stellen in der Gemeindevertretung. Im Jahre 1876 schuf er das städtische Archiv und widmete sich bis zu seinem Tode vorzüglich stadtgeschichtlichen Forschungen, deren Früchte er in den 13 Teilen der »Beiträge zur Chronik der Stadt Baden« (1880—1900) und in der Monographie »Beethoven in Baden« (1870, 2. Aufl. 1902) niederlegte. Das von seinem Vater begründete und von dessen Erben der Stadt geschenkte »Rollett-Museum« hat er bis zu seinem Tode als Kustos verwaltet.

Noch während seines Schweizer Aufenthaltes hatte R. die sentimental-romantische Novelle »Jucunde« geschrieben, in die er seine besten Lieder hineinverflocht. Die Romanzen und Balladen (»Heldenbilder und Sagen«, St. Gallen, 1854) verarbeiten in nicht immer glücklichster Behandlung historische Stoffe. Die relativ meiste Verbreitung fand die 1865 veranstaltete »Auswahl« aus seinen sämtlichen Dichtungen, während der 1869 veröffentlichte, in Form und Inhalt das Reifste und Beste in sich vereinigende Ghaselen-Zyklus »Offenbarungen« nicht weniger Beachtung fand. Die »Märchengeschichten aus dem Leben« 1894, (»Knirps der Große«, »Der Neujahrstag« und »Der Minnehof«) erzählen in durchwegs anmutiger Form eine von stimmungsvollen Liedern begleitete anspruchslose Handlung. Außer etwa 30 selbständigen Publikationen schrieb R. eine große Anzahl von zerstreut gedruckten Gedichten und literarischen, politischen und kulturhistorischen Artikeln für die meisten Tagesblätter und periodisch erscheinenden Zeitschriften.

Als Dramatiker und Epiker kaum von Erfolg gekrönt, gehört R. als Lyriker zur zweiten Reihe der nach Grün, Lenau und Gilm zu stellenden Poeten Karl Beck, Carlopago-Ziegler u. a. Gedrungene, freilich auch oftmals allzu unfreie Sprache, leichtes, müheloses Produzieren und nicht besonders reiche Wahl des Stoffes, ein in pantheistischer Naturanschauung aufgehendes Gemüt voll Innigkeit, gepaart mit echtem, durchaus nicht gekünsteltem Empfinden des spezifisch niederösterreichischen Sängers und ein bis ins

höchste Alter ungestillt gebliebener Drang nach Freiheit im Leben und in der Poesie geben fast allen seinen Dichtungen das Gepräge. Er hat sich an Goethe, Uhland und Herwegh gebildet, ohne einen der Drei erreicht zu haben, doch verraten gerade seine bekanntesten Dichtungen eine von jeder Nachahmung freie Individualität.

Als Kunsthistoriker hat er sich auf einem eng begrenzten Gebiete, dem der Steinschneidekunst, neben Brunn, Furtwängler und anderen einen geachteten Namen erworben. Seine Monographie über die drei Pichler (Wien 1874) sowie die von ihm verfaßte Abteilung »Glyptik« in B. Buchers »Geschichte der technischen Künste« (Stuttgart 1875) fanden den Beifall der Fachmänner.

Fast bekannter als durch seine poetischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten wurde R. durch das Werk »Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt«, das der Braumüllersche Verlag 1883 in glänzender Ausstattung, mit Radierungen von William Unger, herausgab. Bei ihrem Erscheinen stießen R.s »Goethe-Bildnisse« auf den heftigsten Widerspruch Friedrich Zarnckes, dessen »Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis« (Leipzig 1888) heute gewissermaßen als Kanon gilt, R.s Werk jedoch mit seinen zahlreichen Quellennachweisen auch heute noch nicht dem Forscher entbehrlich machen kann. Jedenfalls bleibt es R.s unbestrittenes Verdienst, dem Gedanken eines Goethebildniswerkes als erster eine würdige, greifbare Gestalt verliehen zu haben.

Wiewohl sich R. Zeit seines Lebens niemals aktiv am politischen Leben beteiligte, bewahrte er sich dennoch seinen demokratisch gefärbten Freisinn und freiheitlichen Optimismus mit zäher Ausdauer, blieb aber hauptsächlich durch seine Zurückgezogenheit in einer Provinzstadt dem modernen Zuge im Weltgetriebe fern.

Es verdient schließlich noch der Erwähnung, daß R., dessen Wesen sich in den engen Schranken einer Kirchlichkeit nicht behaglich fühlen konnte, auf einem in seinem Nachlasse vorgefundenen Blatte andeutete, daß seiner inneren Natur die Konfessionslosigkeit als das einzig Befreiende entspreche.

Bildnisse von Schustler, E. Ender, L. Fischer, Schramm, Kriehuber, Romako, George-Mayer, St.-Genois, u. v. a.; Büsten von Schrödl, Schröer, Glank, Meisel; Medaille von Radnitzky; Plaquette von Breithut.

Quellen zur Biographie: »Hermann Rollett«, biographische Skizze (aus dem 19. und 20. Bogen des XXVI. Bandes von Wurzbachs »Biographischem Lexikon«, welche in ihrem ersten, bereits vollendet gewesenen Druck nicht ausgegeben wurde), Wien 1874. — »Hermann Rollett«, zu seinem 75. Geburtstage verf. von Leopold Katscher, Wien 1894. — »Begegnungen«, Erinnerungsblätter (1819—1899) von Hermann Rollett, Wien 1903. — Selbstbiographie des Dichters aus dem Jahre 1862, im Manuskript. — Briefwechsel Rolletts mit seinem Jugendfreund Anton Josephy (die Jahre 1837 bis 1889 umfassend). — Über R.s Liter. Nachlaß s. »Neues Wr. Tagblatt« v. 11. X. 1905.

Paul Tausig.

Sauerwein, Georg Julius Justus, Linguist, * 15. Januar 1831 in Hannover, † 16. Dezember 1904 in Christiania. — Wohl mag es Gelehrte gegeben haben, die sich mit noch mehr Sprachen beschäftigt haben, aber es hat keinen gegeben, der so viele Sprachen wirklich beherrscht hätte, so viele gewandt gesprochen, in so vielen selbständig, insbesondere poetisch produktiv gewesen wäre. Dabei hat S. eigentlich wissenschaftliche Arbeiten so gut wie gar keine geleistet. Ihn erfüllte geradezu ein Heißhunger nach immer neuen Sprachen und dabei

stürzte er sich sogleich in die volle lebendige Literatur oder sog in der Unterhaltung diejenigen aus, die ihm neue Sprachen bieten konnten.

Sein Vater, August Philipp Ludwig Sauerwein, war Lazarett-Prediger und auch Lehrer am Lyzeum in Hannover, von wo er aber noch im Jahre 1831 als Prediger nach Schmedenstedt bei Peine und von hier nach etwa zehn Jahren als *Pastor primarius* nach Gronau an der Leine versetzt wurde. Er war ein sehr unterrichteter Mann, der sich auch der wissenschaftlichen Welt, und zwar durch Herausgabe der dritten Auflage (Hannover 1828) des ursprünglich von Christian Reineccius herausgegebenen kleinen hebräisch-lateinischen Wörterbuchs bekannt gemacht hat. Den ersten Unterricht seines ältesten Sohnes Georg leitete er selbst, bis letzterer im Alter von zwölf Jahren Aufnahme im Lyzeum zu Hannover fand, und zwar in Untersekunda. Bei seiner ganz ungewöhnlichen Begabung und namentlich seinem ganz erstaunlichen Gedächtnis verließ S. jede zu überwindende Klasse als Primus und so auch schließlich die ganze Schule als *primus omnium.* Namentlich alle Sprachen, die auf der Schule gelehrt wurden, machte er sich vollständig zu eigen und beherrschte zum Beispiel das Hebräische so, daß er im Maturitätsexamen ein besonders schwieriges Kapitel eines Propheten in einem Text ohne Vokalbezeichnung leicht herunterlas, als wäre es deutsch. Mit Eifer las er die alten Klassiker für sich, und ganz ohne Lehrer lernte er schon in der Schulzeit Italienisch und las mit Leichtigkeit Petrarcas Sonette und Kanzonen.

Michaelis 1848 bezog S. die Universität Göttingen. Er wurde für Theologie immatrikuliert, ließ aber alles speziell Theologische bald ganz zur Seite liegen. Seine Hauptstudien bildeten wie schon auf dem Lyzeum die Sprachen und so wurden seine Hauptlehrer Ewald und Benfey. Bei dem letzteren lernte er Sanskrit, bei Ewald hörte er alles, was er an Sprachlichem bot, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Äthiopisch, Persisch, Armenisch, Türkisch. Daneben ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehen, die nähere Bekanntschaft der in Göttingen studierenden Engländer, Ungarn und eines Spaniers zu machen, um bald mit ihnen in ihrer Sprache sich zu unterhalten. Am Ende seines zweiten Semesters trieb es ihn nach Wien, um dort namentlich mit Türken und Montenegrinern mündlich zu verkehren. Neben all solchen Studien aber hat er im Hinblick auf etwaige spätere größere Reisen auch noch medizinische, chemische und botanische Vorlesungen mit Eifer besucht.

Schon am Ende seines sechsten Semesters verließ er die Universität und ist dann bald nach England gegangen. Er hatte gehofft, etwa in Indien eine vorteilhafte Stellung zu finden, damit aber wurde es nichts. Alles was ihm der bekannte Max Müller glaubte in Aussicht stellen zu können, schien ihm sehr wenig empfehlenswert. Es bildete sich gar kein näheres Verhältnis zu dem genannten Gelehrten, und in seinem späteren Leben hat S. stets nur sehr kühl, um nicht geradezu zu sagen unfreundlich, von ihm gesprochen.

Er wurde zunächst Hauslehrer in einem wohlhabenden Hause in der Nähe von Conway. Llandrillo hieß sein Wohnsitz, der im welschen Sprachgebiet liegt und so ihm die erwünschteste Gelegenheit bot, sich die welsche Sprache ganz zu eigen zu machen, was ihm in wenigen Monaten gelang, und zwar in so vollkommener Weise, daß er bei einer besonderen Gelegenheit einen auf ihn ausgebrachten Toast aus dem Stegreif in einer langen Rede in welscher Sprache erwidern konnte. Es ist bemerkt worden, daß

noch nie ein »Kontinentaler« in ähnlicher Weise die welsche Sprache beherrscht habe.

In England machte S. noch manche wertvolle Bekanntschaft, kehrte aber im Jahre 1855 zunächst nach Deutschland zurück und lebte teils in Gronau, teils in Göttingen und Hannover, diese ganze Zeit mit eifrigsten Sprachstudien beschäftigt.

Im Winter 1857 ging er als Lehrer und Erzieher der Prinzessin Elisabeth von Wied, der späteren Königin von Rumänien, nach Neuwied, wo man all seine Leistungen wie seine ganze eigenartige Persönlichkeit in hohem Grade zu schätzen gewußt hat. Leider nötigte ihn ein sehr bedenkliches Nervenleiden aber im Frühjahr 1860 seine Stellung aufzugeben und in seinem heimatlichen Gronau Erholung zu suchen, wo er bis zum Winter 1868 verblieb. Er fand dann bis zum Jahre 1870 ein Unterkommen als Hilfsarbeiter an der Königlichen Bibliothek in Göttingen. Seine Besoldung war hier eine sehr kümmerliche und dazu war er als Bibliotheksarbeiter gar nicht sehr geschätzt. Er konnte sich schwer an die notwendige Ordnung gewöhnen, las die fremdsprachigen Bücher, deren Titel er zu deuten und einzutragen hatte, lieber ganz durch, als daß er sich auf ihren Titel beschränkte, und schrieb dazu eine sehr wenig schöne Hand. Zurückgelieferte und wieder einzustellende Bücher ließ er oft bis zu bedeutender Zahl sich ansammeln, weil er sich vor dem Besteigen der Leitern und drohendem Schwindel fürchtete. Man war auf der Bibliothek ganz zufrieden, als er sich aus seiner Stellung nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zurückzog. Später hat er nie wieder eine feste Stellung angenommen. Es traf sich für ihn sehr günstig, daß er schon als 26jähriger junger Mann mit der großen britischen Bibelgesellschaft in Zusammenhang kam. Für sie übernahm er bald bestimmte Arbeiten und bezog dafür einen reichlichen Gehalt, den man sogar zu verdoppeln versprach, wenn er seinen festen Wohnsitz in England zu nehmen bereit gewesen wäre. Dazu aber konnte er sich nicht entschließen. Bei einem wilden Drange nach Freiheit ist er viel hin- und hergezogen, hat sich in späteren Jahren mit Vorliebe bei den Litauern, in Norwegen, in der wendischen Lausitz aufgehalten.

Seine Arbeiten für die große britische Bibelgesellschaft haben hohe Anerkennung gefunden. Es ist ausgesprochen, daß Edwin Norris und Georg Sauerwein als Arbeiter für die Bibelgesellschaft die erste Stelle einnehmen. Nach einer gefälligen Mitteilung der betreffenden Abteilung der britischen Bibelgesellschaft waren S.s Arbeiten die folgenden. Er besorgte das bulgarische Neue Testament, von dessen Bearbeitung Norris seines Augenleidens wegen zurückgetreten war, und bald darauf das armenische Neue Testament, wobei hervorgehoben wird, daß ein nachprüfender Gelehrter in Konstantinopel auch nicht ein einziges Versehen darin entdeckt habe. Im Jahre 1859 gab S. den Psalter im Armenischen heraus. Mitbeteiligt war er an der Herausgabe der portugiesischen Bibel, sowie dann an der Herausgabe der Genesis im Neu-Russischen. Im Jahre 1872 bezog sich seine Arbeit auf das Neue Testament in griechisch-türkischer Sprache, im Griechischen und Englischen. In das Madagassische hat er fast das ganze Alte Testament übersetzt. Dann hat er Kobylanskis ruthenische Übersetzung des Lukas zu beurteilen gehabt. — Im folgenden Jahre besuchte er Ruthenien und schickte

1874 eine Kritik des Kobylanskischen Werkes ein. Im Jahre 1875 prüfte er Dr. Bruses persisches Neues Testament und bald darauf hatte er die Druckbogen der vier Evangelien und der Apostelgeschichte im Transkaukasisch-Türkischen zu korrigieren. Im Jahre 1878 begann er die Ausgabe der neugriechischen Bibel mit Randbemerkungen. Drei Jahre später besorgte er die Durchsicht von Amirchaninantz' Übersetzung des Alten Testaments ins Transkaukasisch-Türkische.

Im Jahre 1884 schickte ihn die Bibelgesellschaft nach Algier mit dem Auftrage, biblischen Text ins Kabylische zu übersetzen. Nach Vollendung des kabylischen Johannes-Evangeliums aber kehrte S. nach Europa zurück, wo seiner schon neue Arbeit wartete. Neue Ausgaben des Neuen Testaments und des Markus-Evangeliums im Neupersischen waren zu besorgen; das kabylische Johannes-Evangelium zu drucken. Dann war er längere Zeit beschäftigt an der transkaukasisch-türkischen Bibel, an der Usbek-türkischen Übersetzung der Evangelien und des Matthäus-Evangeliums im Kumykischen. Im Jahre 1890 war er mitbeschäftigt an der prüfenden Durchsicht der revidierten Ausgabe des transkaukasisch-türkischen Neuen Testaments. Im Jahre 1892 erhielt er den Auftrag die Bergpredigt ins Kaschgar-Türkische zu übersetzen, worüber er dann bald berichten konnte. Die Übersetzung des ganzen Matthäus-Evangeliums folgte in kurzer Zeit.

Im selben Jahre erhielt er den Auftrag, die Durchsicht der tschuwaschischen Übersetzung der Evangelien zu besorgen, und dazu die Herausgabe der polnischen Bibelübersetzung.

Im Jahre 1894 sandte er eine Abschrift seiner Ausgabe von Bezas lateinischer Übersetzung mit Korrekturen und kritischen Bemerkungen ein. Nach der Vollendung der polnischen Bibel aber, April 1896, entband ihn die Bibelgesellschaft seiner Verpflichtungen und zahlte ihm von da an bis zu seinem Tode eine Pension. Nach seiner Rückkehr aus Algier hat er auch noch einige Stücke des Alten Testaments ins Kabylische übersetzt, von denen aber nichts gedruckt worden ist, und ist auch an der Übersetzung der Bibel ins Ungarische beteiligt gewesen.

Was noch einige der genannten Sprachen insbesondere anbetrifft, so mag angeführt sein, daß er 1886 zu Neujahr seinem früheren Lehrer, Professor Wüstenfeld in Göttingen, ein arabisches Gedicht zugesandt hat, daß er in seinen Briefen auch später noch vom Dichten arabischer Makamen spricht und sich äußert, wie er sich eine große Leichtigkeit im Schreiben des Neuarabischen erworben habe. Einem Briefe von 1886 war ein persisches und ein russisches Gedicht beigelegt. Zu Neujahr 1886 schickte er ein freundlichst aufgenommenes persisches Gedicht an Mirza-Schaffy. Bei einem Besuch in Dorpat im Jahre 1874 wurde ihm unerwartet ein junger Armenier vorgestellt, mit dem er auf der Stelle eine Unterhaltung in dessen Muttersprache anknüpfte. Als er den bekannten ungarischen Gelehrten und Politiker Paul Hunfalvy persönlich kennen gelernt hatte, sprach er ungarisch mit ihm. Im Jahre 1901 spricht er vom Schreiben eines ungarischen Briefes an ein ungarisches Patenkind. Im Jahre 1903 hat er einige Gedichte in welscher Sprache verfaßt, die von welschen Zeitungen gern aufgenommen wurden.

Im April 1875 schreibt er, daß er gelesenes Russisch ganz geläufig verstehe. Bei einer späteren Gelegenheit führte er mit dem Fürsten Lobanow

sehr geläufig eine russische Unterhaltung. Ein von ihm angeredeter Grieche hielt ihn für einen Landsmann. Im Jahre 1897 hat er einige neugriechische Gedichte gemacht. Die Übersetzung der madagassischen Bibel übernahm er, da, der sie übernommen hatte, schwer erkrankt war. Es wurde eine »mehrjährige angreifende Arbeit«. Das Ruthenische wurde so weit geläufig angeeignet, um ein darüber verlangtes Gutachten abgeben zu können. Auch wurden darin eine Menge kleiner Dichtungen verfaßt, die ziemlich viel Aufmerksamkeit auf sich zogen. Im Jahre 1882 hatte er eine transkaukasisch-türkische Übertragung der Bücher Moses daraufhin zu beurteilen, ob sie mit dem Original übereinstimme. Im Jahre 1889 hatte er in verschiedenen türkischen Dialekten Korrekturen zu besorgen. Bei den Kabylen sprach er im Jahre 1884 ihre Sprache auf der Straße, was das höchste Interesse der Straßenjugend erweckte. Er bezeichnete das Kabylische als fast unaussprechbar, aber als sehr interessant. Auch polnische Gedichte hat er gelegentlich verfaßt. Die lange und schwere Arbeit an der polnischen Bibel wurde im Januar 1895 vollendet.

Von weiteren Sprachen, die S. vollständig beherrschte, sind noch besonders hervorzuheben: das Litauische, das Wendische der Lausitz und das Norwegische. In ihren Gebieten hat er sich zu wiederholten Malen und auch längere Zeit aufgehalten und lebte dort ganz als Litauer, als Wende, als Norweger.

Im Jahre 1887 hat er einen fast zweistündigen litauischen Vortrag in der litauischen Gesellschaft Birute gehalten, 1895 in derselben Gesellschaft am Johannisfest die Festrede, die großen Eindruck machte. Im Jahre 1897 ward er von den Litauern, allerdings ohne Erfolg, als Reichstagskandidat aufgestellt und hielt stundenlange litauische Vorträge.

Das dem Litauischen nächstverwandte Lettische wurde von S. auch früh in sein Studiengebiet hereingezogen.

Von noch nicht genannten slavischen Sprachen verstand er namentlich Serbisch.

Neben dem Norwegischen verstand S. auch das ihm nächstverwandte Dänisch, sowie auch Isländisch und Schwedisch.

Von weiteren Sprachen, die S. sich zu eigen machte, ist das dem Welschen nahe verwandte Gälische (Schottische, »Die Sprache Ossians«) noch zu nennen. In London fand er Gelegenheit die Sprache der Fidschi-Inseln sich bekannt zu machen. Das Samoanische kam erst später an die Reihe.

Chinesisch etwas gründlicher zu treiben und namentlich auch zu sprechen, bot sich ihm erwünschteste Gelegenheit, als ein englischer Reisender namens Alexander Wylee, der sich lange in China aufgehalten und in London einen zum Scherz geschriebenen chinesischen Brief S.s zu Gesicht bekommen hatte, ihn in Gronau aufgesucht und dort mehrere Wochen mit ihm zusammen blieb.

In London lernte er auch Hindostanisch, so daß er mit gelegentlich anwesenden Bewohnern Indiens sich unterhalten konnte. Die alte Sprache Indiens, das Sanskrit, war ihm schon von der Universität her so vertraut, daß er mehrfach längere Gedichte in ihr zu verfassen wagte.

Als es gegen Ende der sechziger Jahre zwischen England und Abessinien zum Kriege kam, erwachte lebhaft der Wunsch, sich die Erlaubnis zu erwirken, an der englischen Expedition teilzunehmen, und so warf er sich mit allem

Eifer auf das Studium der Sprache von Tigré und des Amharischen, die beide ihren Ursprung vom alten Äthiopischen genommen haben. Er lernte beide Sprachen in kurzer Zeit gründlich, sein Wunsch aber blieb doch unerfüllt. Als aber später König Theodors Nachfolger Kassai verschiedene offizielle, amharisch verfaßte Schriftstücke nach England geschickt hatte, die niemand in England verstand, erinnerte man sich S.s und rief ihn zu Hilfe, der dann auch alsbald alles übersetzte. Auch später wurden noch mehrere Schriftstücke König Theodors ihm nach Gronau nachgeschickt, wo sie bald ihre Erklärung fanden. »Wie gern«, schreibt er einmal im Jahre 1903 aus Norwegen, »würde ich über die im Amharischen sich darstellende eigentümliche Entwicklung des Semitischen Vorlesungen halten«, ein scheinbarer Anlauf zu wissenschaftlicher Arbeit, zu der er in Wirklichkeit aber nie gekommen ist.

Auch zur Erklärung neusyrischer Schriftstücke suchte man in England mehrfach seine Hilfe, die er bereitwilligst gewährte. Das Altsyrische war ihm schon von der Universität her geläufig. Wie das Syrische, so war ihm auch das Altarabische von der Universität her vertraut.

Während seiner Göttinger Bibliothekarzeit studierte S. unter anderm Altägyptisch und auch dessen jüngere Form, das Koptische. Im März des Jahres 1873 schreibt er, daß er nach Berlin wolle, um etwas Zend zu studieren, also die alte Form des Persischen, von dem dann aber weiter keine Rede ist.

Nach einer ganz andern Seite weist das Finnische. S. kam im Spätsommer des Jahres 1874 von Schweden her nach Finnland, wo er sich eine Reihe von Wochen aufhielt und in dieser kurzen Zeit sich das Finnische so zu eigen machte, daß lange finnische Gedichte von ihm in finnischen Zeitungen Aufnahme fanden. Von Finnland führte ihn sein Weg über Petersburg nach Dorpat. Hier war es ihm ein großes Vergnügen, sich mit dem, dem Finnischen so nahe verwandten Estnischen gründlich bekannt machen zu können. Er fand alsbald Gelegenheit sich mit einer Estin in eine Unterhaltung hineinwagen zu können, und las daneben einen großen Teil des Kalewipoeg durch, den die Esten gern als ihr großes Nationalepos ansehen, das aber nur in kleineren einzelnen Stücken, die großenteils gar nicht untereinander zusammenhängen, von einem Doktor Kreutzwald zusammengefügt worden ist. Dabei geschah nun das Wunderbare, daß S. bei seinem Lesen und Studium bald die Entdeckung gemacht zu haben erklärte, daß viele Formen in dem »Epos« ganz unrichtig gebraucht sein müßten. Tüchtige Kenner des Estnischen gaben die Endeckung sogleich zu. Die Sache erklärte sich so, daß Kreutzwald, der viele Stücke im Volke als prosaische aufgenommen, dieselben aber bei seiner Umarbeitung in die poetische Form dadurch vielfach entstellt hatte, daß er die älteren Sprachformen zum Teil gar nicht verstanden, sondern sie wie nur dekorativ behandelt hatte. Neben dem Finnischen darf auch noch das Lappische erwähnt werden.

Besondere Erwähnung verdient noch das Aneiteum, die Sprache, die auf der gewöhnlich Annátom geschriebenen Insel, einer der Neuen Hebriden, gesprochen wird. Im Jahre 1870 hatte die britische Bibelgesellschaft schon das ganze Neue Testament im Aneiteum.

Im Jahre 1869 erwähnt S. in einem Briefe, daß er Tamulisch verstehe. Er hatte es schon in der Mitte der fünfziger Jahre gelernt.

Unmittelbar neben dem Tamulischen nennt S. das Baskische, dem er bei zeitweiligem Aufenthalt im elterlichen Hause in den fünfziger Jahren eifriges Studium gewidmet.

Aus London schreibt er im Juli 1878 »Georgisch habe ich ziemlich eingehend getrieben«. Eine Reihe von Jahren früher, Mai 1870, schreibt er aus Göttingen, daß er eben mit Nachdruck an ein neues Studium der melanesischen und malaiisch-polynesischen Sprache gegangen sei, auch darüber etwas zu schreiben gedenke. Eben darauf bezieht sich, was er schon aus seiner ersten Zeit in England über Studien der Südseesprachen berichtete. Dann heißt es wieder in einem Briefe von 1899 aus Bückeburg »lerne beizu etwas Malaiisch — hier ist eine Dame aus Java«.

Aus einem Briefe vom 18. Oktober 1900 ergibt sich seine Bekanntschaft mit dem Rumänischen und Albanesischen.

Ohne genauere Datierung, etwa im Anfang der sechziger Jahre, spricht er davon, daß er nach Berlin wolle, »um Japanisch gründlich zu lernen«, wovon dann aber weiter keine Rede ist in den Briefen. Es darf dabei noch bemerkt werden, daß in den zu Rate gezogenen Briefen auch die eine oder andere Sprache ganz unerwähnt geblieben ist, die er in den Bereich seiner Studien hereingezogen hat, wie zum Beispiel das Holländische und die beiden keltischen Idiome: das Irische und das Manxische (die Sprache der Insel Man), von denen Proben in seinen Druckwerken entgegentreten. Es ist auch noch anzuführen, daß er nirgends seines heimischen Niederdeutsch Erwähnung tut, das er aber vollständig beherrschte und sehr geläufig sprach. Er pflegte wohl einmal zu erzählen, daß er in der vierten Wagenklasse der Eisenbahn, die er, weil er hier »mit dem Volke« in engste Beziehung kam, immer zu bevorzugen pflegte, seine Reisegefährten öfters durch plötzliche niederdeutsche Ansprache in Verwunderung gesetzt habe, da man seine unmittelbare Zugehörigkeit zu vermuten doch nicht gewagt habe.

Bei dieser so ganz ungewöhnlichen und einzigartigen Begabung S.s, sich fremde Sprachen ganz anzueignen, ist von besonderem Interesse, noch einige eigene Äußerungen über seine Art des Sprachenlernens zu hören. Er schreibt am 22. Oktober 1866: »So mitten unter einem Volke lernt man die Sprache spielend, wie ich aus früherer Erfahrung weiß; das strengt den Kopf nicht an und gibt doch ganz von selbst viel interessantes und reiches philologisches Material, was man später gut benutzen kann. Unterhalte dich nur recht viel mit den originellen alten Esthinnen und Lettinnen dort und laß dir's nicht unangenehm ankommen, wenn es erst langsam mit dem Vorschreiten geht; man glaubt gewöhnlich zuerst, man käme gar nicht zum Ziele; und ehe man sichs versieht, kann man so eine Sprache, und um so besser und natürlicher, je weniger unnatürlichen Zwang man sich quälend auferlegt hat. Und so eine Sprache von einem neuen Sprachstamm, so spielend erlernt und dann später gründlich erforscht, ist einem dann eine Repräsentantin des ganzen Stammes, an die die übrigen Glieder von selbst sich anschließen. Das erweitert den sprachlichen Gesichtskreis auf eine fruchtbarere und lebendigere Weise, als wenn man sechs Sprachen auf einmal nur mit Büchern und Papier zu erobern versucht, und einem dann doch keine so recht natürlich

vertraut werden kann. Hast du dich so ohne Anstrengung des nahen Esthnischen bemächtigt, werden sicherlich die anderen Dialekte dann mit der größten Leichtigkeit sich spielend anschließen.«

Ein ander Mal schreibt er (20. Mai 1875): »um diese Gewandtheit in derselben [Sprache] zu erreichen, ist das beste Mittel, so viel als möglich zu lesen . . . aber weniger das Augenmerk auf das massenhafte Lernen neuer Ausdrücke . . . als auf das Einleben in das ganze Sein und das Eigentümliche der Sprache in deren Anschauungsweise zu richten«, und wieder (am 10. September 1883): »Die Grammatik — in der gewöhnlichen Weise getrieben — ist zum Ordnen des bereits Gelernten da. Wer aber durch dieselbe in die Sprache erst eindringen will, verfehlt seine Absicht. Das Schwimmen im Meere einer Sprache und ihres Formenschwalles lernt sich besser in diesem vollen freien Meere selber, als, man könnte sagen, in einer solchen engen Badewanne.«

Dann ist auch noch anzuführen vom 17. November 1886: »Es ist das Verkehrteste, was man sich denken kann, das Leben einer Sprache grammatisch fassen zu wollen. Die Grammatik muß nachher das aufgehäufte wilde Material ordnen, aber sie kann's nicht geben« und etwas später »das Sprachenlernen ist viel weniger schwer, als man meint, man muß es nur richtig anfangen . . .«

Alle gegebenen Ausführungen beruhen auf intimster persönlicher Bekanntschaft und einer reichen Fülle von Briefen, die der Göttinger Universitätsbibliothek übergeben zu werden bestimmt sind. Im Nachlaß S.s soll sich noch ein ausführliches, vielfach in undeutscher Sprache geführtes Tagebuch befinden, das noch nicht zugänglich und noch nicht geordnet ist, später hoffentlich auch noch in den Besitz der Göttinger Bibliothek übergeht.

Durch den Druck veröffentlicht hat S. außerordentlich vieles, das meiste wohl in Zeitungen, vieles auch in kleinen Heften und auf losen Blättern. An etwas umfangreicheren Werken können noch genannt werden:

A Pocket Dictionary of the English and Turkish Languages by G. Sauerwein. London-Leipzig 1855.

Frie Viso ifraa Vigguin sungje i Nördre-Gudbrandsdalsk Dölamaal taa Dr. G. J. J. Sauerwein. Kristiania 1885.

Le Livre des Salutations adressées aux Nations Orientales et Occidentales représentées au Congrès des Orientalistes à Stockholm par Girênas (mit diesem litauischen Namen »Waldmensch« hat S. sich oft bezeichnet). *Leipzig 1888.* (Enthält Gedichte in 30 verschiedenen Sprachen.)

West-östliches Stammbuch zu Mirza-Schaffys siebzigstem Geburtstage 22. April 1889 von Girênas. Leipzig 1889. (Enthält Gedichte in 25 verschiedenen Sprachen.)

From Ârya to Eire, from Mánu to Man. The Queen Victoria Birth-Day Polyglot Peace Album by Pacificus. Leipzig 1899. (Enthält Gedichte in 38 Sprachen.)

Leo Meyer.

His, Wilhelm, Universitätsprofessor der Anatomie, * 9. Juli 1831 in Basel, † 1. Mai 1904 in Leipzig. — H. war einer der bedeutendsten Vertreter seines Faches in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Von maßgebendem Einfluß auf die Entwicklung des von ihm vertretenen engeren Faches, sowie von großer Bedeutung für darüber hinausgehende Gebiete, ist er auch bei verschiedenen Gelegenheiten weit über die Kreise der engeren und weiteren Fachgenossen hinaus bekannt geworden. H. entstammt einer alten angesehenen Basler Familie und war ein Enkel des bekannten schweize-

rischen Staatsmannes der Revolutionszeit Peter Ochs. Sein Vater war Kaufmann und Mitinhaber des alten Seidenbandgeschäftes H. Fr. Sarasin und erfreute sich des besonderen Vertrauens seiner Mitbürger, die ihn zu einer Reihe von Ehrenämtern merkantiler und richterlicher Natur beriefen. Von seinem Vater waren H. diejenigen Eigenschaften überkommen, die er selbst in seinen »Lebenserinnerungen« als dessen bezeichnende Grundzüge rühmt: »Einfachheit und Klarheit der Denkweise und ernste Lebensauffassung«, und mit diesen vereinte er den Erbteil seiner Mutter, die nach seinem Zeugnis mit großer Pflichttreue eine ungewöhnliche geistige Regsamkeit und Durchbildung verband.

Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt widmete sich H. von Ostern 1849 bis Michaelis 1854 dem Studium der Medizin, doch fesselten ihn, seinen naturwissenschaftlichen Neigungen entsprechend, dabei die theoretischen Teile viel mehr als die klinischen, und der Eifer für die letzteren kam niemals recht in Gang. Die ersten drei Semester brachte er teils in Basel, teils in Bern zu; dann zog es ihn aber nach Deutschland, und er siedelte für drei Semester nach Berlin über, angelockt hauptsächlich durch Johannes Müller, der, als Forscher und Lehrer gleichbedeutend, einer der hervorragendsten Biologen aller Zeiten und für eine große Schar von Studierenden und Naturforschern ein besonderer Anziehungspunkt war.

Wie stark dieser geniale Mensch auch auf H. wirkte, geht am klarsten aus dessen Schilderung in den »Lebenserinnerungen« hervor. »Gleich die ersten Vorlesungen Müllers wirkten auf mich wie eine Offenbarung, und ich habe je länger je mehr erkannt, was es heißen will, unter dem Einfluß einer so mächtigen Persönlichkeit zu stehen. Müllers Erscheinung und Vortragsweise sind oft geschildert worden, der Ernst seines Wesens, sein tiefer, durchdringender Blick, seine etwas zögernde, mit dem Gedanken ringende Sprache. Wie belebten sich in seiner Darstellung die ödesten und schwierigsten Kapitel der Anatomie, wie durchsichtig gestaltete sich bei ihm der verwickelte Bau des Gehirns, und wie verstand er es, alle komplizierten Gestaltungen auf ihre einfachsten Grundformen zurückzuführen!«

Hat auch der Einfluß Müllers nicht ausgereicht, H. dem Hauptforschungsgebiet seines Lehrers, der vergleichenden Anatomie, zuzuführen, so hat er ihn doch zweifellos auf das eine Arbeitsfeld seines Lebens hingeführt: die verwickelten Formen des Körpers und der Organe durch einfachere zu erklären. Die Mittel und Wege dafür fand H. in der Entwicklungsgeschichte. Und das dankt er vornehmlich einem anderen Lehrer seiner Berliner Zeit, R. Remak, der, bei seinen Lebzeiten stark unterschätzt, als Begründer der neueren Entwicklungsgeschichte erst allmählich zur vollen Anerkennung gelangt ist. Bei Remak hörte H. über Entwicklungsgeschichte und wurde in deren Arbeitsmethoden eingeweiht; bei ihm bekam er Einblick in eine im Werden begriffene Wissenschaft und in neue große Probleme, die ihn in hohem Grade fesselten. H. schreibt darüber: »Ich selber danke Remak Anregungen, die einen großen Teil meiner eigenen Lebensarbeit bestimmt haben.«

Der aufsteigende Ruhm Virchows zog H. dann im Frühjahr 1852 nach Würzburg, dessen medizinische Fakultät damals am Beginn einer neuen glanzvollen Zeit stand. Eine Reihe jüngerer und bedeutender Kräfte, unter denen ich außer Virchow nur noch Kölliker und Scanzoni nennen will, gaben dem

wissenschaftlichen Leben einen mächtigen Anstoß und wirkten anregend und befruchtend auf die zahlreich herbeieilenden Schüler. Auch für H. wurde die Würzburger Zeit von besonderer Bedeutung. Sie brachte ihm nicht nur eine Vertiefung und Erweiterung seiner allgemeinen medizinischen Ausbildung, namentlich gefördert durch den freien Verkehr zwischen jüngeren Professoren und Studierenden, sondern führte ihn auch in das Laboratorium Virchows und dort zu seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit. Virchow, der kurz vorher seine neue »Bindegewebslehre« aufgestellt hatte und deswegen von Henle und anderen heftig angegriffen wurde, forderte H. zu einer Nachprüfung dieser Frage an der Hornhaut auf. H. unterzog sich der gestellten Aufgabe mit großem Eifer und Geschick und konnte Resultate von bleibendem wissenschaftlichen Werte zutage fördern. Sie waren auch deshalb besonders interessant, weil sie bewiesen, daß die Virchowsche Lehre in manchen Punkten nicht mit den Tatsachen übereinstimmte und dementsprechend geändert werden mußte. Daß solche Ergebnisse im eigenen Laboratorium Virchows gewonnen werden konnten, ist ein schönes Zeichen für die Objektivität des Schülers sowohl wie des Lehrers. »*Ex ungue leonem*« darf man beim Lesen dieser Erstlingsarbeit von H. sagen! Sie verrät schon alle Eigenschaften, welche die Arbeiten unseres Autors sämtlich so vorteilhaft auszeichnen: eigene Forschungswege, Originalität im Erfassen und Beurteilen, bestimmtes Ziel, klare, logisch folgerichtige Darstellung in einfacher, ungekünstelter Form, Vorsicht in den etwa anzuschließenden Hypothesen.« Dieses Urteil Waldeyers ist eine treffliche Würdigung des kurzen, aber inhaltreichen Aufsatzes.

»Es war zu Anfang der fünfziger Jahre bei den schweizerischen und vielfach auch bei deutschen Medizinern der Brauch, nach Abschluß der Studien, kurz vor oder nach soeben absolvierten Prüfungen einige Monate in Prag und in Wien und meistens auch noch in Paris zuzubringen.« So wandte sich auch H. im August 1853 zunächst für ein halbes Jahr nach Prag, dann für ebensolange nach Wien, um an beiden Orten namentlich klinischen Studien obzuliegen. In Prag zog ihn besonders Arlt an, in Wien E. Brücke, Oppolzer und Eduard Jäger.

In die Heimat zurückgekehrt, bestand H. Ende des Sommers 1854 sein Doktorexamen, mit dessen Ablegung man damals noch das Recht der Praxis erwarb, und verwandte das folgende Jahr zur Fertigstellung seiner Dissertation, die eine Fortsetzung und Erweiterung seiner in Würzburg begonnenen Untersuchungen enthielt. Im Herbst 1855 konnte er diese Arbeit unter dem Titel: »Beiträge zur normalen und pathologischen Histologie der Cornea« in den Druck geben.

Zum Abschluß seiner auswärtigen Studienzeit ging dann H. nach Paris und verbrachte dort den Winter 1855—56. Er verkehrte dort in den Laboratorien von Claude Bernard und von Brown-Séquard und hörte Vorlesungen einiger bedeutender Physiker und Chemiker; als wichtigstes Ergebnis jenes Aufenthaltes bezeichnet er aber selbst, daß er ihm die dauernde Freundschaft zu Ed. Hagenbach und zu Fr. Horner gebracht hat.

Zu Beginn des Winters 1856—57 habilitierte sich H. an der Basler Universität für Anatomie und Physiologie und begann auch, Vorlesungen zu halten, doch befriedigte ihn seine Tätigkeit so wenig, daß er Ostern 1857

wieder auf die Wanderschaft zog. Er wandte sich nochmals auf ein halbes Jahr nach Berlin mit dem Wunsche, an der Graefeschen Klinik eine histologische Assistentenstelle zu erhalten. Diese Hoffnung allerdings ging nicht in Erfüllung, dafür aber entschädigten ihn reichlich die freundschaftlichen Beziehungen, in die er zu Theodor Billroth, damals erstem Assistenten an der Langenbeckschen Klinik, treten konnte. Zunächst durch gleiche wissenschaftliche Interessen zusammengeführt, trafen sich die beiden eine Zeitlang täglich zu gemeinsamer Arbeit und schlossen gute Kameradschaft, die sich während Billroths Züricher Zeit zu inniger Freundschaft ausgestaltete. Zahlreiche Briefe, in denen die Freunde alles, was sie bewegte, miteinander erörterten, geben Zeugnis von dem idealen Verhältnis zwischen beiden, das erst durch den Tod gelöst wurde.

Als im Herbst 1857 in Basel die Professur für Anatomie und Physiologie durch Georg Meißners Berufung nach Freiburg i. Br. frei wurde, hatte H. das Glück, zu dessen Nachfolger ernannt zu werden. Damit war der damals erst 26jährige vor eine schwere Aufgabe gestellt, da er weder als Anatom, noch als Physiolog geschult war. Die Folge bewies, daß er die Fähigkeit und den zähen Willen hatte, sich in seine Stellung einzuarbeiten, und daß seine Kräfte mit der Größe der Aufgabe wuchsen. Trotz angestrengter Lehrtätigkeit in zwei Fächern fand er noch die Muße zu reicher wissenschaftlicher Arbeit und zu lebhafter Beteiligung am öffentlichen Leben seiner Vaterstadt. 15 Jahre lang wirkte er so mit zunehmendem Erfolg, bis er 1872 namentlich auf Betreiben von C. Ludwig nach dem Rücktritte von E. H. Weber nach Leipzig als ordentlicher Professor der Anatomie und Direktor der anatomischen Anstalt berufen wurde. Mag ihm auch der Entschluß nicht leicht geworden sein, altgewohnte Verhältnisse mit neuen, fremden zu vertauschen und aus seiner Vaterstadt und der Nähe seiner geliebten Schweizer Berge nach dem Norden in das flache Land zu ziehen, so traten doch diese kleinlichen Bedenken zurück, und es überwog die Freude, an die Stelle eines weitberühmten Gelehrten berufen zu sein und an einer reichdotierten vielbesuchten Universität eine weit einflußreichere Tätigkeit ausüben zu können. Anfangs wirkte er in Leipzig noch in dem alten, später (von 1875 an) in dem neuen, nach seinen Angaben erbauten Institute, dessen Grundriß und Einrichtungen seinerzeit allseitig als mustergültig anerkannt wurden und bei vielen Neubauten als Vorbild gedient haben. Gleichzeitig mit seiner Ernennung erfolgte auch die von Wilhelm Braune zum ordentlichen Professor der topographischen Anatomie, für welche eine besondere Abteilung des Institutes geschaffen wurde. Beide Männer, im Alter nur wenige Tage auseinander, waren in wissenschaftlicher Ausbildung und Neigung grundverschieden, lernten sich aber, durch ihre Stellungen auf ein Zusammenwirken angewiesen, sehr bald gegenseitig hochschätzen und arbeiteten sich so ineinander ein, daß der Tod Braunes im April 1892 den Überlebenden traf, »als habe er eine schwere Verstümmelung erlitten«, und eine schmerzliche Lücke in seinen engeren Freundeskreis riß. Zwanzig Jahre lang haben beide gemeinsam in Leipzig die Lehrtätigkeit ausgeübt und mit C. Ludwig, Cohnheim, Thiersch, Wagner usw. zu den Zierden der Fakultät gehört. Nach Braunes Tode wurde dessen Stelle eingezogen, und H. führte den Unterricht mit Hilfe jüngerer Kräfte weiter.

In umfassender Lehrtätigkeit, jede freie Minute des Semesters und den größten Teil der Ferien für wissenschaftliche Untersuchungen ausnützend, war H. 32 Jahre lang an der Leipziger Universität tätig, von großem Einfluß auf die Studierenden, hochgeschätzt von seinen Schülern und Kollegen. Groß war auch allezeit sein Interesse für die Angelegenheiten der Universität, an deren Spitze er 1882 als *Rector magnificus* berufen wurde. Die Huldigungen, welche ihm beim 25jährigen Jubiläum seiner Leipziger Professur und bei seinem 70jährigen Geburtstag von nah und fern dargebracht wurden, waren Zeichen der hohen Achtung und der großen Beliebtheit, deren er sich allerseits erfreute. Hatte er an seinem 70jährigen Geburtstage neben geistiger Frische noch das Bild voller körperlicher Gesundheit geboten, so machten sich ungefähr ein Jahr später die ersten Zeichen eines Magenleidens bemerkbar. Mit gewaltiger Zähigkeit stemmte sich sein Körper gegen die Krankheit, aber unaufhaltsam schritt sie weiter. Die Schwäche nahm zu, und die Schmerzen häuften sich; immer klarer ward er sich über seinen Zustand, und so war der Tod schließlich eine willkommene Erlösung für ihn, der geistig ungebrochen erst wenige Wochen vorher seine letzten wissenschaftlichen Arbeiten zum Abschluß gebracht hatte. Er war, wie die Sektion ergab, einem Magensarkom erlegen.

H. liebte als geborener Schweizer seine Heimat über alles, und jedes Jahr zog es ihn zu ihren Bergen und Seen. Wenn irgend möglich, beteiligte er sich auch an den wissenschaftlichen Versammlungen seiner Landsleute; kein Wunder, daß er auch da zu den alten Beziehungen stets neue knüpfte, so daß ihn die alte Heimat über der neuen nicht verlor. Der Kreis seiner Bekannten war ungemein groß; es gibt wohl kaum ein Land, in dem er nicht Freunde oder frühere Zuhörer besaß. Mit vielen Geistesgenossen stand er in regem schriftlichen Verkehr. Auf den Kongressen der in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften, die er häufig besuchte, war er ein gern gesehener Gast.

H. war eine groß angelegte Gelehrtennatur durch und durch. Er konzentrierte zwar sein großes Wissen und Können auf das Spezialfach seiner Wahl; sein Interesse ging jedoch weit über dieses hinaus, ließ ihn immer Anschluß an die Gesamtbiologie suchen und erstreckte sich auch auf Fragen allgemeinerer Art. Er hatte einen offenen Blick für die Schäden und Mängel seiner Zeit und wurde nicht müde, für deren Beseitigung oder Besserung einzutreten. So hat er unter anderem mehrfach das Wort ergriffen zur Frage des akademischen Unterrichts und ist wiederholt eingetreten für die Schaffung »wissenschaftlicher Zentralanstalten« für die biologischen Wissenschaften, die er sich nach dem Vorbild der zoologischen Station in Neapel dachte, und die ausschließlich der wissenschaftlichen Forschung dienen sollten. H. war auch einer der Hauptreformatoren der »Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte« und bei der Gründung des »Deutschen Kartells« und der »Internationalen Assoziation der Akademien« an erster Stelle beteiligt.

Die wissenschaftliche Tätigkeit von H. hat sich über sehr verschiedene Teile seines Faches erstreckt, ohne daß sich jedoch eine Periodizität in der Reihenfolge der Arbeiten erkennen ließe. Es empfiehlt sich, die große Zahl (179) seiner Veröffentlichungen nach den Hauptgebieten, welche sie behandeln, zusammenzufassen und die wichtigsten von ihnen gruppenweise zu



besprechen. Ich beginne mit den Arbeiten über mikroskopische Anatomie (einschließlich allgemeiner Anatomie), lasse dann die Aufsätze zur makroskopischen Anatomie und Anthropologie, dann die zur allgemeinen und speziellen Entwicklungsgeschichte (einschließlich allgemeiner Biologie) folgen und fasse die übrigen in einem Schlußkapitel zusammen.

Zu den Arbeiten über spezielle mikroskopische Anatomie, die fast alle in die Basler Zeit fallen, gehört die bereits erwähnte Dissertation über die Hornhaut. Von dieser wurde er auf die Bearbeitung der lymphoiden Organe (Lymphdrüsen, Thymus, Lymphknötchen des Darmes) und der Lymphwege geführt, der er sich (anfangs gemeinsam mit Billroth) mehrere Jahre lang widmete. Durch systematisch ausgeführte Untersuchungen und durch ein neues originelles Verfahren in der Behandlung der dünnen Schnitte gelang es ihm, weiter zu kommen, als seine Vorgänger und den wesentlichen Aufbau dieser Organe klarzustellen. An diese Arbeiten schlossen sich »Beobachtungen über den Bau des Säugetiereierstockes« an, die für den wissenschaftlichen Werdegang von H. deshalb von Bedeutung sind, weil sie ihn, wie er selbst sagt, zum erstenmal vollständig in das Gebiet der Entwicklungsgeschichte hineinführten, dem er dann für lange Jahre fast ausschließlich treu blieb.

Erst in seinen späten Lebensjahren wandte er sich wieder histologischen Fragen zu und zwar solchen der allgemeinen Anatomie. Im Anschluß an entwicklungsgeschichtliche Fragen nahm er das Studium über die feineren Strukturen der Zelle und über gewisse Vorgänge bei der Zellteilung auf, eines der schwierigsten Gebiete der Biologie überhaupt. Mit jugendlicher Frische arbeitete er sich in die ihm anfänglich fremde Materie ein, und es gelang ihm, eine große Reihe interessanter und wertvoller Beobachtungen zu machen. Seine Untersuchungen sind namentlich auch dadurch vielen ähnlichen anderen weit überlegen, daß er sie in ausgedehntem Maße am lebenden Material (sich entwickelnden Fischkeimen) anstellte. So selbstverständlich es scheint, daß für das Studium des feineren Aufbaues der Zelle zunächst von lebendem Gewebe ausgegangen werden muß, so ist in den letzten 20 Jahren doch von den meisten Autoren ausschließlich oder vorzugsweise abgetötetes Material verwendet worden, bei dem man nicht ohne weiteres sagen kann, ob die sichtbaren Strukturen bereits im Leben vorhanden waren oder erst durch das Abtöten entstanden sind.

Auf dem Gebiete der makroskopischen Anatomie heute noch Originelles und Bedeutendes zu leisten, scheint dem Uneingeweihten unmöglich zu sein, und doch hat dies H. fertiggebracht!

In der zweiten Hälfte der 70er Jahre begann er Präparate über die Form und die Lagebeziehungen der Organe des menschlichen Körpers in neuer eigenartiger und einwandfreier Form herzustellen. Durch Injektion mit Chromsäurelösung und nachträgliche Behandlung mit Alkohol wurden die Körper und die einzelnen Organe so gut gehärtet, daß sie schichtenweise präpariert und abgegipst werden konnten, ohne ihre ursprüngliche Lage zu verlieren. Anfangs mehr für Unterrichtszwecke hergestellt, brachten die Präparate eine große Menge neuer und überraschender Anschauungen und sind seitdem in großer Zahl angefertigt und vervielfältigt worden. Kann sich auch in neuerer Zeit durch eine vereinfachte Technik jedes Institut solche Präparate mit

Leichtigkeit herstellen, so haben doch die Hisschen Modelle wegen ihrer Exaktheit, genauen Durcharbeitung und leichten Handhabung den Weg über die ganze Erde gefunden und den Namen von H. überall verbreitet. Die ganze jüngere Generation von Medizinern hat sich an diesen Modellen leichter klare Vorstellungen von der Form und von dem verwickelten räumlichen Ineinandergreifen der Organe verschaffen können, als es vordem der Fall war. Wir können uns heute keinen guten Unterricht ohne diese Gipsabgüsse denken.

Mit anthropologischen Problemen beschäftigte sich H. zweimal. In seiner Basler Zeit gab er mit Rütimeyer zusammen unter dem Titel »*Crania helvetica*« ein großes Tafelwerk über die Schweizerschädel heraus, in dem er zur Aufstellung von vier verschiedenen Typen für die Schweizer Bevölkerung gelangt. Das Buch gehört zweifellos zu den besten seiner Art! 30 Jahre später wurde H. in Leipzig vor eine andere eigenartige Aufgabe anthropologischer Natur gestellt, an deren Lösung er in höchst origineller Weise heranging. Es handelte sich dabei um die Frage, ob Skeletteile, welche an dem nur traditionell bekannten Begräbnisplatz Joh. Seb. Bachs gefunden worden waren, diesem zugehören konnten oder nicht. Die Anhaltspunkte waren sehr gering: das Alter konnte stimmen, und der Schädel besaß eine auffällig »fliehende Stirn«. Weiteres war unmittelbar nicht festzustellen. H. versuchte deshalb das interessante Problem auf einem Umweg zu lösen. Er veranlaßte den Leipziger Bildhauer Prof. K. Seffner, über den mutmaßlichen Schädel eine Büste zu formen, dabei aber die durch Messungen gefundenen Mittelzahlen der Dicke der Weichteile auf den Schädel aufzutragen und für die Herstellung zugrunde zu legen. Die so entstandene, lebenswahre Büste vereinigte die wesentlichen Eigenschaften der bekannten Bilder von Joh. Seb. Bach, und die zur Prüfung der Frage niedergesetzte Kommission konnte »mit gutem Gewissen ihr Urteil dahin abgeben, daß die aufgefundenen Gebeine höchstwahrscheinlich die von Joh. Seb. Bach seien«. Die Methode hat namentlich bei Anthropologen großen Anklang gefunden und ist u. a. von J. Kollmann benutzt worden, um über dem aus einem Pfahlbau der Steinzeit stammenden Schädel einer Frau deren Büste zu rekonstruieren.

Hat H. ohne Frage auch auf den bereits erwähnten Gebieten Großes geleistet, seine größte Bedeutung liegt sicher in seinen Arbeiten über allgemeine und spezielle Entwicklungsgeschichte. Ihr Anfang fällt in das Jahr 1865, wo er bei seiner Untersuchung über den Säugetiereierstock Gegensätze im Verhalten verschiedener Gewebsteile bemerkte, die ihn an das bei Remak Gehörte erinnerten. Dies war für ihn die Veranlassung, dessen Lehre durch eigene Untersuchungen jüngster Stadien von Hühnerembryonen nachzuprüfen. Die ersten Resultate dieser Untersuchungen sind niedergelegt in einem akademischen Programm »Über die Häute und Höhlen des Körpers«, in dem die Bedeutung der Remakschen Keimblattlehre für das Verständnis der einzelnen Gewerbsarten erörtert wird. Ausgehend von der Bichatschen Aufstellung der drei Hauptsysteme von »Häuten« des Körpers suchte er die Beziehungen auf, die sich ergeben zwischen deren anatomischem Verhalten und ihrer Entwicklung, d. h. ihrer Abstammung von einem der drei Keimblätter. Der Versuch, neue große Gesichtspunkte in die histologische Betrachtungsweise einzuführen, gelang vollständig. Er suchte die der Remakschen

Lehre anhaftenden Widersprüche zu lösen und gab für das Verhalten der verschiedenen Gewebe zueinander Erklärungen, die sich in der Folge als äußerst fruchtbar erwiesen. Der durch seinen Gesichtspunkt interessante und an neuen Gedanken reiche, großzügige Aufsatz, der nach dem eigenen Geständnis des Verfassers »nur ein flüchtig hingeworfenes Gelegenheitsprodukt« war, wirkt auch heute noch in hohem Grade anregend. Es war ein Programm auch für die Wissenschaft! Manches ist daran jetzt veraltet, manches ist als sicherer Besitzstand aufgenommen, manches ist zur Klärung noch der Zukunft überlassen!

Bei der Fortsetzung seiner entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen erkannte H. sehr bald, daß sich neue große Fortschritte nur durch Verbesserung der alten Methoden erzielen ließen. So suchte er zunächst die Technik zur Herstellung feiner Schnitte zu vervollkommnen und gelangte 1866 zur Konstruktion eines eigenartigen Mikrotoms, das zwar nicht das erste seiner Art war, das ihm aber erst die Möglichkeit gab, lückenlose Reihen gleichdicker Schnitte herzustellen; nur an solchen konnte er bestimmte Gebilde mit Sicherheit in ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen. Die erste Frucht dieser Untersuchungen war seine große Monographie »Über die Entwicklung des Hühnchens im Ei« (1868), die eine Fülle von wertvollen Einzelbeobachtungen enthielt, besonders aber bekannt ist durch den Nachweis, daß die Blutgefäße des Wirbeltierembryo nicht innerhalb seiner Körperanlage entstehen, sondern am äußeren Umfange derselben und erst später in die Körperanlage hinein wachsen. Diese an und für sich richtige Beobachtung führte H. zur Aufstellung seiner in den folgenden Jahren mit großer Heftigkeit diskutierten Parablasttheorie, nach der die Blutgefäße und die Gewebe der Bindesubstanz von dem Parablast (Nebenkeim) abstammen, der sich in der Umgebung des Archiblastes (Hauptkeimes), getrennt von diesem, aus dem weißen Dotter bilde. Dieser Gegensatz in der Herkunft sollte sich das ganze Leben hindurch in dem Verhalten der Gewebe bemerkbar machen. So einfach diese Lehre das gestellte Problem zu lösen schien, so wenig stimmten doch später bekannt werdende Tatsachen mit ihr überein; sie wurde allmählich unhaltbar. H. hat seine Theorie in verschiedenen Schriften zu stützen versucht, sie aber im Jahre 1900 nach erneuten Untersuchungen selbst fallen lassen.

Schon in seinen ersten Arbeiten über das Hühnchen wurde H. durch das Kausalitätsbedürfnis auf eine mechanische Betrachtungsweise für die Erklärung entwicklungsgeschichlicher Vorgänge hingeleitet. Er fand sehr bald, daß gewisse Formveränderungen der Embryoanlage während der Entwicklung auffallende Ähnlichkeiten besitzen mit denjenigen Umbildungen, welche biegsame Platten und Röhren durch Horizontalschub erleiden und sah die Ursache der wirkenden Kräfte im ungleichen Wachstum der verschiedenen Abschnitte und Schichten der Anlage. Diese durchaus originelle Auffassung, die sich wie ein roter Faden durch seine sämtlichen entwicklungsgeschichtlichen Schriften hindurchzieht, wurde im Anfang außerordentlich bekämpft, hat sich aber in ihren Grundzügen allmählich immer mehr Anhänger erworben. Sie hat H. unzweifelhaft zu einem der bedeutendsten Vertreter derjenigen Richtung in der Entwicklungsgeschichte gemacht, für welche später die Bezeichnung »Entwicklungsmechanik« geschaffen worden ist.

Auch ein zweiter, charakteristischer Zug tritt uns schon in den frühesten Arbeiten entgegen, das Bestreben, sich möglichst klare räumliche Vorstellungen von den behandelten Objekten zu verschaffen. Dies führte ihn sehr bald dazu, als Erster plastische Rekonstruktionen ganzer Keimscheiben und Embryonen oder einzelner Teile derselben im vergrößerten Maßstabe zu versuchen. War er auch anfangs nur auf die freie Modellierung angewiesen, deren Genauigkeit von fortwährenden kontrollierenden Messungen des Objektes und seiner Durchschnitte unter dem Mikroskop abhing, so ergab sie doch sofort überraschende Aufschlüsse und ist für die Folge von weittragender Bedeutung für die verschiedensten Gebiete geworden. Born hat schließlich der Methode eine einfachere und sichere Form gegeben, und in dieser Form ist sie heute unentbehrlich geworden. H. ließ für genaue zeichnerische Wiedergabe der Schnitte den Embryograph konstruieren und wandte als einer der Ersten auch die Photographie in ausgedehntem Maße für diese Zwecke an.

Vom Jahre 1866 an hat H. auf dem Gebiete der tierischen Entwicklungsgeschichte eine große Reihe von Untersuchungen ausgeführt und hat außer dem Hühnchen namentlich Knochenfische und Haifische herangezogen, um besonders die Verhältnisse der unbebrüteten Keime und die Vorgänge während der frühesten Entwicklungstufen klarzulegen. Seine Beobachtungen an den Keimscheiben des Lachses führten ihn dabei zur Aufstellung seiner Konkreszenzlehre, nach der der Rumpf des Embryos durch eine allmählich von vorn nach hinten fortschreitende axiale Verwachsung zweier symmetrischer Hälften des Randwulstes entsteht. Diese hochwichtige Theorie ist ähnlich wie die Parablastlehre heiß umstritten worden; sie scheint auch das Schicksal der letzteren teilen zu sollen.

Auf Grund eines reichhaltigen und sorgfältig gesichteten Materiales, welches er nach und nach gesammelt hatte, begann H. 1880 die Herausgabe seiner: Anatomie menschlicher Embryonen, deren 2. und 3. Lieferung 1882 und 1885 folgten. Mit diesem groß angelegten Werk, in welchem zum ersten Male die embryonale Entwicklung der Körperformen und der Organe des Menschen in zusammenhängender Weise an der Hand vorzüglicher Abbildungen und Modelle dargestellt wurden, schuf er eigentlich erst die menschliche Entwicklungsgeschichte, von der bis dahin nur einzelne Kapitel in wenig ausführlicher Form bearbeitet waren. Das Buch ist ein Meisterwerk, sein Wert unvergänglich!

Ein besonderes Interesse wandte H. auch stets der Entwicklung der einzelnen Organe zu und behandelte sie außer in dem eben genannten Werke noch in einer Reihe gesonderter Abhandlungen. In allen diesen Arbeiten versuchte er unter anderem auch die postembryonalen Formen auf die embryonalen zurückzuführen und das Verständnis jener dadurch zu fördern. Als die wichtigsten sind unter diesen Veröffentlichungen wohl diejenigen über die Entwicklung des Hirns und Nervensystems zu bezeichnen, führten sie ihn doch im Jahre 1886 dazu, seine schon mehrfach geäußerte Ansicht über die Histogenese des Nervensystems ausführlich zu begründen. Sämtliche Nervenzellen und Nervenfasern stammen von dem äußeren Keimblatt, dem Ektoderm. Jede Nervenfaser geht aus einer einzigen Zelle als Ausläufer hervor und wächst von dieser auf kürzere oder längere Strecken aus. »Diese Zelle ist ihr genetisches, ihr nutritives und ihr funktionelles Zentrum, alle

anderen Verbindungen der Faser sind entweder nur mittelbare oder sie sind sekundär entstanden.« Diese Lehre, die H. noch in mehreren späteren Arbeiten weiter ausführte, hat für die Folge große Bedeutung dadurch erlangt, daß sie die durch Ramon y Cajal u. a. auf Grund andersartiger Untersuchungen über die Verknüpfung der einzelnen Nervenelemente gewonnenen Anschauungen wesentlich stützte. Sie ist als sogenannte Neuronenlehre bekannt. Auch diese Lehre ist heftig angegriffen worden, und der Kampf um sie tobt heute heftiger denn je. Die Zukunft wird entscheiden, ob sie zu Recht bestehen bleibt oder ganz oder teilweise fallen muß. Mag in solchen wissenschaftlichen Fehden auch ein Forscher eine Lieblingsidee auf dem Kampfplatz hinsinken sehen, die Wahrheit jedenfalls gewinnt dabei! Jeder solcher Streit führt zu einer vertieften Bearbeitung eines Gebietes von verschiedenen Seiten, wie sie sonst wohl nur ausnahmsweise durchgeführt wird. Auch kann es nie einem Naturforscher als Makel angehangen werden, wenn nach ihm andere mit besseren Methoden mehr sehen, als er sehen konnte, und wenn sie dadurch seinen Deutungen den Boden entziehen.

Zu den großen Fragen über die mutmaßliche Entstehung des körperlichen und geistigen Lebens hat H. nur ausnahmsweise das Wort ergriffen, im Zusammenhang eigentlich nur in seinen Briefen über »Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung«, in denen er sich über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus an ein breiteres Publikum wandte. So große Hochachtung er auch dem »mächtigen Geist von Charles Darwin« zollte, und so sehr er auch das allgemeine Prinzip von dem genetischen Zusammenhang aller Lebewesen anerkennen mußte, so trug er doch Bedenken, dieser Lehre in alle Einzelheiten zu folgen. Vor allem bezweifelte er, daß die morphologische Verwandtschaft unter allen Umständen die genetische beweisen müsse. Man wird sich daher nicht wundern, daß sich H. dem Ausbau der Darwinschen Lehre durch Haeckel, der in seinem sogenannten »biogenetischen Grundgesetz« den Satz von der kurzen Wiederholung der Stammesentwicklung in der des Individuums aufgestellt hatte, nicht ohne weiteres anschließen konnte. Seine scharfe Kritik der ungerechtfertigten Übertreibungen dieser Hypothese und der von Haeckel zur Beweisführung gegebenen Abbildungen führte zu einer heftigen Polemik, die heute glücklicherweise fast vergessen ist.

H. besaß auch ein großes Interesse für die Geschichte seines Faches, von dem der Student durch die ausführlichen historischen Einleitungen zu den Vorlesungen Kenntnis erhielt. Außerdem verdanken wir ihm eine Reihe anregender Aufsätze über die Geschichte von wissenschaftlichen Problemen und vom Unterrichtswesen. Auch die Gedächtnisreden und Nekrologe auf mehrere verstorbene Kollegen gehören hierher; sie geben uns ein getreues Bild von dem herzlichen Verhältnis, welches ihn mit diesen verband, und sind alle gekennzeichnet durch das Bestreben, von den Verstorbenen ein objektives Bild zu geben und der eigenartigen Begabung eines jeden gerecht zu werden.

Von großer Bedeutung für die anatomische Literatur und für den anatomischen Unterricht war die Anregung von H., eine einheitliche anatomische Nomenklatur zu schaffen, die an die Stelle der bisherigen, bei verschiedenen Autoren und Völkern stark differierenden treten sollte. Er hat dieser

Arbeit, die mit ihren vielen Korrekturen und Korrespondenzen oft herzlich langweilig war, mehrere Jahre lang sehr viel Zeit gewidmet und hat sie 1895 mit Erläuterungen versehen herausgegeben. Ist diese Nomenklatur, bei der es sich meistens darum handelte, aus mehreren Ausdrücken einen auszuwählen, wie jedes an Kompromissen reiche Werk auch nicht fehlerlos, so hat sie sich doch im wesentlichen bewährt. Sie hat bereits ihren Weg ins Ausland gefunden und hat auch in der Zoologie und Botanik ähnliche Bestrebungen hervorgerufen. Für den Studierenden bedeutet sie eine wesentliche Vereinfachung und wird dies noch mehr tun, wenn auch alle Lehrer klinischer Fächer sie sich zu eigen gemacht haben werden. H. brachte das große Opfer, im Interesse der Einführung der Nomenklatur im Alter von 60 Jahren noch einmal »umzulernen«!

H. war ein großer Freund wissenschaftlicher Gesellschaften und versäumte nicht gern eine Versammlung derselben; mit besonderer Liebe gehörte er der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften an und war mehrere Jahre bis zu seinem Tode der Sekretär ihrer mathematisch-physikalischen Klasse. In ihren Schriften hat er auch eine Reihe seiner Arbeiten veröffentlicht; andere erschienen in dem von ihm fast 30 Jahre lang, anfangs mit W. Braune gemeinsam, dann allein geleiteten anatomischen Teile des Archivs für Anatomie und Physiologie.

Die Lehrtätigkeit von H. war namentlich an der Leipziger Universität, deren Größe entsprechend, eine sehr ausgedehnte. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch große Klarheit und das Streben nach Objektivität aus. Dadurch, daß er es peinlich vermied, in ihnen zu polemisieren und überhaupt die Zuhörer etwas von dem heftigen Streit ahnen zu lassen, der über einzelne Probleme noch tobte, und an dem der Vortragende selbst lebhaft beteiligt war, wirkten sie vielleicht manchmal etwas trocken, doch wurde der Student dafür reichlich entschädigt durch die klaren, mit großer Kunstfertigkeit vor seinen Augen entworfenen Zeichnungen, in denen sich H. immer mehr vervollkommnete, und die alle einen eigenartigen Charakter trugen. Dem praktischen Unterricht auf dem Präpariersaal widmete er sehr viel Zeit. Für einen künstlerisch veranlagten Menschen, wie es H. zweifellos gewesen, war ein peinlich und sauber ausgearbeitetes Präparat auch ein ästhetisch befriedigender Anblick, ein anderes dagegen wirkte abstoßend; und so stellte er auch an die Technik seiner Schüler dieselben hohen Anforderungen, denen er selbst genügte. Schüler im engeren Sinne hat H. nur wenige gehabt. Seinem etwas zurückhaltenden Wesen nach war er nicht dafür geeignet, Schüler heranzuziehen und eine »Schule« zu gründen.

H. war eine einfache Natur bis an sein Lebensende; die vielen äußeren Erfolge und Ehren konnten nichts daran ändern. Er lebte allein seiner Wissenschaft als Forscher und als Lehrer. Gleich groß war sein Interesse für speziellere und allgemeine Fragen, und in allen suchte er sich mit scharfem Verstand zur Klarheit durchzuringen. Originelle Ideen in der Methodik und in der Betrachtungsweise, große Exaktheit und künstlerischer Sinn in der Ausführung, unermüdlicher Fleiß im Sammeln des Materials und in der Ausarbeitung waren ihm Helfer bei seinem Werk. Genaue Beobachtung charakterisiert seine wissenschaftliche Arbeit.

H. war eine große, starke Natur! Daß er aber noch mehr war, dafür

legen am besten Zeugnis ab seine »Lebenserinnerungen« (1831—1857, als Manuskript gedruckt), in denen er »der Familie und den Freunden« nicht nur interessante Bilder aus seiner frühen Jugend vorführt, sowie über seine wissenschaftlichen Lehrjahre und über sein Leben berichtet, sondern in denen er auch einen Einblick in seine Entwicklung als Mensch tun läßt und sein tiefes Gemüt offenbart.

Literatur: Rud. Burckhardt. Zum 70. Geburtstage von W. His. Korrespondenzblatt f. Schweizer Ärzte 1901 Nr. 13. — W. Spalteholz. Zum 70jährigen Geburtstag von W. His. Münchener medizinische Wochenschr. 1901 Nr. 28. — Lebenserinnerungen von Wilhelm His. Als Manuskript gedruckt. Leipzig, Dezember 1903. — Ferner Nekrologe von Dixon (*Journal of Anatomy and Physiology*, Vol. 38, 1904) — R. Fick (Anatom. Anzeiger, 25. Bd. 1904) — H. Held (Berliner klinische Wochenschr. 1904, Nr. 25) — Kollmann, (Verhandlungen d. naturforschenden Gesellsch. in Basel. Bd. 15. Heft 3) — Mall, (American Journal of Anatomy. Vol. IV. Nr. 2. 1905) — Marchand (Berichte d. math.-phys. Klasse d. Königl. Sächs. Ges. d. Wiss. v. 14. Nov. 1904) — Nicolas (*Bibliographie anatomique*. T. XIII. fasc. 3) — Rawitz (Naturwissenschaftl. Rundschau 1904, Nr. 24) — W. Spalteholz (Illustrierte Zeitung Nr. 3176, 12. Mai 1904 und Münchener medizin. Wochenschr. 1904, Nr. 22) — Stirling (*The Lancet*, May 21, 1904) — Waldeyer (Deutsche medizin. Wochenschr. 1904, Nr. 39—41).

Werner Spalteholz (Leipzig).

Lorenz, Ottokar, Historiker, * 17. September 1832 in Iglau, † 13. Mai 1904 in Jena. — Ein deutscher Gelehrter, den wir unbedenklich zu den geistvollsten Geschichtschreibern, zu den »historischen Denkern«, wie er selbst es nannte, zählen dürfen. Ottokar Lorenz war ein Österreicher. Er war in Iglau zur Welt gekommen, hat dann über ein Vierteljahrhundert in Wien als Lehrer und Forscher gewirkt, um erst in späteren Lebensjahren nach der thüringischen Musenstadt zu übersiedeln, wo er, nach weiteren zwei Dezennien fruchtbringender wissenschaftlicher Tätigkeit, einem ihn lange quälenden Leiden erlag.

L.s geistige Entwicklung war die eines durchaus selbständigen Kopfes. Er war, so wie Ranke und Mommsen, für die ihn immer hohe Verehrung erfüllte und mit denen ihn lange Zeit die freundlichsten Beziehungen verknüpften, kein Fachschüler gewesen, hatte sich nicht nach den Winken eines Meisters gebildet, sondern sich seinen Weg allein gesucht. Seinen Lehrern der Geschichte an der Wiener Universität, Aschbach und Jäger, brachte er zwar die verdiente Achtung entgegen, Dankbarkeit aber für tiefer gehende Anregung zollte er anderen Männern: namentlich dem Philologen Bonitz, der in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Wien lehrte, und dem Herbartianer Lott, dessen Tochter Marie L. später zur Frau nehmen sollte. Jenem las er seine ersten kleinen Werke vor und nahm von ihm manchen guten Wink entgegen, namentlich wenn ihn sein rasches Temperament in der Polemik nach allzu scharfen Waffen greifen ließ; dem zweiten widmete er sein Buch über die »Deutsche Geschichte im XIII. und XIV. Jahrhundert« als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für viel im Gespräch empfangene Unterweisung. Und doch hat er sich weder von dem einen für die Philologie noch von dem andern für die Weltweisheit als Berufsstudium gewinnen lassen, sondern sich, einer starken Neigung folgend, für die Geschichte entschieden, an der sich gerade damals auch bei den österreichischen Regierungsbehörden

ein lebhafterer Anteil kundgab. Um die Mitte der fünfziger Jahre wurde das »Institut für österreichische Geschichtsforschung« gegründet, und Lorenz war vom Herbst 1855 bis in den September 1856 unter dessen ersten Mitgliedern. Während dieses Jahres hatte es seine Bemühung erreicht, daß Theodor Sickel, der sich damals archivalischer Studien halber in Wien aufhielt, ein Privatissimum über Paläographie an der neuen Anstalt las und mit so schönem Erfolge, daß es der Unterrichtsverwaltung wünschenswert erschien, den jungen Gelehrten dauernd an Wien zu fesseln. Der Dienst, den L. der historischen Forschung in Österreich erwies, indem er durch seine Anregung die Gewinnung Sickels ermöglichte, soll ihm unvergessen bleiben.

Als er das Institut verließ — er hatte 1855 bereits eine Studie über das Konsulartribunat veröffentlicht —, war er entschlossen, sich historischen Stoffen aus der mittleren Zeit, die mit der österreichischen Geschichte zusammenhingen, zuzuwenden. Nach einer Studie über »Die siebente Kurstimme bei Rudolfs I. Königswahl« veröffentlichte er weitere über Ottokar II., über die Sempacher Schlachtlieder u. m. a., bis 1863 der erste Band der »Deutschen Geschichte« erschien, dem drei Jahre später ein zweiter folgte, der die Erzählung bis ins Jahr 1293 führte. Obgleich nur ein Rumpf, in manchen Einzelheiten schon damals bestritten, heute überholt, war das Werk dennoch für jene Zeit eine überaus wertvolle Leistung; durch seinen Reichtum an geistvollen Aus- und Überblicken gewährt es auch jetzt noch viel Genuß. Der Beginn des 5. Kapitels im zweiten Bande z. B. über die Verschiedenheit des deutschen Ostens und Westens wird stets zu dem Besten gehören, das je an knapper und doch dabei die größten historischen Verhältnisse im Grunde berührender Darstellung geleistet wurde. Was das Verdienst des Autors besonders hoch stellte, war, daß er damit ein Feld bebaute, das dazumal, wenn man von Kopps und Böhmers hilfreichen Leistungen absah, von der Geschichtschreibung noch wenig beachtet worden war und wo die wichtigsten Quellen noch unaufgeschlossen lagen. War doch auch das ganze große Gebiet des wirtschaftlichen Lebens vor L. fast noch gar nicht in Betracht gezogen worden. Der angesehene Platz, den wir ihn seitdem unter den Historikern der Nation einnehmen sehen, und die Achtung, die ihm gerade die Besten unter ihnen entgegenbrachten, waren daher wohl erworben. Was sich der Fortsetzung des Werkes hindernd in den Weg stellte, war einmal der — übrigens heute noch fühlbare — Mangel an guten Editionen der Quellen des XIV. Jahrhunderts und nicht minder der eines zureichenden Wegweisers zu ihnen, da Wattenbachs klassisches Buch über Deutschlands Geschichtsquellen nur bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts führte. Da faßte denn L. den Plan, zunächst diese Lücke auszufüllen, der Fortsetzer Wattenbachs zu werden. Obgleich er ehedem in einem Exkurs zu einem Aufsatz über »Leopold III. und die Schweizer Bünde« sich durchaus der Ansicht Kopps vom Vorzug der urkundlichen vor den chronistischen Denkmälern angeschlossen hatte, fand er später doch, durch Rankes Urteile belehrt, daß die Erzählung des einzelnen, der die empfangenen Eindrücke seiner Zeit mit Empfindung wiedergibt, nicht zu entraten und keineswegs zu tief zu stellen sei, und so entstanden die zwei Bände »Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts« in der von Wattenbach gefundenen Form und Ordnung. Allerdings hatte L. dabei, was Jenem vielfach erspart worden war, in den meisten Fällen

die ganze kritische Arbeit allein zu leisten. War es im Unmut darüber, wenn er in der Vorrede zur dritten Auflage einen mit Grund vorgebrachten Einwand gegen gewisse Ausartungen einer gedankenlosen Geschäftigkeit im Editionswesen sehr scharf, und dadurch, daß er ihn generalisierte, geradezu verletzend zum Ausdruck brachte, so daß ihm auch mancher Freund darin nicht beipflichten konnte?

Das Jahr 1885, in welchem die dritte Auflage erschien, war freilich eins voll Aufregungen für das an sich leicht erregbare Wesen des im Grunde gut und gütig gearteten Gelehrten: es brachte sein Scheiden von Wien mit sich. Hier, wo er sich 1856 habilitiert hatte, war er 1860 zum außerordentlichen und schon im Jahre darauf, nachdem er einen Ruf nach Freiburg ausgeschlagen, zum ordentlichen Professor ernannt worden. Nebenbei hatte er 1857, als Zögling des »Instituts«, am Haus-, Hof- und Staatsarchiv eine Stelle erhalten. Diese war ihm dann allerdings schon 1866, infolge eines Preßprozesses, wieder verloren gegangen. Denn L. hatte es über seinem gelehrten Wirken nicht versäumt, den Geschehnissen des Tages mit hohem Interesse zu folgen und namentlich in staatskirchenrechtlichen und in Unterrichtsfragen im Sinne einer fortgeschrittenen Überzeugung mit seinem Urteil hervorzutreten. (Derlei Arbeiten über »Kaiser Friedrich II. und sein Verhältnis zur römischen Kirche«, »Kirchenfreiheit und Bischofswahlen«, »Die Jesuiten und die Gründung der österreichischen Staatsschule«, »Über Papstwahl und Kaisertum« sind später mit anderen Abhandlungen in »Drei Büchern Geschichte und Politik«, 1876, gesammelt erschienen, »Papstwahl und Kaisertum« erweitert als Buch.) Diese seine Haltung war für ihn zur Zeit, da Schmerling die Regierung führte, ohne Nachteil gewesen; hatte dieser selbst ihn doch in seinem Kampfe mit Deák zu publizistischer Tätigkeit angeregt, unter deren Früchten eine Schrift »Gegen Deáks Adreßentwurf« (1861) noch heute lesenswert ist. Als dann aber die junge Verfassung sistiert wurde und eine rückläufige Bewegung eintrat, genügte L.s Hinweis auf Karl X. in einem Artikel der »Presse«, um ihn mit den Gerichten zu bedrohen, ihn jedenfalls aber seine Stelle am Archiv einbüßen zu lassen. Den Studenten freilich war er durch solch freisinniges Wesen, das sich auch in seinen Vorlesungen zum Ausdruck brachte, nur sympathischer geworden, was namentlich bei seiner Wahl zum Rektor, 1880, deutlich kund wurde. Aber schon wenige Jahre später sollte ein einziges Vorkommnis ihm diese Gunst entfremden. 1885 hatte sich der damalige Rektor, Maaßen, im niederösterreichischen Landtag in einer Frage des nationalen Konfliktes nicht so geäußert, wie es die deutschen Studierenden von ihrem akademischen Oberhaupte erwartet haben mochten, und Maaßen wurde von ihnen hart bedrängt. Als da nun L., gestützt auf seine persönliche Beliebtheit, für den Angegriffenen und seine Würde eine scharfe Lanze einlegte, wandte sich der Unmut der Kommilitonen in offenem Aufruhr gegen ihn. Ein Konflikt mit mehreren Kollegen und dem neuen Rektor trat dazu und verleidete ihm den weiteren Aufenthalt in Österreich. Der ihm persönlich befreundete Herzog Ernst von Coburg, mit dessen Denkwürdigkeiten er sich schon seit Jahren beschäftigte, war einer der Kuratoren der Jenenser Universität; er verschaffte ihm die Berufung an diese Hochschule, und noch im selben Jahre machte sich L. in Jena seßhaft. Er war damit — so tief hatte das letzte Erlebnis auf ihn eingewirkt — auch innerlich verändert; aus dem

freigesinnten Manne war ein Konservativer geworden, mit Anschauungen, die jeden überraschen mußten, der ihn ehedem gekannt hatte.

Hier in Jena war es nun nicht mehr die Geschichte der mittleren Jahrhunderte, die seine Arbeiten fesselte. Er hatte sich schon in Wien wiederholt mit Themen neuerer Zeit befaßt — namentlich eine Arbeit über »Joseph II. und die belgische Revolution« an der Hand Murrayscher Papiere, und eine andere über »Wallenstein« hatten Aufmerksamkeit erregt —, jetzt beschäftigte ihn vorzugsweise die Geschichte neuester Jahrzehnte, und ein Reihe von Aufsätzen über »Staatsmänner und Geschichtschreiber des XIX. Jahrhunderts«, unter denen sich insbesondere eine Studie über Metternich dauernde Geltung erworben hat, konnte bald in einem stattlichen Bande gesammelt erscheinen. Vorher schon, in den Jahren 1887 bis 1889, waren Herzog Ernsts Memoiren publiziert worden, deren Redaktion L. übernommen hatte. Daneben gewann bei diesem das Interesse an Fragen der Historik eine besondere Intensität. Er hatte schon lange zuvor, in Karl Tomascheks »Schillerbuch«, ein Kapitel über »Schiller als Historiker« verfaßt, dann war eine Arbeit über Schlosser entstanden, dann ein abwehrender Aufsatz gegen Du Bois-Reymonds Idee einer naturwissenschaftlichen Geschichtschreibung in der »Historischen Zeitschrift«, dann die Rektoratsrede über »Die Politik als historische Wissenschaft« — alles noch in Wien. Jetzt nahm er diese grundsätzlichen Fragen aufs neue vor, zunächst das Gebiet der Geschichte unter vorwiegender Betonung des staatlichen Momentes begrenzend, die zeitliche Einteilung des historischen Stoffes unter neuen Gesichtspunkten untersuchend. Nachdem er, mit Recht, die heute geltende Periodisierung nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit als unwissenschaftlich verworfen hatte, drängte sich ihm der Gedanke auf, ob nicht in anderen »natürlichen« Perioden die Ideen, in denen er mit Ranke das treibende Element der Menschengeschichte erkannte, in ihrer Wirksamkeit nachgewiesen werden könnten. Er kam, von dem Beispiel seines Freundes Wilhelm Scherer, der die deutsche Literaturgeschichte in Abschnitte von dreihundert Jahren eingeteilt hatte, und von einem gelegentlichen Worte Rankes angeregt, dazu, in der Generation und in deren Verdreifachung, d. i. im Jahrhundert, diese Maßstäbe zu finden, denn »die Ideen hängen qualitativ an den einzelnen Menschen und an ganzen Generationen«. Diese Studien, die 1886 unter dem Gesamttitel »Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben« erschienen, führten ihn dazu, der Genealogie ein besonderes Aufmerken zu widmen und sich eingehender mit dem Problem der Vererbung zu befassen, namentlich nachdem ich ihn gelegentlich eines Besuches in Jena auf Ribots »*L'hérédité*« aufmerksam gemacht hatte, worin er einige seiner eigenen Behauptungen wiederfand. Nun entstand das Buch »Leopold von Ranke, die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht« (1891), dann das »Genealogische Handbuch der europäischen Staatengeschichte«, das in der zweiten Auflage (1895) ein nützlicher Behelf geworden ist, endlich das »Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie« (1898). Diese Werke zur Historik haben manchen Widerspruch erfahren, wenn sie gleich viel Beachtenswertes enthielten; sie sind von der großen Kontroverse über die historische Geltung von Persönlichkeit und Masse wohl auch nur vorübergehend in den Hintergrund geschoben worden.

Inzwischen war das Interesse weiter Kreise durch einige hervorragende historiographische Leistungen auf die Vorgänge der sechziger Jahre des XIX. Jahrhunderts und die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges gelenkt worden. Hier konnte auch L. ein Wort mitreden, und er tat es. Seine Beziehungen zu Herzog Ernst und dessen Gemahlin, der Schwester des Großherzogs von Baden, hatten ihm mancherlei Quellen aus fürstlichen Hausarchiven zugänglich gemacht, die ihm jene Zeit in einem anderen Licht erscheinen ließen, als man sie anzusehen sich gewöhnt hatte. Er verwertete sie in einem Werke über »Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, 1866—1871« (1902). Es war das letzte umfängliche Buch, das er, bereits von körperlichen Leiden geplagt und auf die Mithilfe anderer angewiesen, verfaßt hat. Es lief in seinen Ergebnissen darauf hinaus, daß sein Verfasser den Anteil Bismarcks an der Reichsgründung zugunsten desjenigen der deutschen Fürsten einigermaßen einschränken zu sollen glaubte. Das war nun freilich der herkömmlichen Meinung stark entgegen. Aber gerade dazu, sich dem Herkommen kritisch zu widersetzen, hat L. stets eine große Neigung und einen nicht geringen Mut besessen. Hier traf er auf kräftigen Widerstand, den er noch durch eine letzte Schrift »Gegen Bismarcks Verkleinerer« (1903) zu bekämpfen strebte. Völlig unbefangene Kritik wird jenem Buche die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß es — namentlich in den Noten — ein reiches Material enthält und daß an ihm kein Darsteller dieser Dinge wird vorbeigehen dürfen. Im übrigen aber zeigt es, wie die Schrift über Joseph II. aus seiner frühesten Zeit und eine spätere über »Goethes politische Lehrjahre« (1893), einen überaus lebendigen, expansiven Geist, der sich hie und da von seinen Quellen über jene Grenze hinaus verlocken läßt, die ein bedächtigerer Forscher nicht überschreiten würde. Kann man diesen Vorwurf nicht unterdrücken, so wird man anderseits doch wieder zugeben müssen, daß gerade solche temperamentvolle Behandlung historischer Stoffe, verbunden mit einer ansprechenden, an klassischen Mustern gebildeten Darstellungsweise, anregend wirkte, viel geistiges Gut in dauernde Sicherheit brachte und, vielleicht gerade durch den Widerspruch, den sie entgegentrug oder hervorrief, der Wissenschaft manche Förderung zuteil werden ließ.

In Österreich, wo L. eine ganze »Generation« von Geschichtslehrern heranbilden half, besaß er viele warme Anhänger, die noch heute sein Andenken ehren. Wer ihm aber als Freund näher getreten war und einen tieferen Blick in diese volle Hingebung an die Sache des Lebensberufs, in diese edle, aus allen Wissensgebieten geschöpfte Bildung, in dieses, trotz der streitbaren Außenseite, innige Gemüt tun durfte, der wird sich der Erinnerung an ihn, wenn er ihn auch in dem einen und anderen etwas anders gewünscht hätte, wie eines reichen Besitzes freuen, den er um alles nicht missen möchte.

Durchgesehener S.-A. aus den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XXVI. Band.

August Fournier.

Waetzoldt, Christian Stephan, Geheimer Oberregierungsrat und vortragender Rat im preußischen Kultusministerium, * 3. Juni 1849 als Sohn des Pfarrers Gustav Adolf Waetzoldt zu Hennersdorf in Schlesien, † 1. Juni 1904 in Berlin. — W. genoß zuerst den Unterricht seines Vaters, trat 1865

in die Sekunda des Gymnasiums zu Bunzlau ein, besuchte dann das Gymnasium in Breslau und schließlich das Berliner Wilhelmsgymnasium, das er 1869 mit dem Zeugnis der Reife verließ, um germanische Philologie zu studieren. Der mehrfache Schulwechsel war durch die Laufbahn des Vaters bedingt, der das geistliche Amt mit dem Schuldienst vertauschte, Seminardirektor in Bunzlau, Regierungs- und Schulrat in Breslau und 1868 vortragender Rat im preußischen Kultusministerium wurde. Während seines ersten Semesters blieb W. in Berlin, dann ging er nach Marburg, doch nicht zu langem Verweilen. Der deutsch-französische Krieg brach aus —

„Die Männer fassen an die blanke Wehre:
Da sollten wir im Bücherstaub erschlaffen
Und, müßig selbst, der Starken Werk begaffen,
Im Arm die Kraft — und fern dem deutschen Heere?"

Als Freiwilliger bei den elften Jägern nahm er am Kampfe gegen Frankreich teil und kehrte erst nach Beendigung des Feldzuges zu seinen Studien und zwar nach Berlin zurück.

„Nun kommt, ihr alten Freunde,
Herr Wolfram, tritt herfür,
Du, tugendreicher Walther,
Beut deine Lieder mir!"

Neben der deutschen wandte sich W. in den folgenden drei Semestern besonders auch der romanischen Philologie und vor allem dem Studium des Französischen zu, für das er während seines Aufenthalts in Frankreich lebendigstes Interesse gewonnen hatte. Tobler und Herrig wurden seine Lehrer. In der festen Überzeugung jedoch, daß man das Beste und Letzte einer fremden Sprache nur in dem betreffenden Lande erwerben könne, zog er im September 1872 aufs neue nach Paris, wo er bis zum November 1873 als Hauslehrer und Journalist tätig war und französisches Leben und Wesen von Grund aus studierte und kennen lernte. In der Beherrschung der Sprache erreichte er die höchste für einen Nichtfranzosen überhaupt mögliche Vollkommenheit. Nach Deutschland zurückgekehrt promovierte er am 9. Januar 1875 in Halle zum *Dr. phil.* Seine Dissertation behandelte die »Pariser Tagezeiten«, ein mittelhochdeutsches Reimwerk von 4062 Versen, das er in der *Bibliothèque nationale* entdeckt und abgeschrieben hatte. Eine vollständige Ausgabe der Dichtung ließ er im Jahre 1880 erscheinen, in dem er auch die »Niederdeutschen Denkmäler« durch eine Ausgabe von »*Flos unde Blankflos*« bereicherte.

Bald nach seiner Promotion wurde W. Erzieher des Herzogs Georg Ludwig von Oldenburg, den er auf Schloß Schaumburg unterrichtete, auf größeren Reisen durch die Schweiz und Oberitalien und schließlich auch zur Leitung seiner Studien auf die Universität Bonn begleitete — glückliche Jahre, die dem jungen Gelehrten eine Fülle von Anregungen und in der rheinischen Musenstadt manche Stunde frischen, fröhlichen Erlebens brachten. Das Jahr 1878 führte W. nach Hamburg. Er wurde als Oberlehrer an der Klosterschule zu St. Johannis angestellt und hatte hauptsächlich an dem Lehrerinnenseminar dieser Anstalt zu unterrichten. Auch die Hamburger Zeit gestaltete sich für ihn zu einer an edelstem Gehalt überaus reichen und bedeutenden. Die besten Kreise erschlossen sich ihm. Er empfing viel, denn

er hatte viel zu geben. Und nicht anders war es in Berlin, wohin er 1886 als Direktor der Elisabethschule übersiedelte. Die Jahre seines Direktorats zählen zu den erfolgreichsten des berühmten Instituts. Das Schulamt allein aber genügte seiner Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit bei weitem nicht. Er war gleichzeitig, um nur einiges zu nennen, Mitglied verschiedener Prüfungskommissionen, Dozent an der Kriegsakademie und Mitherausgeber von »Herrigs Archiv«. Dazu kam noch eine außerordentliche Professur für französische Sprache und die Mitdirektion des romanischen Seminars an der Berliner Universität. Alle diese Aufgaben bewältigte W. mit unvergleichlicher Frische und Energie, dabei mit einer das Kleinste beachtenden Gewissenhaftigkeit und Treue, die sich nie genug tun konnte. Immer weiter dehnte sich der Kreis seines Wirkens, immer größer wurde die Zahl derer, die ihm unverlierbaren geistigen Besitz zu danken hatten. Eine bedeutungsvolle Unterbrechung erfuhr seine Berliner Tätigkeit im Jahre 1893. Er wurde zum Generalkommissar der deutschen Unterrichtsausstellung in Chicago ernannt, eine schwierige Mission, die er aber mit bewundernswertem Geschick in jeder Beziehung erfolgreich zu Ende führte. Neun Monate, vom März bis zum November, weilte er in Amerika, dessen Unterrichtsverhältnisse er gleichzeitig aufs eingehendste studierte. Zurückgekehrt aus »weiter Welt und breitem Leben« sollte er sich nicht mehr lange der Ruhe seines Berliner Heims erfreuen. Vom Kultusministerium für die Verwaltungslaufbahn in Aussicht genommen, wurde er 1894 als Regierungs- und Schulrat nach Magdeburg und 1897 als Provinzialschulrat in seine Heimatprovinz Schlesien nach Breslau berufen. Magdeburg und Breslau dienten natürlich nur als Vorbereitung auf das eigentliche Ziel, das W. im Jahre 1899 mit seiner Ernennung zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten erreichte. 1902 wurde er zum Geheimen Oberregierungsrat befördert. W. übernahm im Ministerium das Dezernat für das höhere Mädchenschulwesen, bald übertrug man ihm noch das Blinden- und Taubstummenwesen und außerdem im Jahre 1902 das Direktorat der Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin.

Die fünf Jahre seiner Verwaltungstätigkeit im Kultusministerium bedeuten einen der glänzendsten Abschnitte in der Geschichte des von ihm vertretenen Ressorts. »In der Geschichte der deutschen Bildung hat er sich eine dauernde Stellung erworben, indem er der wissenschaftlichen Frauenbildung ihren Platz im preußischen Unterrichtswesen eroberte«. Seine außerordentlichen Verdienste um das höhere Mädchenschulwesen sind von Wychgram ausführlich und sachkundig gewürdigt worden. »Eine organische Neugestaltung des ganzen höheren Mädchenschulwesens war W.s Ziel«, eine Riesenaufgabe, deren Schwierigkeiten niemand klarer erkannte, als er selbst. Dennoch nahm er mutig und fest das Werk in Angriff und gönnte sich nicht Ruhe noch Rast, das hohe Ziel, welches ihm vorschwebte, zu erreichen. Wo lange Verwirrung geherrscht hatte, schuf er Klarheit, mit kluger Mäßigung und feinem Takt bahnte er die Neuerungen an, die ihm unerläßlich erschienen, wo Hindernisse entgegenstanden, scheute er selbst schwere Kämpfe nicht, sie zu beseitigen. Wie einen neuen Lebensstrom spürte man sein Wirken, wie ein Befreier erschien er allen. Durch ihn erst wurde der tote Buchstabe der Verfügungen und Erlasse lebendig. In den Prüfungen, die er

leitete und die er durch seine Teilnahme mit einem Schlage auf eine höhere Stufe weit über das Gewöhnliche hinaushob, zeigte er dann praktisch, worauf es ihm ankam, nicht auf Gedächtnisparaden und geistlosen Wissenskram, sondern einzig darauf, die Lehrerinnen zu Persönlichkeiten heranzubilden und sie zu jenem Unterrichten zu befähigen, das lebendiges Ausströmen der Persönlichkeit und allein imstande ist, junge Menschenseelen auf den Pfad wahrer und echter Bildung zu leiten. Nur die Anfänge seines großen Reformwerkes durfte W. erleben. Aber schon in diesen Anfängen steckt soviel Gutes und Gesundes, daß sie eine glückliche Entwicklung des Ganzen verbürgen, wenn man nur die von ihm gewiesenen Wege nicht wieder verläßt, sondern auf dem Grunde weiterbaut, den er gelegt hat. Einen besseren kann es nicht geben.

Trotz der übergroßen Last von Amtspflichten, die auf seinen Schultern ruhte, fand W. dank seiner ungeheuren Leistungsfähigkeit doch immer noch Muße, sich auch schriftstellerisch zu betätigen. In zahlreichen kleineren Aufsätzen und Vorträgen behandelte er die verschiedensten Fragen des Unterrichtswesens, namentlich auch der Frauenbildung. Mit Vorliebe berichtete er auf Grund seiner reichen persönlichen Erfahrung über die Schulverhältnisse des Auslands und wies auf das Gute und Nachahmenswerte, das er dort gefunden, nachdrücklich hin. W.s geistvolle und anregende Arbeiten bilden einen wertvollen Schatz unserer pädagogischen Literatur. Es wäre dringend zu wünschen, daß sie, die an so vielen Stellen zerstreut und daher bis jetzt keineswegs allgemein zugänglich sind, sobald wie möglich gesammelt dargeboten würden. Ein solcher Band »kleine Schriften«, der sich natürlich nicht auf das Pädagogische allein beschränken dürfte, sondern das ganze Gebiet von W.s schriftstellerischem Wirken umspannen müßte, würde zugleich ein schönes Denkmal für den Heimgegangenen sein und einen Schlüssel zu seiner reichen und reinen Gedankenwelt bieten, in die Einkehr zu halten Lehrenden und Lernenden zu bleibendem Gewinn werden muß. Auf einzelnes einzugehen würde in diesem Rahmen zu weit führen. Ausdrücklich aber sei wenigstens auf den meisterlichen Vortrag W.s auf dem fünften Neuphilologentag »Die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer« (Berlin 1892) hingewiesen. Für die Festschrift, die bei Gelegenheit derselben Philologenzusammenkunft herausgegeben wurde, steuerte er eine überaus feinsinnige Abhandlung über Paul Verlaine bei, die als ganz besonderes Zeugnis dafür gelten kann, in wie hohem Maße W. die wunderbare Gabe besaß, durch tiefes Eindringen in das Empfindungsleben und die Psyche der Franzosen das volle Verständnis ihrer Dichter zu vermitteln. Sein Bestes aber, weil es ihm so ganz aus dem Herzen kam, hat er doch in seinen Beiträgen zur deutschen Literaturgeschichte gegeben. Seiner Seele Heimat war Goethe. Mit seinem ganzen Leben hat er es bewiesen. An Goetheschriften besitzen wir von W. außer einer vortrefflichen Ausgabe der »Iphigenie« (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lfg. 2, 1889), »Zwei Goethevorträge. Die Jugendsprache Goethes — Goethe und die Romantik« (Berlin 1888), die 1903 in zweiter, durch einen Vortrag über »Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen« vermehrter Auflage erschienen. Dies Goethebüchlein hebt sich aus der großen Masse der Goetheliteratur leuchtend heraus. Die künstlerisch vollendeten Vorträge werden

nicht veralten und den Zweck, den ihr Schöpfer im Auge hatte, »Verständnis und Liebe für Goethes Art und Kunst zu nähren«, immer wieder vollauf erfüllen, und zwar nicht nur »an ein und der andern Stelle«, sondern weit umher und überall, wo immer Goethe lebendig ist. Früher schon hatte W. auch Geibel einen gehaltvollen Essay gewidmet (Hamburg 1885). Damit schließt sich die kleine Reihe seiner Schriften zur deutschen Literatur. Doch dies Wenige ist viel und läßt ahnen, was er uns hätte geben können, wenn nicht andere Aufgaben alle seine Kräfte in Anspruch genommen hätten. Was seinen Werken einen so ganz besonderen Reiz verleiht, ist die Schönheit und künstlerische Behandlung der Sprache. Er war ein Meister und Bildner der deutschen Sprache, wie es nicht viele gibt. Die feinsten Schwingungen, der zarteste Stimmungsgehalt der Worte erschloß sich seinem tiefdringenden Sprachgefühl. »Das Geheimnis dieser Sprache ist ihre innere Wahrheit« — dies Wort, mit dem W. die Sprache Goethes kennzeichnet, darf man getrost auf seine eigene anwenden.

Und wie seine Sprache, so war sein ganzes Wesen von innerer Wahrheit durchdrungen. Jeder Schein, alle Unnatur war ihm von Grund aus verhaßt. Ihr besonderes Gepräge empfing seine Persönlichkeit von dem »tiefinnern Zug zum Künstlerischen und eng damit verbunden zum allgemein Menschlichen«, der ihm innewohnte. Er war es, »der ihn weit über alle Schranken des Beamtentums hinweghob und unter seiner Hand alles lebendig werden ließ, was sonst als starres Schema erscheint. Sein Streben war durchaus darauf gerichtet, in der Bildung unseres Volkes die Werte zur Geltung zu bringen, die ihm als die höchsten und fruchtbarsten galten.« Zu eigener dichterisch-künstlerischer Produktion fühlte er sich trotz eines starken Talentes doch nicht berufen. Auch die beiden poetischen Schöpfungen, die er in früheren Jahren veröffentlichte — »Heimat und Fremde. Ein Märchen und Lieder« (Oldenburg 1876) und »Ein Wintermärchen« (Hamburg 1880) — erheben nicht irgendwelchen Anspruch auf Künstlerschaft, so lieb sie uns sind um ihres persönlichen Wertes willen. Um so künstlerischer lebte W. durch die Tat, in heißem Bemühn, das Seinsollende, das so rein vor seinem Geiste stand, auch für andere zur lebendigen Macht zu erwecken, alles zeitliche Sein auf Ewigkeitswerte zu gründen. In seiner Seele glühte »die große Sehnsucht, die Sehnsucht nach dem Schönen, nach der Kunst als einem Lebensgut«. Diese Sehnsucht wieder zu entfachen, betrachtete er als eine der wichtigsten Aufgaben aller künstlerischen Erziehung. So mag es verständlich werden, daß er, der schönheitsfrohe Idealist, der Mann der Wissenschaft, der nach dem Urteil aller zum Universitätslehrer wie kaum ein anderer berufen war, schließlich die Bürde eines praktischen Amtes auf sich nahm, das zunächst so ganz abseits von seinen Neigungen zu liegen schien. Aber eben dieses Amt bot ihm wie kein zweites Gelegenheit, in führender Stellung seine Erziehungs- und Bildungspläne zu verwirklichen. Und so ließen sein Tatendrang, seine Menschenliebe und sein unerschütterlicher Glaube an das Gute ihn den Schritt tun, freilich nicht leichten Herzens und nicht ohne inneren Widerstreit. Das Wort, welches er der zweiten Auflage seiner Goethevorträge voranschickt: »Nur gelegentlich ist es mir noch verstattet, alte liebe Wege zu wandeln«, verrät dem Kundigen manches. Doch auch auf der neuen Bahn gelangte er allmählich zur Höhe des Lebens,

zu einem Gefühl tiefinnerster Befriedigung auf sicherstem Grunde. Nur aus solchem Gefühl, aus solcher Seelenstimmung heraus konnte er auf dem zweiten Kunsterziehungstage in Weimar im Oktober 1903 jene herrlichen, ergreifenden Worte sprechen, mit denen er seinen Vortrag »Der Deutsche und seine Muttersprache« schloß. Nichts offenbart den Kern seines Wesens so tief und rein wie diese Worte, und so mögen sie auch hier ihre Stelle finden:

»Die Muttersprache schlingt ihr Band um alle Kinder des Volkes in Höhen und Tiefen. Wünschen wollen wir, daß ihre Schönheit und die Schönheit ihrer Werke von allen wieder gesucht und empfunden werde. Dazu seien unserm Volke auch stille Stunden beschieden im Hasten und Treiben seiner Zeit. Wir wollen arbeiten, ihm eins der höchsten Lebensgüter zu gewinnen, eine der höchsten Lebensäußerungen ihm zu erschließen, die Kunst in seiner Sprache, die Neuschaffung der Welt durch seine Dichter. Die Kunst wollen wir ehren und lieben lehren!

Ich stand gestern in dämmernder Abendstunde des warmen, weichen Oktobertages vor Goethes Gartenhause, an dem Orte Weimars, der mir der liebste ist, und wo ich glaube, die Nähe des Großen am innigsten zu fühlen. In den tieferen Laubmassen des Parkes schon die Nacht. Die Umrisse der Bäume waren gegen den Abendhimmel noch klar abgezeichnet, und noch der hellere Glanz des Himmels im stillen Flusse. Jenseits die weiße Gartenpforte und sein Haus, das nicht übermütig aussieht mit dem Schindeldache; darüber, kaum über die Bäume des Parkes erhoben, der Abendstern. Es war eine einsame Stunde der tiefsten Erhebung, und mir war, als ob um dieses Haus, um diesen Ort und um diese Bäume ein großes Licht schwebte und weit hinausstrahlte von der Stätte, wo einmal so Wunderbares durch das Labyrinth seiner Brust gewandelt ist. Ich empfand, daß wir alle die Pflicht haben, dieses Licht zu hüten, diese Flamme zu nähren, diese Fackel weiterzugeben:

Damit das Gute wachse, wirke, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!«

Wie einzig hat W. solcher Pflicht nachgelebt, wie ist das Gute unter seinen Händen gewachsen! Mit schmerzlicher Wehmut packt uns das Bewußtsein, daß er nun nicht mehr unter uns weilt, daß er im Kampfe für das Gute seine Kräfte verzehrt hat, bis er zusammenbrach. Doch nicht der Klage geben wir Raum. Erhebend steht das hehre Bild seiner Persönlichkeit uns vor Augen, eine heilige Mahnung für alle, denen es Herzenssache ist, die deutsche Jugend in wahrhaft nationalem Sinne zu erziehen und dem deutschen Volke seine höchsten und edelsten Güter zu erhalten. »Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen«.

Vgl. W.s *»Vita«* am Schluß seiner oben erwähnten Dissertation. — Frauenbildung. Jg. 4. 1905. S. 193—208 (J. Wychgram, St. Waetzoldt, auch separat erschienen: Leipzig, Teubner, 1905); vgl. auch Jg. 3. 1904. Hft. 6 u. 9. — Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Jg. 58, Bd. 113, 1904, S. 1—12 (Nekrolog v. H. Löschhorn, Bildnis). — Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Jg. 18, 1904, S. 406—413 (Nekr. v. O. Lyon). — Goethe-Jahrbuch, Bd. 26, 1905, S. 305—308 (Nekr. v. R. Lehmann). — Zeitschrift für

französ. u. engl. Unterricht, Bd. 3, 1904, S. 496—497 (Nekr. v. M. Kaluza). — Die Frau, 1904, S. 588—589 (Nekr. v. Helene Lange). — Monatsschrift f. katholische Lehrerinnen, 1904, Hft. 8 (J. Mausbach, Geheimrat W. und die Oberlehrerinnenbildung). — Die deutsche Schule, Jg. 8, Heft 6, Juni 1904, S. 391/92. — Haus und Schule, Jg. 35, 1904, Nr. 26 v. 29. Juni (Geheimrat W.s Tod. Ansprache am 6. Juni 1904 in der Aula der Kgl. Augustaschule von Direktor Wychgram). — Pädagogische Zeitung, Jg. 33, 1904, Nr. 23 v. 9. Juni. — Monatlicher Anzeiger des Vereins Berliner Volksschullehrerinnen, Jg. 5, Nr. 6 v. 16. Juni 1904. — Monatsschrift für das Turnwesen, Jg. 23, 1904, Hft. 6, S. 188—189. — Deutsche Turn-Zeitung, 1904, Nr. 26 v. 23. Juni (Bildnis). — Körper und Geist, 1904, S. 113—116. — Comenius-Blätter für Volkserziehung, Jg. 12, Hft. 3 v. 15. Juni 1904, S. 95. — Daheim, Jg. 40, 1904, Nr. 38 (Bildnis). — Deutscher Reichsanzeiger u. Kgl. Preußischer Staatsanzeiger, 1904, Nr. 129 v. 3. Juni. — National-Zeitung, Morg.-Ausg. v. 8. Juni 1904. — Tägliche Rundschau, Morg.-Blatt v. 11. Juni 1904. — Nachrichten f. Stadt u. Land, Oldenburg, v. 3. Juni 1904. — Jahresbericht d. Kgl. Elisabeth-Schule zu Berlin, 1904/1905, XXVIII, S. 15. — O. W. Beyer, Deutsche Schulwelt des 19. Jahrh., Leipz. u. Wien 1903, S. 338 (Bildnis). — Kalender für Lehrer u. Lehrerinnen an deutschen höheren Mädchenschulen. Bearb. v. Schröter, Jg. 8, 1905/1906, Vorwort (Bildnis). — Postels Deutscher Lehrerkalender f. d. J. 1906, Jg. 33, Teil 1 (Bildnis), T. 2, S. 50—61 (Biogr. Skizze). — Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstages in Weimar, 1903, Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig, Voigtländer 1904, S. 24—32, 250—265. — Monatsschrift f. höhere Schulen, Jg. 3, 1904, S. 486. — Für persönliche Mitteilungen bin ich Frau Geheimrat Waetzoldt zu herzlichem Danke verpflichtet. Joh. Sass.

Reuter, Richard, politischer Schriftsteller, * 26. Februar 1840 in München, † 9. Dezember 1904 in Naumburg a. d. Saale. — Sein Vater war der Geh. Regierungsrat Ludwig Reuter, der als preußischer Zollvereinsbevollmächtigter in München lebte, seine Mutter eine Tochter des verdienten Magdeburgischen Oberbürgermeisters Franke. Nach Besuch einer Volksschule empfing der reichbegabte Knabe seine Bildung zunächst auf einem Gymnasium und einem Privatinstitut in München, bis der frühe Tod des Vaters 1853 die Mutter veranlaßte, mit ihren drei Kindern nach der norddeutschen Heimat zurückzukehren. Sie wählte zum Wohnsitz Naumburg a. d. Saale, wo Verwandte von ihr lebten, und ließ ihren ältesten Sohn Richard sogleich als Alumnus in die benachbarte Landesschule Pforte eintreten. Lebenslang blieb R. dieser Anstalt, die er 1859 mit dem Reifezeugnis verließ, in großer Anhänglichkeit und Liebe zugetan. In München, Heidelberg und Berlin widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und ward nach abgelegter erster Prüfung Gerichtsauskultator in Naumburg a. d. Saale. Dort lebte damals auch die befreundete Familie Nietzsche, und R. hat später einmal (1895 in der »Kritik«) in einem Aufsatz »Besuch bei dem jungen Nietzsche« über seine Beziehungen zu Friedrich Nietzsche berichtet. Nach der zweiten Prüfung trat R. zur Regierungslaufbahn über und arbeitete 1866 als Regierungsreferendar in Stralsund. Der Krieg mit Österreich rief ihn zu den Waffen; er nahm beim 42. Infanterieregiment am Feldzug teil und stand insbesondere bei Gitschin mit im Feuer. Als Regierungsassessor fand er nacheinander in Berlin, Posen und Merseburg Beschäftigung. Durch den deutsch-französischen Krieg ward er seinem Beruf abermals für längere Zeit entzogen, doch nahm er an dem eigentlichen Feldzuge keinen tätigen Anteil, sondern wurde zur Bewachung gefangener Franzosen nach Jüterbog, Torgau und Wittenberg kommandiert. Als der Friede geschlossen war, kehrte R. zur königlichen Regierung nach

Merseburg zurück und arbeitete dort in der Spezialkommission. Schon damals befand er sich in keinem rechten Einverständnis mit der preußischen Politik und begann, abweichenden Anschauungen in Broschüren und Zeitungsaufsätzen Ausdruck zu verleihen. Seine erste Veröffentlichung war »Der hohe Hof des Parlaments von Deutschland« (1873); ihr folgte die Broschüre »Nationalliberale Partei, nationalliberale Presse und höheres Gentlemantum. Von einem Nichtreichsfeinde« (1874), die in rascher Folge fünf Auflagen erlebte. Diese Broschüren erregten durch ihre Klarheit und Schärfe die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und bewogen den Verleger der »Kölnischen Zeitung« Dumont-Schauberg 1874 nach Merseburg zu reisen, um den jungen Politiker für seine Zeitung zu gewinnen. Die Verhandlungen führten zum Ziele: R. nahm den Abschied aus dem Staatsdienst und trat unter sehr vorteilhaften Bedingungen bei der Redaktion der »Kölnischen Zeitung« ein. Hier fühlte er sich sehr befriedigt und konnte seine Anschauungen in freierer Weise durch Leitartikel und sonstige Aufsätze zum Ausdruck bringen. Aber nach zwei Jahren nahm die »Kölnische Zeitung« eine regierungsfreundlichere Haltung an und verlangte auch von R. Einlenken in das neue Fahrwasser. Da R. an dieser Schwenkung nicht teilnehmen konnte, blieb ihm nur übrig, 1876 aus der Redaktion wieder auszuscheiden. Ein Rücktritt in die verlassene Staatslaufbahn war ausgeschlossen, denn R. hatte sich mehr und mehr in Gegensatz zu der Bismarckschen Politik gestellt. So bedeutete für ihn die Treue gegenüber der eigenen Überzeugung den Verzicht auf eine gesicherte Existenz und das Hinausgehen in eine ungewisse Zukunft. Daß er seiner Überzeugung dieses Opfer ohne Zögern brachte, muß auch den Gegner seiner Anschauungen mit Hochachtung vor seinem Charakter erfüllen.

In der Tat glückte es ihm nicht wieder, eine befriedigende dauernde Lebensstellung zu gewinnen, obschon der Ertrag seiner politischen Schriftstellerei immer für die Bedürfnisse des unverheirateten Mannes ausreichte. In den Jahren 1877 und 1878 arbeitete R. für die »Bürgerzeitung« in Berlin und siedelte dann nach St. Petersburg über, um bei der Redaktion des »St. Petersburger Herolds« einzutreten. Aber bereits 1880 gab er diese Stellung wieder auf und kehrte nach Deutschland zurück. In der Folgezeit unternahm er verschiedene Studienreisen, so nach England, dessen politische Einrichtungen ihn besonders interessierten. Zwischendurch hatte er 1878 eine Broschüre über »Die Parteilage«, ferner in der »Neuyorker Staatszeitung« einen Aufsatz über »Die politische Lage Deutschlands« und in Rudolf Gottschalls »Politischer Monatsschrift« 1878—79 Abhandlungen über »Die französische Verfassungskrise« erscheinen lassen. Sein politischer Standpunkt war in jener Zeit kaum von dem der Fortschrittspartei verschieden, wie er denn in späteren Jahren ganz zur deutsch-freisinnigen Partei gehörte und von dieser zu Agitationsreisen verwandt und als Reichstagskandidat aufgestellt wurde. Von 1882 bis 1884 veröffentlichte R. seine Artikel in der Berliner »Volkszeitung«, 1884 schrieb er im »Demokratischen Blatt« Aufsätze über Bodenreform und lieferte 1885 Beiträge für den »Pester Lloyd«. Die letztgenannte Mitarbeiterschaft führte 1886 zu einer Anstellung in der Redaktion des »Pester Lloyd«, die aber 1889 ihr Ende erreichte. Im Jahre 1890 ließ sich R. dauernd in Naumburg a. d. Saale nieder und lebte dort fortab mit Mutter und Schwester gemeinsam.

Einen festeren Mittelpunkt für seine Tätigkeit fand R. 1892 wieder mit dem Anschluß an die »Friedensgesellschaft«, der er sich mit ganzem Herzen zuwandte und für die er bis zu seinem Tod unermüdlich eifrig und erfolgreich in Wort und Schrift mit der ihm eigenen Entschiedenheit und Schärfe gewirkt hat. Er wurde bald in den Vorstand der »Friedensgesellschaft« gewählt und gehörte ihm bis zum Lebensende an. Außer der Mitarbeiterschaft (1892—1899) an Berta v. Suttners Zeitschrift »Die Waffen nieder«, an den »Friedensblättern« (seit 1900) und an der »Friedenswarte« (seit 1903) veröffentlichte R. viele Aufsätze über die Friedensbewegung in verschiedenen Tageszeitungen und gab 1893 eine Broschüre heraus unter dem Titel »Was will das Volk? Weder Krieg noch Militarismus«, die weite Verbreitung fand. Noch größer war ein anderer literarischer Erfolg: im Jahre 1894 wurde R.s Abhandlung »Wie kann eine kräftige internationale Strömung gegen den herrschenden Militarismus auf passendste Weise hervorgerufen werden?« von der Stockholmer Friedensgesellschaft mit dem durch den Grafen Björklund gestifteten Preise gekrönt. Die Arbeit erschien noch 1894 in »Friede und Abrüstung«, das Jahr darauf auch besonders. Im Jahre 1896 unternahm R. mit einem Gesinnungsgenossen eine Agitationsreise für die Friedenssache durch die Rheinpfalz und Rheinhessen und gründete dabei mehrere Ortsgruppen der »Friedensgesellschaft«. Später hielt er in verschiedenen Gegenden Deutschlands Vorträge über die Friedensbewegung und gab dadurch Anlaß zur Bildung von vielen Ortsgruppen z. B. in Dresden, Elberfeld, Erfurt, Gotha, Kassel, Magdeburg, Sebnitz, Stendal. Seine Reden waren immer von großer Klarheit und Schärfe, sein Auftreten überall entschieden bis zu den letzten Folgerungen, sodaß ihm das gemäßigtere Verhalten mancher Friedensvereinigungen Worte des Widerspruchs und der Unzufriedenheit entlockte. An zahlreichen Generalversammlungen der deutschen Friedensgesellschaft nahm er tätigen Anteil, ebenso an den Weltfriedenskongressen zu Budapest 1896 und zu Hamburg 1897. Daß der Weltkongreß 1897 in einer deutschen Stadt tagte, ist auf R.s Anregung zurückzuführen. Über die geschichtliche Entwickelung des Friedensgedankens veröffentlichte er 1899 einen Aufsatz im »Türmer«.

Durch zunehmende Kränklichkeit, in der die treue Pflege der einzigen Schwester dem Leidenden nur Erleichterung, aber keine Besserung schaffen konnte, sah sich R. mehr und mehr gezwungen, auf ein tätiges Hinaustreten in die Öffentlichkeit zu verzichten und die schriftstellerische Wirksamkeit sehr einzuschränken. Dennoch ergaben sich ihm aus der Durchsicht alter Briefe, die seine Mutter einst als junge Frau aus München an ihre Angehörigen nach Magdeburg geschrieben hatte, noch zwei größere Aufsätze »Aus den Tagen der Lola Montez« und »Vormärzliche Briefe«, die 1901 und 1902 in der »Neuen deutschen Rundschau« erschienen. Seine letzte selbständige Broschüre beschäftigte sich mit dem »Militarismus insonderheit in der Militärrechtspflege« (1902). Im Hause seiner hochbetagten Mutter erlag R. nach längerem Siechtum der Zuckerkrankheit.

Mitteilungen der Familie. — Hoffmann, Pförtner Stammbuch S. 432 Nr. 10340. — Ecce der Landesschule Pforte 1905 S. 26 Nr. 27. — E. Gramatzki, Staatswissenschaftlicher Literatur- und Schriftsteller-Kalender I. Jahrg. (1904) S. 244 f. — A. H. Fried, Handbuch der Friedensbewegung (1905) S. 272 und 421. — Die Friedenswarte 1905 Nr. 1. — Friedensblätter 1905 Nr. 2 S. 24.

P. Mitzschke.

Grob, Konrad, Schweizer Genremaler, * 3. September 1828 in Andelfingen, Kanton Zürich; † 9. Januar 1904 in München. — Aus kleinsten bäuerlichen Verhältnissen stammend — der Vater ein heruntergekommener Weinbauer, die Mutter aber eine arbeitsame, intelligente Frau — kommt G. mit 14 Jahren zu einem Lithographen in Winterthur in die Lehre. Nach langen Wanderjahren durch Deutschland und Italien, wobei er sich durch größten Fleiß und äußerste Sparsamkeit ein kleines Vermögen erwirbt, bezieht er noch mit 37 Jahren die Akademie in München. Studien bei Ramberg, unter dessen Leitung er auch seine ersten Bilder malte: »Der Maler auf der Studienreise«, »Die Meisenfalle« — Bilder, die mehr gefällig als tief empfunden sind, die ihn aber sofort in der Schweiz bekannt machen.

Einen großen Fortschritt bildet das »Tätschschießen« (1874) und das »Schwingfest vom Hasleberg« — figurenreiche Bilder mit vielen charakteristischen aus dem Leben gegriffenen Typen. Sein bedeutendstes Werk ist die »Schlacht von Sempach« (1878), eine vorzügliche Komposition voll wuchtiger Kraft und dramatischer Wirkung. — Später ging er wieder zur Genremalerei zurück und schuf eine Reihe gefühlstiefer, einfach komponierter, auch in der Farbe sehr glücklicher Bilder: »Das Tischgebet« 1885, »Häusliche Andacht«, »Sonntagnachmittag auf der Alp«. —

Auf langen Umwegen ohne Stipendien oder jegliche andere Hilfe hat sich G. allein durch eigene Kraft und eiserne Energie zu einem anerkannten Künstler durchgerungen. Seinen Wohnsitz hat er in München behalten, seine Werke aber sind fast alle wieder nach der Heimat zurückgewandert und die besten in Museumsbesitz übergegangen. W. L. Lehmann.

Szanto, Emil, Professor der klassischen Philologie an der Universität Wien, * 22. November 1857 zu Wien, † 14. Dezember 1904 ebenda. — S.s Vater war Schriftsteller und Redakteur der »Neuzeit«. Nach Absolvierung der Gymnasialstudien bezog S. die Wiener Universität, widmete sich daselbst dem Studium der Philosophie und war als Student Mitglied des archäologisch-epigraphischen Seminars. Er war ein Schüler der Professoren Benndorf, Gomperz, Hartel und Hirschfeld. Im Jahre 1880 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert, 1884 habilitierte er sich an der Universität für alte Geschichte und wurde im Jahre 1893 zum außerordentlichen Professor für griechische Geschichte und Altertumskunde, 1899 zum ordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät ernannt, an der er als Nachfolger von Theodor Gomperz die klassischen Altertumswissenschaften lehrte. Er las im Wintersemester 1904 ein vierstündiges Kollegium über griechische Geschichte und ein zweites Kollegium über Plutarchs Perikles. Im Sommersemester 1904 las er über römische Munizipal- und Kolonialverfassung, über die »Ritter« des Aristophanes und über attische Inschriften.

Wiederholt hat er Studienreisen nach Griechenland unternommen. Des öfteren weilte S. zu Forschungszwecken auch in Rom. Die Ergebnisse einer Expedition nach Karien legte er in einem Werke »Reise in Karien« nieder, welches im Jahre 1892 erschienen ist. Er veröffentlichte ferner »Untersuchungen über das klassische Bürgerrecht« (1881); »Platäa und Athen« (1884); »Anleihen griechischer Staaten« (1885); »Hypothek und Scheinkauf im griechischen Rechte« (1887); »Das griechische Bürgerrecht« (1892). 1902 erschien

das Werk »Die griechischen Phylen«. Im Jahre 1887 hat S. das Handbuch der griechischen Antiquitäten von Bojesen in zweiter Auflage herausgegeben.

In der Neuen Freien Presse widmete ihm Theodor Gomperz am 18. Dezember 1904 folgenden, mit Zustimmung des Verfassers wiederholten Nachruf.

»Ach, unerforschlich sind sie fürwahr, die Wege der Vorsehung! Wäre es nicht töricht und vermessen, wollte der Teil mit dem Ganzen, das Sandkorn mit dem Universum rechten, man wäre bisweilen versucht, mit dem Schicksal zu hadern! Eine rüstig aufstrebende, voll entfaltete, aber noch lange nicht erschöpfte Kraft, die plötzlich dahinsinkt; ein Schnitter, im Begriff, die Ernte eines arbeitsreichen Lebens einzubringen, der mitten im freudigen Schaffen jählings gefällt wird — das war das Geschick unseres einstigen Schülers, späteren Kollegen und Freundes Emil Szanto.

Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor etwa dreißig Jahren zuerst in meinem Hörsaal auftauchte — ein Jüngling von fast mädchenhafter Schüchternheit, voll emsigen Eifers, durchglüht von Wissens- und Bildungsdrang. Er kam frisch vom Gymnasium und schwankte noch zwischen orientalischen und klassischen Studien. Aber er war für diese vorher bestimmt: »das Land der Griechen mit der Seele suchend«, mit der feinsinnigen, nach Klarheit ringenden, nach Schönheit durstenden Seele. Kaum war er in die Antike eingeführt, so hatte er sich ihr zu eigen gegeben. Auch innerhalb des Kreises klassischer Studien war seine Wahl bald getroffen. Das Interesse an den realen Lebensverhältnissen, ein starker, strenger Verstand, die Freude an der unmittelbaren Berührung mit den Resten des Altertums bestimmten seine Wahl. Er ward Realphilologe, Erforscher des griechischen Rechtes, Althistoriker und Epigraphiker. Schon seine erste größere Arbeit, des Vierundzwanzigjährigen »Untersuchungen über das attische Bürgerrecht«, zogen die Aufmerksamkeit auch der außerösterreichischen Fachmänner auf sich. Es folgten »Platäa und Athen« (1884), »Anleihen griechischer Staaten (1885), »Hypothek und Scheinkauf im griechischen Recht« (1887), »Das griechische Bürgerrecht« (1892), mannigfache Berichte über die Bereisung Griechenlands und Kleinasiens, eine Neubearbeitung von Bojesen-Hoffas Handbuch der griechischen Antiquitäten, die Herstellung zahlloser Inschriften, darunter derjenigen des neuentdeckten Kabirenheiligtums in Böotien, zuletzt das zusammenfassende Werk über die griechischen Phylen (in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften). Doch mit S.s Publikationen ist nur ein kleiner Teil seiner Forscherarbeit umschrieben. In selbstloser, unermüdlicher Hingabe half er das von Benndorf geplante und geleitete kleinasiatische Inschriftenwerk vorbereiten und fördern. Noch ein paar Jahre, und ein Riesenband dieser Sammlung, die Bearbeitung der Inschriften Kariens, hätte von seiner Sachkunde, seiner Ausdauer, seinem Scharfsinn ein monumentales Zeugnis abgelegt, desgleichen ein Band der K. F. Hermannschen Antiquitäten, dessen Neubearbeitung ihm anvertraut war.

Doch vielleicht noch mehr als der gelehrte Forscher hat der Lehrer S. bedeutet. So oft er in unserem philologisch-archäologischen Vereine, »Eranos« genannt, das Wort ergriff, war es eine Freude, ihm zu lauschen. So volle Beherrschung des jeweiligen Themas, so lichtvolle Klarheit, ein so künstlerisch abgerundeter und zugleich so unpersönlich bescheidener Vortrag sind

nur wenigen gegeben. Das künstlerische Element war in ihm so stark entwickelt wie die juristische Denkschärfe. Jenes hat ihn zum Goethe-Kultus und auch zu Goethe-Studien geführt, welche die Literarhistoriker dankbar genossen und anerkannten; diese hat ihn zur Durchforschung und Beleuchtung der aus Ägypten stammenden Papyrusdokumente gezogen, für die er in seminaristischen Übungen Bearbeiter gewann und heranbildete, eine Richtung seiner Studien, die ihn Ludwig Mitteis nahebrachte. So hat S. als Forscher, Lehrer, Schriftsteller — die Leser dieses Blattes erinnern sich des vor Jahresfrist erschienenen trefflichen Nachrufs auf Theodor Mommsen — Vorzügliches geleistet. Als Mensch wird er allen, die ihm näher traten, unvergeßlich bleiben. Er war einer der höchstgebildeten, weitsinnigsten, warm- und zartfühlendsten Menschen, ein treuer Freund, ein dankbarer Schüler, ein stets von den lautersten Gesinnungen beseelter, liebenswerter Kollege, die Stütze der Seinigen, ein Vorkämpfer alles dessen, was er als gut und recht erkannt hatte! An seiner Bahre trauern die greise Mutter, tiefgebeugte Schwestern, seine Lehrer, Schüler, Kollegen und ein weiter Kreis schwer getroffener Freunde.«

Über Szantos Leichenbegängnis vgl. Neue Freie Presse vom 17. Dezember 1904 Morgenblatt mit der Grabrede von Bormann.

Theodor Gomperz.

Strauch, Hermann, Jurist, * zu Frankfurt a. M. als Sohn des dortigen Bürgers und Handelsmanns J. C. Strauch (nach Aschersons Universitäts-Kalender) am 4. Dezember 1838, † am 28. September 1904 zu Heidelberg. — Er besuchte 1848—57 das Gymnasium der Vaterstadt und studierte dann die Rechte zu Bonn und Heidelberg. Im Frühjahr 1859 ging er nach Wien, wo er die juristische Staatsprüfung bestand, und trat am 8. April 1861 als Rechtspraktikant beim Landesgericht ein. Nach einigen Monaten übernahm er eine Stelle zum Unterricht des Grafen Schönborn, promovierte am 15. Juli 1862 an der juristischen Fakultät und war dann in der Kanzlei des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Franz Schmitt tätig, zugleich Mitredakteur der Allgemeinen Österreichischen Gerichtszeitung. Unbefriedigt von den Wiener Verhältnissen, ging er nach Heidelberg, wo er auf eine Schrift über die Regalien am 28. Juli 1865 als Privatdozent zugelassen wurde. Am 1. März 1873 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor. Er las über Rechtsphilosophie, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft und Völkerrecht und hielt auch Übungen ab. Später übernahm er die Bibliothekarstelle am juristischen Seminar. Er blieb unverheiratet und pflog nur mit wenigen Kollegen Verkehr. Als Schriftsteller trat er selten hervor, z. B. mit einem Beitrag zur Festschrift für Bluntschli zum 3. August 1879 und Biographien von Röder und Zöpfl in den Badischen Biographien von v. Weech, Bd. III. Er erlag einem langjährigen Nierenleiden. Um die Universität machte er sich verdient durch ein Legat von gegen 18000 Mark für eine Strauch-Stiftung, aus der nach Erreichung des Betrages von 30000 Mark die Zinsen als jährliches Reisestipendium an einen Dozenten oder unbesoldeten Extraordinarius der Universitäten Bonn, Heidelberg, Freiburg, Straßburg, Tübingen, die öffentliches Recht vortragen, nach Ermessen über Würdigkeit des Kandidaten seitens der Heidelberger Fakultät, verwendet werden können.

Nach gef. Mitteilungen aus Universitätsakten.

A. Teichmann.

Schirmer, Johann Theodor, Geh. Justizrat und Professor der Rechte an der Albertus-Universität zu Königsberg, * am 15. Mai 1827 zu Breslau als Sohn des Professors der Theologie August Schirmer, der bald darauf nach Greifswald berufen wurde, und dessen Frau Emilie geb. Freiin von Richthofen, † 2. April 1904 zu Blankenburg am Harz. — Er besuchte die Gymnasien zu Greifswald und Schulpforta, leistete 1848 beim 2. Jägerbataillon Militärdienste, wofür er die Hohenzollerndenkmünze erhielt, und arbeitete nach juristischen Studien zuerst als Auskultator beim Justizsenat in Ehrenbreitenstein, dann beim Kreisgericht und Appellationsgericht in Greifswald, doktorierte am 1. August 1850 und habilitierte sich am 29. März 1852 als Privatdozent an der juristischen Fakultät in Breslau, wo er am 23. April 1858 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Für römisches Recht als ordentlicher Professor nach Königsberg berufen, trat er dieses Lehramt am 1. Oktober 1863 an und hat von da an bis zum Schlusse des Sommersemesters 1901, wo er von den Amtspflichten entbunden wurde, ununterbrochen in großer geistiger Frische gelehrt. Ausgerüstet mit tiefem und vielseitigem juristischen und historischen Wissen, scharfem kritischen Verstande und großer Lehrbegabung, betrachtete er es als seine Lebensaufgabe, das Verständnis des römischen Rechts als der wesentlichen Grundlage des juristischen Denkens und der modernen Rechtsentwicklung durch scharfsinnige Interpretation der Quellen als einer der letzten echten Pandektisten, was ihm besonders am Herzen lag, zu fördern. Er tat dies in ausgedehnter schriftstellerischer Tätigkeit, sogar in steigendem Maße im höchsten Alter. Als selbständige Arbeiten sind zu nennen: »Über die prätorischen Judizialstipulationen mit besonderer Berücksichtigung der *stipulatio judicatum solvi*. Eine rechtshistorische Abhandlung«. Greifswald 1853; »Die Grundidee der Usukapion im römischen Recht. Ein historisch-dogmatischer Versuch«, Berlin 1855; »Handbuch des römischen Erbrechts. Aus den Quellen und mit Rücksicht auf die gemeinrechtliche Praxis bearbeitet«, 1. Teil, Leipzig 1863 (unvollendet). Er bearbeitete Puchtas Pandekten in 12. Aufl. (1877), Marezolls Institutionen in 9. (1869), 10. (1875) und 11. Aufl. (1881), Unterholzners Verjährungslehre in 2. Aufl. Leipzig 1858. Viele wichtige Abhandlungen veröffentlichte er in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte Bd. 10, 11, 12, 15, 18, 20, 21, 24, 25, 28, 32 und 33 (zuletzt hauptsächlich über die Werke von Scävola und Quellenstellen), auch im Archiv f. zivil. Praxis Bd. 78, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86, 87 und 91, einen Nekrolog betr. Huschke, zu dem er in Breslau in Beziehungen getreten war, in Bd. 70. Reiche Sach- und Geschäftskenntnisse befähigten ihn zu reger Anteilnahme an den Verwaltungsgeschäften der Universität. Das Vertrauen der Kollegen berief ihn zu einflußreichen Stellungen; so leistete er als Prorektor (1869/70) der Albertina, als Senatsmitglied, Kassenkurator und stellvertretender Universitätsrichter, auch als Leiter der Rhesaschen Stiftung große Dienste. Dank hierfür wurde ihm zuteil bei der Feier des 70. Geburtstages und des fünfzigjährigen Doktorjubiläums, zu dem Kollegen (v. Blume, Gareis, Gradenwitz und Güterbock) namens der juristischen Fakultät durch Abfassung einer Festschrift (Festgabe für ihren Senior Johann Theodor Schirmer zum 1. VIII. 1900, Königsberg 1900) ihn ehrten. Auch Ordensauszeichnungen mangelten nicht. In glücklicher Ehe verbunden mit Helene geb. Le Sueur, genoß er einige Jahre der Ruhe in seinem neuen Wohnsitz im Harz.

Chronik und Statistik der Kgl. Universität zu Breslau von Bernhard Nadbyl (1861) S. 41. — Chronik d. Kgl. Albertus-Universität, Königsberg 1904 S. 14/15 (erweiterter Nachruf der Königsberger Hartungschen Zeitung 1904 Nr. 158). A. Teichmann.

Staub, Hermann, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, * 21. März 1856 zu Nicolai in Oberschlesien, † 2. September 1904 zu Berlin. — Aus kümmerlichen Verhältnissen heraus — der Vater war Kaufmann in einer kleinen Stadt — hat er sich als »*self made man*« zu einem der bedeutendsten und einflußreichsten Advokaten Deutschlands emporgeschwungen. Er besuchte die Universitäten zu Breslau und Leipzig, doktorierte und bestand 1882 das Assessorexamen, worauf er sich in Berlin als Anwalt niederließ. Seine große Gewissenhaftigkeit in Bearbeitung der ihm übertragenen Rechtssachen und seine juristische Tüchtigkeit verschafften ihm bald in weiteren Kreisen großen Ruf. Zahlreiche Beziehungen zur Handelswelt brachten ihm tiefe Kenntnis und Erfahrung in Handelssachen wie im Börsenwesen. Zwar hatte er auf der Universität nie eine handelsrechtliche Vorlesung gehört, und doch war er bald als Autodidakt auf diesem Gebiete so bewandert, daß ein amtlicher Auftrag ihn dazu bestellte, den nach Berlin berufenen Lehrern der Fortbildungsschulen Vorträge über das neue Handelsrecht zu halten. Andererseits konnte er als Mitglied einer zur Umgestaltung des Börsengesetzes ernannten Kommission seine erwünschte Mitwirkung leisten. Ausgestattet mit erstaunlichem Gedächtnis und meisterhaft das Wort beherrschend, war er eine der beliebtesten und geachtetsten Persönlichkeiten auf Anwalt- und Juristentagen, denen er fleißig beiwohnte. Trotz allmählich eingetretener großer Arbeitslast als einer der beschäftigsten Advokaten — versäumte er nicht, weiter juristische Studien zu machen und überraschte plötzlich selbst ihn genau kennende Freunde und Bekannte mit einem in gewissenhaftester, ernster Arbeit ausgearbeiteten Werke, das sofort von den berufensten Kennern dieses Gebietes als eine hervorragende Leistung begrüßt wurde. Es ist dies der umfangreiche »Kommentar zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch (ohne Seerecht)«, Berlin 1891—93, in 2. Aufl. 1893—94 (daraus »Kommentar zum Aktiengesetz«), 5. Aufl. mit Supplement 1897, endlich 6. und 7. Aufl. 1899, 1900. Von der Verbreitung dieses Werkes kann man sich einen Begriff machen, wenn man vernimmt, daß die letzte Auflage in 13000 Exemplaren gedruckt werden mußte, zugleich von dem Werte daraus, daß eine besondere Ausgabe für Österreich gewünscht wurde, deren Herstellung Oskar Pisko besorgte (Wien 1901—04). Eine ähnliche Arbeit ist der »Kommentar zur allgemeinen deutschen Wechselordnung«, Berlin 1895, 4. Aufl. 1901. Weitere Schriften sind »Kritische Betrachtungen zum Entwurf eines H.G.B. — Vortrag am Anwaltstag 12. September 1896«; »Der Begriff der Börsentermingeschäfte in § 66 des Börsengesetzes. Ein Rechtsgutachten«, Berlin 1899; »Kommentar zum Gesetz betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung«, Berlin 1903; ein Beitrag zu dem »Formularbuch für die freiwillige Gerichtsbarkeit« (von mehreren Verfassern) 1901, wie ein anderer zur Festschrift für den XXVI. deutschen Juristentag 1902 (separat erschienen »Die positiven Vertragsverletzungen« 1904). Große Verdienste erwarb er sich um den Anwaltstand und wurde schon frühzeitig zum Mitgliede des Vorstandes des Berliner Anwaltvereins und des Vorstandes der Anwaltskammer im Bezirk des Kammergerichts geehrt. Rühmlich

17*

war die auch den jüngsten Kollegen freudig gewährte Unterstützung und sein tapferes Eintreten für die Sache der freien Advokatur. Mit Laband und Stenglein verband er sich zur Begründung der deutschen Juristen-Zeitung, zu der er namentlich die stets interessant geschriebene Rubrik »Juristische Rundschau« beitrug. Trotz großer Erfolge, die er in seinem Berufe erzielte, blieb er in seinem Wesen stets einfach und bescheiden, harmlosen Gemütes, humorvoll. Eine schöne, imponierende Erscheinung, hatte er sich stets bester Gesundheit erfreut. Da befiel ihn plötzlich ein schweres Leiden, das ihn auf das Krankenlager warf. Nach mehrmonatlicher Qual erlag er ihm.

Nekrolog von Otto Liebmann in der Deutschen Juristen-Zeitung 1904 Nr. 18 (Sp. 825 bis 834, auch 927, 931) mit Bild. — Dr. Max Hachenburg in der Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwesen 1904 S. 237—239. A. Teichmann.

Lenbach, Franz von, Maler, Professor, *Dr. phil. h. c.*, * 13. Dezember 1836 in Schrobenhausen (Ob.-Bayern), † 6. Mai 1904 in München. — Franz Lenbach war der erste Sohn zweiter Ehe eines tüchtigen und angesehenen Maurermeisters in Schrobenhausen in Oberbayern. Die Lebensverhältnisse der Familie L. waren recht gute; des Vaters Geschäft war einträglich und groß. Auf der Gewerbeschule zu Landshut lernte der Junge Lesen, Schreiben, Rechnen, Mathematik und Zeichnen. Nach den wenigen Schuljahren half er dem Vater beim Plänezeichnen und lernte im Beruf seines Vaters mit Farben und Pinsel umgehen. Dann ging er nach München zum Bildschnitzer Sickinger, wo er modellieren und schnitzen lernte. Aber ihn erfüllte früh die Architektur mehr als die Plastik. Als Erbe und Schüler räumlich schaffender Kunst hatte er den Sinn für Großes und Freude am Ausgestalten großer Räume empfangen. Die Lust zum Malen wurde ihm geweckt durch einen älteren Bruder Karl, der früh verstarb. Sein erster und bester Lehrer war der Tiermaler Hofner, der nur vier Jahre älter und in Aresing bei Schrobenhausen heimisch war. L. erwarb sich sehr rasch das handwerklich Technische, und die Lust an der malerischen Erfüllung auch geringster Aufgaben gab ihm die feste und nährende Grundlage für sein späteres Schaffen. Durch das, was er häufig für die Bauern und für die Kleinstädter malen mußte, Votivbilder, Marterln u. dgl., durch seine Freude an der Scholle wurde er früher als andere »Pleinairist«. Auch L. ist Beweis, wie weit zurück das dann als akademisch-malerisches Dogma gehütete Malen unter freiem Himmel geht und wie wenig solches Malen und das rasche Festhalten der Eindrücke mit breitem Pinsel allein etwas Meisterliches bezeichnet. L. malte was er sah, zum Studium war ihm alles recht, und da er in den ersten künstlerischen Entwicklungsjahren den Sommer meist auf dem Lande war, malte er fast nur Menschen und Dinge im Freien, viel in voller Sonne, und die Freilichtmalerei lehrte ihm das rasche Festhalten der Farben. — Schon mit etwa 16 Jahren verdiente er sich durch Malen sein Brot. 1852, im Todesjahre seines Vaters, der den Sohn für seinen Beruf hatte erziehen wollen, kopierte er in Augsburg eine Kreuzabnahme des Christoph Schwarz. Die Wahl dieses Meisters, aus gleicher Landschaft wie L., ist bezeichnend für den großen neuen Meister des Portraits: Ein Maler wars, der die Charakterschärfe deutscher Zeichnung durch venezianische Farbenschöne rassig zu veredeln wußte. In Augsburgs Galerie kopierte er gern — der Besuch

der dortigen polytechnischen Schule brachte ihm Widerwillen gegen Akademien bei. Immer wußte er Zeit und Zeiten auszunutzen zur Arbeit an sich selbst. In diesen Jahren verwertete er den Winter in der Stadt zur Sammlung von Wissen, zur Vorbereitung auf neues. Im Sommer aber malte er in Aresing mit Hofner. Da suchte er die Natureindrücke mit dem, was er von den alten Meistern sich erworben, in Verbindung zu bringen. — Oft wohl mag von ihm in diesen Jahren der zehnstündige Weg von München nach Schrobenhausen zurückgelegt worden sein. Kurze Zeit war Hofmaler Gräfle, ein Schüler Winterhalters, von dem übrigens auch später L. immerhin rühmend sprach, L.s Lehrers; — aber Hofners Art gab ihm mehr — keinem folgte er mehr, auch Piloty nicht, der L.s großes Talent sofort erkannte und ihn in seinem Atelier im Wintersemester 1857/1858 aufnahm. 1858 bedeutete den meisten L.s »Landleute vor einem Gewitter flüchtend« (Museum zu Magdeburg), wegen seiner rücksichtslosen Mache, seinem resoluten Sehen, eine Revolution in der Malerei. Daß L.s Sehen- und Malenkönnen auffiel, war berechtigt, aber das Bild stellt doch nur eine mittlere Stufe in des Meisters nun etwa sechsjähriger Kunst dar. Der »Titusbogen« (1860) (Preßburger Museum) und der »Hirtenknabe in der Sonne« (Galerie Schack) erhoben ihn zwar berechtigterweise noch mehr gegenüber seinen Altersgenossen, aber beide Meisterbilder schließen nur die Zeit bedeutsam ab, in der er zum Meister sich erhoben. 1860 vollendete er auch den »Hirtenjungen« und nahm, wie Böcklin und Begas, einen Ruf als Lehrer an die Kunstschule in Weimar an. Die kleinen Verhältnisse der Residenz verleideten ihm bald Leben und Schaffen. Er folgte 1863 einem Auftrag des damaligen Freiherrn A. F. von Schack, und kopierte in Rom Tizians »Himmlische und irdische Liebe«. Dann war er in Florenz und 1867 in Madrid tätig, um die Schack-sche Galerie mit einer Reihe bedeutender Kopien und Bilder zu bereichern. Diese Jahre sind für L. von größter Bedeutung. In ihnen trat er durch sein geistvolles, treues Kopieren in die engste Beziehung zu den Aristokraten unter den Malern, zu Tizian, Tintoretto, Rubens, van Dyk, Rembrandt und Velasquez. — Wenn L. selbst seinem Gönner Schack keineswegs großen Dank wissen wollte, so bleibt dem Münchener Mäcen doch das Verdienst, daß er dem jungen Künstler früher ein näheres Bekanntwerden mit den großen Malern ermöglichte, als dies dem Künstler ohne Schacks, allerdings sehr geringe materielle, Hilfe möglich gewesen wäre.

An bedeutenden Portraits waren in dieser Zeit bis zu seiner 1868 erfolgten Rückkehr nach München u. a. entstanden das von Arnold Böcklin (1861), v. Schack (1862), L. v. Hagn (1863), K. Geyer (1863), E. v. Liphart (1865), J. v. Kopf (1865). — Das Bild eines anderen Großen, Richard Wagners, stellt eines der ersten Portraits der beginnenden Ruhmesepoche L.s dar. —

Nach einem kurzen Aufenthalt in Wien (1871) siedelte er 1872 ganz nach der Kaiserstadt über, um nur den Winter 1873/1874 in Berlin zuzubringen. Die Bildnisse L.s vom Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm I. hatten zwar auf der Wiener Weltausstellung 1873 nicht den gedachten Erfolg. Sie zeigten L.s Art und die war eine neue. Sein Ruf als Portaitmaler war aber schon zu dieser Zeit durch Bildnisse hochstehender Persönlichkeiten gefestigt, er überragte Angeli, der allerdings seiner Verschönerungen wegen in den Salons der beliebtere Portraitmaler blieb. Gegenüber Angeli fällt L.s unver-

kennbares Hauptinteresse an den geistigen Werten der zu Portraitierenden schroff und außerordentlich bedeutend auf.

Gegen Ende des Jahres 1875 machte L. mit Makart und anderen Künstlern eine Reise nach Kairo. Die Reise hat wohl einige malerisch original gesehene Bilder und Skizzen gezeitigt, aber bezeichnenderweise L. in keiner Weise von dem mit Sicherheit beschrittenen, — und rein künstlerisch erfolgreichen Wege, seinem engen Gebiete, entfernt. 1882 verbrachte L. den Winter in Rom, und wie in Wien war sein Atelier im Palazzo Borghese bald der Ort, an dem sich die Größen der verschiedenen Berufswelten trafen, was nun immer mehr von seinen Ateliers gilt. Ganz besonders von seinem Münchener Heim an der Luisenstraße bei den Propyläen, das ihm Gabriel Seidl in der Mitte der achtziger Jahre errichtete. Hier waren Fürsten und Große immer anzutreffen und gar mancher hohen Namens kam nur um L. zu ehren nach München. So Deutschlands erster Reichskanzler.

L.s erste Ehe mit einer Nichte des Feldmarschalls Grafen Moltke wurde durch Scheidung gelöst. Eine zweite Ehe ging er mit Lolo Freiin von Hornstein ein. Rastlos schaffte L. bis zu seiner schweren Erkrankung. Dann, als er wieder etwas erfrischt sich fühlte, war seine Schaffenskraft sehr beeinträchtigt, und mehr noch litt er wohl psychisch unter diesem Bewußtsein.

Sein Tod mußte ihm, dem Arbeit im Dienste des Erkennens und des Schönen als Höchstes galt, der den Bejahrten, die nichts mehr zu schaffen vermögen, das Recht zu walten abgesprochen wissen wollte, eine willkommene Erlösung sein. Denn Herr sein oder Nichtsein, das war sein in Werken und Wirken bekräftigtes Bekenntnis.

Während L.s neues Münchener Heim das Ziel vieler Großer und einer ungezählten Schar Bewunderer und Neugieriger aus aller Herren Länder war, wurde es nach und nach gerade in Münchens Kreisen, die um Künstler herum sich zu bilden pflegen, als Charakteristikum eines eigenen und verfeinerten Urteils angesehen, über L.s Portraits mehr oder weniger abfällig zu urteilen, L.s historische Bedeutung als Portraitmaler herabzusetzen, ja stark zu bezweifeln, und seine persönliche Art heftig zu tadeln. Das letztere ist das am ehesten Begreifliche, denn an Neidern fehlte es den Großen nie und immer hatten auch die Größten sehr anfechtbare Schwächen, die von Kammerdienergeistern am nachhaltigsten bemerkt werden. Selbstverständlich hat auch L. viel Flüchtiges geschaffen und es ist bedauerlich, daß viele jener Pastellskizzen, die ihm nicht zur weiteren Ausführung genügten, und die er sorglos darum Bittenden hergab, später in den Handel kamen.

L. war Herr durch und durch. Wie vielen hat er geholfen — ohne auf Dank zu warten. Das Tüchtige zu fördern galt ihm als Pflicht des Vermögenden. So mag auch seine Undankbarkeit dem Grafen Schack gegenüber, seine Unzufriedenheit mit hohen Herren, die auch über ihm standen, erklärt werden. Unleugbar ist er auch Schack gegenüber der Gebende gewesen, nur hätte er nicht vergessen sollen, daß ihm durch Schack gerade die Wege erleichtert wurden, die ihn zu seinem Ziele hinführten. Aber dieser historische Erinnerungsfehler ist Schaffenden nur zu häufig eigen und L. eher zu verzeihen als anderen. Bekräftigte doch L. durch sein Werk sehr nachdrücklich seine eigene Meinung: bei der Beurteilung eines Künstlers kommt es vor allen Dingen darauf an, was er in den reifsten Jahren, nicht

was er in der Jugend oder jüngeren Jahren geleistet. — Wenn L. Herr war, so war er doch nicht zum Führer geboren. Wie er als bestellter Lehrer nicht hervorgetreten, so verstand er es auch in freier Weise und selbst in jener Zeit, da er als Künstler im Leben Münchens die herrschende Rolle spielte, durchaus nicht, die Jugend fest um sich zu scharen. Doch wie er die ihm Nahestehenden meisterlich anzuregen und zu begaben wußte, so wurde aus all den künstlerischen Veranstaltungen und Festen, die seiner Freude am Großen und Herrlichen entsprangen, ein Ereignis festfreudiger Art, dem große Scharen sich hingaben. Diese von L. groß und reich inaugurierten Feste haben der Kunststadt München sehr fruchtbare Anregungen gegeben, ja auch L. selbst. Noch mehr als die Festveranstaltungen, die glänzenden Gestaltungen von Ausstellungsräumen für seine eigenen Bilder, sein Künstlerheim, ist ganz besonders das Künstlerhaus in München, das wiederum Gabriel v. Seidl erbaute, unbedingt wichtig bei einer Beurteilung von L.s künstlerischer Art und Gabe. In diesen raumkünstlerischen Schöpfungen mit Gabriel Seidl hat L. im besten Sinne des Wortes sich auszuleben versucht, was mit einigen Worten über die Beurteilung des Ganzen L.s zu erklären ist.

L. gehörte zu den seltenen Künstlern, die merkwürdig genau und klar sich selbst zu beurteilen vermögen, die sehr wohl wissen, was ihnen fehlt, aber rastlos sich bemühen, das Fehlende zu ersetzen, die die für ein Gebiet nur geringe Gabe dort wenigstens auszugestalten suchen, wo sie am reinsten zur Geltung kommen kann; L. wußte z. B. sehr gut, daß ihm die Gabe großer figürlicher Komposition gerade so gut fehlte, als jener Gruppe seiner Zeitgenossen, die in Skizzen und Studien genug zu geben meinte. Wer L. fragte, weshalb er nicht einmal in größeren Kompositionen, wie sie die gerade von ihm meist verehrten alten Meister geschaffen, sich versuche, konnte ein erstaunlich bescheidenes Selbstbekenntnis zu hören bekommen. Aber wenn so viele Maler das für unsere Zeit charakterische Unvermögen gar nicht fühlten, drängte es L. zu einer Betätigung »großkompositorischer Malerei« auf anderem, auf »angewandtem« Gebiete. Das sind seine Wohnräume in der Luisenstraße, die Festräume des Münchener Künstlerhauses. Hier komponierte L. rastlos mit verfeinertem Gefühl in Farben, die die Stoffe und der Schmuck der Räume gaben, Symphonien von ausgeglichenem Reichtum. In diesen Räumen tritt deshalb die Wahl eines alten reichen Stiles als unwesentlich zurück, wie auch die Formen, deren Wahl im einzelnen ja Sache der Architekten war, nicht wesentlich für die Kritik sind. L. hat hier jedenfalls gezeigt, wie er auch große kompositorische Aufgaben malerisch zu lösen wußte und wenn das Ganze auch mehr eine Komposition vorhandener Mosaikteilchen bedeutet, für L.s Streben sind diese immer glücklicheren Versuche, im Größeren eine Abrundung des eigenen beengten Gebietes zu suchen, rühmlich und charakteristisch. Aber auch hier wurde ihm das Komponieren nicht leicht, auch hier war er der ernste Künstler, nicht rasch zufriedener Dilettant.

L., der sich also hier als ein Meister angewandter Malerei zeigte, ist von oberflächlichen Beurteilern gern als ein Nachahmer »alter Meister« kurz abgefertigt worden. Vielleicht wird aber nach und nach auch an ihm das was als charakteristisch für eine »moderne« Zeit gilt, die neuen Aufgaben zuliebe sich mit Fragmenten und Skizzen begnügte, als auch ihn äußerlich kennzeichnend erkannt. Doch wenn diese Wertung L.s einmal Geltung

bekommen wird, so wird er nicht mehr als bester Schüler alter Meister, sondern als Sucher neuen festen Bodens, als ein großer Unzufriedener erkannt werden, der nach Vollendung neuer Anfänge und alter Zusammenhänge strebte, der trotz all seiner Schwächen, die er mit den »Modernen« seiner Zeit teilte, als Ragender über vielen stehen bleiben.

Wie L. nicht Bilder komponieren konnte wie andere, so folgte auch er dem Reize des Unvollendeten. Das ist ihm ja oft genug zum Vorwurf gemacht worden. Wie oft wurde er getadelt, daß er nur auf das Gesicht des Portraitierten Sorgfalt verwandt habe. Es war aber künstlerische Absicht, die beim Portrait, soweit es sich nicht um Repräsentationsbilder handelt, viel berechtigter noch ist, als bei anderen Bildern. Gerade L. kam es darauf an, im Gesicht den ganzen Menschen zu geben, hierauf alles zu konzentrieren, in Gesicht und Haltung den kristallisierten Menschen zu geben. Die Mehrzahl seiner Portraits sind Köpfe oder Brustbilder ohne Hände, wo er die Hände malte, waren sie ihm auch als Einzelerscheinung wichtig. — Hier ist zu erinnern, daß L., weil ihm der Tag zu kurz, gern bei elektrischem Bogenlicht arbeitete, fast von allen, die er portraitieren wollte, photographische Momentaufnahmen, meist in Bildgröße, machte und die beste Aufnahme bei der ersten Anlage verwendete. Wäre es ihm darauf angekommen, sich die Zeichnung zu ersparen, oder mit zeichnerischem Können zu paradieren, so wären wohl fast alle seine Bilder ganz anders geworden, als sie geworden sind; er hätte alle Äußerlichkeiten, ganz gewiß auch die Hände kopiert, wogegen L.s Bildnisse, was die äußerliche Portraitähnlichkeit, so weit sie von der Wiedergabe des Körperlichen, der Linien und der Farben abhängig ist, häufig genug nicht treu genannt werden konnten. Das gilt von seinen Männer- wie von seinen Frauenbildnissen im gleichen Maße. Die Bildnisse der geschichtlich bedeutenden Persönlichkeiten bleiben aber für alle Zeiten ein Maßstab, wie sehr überragend seine Kunst war im Kristallisieren des eigentlich Persönlichen. Hierin überragt L. die gefeiertsten Portraitisten seines Jahrhunderts.

Die äußerliche Untreue vieler L.scher Bildnisse wird durch des Meisters Technik und seine ausgeprägte Wählerischkeit im Gebiete des Schönen erklärt. Unter Technik verstand er nicht etwa nur den bestmöglichen Gebrauch der Hände und der Pinsel. Diese Technik hatte er, wie gesagt, frühzeitig erworben und das war's, was er an den Tagesgrößen der jüngeren Generation seiner Zeit tadelte, daß sie sich auf das äußerlich Technische, was unter Umständen sogar unwesentlich für die Beurteilung eines Kunstwerkes ist, so viel zugute tat. L. verstand unter Technik die Kunst, das gegenseitige Wertverhältnis der Farben zu beherrschen. Das Malen war ihm kein Abschreiben, sondern Übersetzen. Mit Abschreiben fing er an und übte er sich. Des Künstlers Vorrecht, wählerisch auch mit der Natur zu verfahren, verführte ihn nur bei Frauenbildnissen. Häßliches verursachte ihm im Leben physisches Übel, so ließ er denn häßliche Augen auf seinen Bildnissen schließen und Haut- und Haarfarbe blieben wohl im Wertverhältnis zueinander und zur Umgebung richtig, aber der bestimmende Farbfaktor wurde von L. so gewählt, daß das, was ihn am meisten am Objekte störte, gemildert wurde. In dieser Kunst der gegenseitigen Farbenbewertung erreichte L. eine Höhe, die erst bei eingehendster Prüfung seiner Bilder, die in diesem Punkte bis in die Mitte der neunziger Jahre an Wert stiegen, ganz erkannt werden kann. —

Bei solcher Meisterschaft, die nach der äußerst entschlossenen Freiluftmalerei seiner ersten Epoche, erst L.s Können bezeichnet, konnte der Künstler auf Patzereien, auf dicken Farbenaufdruck, auf auffallend breite Pinselführung, die eine Zeitlang für »geniale« Technik gehalten wurde, verzichten. Er korrigierte die sicher hingesetzten Farben nicht durch ein Übereinander, sondern am liebsten durch ein Nebeneinander. — Gleichwohl dürften L.s Bilder an Dauerhaftigkeit sehr zu wünschen übrig lassen. Das liegt an seinen Malmitteln. L. wußte das, und um diesem allgemeinen Übel zu steuern, zeigte er ja in der Deutschen Gesellschaft zur Beförderung für rationelle Malverfahren, deren ersten Kongreß 1893 L. leitete, so regen Eifer.

Bei der Bewertung von L.s Gemälden ist sehr zu beachten, daß die Portraits — wenigstens die in München entstandenen — bei Seitenlicht gemalt und gern für eine bestimmte Umgebung von vornherein gedacht, farbig gestimmt wurden. Daran zu denken ist wichtiger als die banale Erinnerung, der oder der alte Meister sei ihm Vorbild gewesen. — Den alten meisterlichen Sinn, daß auch höchste Malerei zuletzt doch eine angewandte Kunst ist, vergaß L. nie und mit dieser Anschauung vereinigt er sich mit Whistler, noch mehr mit jener ganzen führenden jugendlichen Richtung, die aufkam, als L. bald gezwungen wurde, den Pinsel aus der Hand zu legen.

Auf diesem Gebiete war L. mehr Führer als rasch erkannt werden konnte; denn die Formenwelt, mit der er sich am liebsten umgab, war eine alte, sie war die der späten reichen italienischen Renaissance.

Mögen nun L.s Frauenbildnisse, von denen so viele einen versteckt sinnlichen, dekadenten Zug tragen, dem Meister den Titel eines einmal modern gewesenen Bildnismalers eintragen, so wird man doch auch in diesen immer die überlegene Malerei würdigen, so lange man den Maßstab seiner Zeit an ihn legt, wie es Aufgabe der Geschichte bleibt. Tatsächlich zeigt L. in seiner Kunst viele Vorzüge und manche Schwächen der Malerei seiner Zeit. Je mehr aber auch diese Schwächen werden ins Auge gefaßt werden, um so mehr wird L.s reges Verbundensein mit allen geistigen Faktoren seiner Zeit hervortreten, er wird nicht mehr wie ein immer Rückwärtsschauender beurteilt werden, sondern wie ein Vornehmer, der unbeirrt auf sicherem Wege vorausschritt.

L. war von Erscheinung groß, in der Bewegung hatte er natürliche Eleganz, von natürlicher Vornehmheit war sein ganzes Benehmen erfüllt, er war niemals Schmeichler, er hielt nicht mit Äußerungen der Freude oder der Zustimmung zurück, wenn ihm etwas gefiel, aber sehr entschlossen gab er, ohne Rücksicht auf seine Umgebung, dort heftigem und derbem Tadel prägnante Worte, wo er Dünkel oder Bosheit oder Dummheit bemerkte. Er hat sich auch vor höchsten Persönlichkeiten nicht gescheut Dinge und Menschen, die ihm mißfielen, zu tadeln, und er war mit autokratischem Recht ein Maler der Großen, weil er nicht Diener sondern Herr war. — Ihm war die Unverletzlichkeit und Bescheidenheit der Großen eigen, aber er paradierte in keiner Weise mit ihnen. Merkwürdig, durch eigenen Unterricht und durch den Verkehr aller Größen der Zeit gebildet, überraschte er immer wieder mit treffenden Bemerkungen und gesundem Witz. Er sah die Dinge mit eigenen Augen, wie er auch die Menschen, die zu ihm als Berühmte kamen, nicht nach Büchern, sondern aus Betrachtung und Umgang rasch treffender zu charakterisieren vermochte, als andere Menschen und andere Maler vor und nach ihm.

Hierfür sind die besten Beispiele die L.schen Bildnisse Kaiser Wilhelms I. und des Fürsten Bismarck. Und wenn nun gerade diese Bildnisse L.s Ruhm in die weitesten Kreise getragen und gerade diese die längste Zeit seinen Namen rühmen sollten, so möge die weite Welt sich doch erinnern, daß das Ansehen, das L. zumal beim großen Kanzler des neuen Deutschlands genoß, sich nicht etwa auf seinen künstlerischen Ruhm, sondern in sicher noch stärkerem Maße bei dem nüchternen Diplomaten auf die Vorzüglichkeit seines Charakters, die ganze fesselnde, natürliche und reiche Persönlichkeit L.s erstreckte. Die Kritik aber der Malerei L.s begnüge sich nie mit dem sehr leichten Hinweis auf die alten Meister, die ihm als Lehrer gegolten. Viel stärker als alles war in L.s Kunst die Auffassung des bleibend Charakteristischen und die sichere Umwertung aller Farben, alles Wechselnden in der Natur. Diese beiden Ziele waren es, die L. vom Anfang seiner malerischen Versuche an verfolgte und mit immer größerer Sicherheit und Vollendung erreichte.

Literatur: Eine auf sorgsam geprüftem Material beruhende ausführliche Lebensgeschichte des Meisters erschien noch nicht. Wie die Äußerungen anderer Maler über ihre Kollegen, sind die Urteile L.s über Künstler für die Literatur nur vorsichtig zu gebrauchen. In Urteilen über seine eigene Kunst und sich selbst war L. weniger vom Augenblick der Stimmung abhängig. Außer verschiedenen Aufsätzen über L. in der »Kunst für Alle« u. a. Zeitschriften seien hier hervorgehoben: Franz von Lenbach, Gespräche und Erinnerungen, mitgeteilt von W. Wyl, Stuttgart 1904. — A. Spiers Aufsätze in »Kunst unserer Zeit« 1895 u. 1905. — A. Rosenberg, Lenbach (Künstler-Monographien hrsg. v. Knackfuß), Bielefeld 1899. — Allgemeine Zeitung 1896, Feuilleton vom 12. März. — Zeitschrift für Innendekoration 1898, Juliheft. — Ausschließlich Werke Lenbachs finden sich reproduziert in: Franz v. Lenbachs zeitgenössische Bildnisse. 2 Bände mit je 40 Portraits in Photogravüre. München, Bruckmann. Folio (1888 u. 1895). — Lenbach, Fr. v., Schönheitsideale, 25 Heliogravüren. Mit einleit. Text von Fritz v. Ostini. München o. J. (1904). 4°. — Lenbach, Frz. von, Bildnisse, 40 Gravüren nach Orig.-Gemälden des Meisters. München, Franz Hanfstängl. gr. Folio (1897/98). — Aus Studienmappen deutscher Meister, herausg. v. Jul. Lohmeyer. Franz v. Lenbach. 40 Studien, Skizzen und Werke des Künstlers. Text von A. Rosenberg, o. J. (1899).

Dr. E. W. Bredt.

Buchholz, Wilhelm, *Dr. phil.*, Dramaturg der Kgl. Theater in München, * 10. November 1836 zu Lübeck, † 25. November 1904 in München. — B. war als Sohn des Syndikus Dr. Buchholz in Lübeck geboren und absolvierte dort auch das Gymnasium, worauf er in Leipzig und Jena studierte. Während des Laubeschen Regimes schrieb er in der Leipziger Zeitung Kritiken über das Stadttheater, und von da an hat ihn das Theater nicht mehr losgelassen. August Förster und Angelo Neumann beschäftigten ihn als Dramaturgen. Ersterem hat er zeitlebens eine dankbare Verehrung bewahrt, wie er denn überhaupt gern über seine Leipziger Tage unter Förster sprach. Im Jahre 1882 wurde er von dem Generalintendanten Frhrn. v. Perfall als dramaturgischer Sekretär an das Münchener Hoftheater engagiert, an welcher Bühne er 22 Jahre tätig war. Unter diesem Intendanten, dem er ein treuer Ratgeber in allen Angelegenheiten des Kgl. Schauspiels war, kamen auch seine literarischen Fähigkeiten zur Geltung. Seine Bühneneinrichtungen (I. L. Kleins Zenobia 1884, Babos Otto von Wittelsbach, Die Romanows, nach Immermanns Alexis 1899, Otto Ludwigs Fräulein von Scudéri 1891 und

Shakespeares König Heinrich VI., 2 Teile 1895 bei Reclam) wurden alle in München aufgeführt, haben sich aber freilich, wie ein eigenes Drama Dante (1886), das Kürschner außerdem noch anführt, nicht halten können. Die Gartenlaube und andere Zeitschriften brachten Gedichte von ihm, und der Prinzregent von Bayern zeichnete den tüchtigen Beamten durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft aus. Schon in Leipzig hatte er sich mit Adelma Harry, Ehrenmitglied des Grazer Konservatoriums, verheiratet. Unter Perfalls Nachfolger, Ernst v. Possart, sank die Bedeutung des Dramaturgen auf ein Minimum, und Dr. Buchholz, eine stille, irenische Natur, war nicht der Mann, seinen Posten eigenmächtig zu heben. In den letzten fünf Jahren quälte ihn zudem ein schweres Kopfleiden, dem er schließlich auch erlag. Seine Aschenurne wurde in der Gruft seines Vaters in Lübeck beigesetzt. Er selbst lebt in der Erinnerung derer, die ihn kannten als »ein treuer Diener seines Herrn«, wie er im Kreise der Bühnenmitglieder schon bei seinen Lebzeiten gerne genannt wurde.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Müller, Robert, Kgl. Regisseur der Münchener Hofoper, * 11 Juli 1840 in Leipzig, † 17. Juli 1904 in München. — M. wurde als Sohn eines Leipziger Buchhändlers geboren. Nachdem er bei Volkmar Kühns dramatischen Unterricht genossen, betrat er am 1. Oktober 1860 in Greifswald die Bühne und zwar als Schauspieler. Erst später wurde er auf seine schöne Stimme aufmerksam und ging 1862 zur Oper über, nachdem er am Dresdner Konservatorium einigen musikalischen Unterricht genossen hatte. M. wirkte in seiner Doppeleigenschaft als Schauspieler und Sänger (Baßbuffo) in Basel, Augsburg, Köln, Dresden, Leipzig, an der Komischen Oper in Wien und in Stuttgart, wo er nebstbei auch als Regisseur und als Deklamationslehrer am Konservatorium tätig war (von 1885 ab). Später ging er als Regisseur nach Prag und Bremen und im Jahre 1892 an das Münchener Hoftheater, wo er als Nachfolger Brulliots (s. Biogr. Jahrbuch II. Bd. pag. 237) ausschließlich nur Opernregie führte, dann aber auch als Lehrer an der Kgl. Akademie der Tonkunst wirkte. Jedem Komödiantentum gründlich abhold, trat M. nur wenig an die Öffentlichkeit. Liebenswürdig, ehrlich und bescheiden, tat er seine Pflicht, bis ihn schweres körperliches Leiden und traurige Familienverhältnisse von hinnen riefen. Dem Sänger wurden eine schöne, klangvolle Stimme und gewandtes Spiel nachgerühmt. Zu seinen Hauptrollen aus jener Zeit gehörten: van Bett, Masetto, Kellermeister (Undine), Bartolo, Plumket, Leporello, Baculus, Beckmesser.

Eine kurze Biographie enthält Eisenbergs Bühnenlexikon.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Klöpfer, Victor, Kgl. Kammer- und Hofopernsänger, * 17. März 1869 in Zürich, † 24. Juli 1904 in Tegernsee. — K. war in Zürich als Sohn eines Möbelfabrikanten und Tapezierers geboren und wurde später Besitzer des väterlichen Geschäfts. Bald kam er aber nach Bayern und setzte in München die schon in der Heimat emsig betriebenen Gesangsstudien fort.

In einem Schülerkonzert seines Lehrers, des früheren lyrischen und Buffotenors Hermann, fiel zum erstenmal K.s wundervolle Baßstimme öffentlich auf. Vom 1. September 1906 an wurde er an die Münchener Oper engagiert, konnte sich aber geraume Zeit nicht recht durchsetzen, ja seine Stellung schien anfangs ziemlich prekär zu sein. K. war ein fleißiger, überaus gewissenhafter, aber auch pedantisch-ängstlicher Künstler. Er selbst klagte, daß ihn seine nervöse Ängstlichkeit, die ihn auf der Bühne jedesmal überfalle, an der vollen Entfaltung seiner Mittel hindere. Nur langsam und mühsam hat sich K. die erste Stellung erobert, die er zuletzt doch einnahm. Völlig sicher war sie ihm eigentlich erst, als er sich auch auswärts Ruhm und Ehren geholt hatte. K. erschien wiederholt bei den Salzburger Musikfesten, in den Konzerten der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, in der *Royal Opera* in London, im New Yorker *Metropolitan Opera House* usw. K.s Stimme war ein echter seriöser Baß von entzückendem Wohlklang und einem edlen, vornehmen Timbre, der trefflich zu seiner großen, schlanken Erscheinung und zu seinem immer etwas würdig gemessenen Spiel paßte, das in den ersten Jahren noch etwas steif, später aber lebendiger wurde und stets wohldurchdacht war, denn K. war ein intelligenter Künstler, der fast ebensogut und wirksam sprach wie sang. Er studierte nicht leicht und sein Repertoire war noch nicht groß, aber er war auf dem besten Wege, der erste Bassist Deutschlands zu werden, denn es konnte kaum eine schönere und edlere Baßstimme gefunden werden. In den Münchener Wagner- und Mozartfestspielen sang er den Fafner, Hunding, Marke, Daland, Pogner, Sarastro und Komthur. Aber er besaß auch Humor und war ein vortrefflicher Barbier von Bagdad. In einer neuen einaktigen Oper »Vaterunser«, zu der sein Intendant v. Possart nach François Coppée den sentimentalen Text gedichtet, der Dirigent Röhr eine lärmende Kapellmeistermusik komponiert hatte, trat K. als Priester ahnungslos mit den Schlußworten seiner Rolle »Gelobt sei Jesus Christus — beten Sie!« von der Bühne. In den danach folgenden Theaterferien, kurz vor Beginn der Festspiele, zu deren Hauptattraktionen K. stets gehört hatte, starb er auf dem Lande, in Tegernsee, an den Folgen eines dummen Zufalls, einer Sehnenzerreißung am Unterschenkel, die er sich beim Turnen zugezogen hatte und die ihm zum tödlichen Verhängnis wurde. Ein für die junge Wittwe Klöpfers und sein Kind günstig verlaufender Unfallversicherungsprozeß brachte Klöpfers Namen einige Zeit danach noch einmal an die Öffentlichkeit. Die Münchener Oper hat aber neben dem Namen August Kindermanns keinen glänzenderen unter ihren Bassisten zu verzeichnen und zu beklagen als den Klöpfers, dessen Wahlspruch und Richtschnur der meist ernst blickende junge Mann früh schon aufgezeichnet hatte in den Worten: »Ernst ist das Leben, heiter die Kunst — mit Vergunst: Heiter das Leben, ernst ist die Kunst«.

München. Alfred Frhr. v. Mensi.

Rüdiger, Otto, hamburgischer Geschichtsforscher und Schriftsteller, * 22. April 1845 in Marienwerder, † 12. Januar 1904 in Hamburg. — R. besuchte zunächst die Volksschule und später das Gymnasium zu Pyritz in Pommern, wohin die Eltern 1847 übergesiedelt waren. Trotz seiner bescheidenen

Verhältnisse gelang es dem Vater, der ein einfacher Schneider war, seinem Sohne das Universitätsstudium zu ermöglichen. 1864 ging R. nach Halle, um klassische Philologie und Germanistik zu studieren. Seit 1867 beschäftigte er sich in Kiel vorzugsweise mit historischen Studien. Leider versagten die Mittel vor der Zeit, so daß er sich gezwungen sah, einstweilen für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Er wandte sich nach Hamburg, wo er an einer höheren Privatschule für Knaben angestellt wurde. Nach mehreren Jahren erfolgreicher Tätigkeit brachte er dann in Kiel mit der Promotion zum *Dr. phil.* und dem 1876 bestandenen Staatsexamen seine Studien zum Abschluß. Er trat darauf in den hamburgischen Staatsdienst, den er aber schon nach Verlauf eines Jahres verließ, um hinfort in unabhängiger Stellung als Privatlehrer zu leben. Der Stadt Hamburg aber blieb er treu bis ans Ende, ihrer Geschichte widmete er seine ganze Muße und die beste Kraft seines Lebens. Der reiche Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeit bildet eine bedeutende Förderung verschiedener Gebiete der hamburgischen Geschichte, wie sie nicht allzu oft geleistet wird. R.s Forschungen bewegen sich im allgemeinen in zwiefacher Richtung: sein erstes Ziel war die Geschichte der Zünfte, später beschäftigte ihn ausschließlich die Schulgeschichte Hamburgs. Mit dem 1874 herausgegebenen Werke »Die ältesten hamburgischen Zunftrollen und Brüderschaftsstatuten« schuf R. »eine hamburgische Geschichtsquelle ersten Ranges«. Ein Nachtrag dazu erschien 1875 unter dem Titel »Ältere hamburgische und hansestädtische Handwerksgesellendokumente«. Aus der großen Zahl seiner kleineren Beiträge zur Zunftgeschichte sei der Vortrag über »Böhnhasen und Handwerksgesellen« hervorgehoben, der in der 1892 von Th. Schrader herausgegebenen Sammlung »Hamburg vor 200 Jahren« abgedruckt ist. In engem Zusammenhang mit den Studien zur Zunftgeschichte stehen auch die beiden Romane »Siegfried Bunstorps Meisterstück« (Jena 1878) und »Die letzten Marienbilder« (Hamburg 1886), deren Schwerpunkt nicht so sehr in ihrem künstlerischen Wert, als vielmehr darin liegt, daß sie ein fein ausgeführtes, überaus anschauliches und zuverlässiges Kulturbild vergangener Zeiten bieten.

Im Auftrage des »Vereins für Hamburgische Geschichte«, der in dem Verstorbenen eins seiner verdientesten Mitglieder verloren hat, veröffentlichte R. 1889 »Barbarossas Freibrief für Hamburg vom 7. Mai 1189. Festschrift zum siebenhundertjährigen Gedenktage«, eine Publikation, die eine lebhafte literarische Fehde über die Echtheit der in Frage kommenden Urkunde hervorrief.

Während des letzten Jahrzehnts seines Lebens pflegte R. mit besonderem Eifer das Gebiet der hamburgischen Schulgeschichte. Die erste Frucht seiner ausgedehnten Forschungen war seine »Geschichte des hamburgischen Unterrichtswesens«, welche die Entwicklung der hamburgischen Schulen zum ersten Male im Zusammenhang schildert. Sie wurde den Teilnehmern der deutschen Lehrerversammlung, die Pfingsten 1896 in Hamburg tagte, als Festschrift überreicht. Sein letztes größeres Werk »Caroline Rudolphi. Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin« (Hamburg und Leipzig 1903), das zum hundertjährigen Todestage des Messiassängers erschien, behandelt in eingehender und liebevoller Weise die Lebensgeschichte jener hamburgischen Schulvorsteherin, deren Name, heute fast vergessen, vor hundert Jahren weit über Hamburgs Grenzen hinaus einen guten Klang hatte.

Vgl. Hamburger Nachrichten, 2. Morg.-Ausg. v. 14. Januar 1904 (Nekrolog v. G. Leithäuser); 1. Morg.-Ausg. v. 16. Januar 1904. — Hamburgischer Correspondent, Morg.-Ausg. v. 13. Jan. 1904. — Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 8, Jg. 24, 1904, S. 385—87. — Das literarische Echo, Jg. 7, Hft. 5. v. 1. Dezember 1904 (F. Muncker, Caroline Rudolphi).

Joh. Sass.

Eckermann, Christian Hinrich, Landesbaurat der Provinz Schleswig-Holstein, * 30. November 1833 in Elmshorn, † 8. Juni 1904 in Kiel. — Seine Schulbildung empfing E. in der Volksschule und in dem Privatinstitut des Dr. Stössiger in Elmshorn. Seit 1850 bereitete er sich in Dithmarschen praktisch auf den Landmesserberuf vor und bestand im Frühling 1856 das Landmesserexamen in Kiel. In den beiden folgenden Jahren war er bei den Eindeichungsarbeiten und Stromvermessungen in Norderdithmarschen beschäftigt. Von 1858 bis 1860 besuchte er das Polytechnikum in München, arbeitete von 1861—1864 als Ingenieur im holstein-lauenburgischen Deich- und Wasserbauwesen und wurde im Herbst 1864 als Kgl. Wegebauinspektor in Husum angestellt. Hier lernte er Theodor Storm kennen, und aus der Bekanntschaft entwickelte sich eine Freundschaft fürs Leben. Als Storm den »Schimmelreiter« schrieb, fand er in allen technischen, den Deichbau betreffenden Fragen in dem Freunde einen sachkundigen Berater. Am 1. April 1869 wurde E. zum Kreis-Baubeamten für Norderdithmarschen ernannt und verlegte seinen Wohnsitz nach Heide. Nachdem er im September 1871 den Amtscharakter als Königlicher Bauinspektor erhalten hatte, trat er am 1. April 1876 als Wegebauinspektor in den Dienst der Provinz, die ihn 1894 als Landesbaurat in die Provinzialverwaltung nach Kiel berief. Keinen besseren Händen konnte die Leitung des gesamten Wegebauwesens anvertraut werden, für dessen Förderung und Ausgestaltung E. bis in seine letzte Leidenszeit hinein unermüdlich tätig gewesen ist.

Doch nicht in dem, was er als Beamter geleistet hat, liegt seine eigentliche Bedeutung. Sie ruht in dem stillen, aber um so tieferen Wirken, das von seiner Persönlichkeit ausging. Er war ein durchaus aufrechter Charakter, aufrecht bis zum äußersten. Dieser Grundzug seines Wesens im Verein mit außerordentlichen Geisteskräften verlieh ihm jenes Übergewicht, um dessen willen er im ganzen Lande hohes Ansehen und das unbedingte Vertrauen der Besten genoß. Sein Rat wurde viel begehrt. Der weite Blick, mit dem er überall den großen Zusammenhang der Dinge sah, sein scharfer Verstand und sein reiches, alles Menschliche so tief verstehendes Gemüt ließen ihn auch in schwierigen Fragen das Rechte treffen, während seine warme Herzensfreundlichkeit und sein erquickender Humor ihm aller Herzen gewann. Eine Natur von wahrhaft großer Schlichtheit, allen äußeren Ehren abhold, suchte und fand er den Wert des Lebens einzig im Geistigen. Von Jugend auf erfüllte eine starke Liebe zur Heimat sein Herz —

»O graue Woge, o grüner Strand,
Über alles mir teures Vaterland!«

In seinen Mußestunden trieb E. mit Vorliebe historische Studien. Mit tiefdringendem, Grund und Folge der Erscheinungen scharf erfassendem Verständnis verfolgte er die großen Wandlungen in den Geschicken Schleswig-Holsteins und Deutschlands, die so nahe miteinander verknüpft waren. Mit

Land und Leuten aufs engste vertraut, war er vor allem ein gründlicher Kenner unserer Provinzialgeschichte, die er durch eine Anzahl eigener wertvoller Forschungen bereichert hat. Sie beziehen sich durchweg auf die Geschichte der Eindeichungen an der schleswig-holsteinischen Westküste und sind in verschiedenen Bänden der »Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte« erschienen. E.s handschriftlicher Nachlaß wird in der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek zu Kiel aufbewahrt.

Vgl. Zeitschrift d. Gesellschaft f. Schlesw.-Holst. Geschichte, Bd. 34, 1904, S. 187 bis 189 (Nekrolog nebst Schriftenverzeichnis). — Kieler Zeitung, Ab.-Ausg. v. 8. u. 13 Juni 1904. — Alberti, Schriftstellerlexikon, 1866—1882, Bd. 1, S. 147. Joh. Sass.

Brosius, Ignaz, Kgl. preuß. Eisenbahndirektor, * 29. Juli 1838 zu Burgsteinfurt, † 31. August 1904 in Hannover. — B. hatte sich wissenschaftlich und praktisch für den Eisenbahnmaschinendienst ausgebildet — wissenschaftlich am Polytechnikum in Zürich, praktisch als Schlosser in der Eisenbahnwerkstatt in Paderborn und als Lokomotivführer in Altenbecken, Holzminden und Paderborn. Mit Koch, seinem langjährigen literarischen Mitarbeiter, kam er im Jahre 1865 als Ingenieur zur Westfälischen Eisenbahn, später als Maschinenmeister nach Hannover, 1883 als Vorstand des maschinentechnischen Bureaus nach Magdeburg, wo er bis 1885 blieb. Nach mehrjähriger Beschäftigung bei verschiedenen Betriebsämtern wurde er 1890 zum Eisenbahndirektor ernannt und 1891 zum Vorstand der Eisenbahn-Hauptwerkstatt Breslau berufen: schon im nächsten Jahre erfolgte seine Versetzung nach Harburg und 1895 seine Pensionierung. Er kehrte nach Hannover zurück, wo er denn auch sein Leben beschloß. B. ist besonders bekannt geworden durch seine Werke; »Die Schule des Lokomotivführers« und »Der äußere Eisenbahn-Betrieb«; beide schrieb er gemeinsam mit R. Koch; viel verbreitet sind sein »Illustriertes Wörterbuch der Eisenbahnmaterialien« und seine »Reiseerinnerungen an die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten von Nordamerika«; die »Schule des Lokomotivführers« hat bisher zehn Auflagen erlebt. A. Birk.

Holzmann, Philipp, Baurat, * 10. Dezember 1836 zu Sprendlingen bei Frankfurt a. M., † 14. Mai 1904 zu Frankfurt a. M., ist der bekannte Gründer und langjährige Leiter des Baugeschäfts Philipp Holzmann u. Co. in Frankfurt a. M., das sich durch seine großen technischen Bauten in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in Holland und durch den Bau der Anatolischen Eisenbahn, wie auch durch die Mitwirkung bei den Ausstellungen in Chicago und Paris einen Weltruf erworben hat. H. hat in Darmstadt und Karlsruhe studiert und sich im Baugeschäfte seines Vaters praktisch ausgebildet. Im Jahre 1864 übernahm er selbst in Gemeinschaft mit seinem Bruder dieses Geschäft und führte es nun in stets aufsteigender Linie seiner gegenwärtigen Bedeutung zu. H. besaß einen weiten Blick für große, zeitgemäße Unternehmungen, Geschicklichkeit in der Wahl seiner Mitarbeiter und Beamten, gründliche Kenntnisse in allen Zweigen der Technik und dabei besondere Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft. Er war zuletzt Vorsitzender des Aufsichtsrates seiner Firma, der er sein tatenreiches Leben so erfolgreich gewidmet hatte. A. Birk.

Schübler, Adolf von, kaiserl. Geh. Regierungsrat a. D., * 20. Juli 1829 zu Stuttgart, † 14. Januar 1904 ebenda, erwarb sich durch seine schriftstellerische Tätigkeit auf bautechnischem Gebiete einen hervorragenden Namen. Sch., dessen Vater Bergrat in Stuttgart war, hatte daselbst das Gymnasium und die polytechnische Schule besucht, ging dann nach Karlsruhe, um Redtenbach zu hören und wandte sich zunächst dem Eisenbahnbau in Württemberg und in der Schweiz zu. Studienreisen nach Frankreich und Belgien erweiterten seinen fachlichen Blick und erweckten sein Interesse für Brückenbau, das sich in der — gemeinsam mit dem nachmaligen Professor Fr. Laissle in Stuttgart unternommenen — Herausgabe eines großen Werkes über Brückenbau dokumentierte; dieses in vieler Beziehung grundlegende Werk machte den Namen des jungen Mannes sofort in weiten Fachkreisen bekannt. Nachdem Sch. zwei Jahre bei Brückenbauten in Ungarn beschäftigt gewesen war, trat er 1859 in den württembergischen Staatseisenbahndienst, in dem er bis zum deutsch-französischen Kriege verblieb und zahlreiche Neubauten leitete. Im Jahre 1870 wurde Sch. Eisenbahndirektor und Mitglied der Kaiserlichen Generaldirektion der Eisenbahnen in Straßburg; in dieser Stellung entfaltete er eine ungemein lebhafte und fachlich ersprießliche Tätigkeit bei dem Ausbau der wichtigsten Bahnhöfe und Werkstättenanlagen dieses Bahnnetzes, sowie beim Bau neuer Nebenbahnen und der besonders wichtigen Erzbahnen in Luxemburg, für welchen Direktionsbezirk ihm das technische Dezernat übertragen worden war. Schon im Jahre 1872 hatte Sch. eine größere Abhandlung über Nebenbahnen erscheinen lassen, in der er die große wirtschaftliche Bedeutung derartiger Bahnen eingehend nachwies. Dieser Schrift folgten im »Zentralblatt der Bauverwaltung« und in der »Zeitschrift für Bauwesen« Untersuchungen über die Widerstände der Eisenbahnfahrzeuge im wagrechten Gleis (1881), über den Begriff der virtuellen Längen (1884 — eine sehr bemerkenswerte Studie), über die Bestimmung der Festigkeitskoeffizienten für Eisenbauten (1885, gemeinsam mit Laissle), über die Gefällverhältnisse auf Ablaufgleisen (1888), über die Berechnung von Eisenkonstruktionen (1889, in Verbindung mit Laissle), über die Dauer von Eisenbahnschienen aus hartem und weichem Stahl (1893) und über den Einfluß der Steigungsverhältnisse (1893). Körperliche Leiden zwangen Sch., der 1887 den Charakter als Geheimer Regierungsrat erhalten hatte und dem hohe württembergische und preußische Auszeichnungen, u. a. auch der persönliche Adel verliehen worden waren, schon 1897 in den Ruhestand zu treten. Seine literarischen Arbeiten zeugen gleich seiner praktischen Tätigkeit für umfassendes Wissen und seltener Arbeitsfreudigkeit — dagegen scheint es ihm im dienstlichen Verkehr, trotz seiner vornehmen Gesinnung, versagt gewesen zu sein, die Zuneigung seiner Mitarbeiter und Untergebenen zu gewinnen.

»Zentralbl. der Bauverw.« 1904, S. 36. A. Birk.

Pichler, Max Ritter von, k. k. Sektionschef, * 2. November 1839 zu Wien, † 30. Mai 1904 ebenda. — Nach Zurücklegung der technischen Studien trat P. im Jahre 1861 in den Dienst der österr. ungar. Staatseisenbahn-Gesellschaft, wo sich seine ungewöhnliche technische und organisatorische Begabung sehr bald Bahn brach und durch Berufung auf einen wichtigen Posten anerkannt wurde. Dennoch verließ P. diese Bahngesellschaft und trat als Zentral-

inspektor in den Dienst der ungarisch-galizischen Eisenbahn (1871), deren Verkehrsdienst er organisierte und deren gesamte Verwaltung er als Direktor bis zu der im Jahre 1889 erfolgten Verstaatlichung leitete; in dieser Eigenschaft wurde ihm 1878 der Titel eines Regierungsrates, 1882 der Orden der eisernen Krone III. Klasse, im selben Jahre der Ritterstand und 1884 der Titel eines Hofrates verliehen

Mit dem Übertritt in den Staatseisenbahndienst eröffnete sich ihm sehr bald durch seine Ernennung zum Vorstande der neugeschaffenen Lokalbahnabteilung ein ergiebiges Gebiet organisatorischer Tätigkeit, das sich noch erweiterte, als er im Jahre 1896 mit der Leitung der technischen Sektion des Eisenbahnministeriums betraut wurde. In dieser Stellung fand er vollauf Gelegenheit, seine auf allen Gebieten des Eisenbahnwesens gesammelten Erfahrungen und seine Kenntnis der Details der einzelnen Zweige desselben, namentlich jener des technischen Verkehrsdienstes nachdrücklich und erfolgreich zur Geltung zu bringen, auf das richtige Ineinandergreifen der Tätigkeit der ihm unterstellten technischen Ressorts und auf die zielbewußte Zusammenfassung ihrer Funktionen mit kundigem Blicke hinzuwirken und die durch den Verkehrsaufschwung gebotenen Reformen mit weiser Energie durchzuführen. Auf seine Anregung und Mitwirkung sind zurückzuführen: Die Einführung der Zugfolge im Raumabstand, die einheitlichen Bestimmungen für die Bauart der Betriebsmittel, die Verbreitung der selbsttätigen Bremse usw. Seine umfangreiche Wirksamkeit fand in der Verleihung des Eisernen Kronenordens II. Klasse und des Kommandeurkreuzes des Leopoldordens Allerhöchste Anerkennung. P. war auch literarisch tätig und hat in verschiedenen Zeitschriften wiederholt Abhandlungen betriebstechnischen Inhaltes veröffentlicht. Er war ein außerordentlich lauterer und liebenswürdiger Charakter, der streng gegen sich selbst, immer nachsichtig gegen die Fehler Anderer war und die Verdienste seiner Mitarbeiter stets freudig anerkannte.

Wochenschrift für den öffentlichen Baudienst 1904, S. 484; mit Bild. A. Birk.

Ott, Karl Edler von, Regierungsrat, * 18. April 1835 in Chotka bei Kiritein (Mähren), † 23. August 1904 in Brünn — ein Mann, der in den weitesten Kreisen der Ingenieure Österreichs als Lehrer verehrt und geschätzt wurde. Der Sohn eines Fürst Lichtensteinschen Försters, absolvierte er die Oberrealschule und die Technik in Wien, erwarb die Lehrbefähigung für Physik und Maschinenlehre, darstellende Geometrie und Stenographie an Oberrealschulen und wurde am 1. Oktober 1856 Supplent an der Oberrealschule in Olmütz. Vom Februar 1862 an wirkte er als Professor an der deutschen Oberrealschule in Prag, von wo er bei der Gründung der zweiten deutschen Oberrealschule daselbst (1873) als Leiter beziehungsweise Direktor an diese übertrat. Hier wirkte er bis zu seiner Pensionierung (1900) mit größtem Erfolge. O. war im Jahre 1864 als honorierter Dozent für Baumechanik an die deutsche technische Hochschule in Prag berufen worden und übte diese Lehrtätigkeit bis zu seinem Tode aus, der ihn plötzlich in voller Rüstigkeit auf einer Reise nach Brünn ereilte. In Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete des Mittelschulunterrichtes wurden ihm wiederholt ehrende und auszeichnende Anerkennungen zuteil. O. war auch literarisch erfolgreich tätig; am bekanntesten sind seine »Bau-

mechanik«, die zum Teile schon in dritter Auflage, und seine »Graphische Statistik«, die bereits in vierter Auflage erschienen ist und in fremde Sprachen übersetzt wurde. Ein großer Naturfreund und leidenschaftlicher Jäger bewahrte er sich bis zu seinem Tode geistige Frische und Regsamkeit, seinen Schülern brachte er stets großes Wohlwollen entgegen und ein lebhaftes Interesse, das auch über die Hochschule hinaus andauerte.

Wochenschrift für den öffentlichen Baudienst 1904, S. 675. A. Birk

Weitbrecht, Karl, Dichter und Literarhistoriker, * 8. Dezember 1847 in Neu-Hengstett, † 10. Juni 1904 in Stuttgart. — Geboren als Sohn eines Pfarrers in dem Waldenserdorf Neu-Hengstett bei Calw im württembergischen Schwarzwald, wurde W. frühe zum Theologen bestimmt und erhielt seine Ausbildung im niedern theologischen Seminar in Blaubeuren, von 1865 an im »Stift« in Tübingen. Nach einigem Schwanken, ob er nicht zu einem andern Fach übergehen solle, blieb er, dem Wunsch der Eltern entsprechend, schließlich doch bei der Theologie, da die Mittel zum Studium außerhalb des Stifts fehlten und er dort außer Theologie nur klassische Philologie hätte studieren können; zu dieser aber hatte er »ungefähr gerade so viel oder wenig Neigung wie zur Theologie«. Im Herbst 1869 erstand er das theologische Examen und fand nun an verschiedenen Orten Württembergs unständige Verwendung im Kirchendienst. In dieser Vikariatszeit entstanden 1870/71 seine »Lieder von einem, der nicht mitdarf«; weitere Gedichte Weitbrechts, poetische Stimmungsbilder zu Zeichnungen von Hugo Knorr, erschienen 1873 in dem Prachtwerk »Was der Mond bescheint«.

Eine feste Anstellung, die ihm die Begründung seines Hausstandes erlaubte, erhielt er 1874 als zweiter Stadtpfarrer in Schwaigern bei Heilbronn. Die 12 Jahre, die er in dem stillen Landstädtchen zubrachte, verliefen ohne bedeutendere äußere Anregung oder Abwechslung, aber sie waren reich an innerem Erleben und der größere Teil seiner dichterischen Produktion fällt in diese Zeit. Sein »Liederbuch« erschien, jedesmal vermehrt, in 3 Auflagen, zuletzt (1880) unter dem Titel »Gedichte«. Mit Eduard Paulus zusammen gab er 1883 ein »Schwäbisches Dichterbuch« heraus, in welchem das damalige dichtende Schwaben ziemlich vollständig und zum Teil trefflich vertreten war. Im Jahre 1876 übernahm er die Redaktion des »Neuen deutschen Familienblatts«, die er bis zu seinem Weggang von Schwaigern besorgte. In diesem Wochenblatt veröffentlichte er viele seiner Gedichte zum erstenmal, vor allem aber eine ganze Reihe von Erzählungen, zum Teil unter dem Namen Gerhard Sigfrid. Außerdem schrieb er für das »Familienblatt« neben anderem die politische Wochenrundschau und eine Reihe von volkstümlich gehaltenen Artikeln über die Sozialdemokratie, die 1879 auch in Buchform erschienen unter dem Titel »Was ist's mit der Sozialdemokratie?« Auch in »Kalendergeschichten« legte er den Beweis ab, daß er das Zeug zu einem volkstümlichen Schriftsteller besaß, und noch im Jahr vor seinem Tode bereitete es ihm große Freude, daß ihm für eine Kalendergeschichte der vom »Lahrer Hinkenden Boten« ausgeschriebene Preis zuerkannt wurde.

Noch in den Anfang der siebziger Jahre fällt die Entstehung seiner ersten Dialekterzählung »'s Burgamoischters Hansjörg«, angeregt durch die in einem befreundeten Kreis aufgeworfene Frage, ob auch die schwäbische

Mundart sich eigne zu erzählender Darstellung in der Art Fritz Reuters. Bis dahin war das Schwäbische in Erzählungen nur im Munde der Sprechenden und zu deren Charakteristik verwendet worden, und auch hier mit Rücksicht auf die Allgemeinverständlichkeit meist nur in abgeschwächter, dem Schriftdeutschen angenäherter Form; die Brüder Weitbrecht waren die ersten, welche die Erzählung selbst in der Mundart gaben. Bald folgten dieser ersten Geschichte weitere, die dann zusammen mit den Erzählungen seines jüngeren Bruders Richard als »Gschichta-n aus-em Schwôbaland« 1877 erschienen und wiederholt aufgelegt wurden. 1884 folgten »Nohmôl Schwôbagschichta« der beiden Brüder, in denen Karl aber nur mit 2 Erzählungen vertreten war, darunter die rührende Kindergeschichte »Vom Lisle«.

Während sein Bruder Richard die Gattung der mundartlichen Erzählung noch weiter pflegte, wandte sich Karl Weitbrecht nunmehr ausschließlich der Erzählung in der Schriftsprache zu. Eine Anzahl der im »Deutschen Familienblatt« erschienenen Erzählungen, die als gesunde Volkskost Verbreitung verdienten, sammelte er 1884 in seinem »Geschichtenbuch«. Schon 1882 aber hatte er den Flug höher gewagt und unter dem Titel »Verirrte Leute« sechs Novellen herausgegeben. 1885 folgte der ebenfalls im Familienblatt zuerst erschienene »Kalenderstreit von Sindringen«, dessen Inhalt zum Teil auf handschriftlichen Quellen beruhte, und 1886 die Novellensammlung »Heimkehr«.

Außer diesen Büchern fallen in die Pfarrzeit noch einzelne ungedruckt gebliebene Dichtungen, wie die in der Reformationszeit spielende Erzählung in Versen »Magister Ludwig« und außer einer Anzahl unvollendeter Dramen und einem kleinen Lustspiel das Trauerspiel »Sigrun«. So erweisen sich diese Jahre des Pfarramts als die produktivste Zeit seines Lebens. Sie waren aber auch eine Zeit der Erweiterung und Vertiefung seiner literarischen, philosophischen und theologischen Kenntnisse. Die Überzeugungen, welche sich durch diese Studien immer mehr in ihm befestigten, brachten ihn in tiefen inneren Zwiespalt mit dem ihm obliegenden kirchlichen Amt, der in manchen seiner Gedichte ergreifenden Ausdruck gefunden hat und auch zu Reibungen mit seinem nächsten kirchlichen Vorgesetzten führte, so daß er sich mehr und mehr hinaussehnte aus einer ihm zur Qual gewordenen Lage.

So ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, aus unbefriedigenden Verhältnissen wegzukommen, als sich ihm 1886 die Möglichkeit eröffnete, nach Zürich überzusiedeln als Rektor der höheren Töchterschule und des Lehrerinnenseminars. Frei von kirchlichen Verpflichtungen hatte er dort in der Schule beim Großmünster Unterricht zu erteilen in deutscher Sprache und Literatur, sowie in Pädagogik. Nach der Enge aller Verhältnisse seines bisherigen Wirkungskreises atmete er auf, als ihm vergönnt war, in das anregende Leben der auch in landschaftlicher Hinsicht bevorzugten Stadt einzutreten. Die freiere Luft, in der er sich in der Schweiz bewegen konnte, tat ihm überaus wohl, und es ist kein Zweifel, daß er ihr viel verdankt. Von dichterischen Werken veröffentlichte er in diesen Jahren 1890 die Sammlung »Sonnenwende«, die außer neuen Gedichten das Trauerspiel »Sigrun« enthielt, und 1892 die in Zürich entstandene »Phaläna« mit dem satirischen Anhang »Seefahrt«. Bedeutete die Übersiedelung nach Zürich für W. unzweifelhaft eine außerordentliche Förderung, so war doch seine Lage bei den an sich

schon und vollends für eine große Familie sehr bescheidenen Gehaltsverhältnissen nicht völlig befriedigend. Dazu kam, daß er, der Stockschwabe, eben ganz und gar in seiner Heimat wurzelte und wirklich engere Beziehungen nur mit seinen Freunden in Schwaben unterhielt. So war es wiederum eine erwünschte Wendung seines Geschicks, als W., der sich im Herbst 1892 am Züricher Polytechnikum habilitiert und mit einer Antrittsvorlesung über »Die Nibelungen im modernen Drama« eingeführt hatte, auf den um dieselbe Zeit durch den Hingang von Julius Klaiber erledigten Lehrstuhl für Ästhetik und deutsche Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart berufen wurde.

Im Frühjahr 1893 begann er hier seine Vorlesungen, die auch von Zuhörern aus der Stadt stark besucht waren. Er behandelte vornehmlich die klassischen Dichtungen des Mittelalters, die Literatur der Reformationszeit, Lessing, Goethe und vor allem Schiller und die Literatur des 19. Jahrhunderts; außerdem hielt er Vorlesungen über die Ästhetik der Dichtkunst und Einführung in die Ästhetik, sowie Redeübungen. Als Früchte seiner Studien für diese Vorträge veröffentlichte er in der Folge eine Reihe literarhistorischer und ästhetischer Schriften. Wie in den Vorlesungen so erwies er sich auch in diesen als ein Mann der ausgesprochensten Sympathien und Antipathien, die er mit starkem Wort zu vertreten liebte. Daß er in diesen Schriften herrschenden Zeitströmungen entgegentrat, trug dazu bei, ihnen mehr oder minder den Stempel von Kampfschriften aufzudrücken. Dieser Charakter prägte sich noch schärfer aus durch den energischen Gang und Klang seiner Prosa, der man anfühlt, daß hinter ihr ein Mann steht und nicht ein bloßer Schreiber. Sie gehört zu der besten aus neuerer Zeit; klar und bestimmt schreitet sie vorwärts und in veranschaulichenden Bildern und treffenden Vergleichen verrät sie die dichterische Anlage des Verfassers.

Das erste dieser Werke »Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe« (1895) ließ schon im Titel den Geist des Widerspruchs verspüren. »Wenn man den bestimmten und scharfen Eindruck davon haben will, was der Genius der deutschen Nation mit Goethe und in Goethe wollte, so muß man diesseits von Weimar bleiben. — Hier haben wir den Dichter Goethe, wie ihn die Natur wollte und wie sein individuelles Naturell sich selbst wollte, ehe der klassizistische Ästhetiker seiner Dichtung die Wege wies.« »Die ersten 10 Jahre in Weimar haben den Dichter um sich selbst gebracht, und als er sich selbst wieder suchte, hat ihn — grob gesagt — die Antike übertölpelt.« Unter diesem Gesichtspunkt behandelt W. die »Diesseits von Weimar« entstandenen Dichtungen Goethes, nachdem er vorausgeschickt hat: »Wer neue Forschungen nach der Methode der modernen Goethephilologie erwartet, möge das Buch ungelesen lassen. Der Verfasser ist ein altmodischer Mensch und meint, was man heute über Goethe wisse, sei schon beträchtlich mehr, als man brauche, um ihn zu verstehen.« Es geht nun freilich nicht an, die Entwickelung Goethes von der Übersiedelung nach Weimar an als eine Entgleisung, eine Abirrung von der ihm eigentlich gewiesenen Bahn zu bezeichnen, und die »Kärrnerarbeit« der »zünftigen Goethegelehrsamkeit unserer Tage« darf doch nicht so gering eingeschätzt werden, wie hier von W. geschieht. Allein wenn dies auch gesagt werden muß, so wird ein unbefangener Leser des Buches doch nicht verkennen, daß selbst in manchen zu weit gehenden Aufstellungen ein gutes

Stück Wahrheit steckt und daß hier über den Dichter Goethe ein Mann urteilte, dem die Psychologie des dichterischen Schaffens nicht ein Buch mit sieben Siegeln war und der sich gleich weit entfernt hielt von bloßem ästhetischem Geschwätz wie von öder Mikrologie.

Sein nächstes Werk »Schiller in seinen Dramen« (1897), dem Schwäbischen Schillerverein gewidmet, durfte sich ungeteilterer Zustimmung erfreuen, vor allem in den Kreisen, die es begrüßten, auch einmal wieder ein entschiedenes Wort für Schiller zu vernehmen, nachdem es lange genug zum guten Ton gehört hatte, für Schiller nur noch frostige Höflichkeit übrig zu haben. W. behandelt hier Schiller als Tragiker, der »sich in seiner eigentümlichen Wucht und Größe nur dem Auge ganz offenbart, das ethische und ästhetische Werte ungetrennt in Einem zu messen vermag«. Das Buch bleibt ein hoch verdienstvolles Werk trotz einzelner Vorbehalte, die man da und dort wird machen müssen. In einer Zeit des nervösen Feminismus wies es nachdrücklich hin auf den Willensmenschen Schiller, eine Herrennatur im besten Sinne des Wortes, dessen vielangefochtener Idealismus wesentlich auch darin bestand, daß er die realen Lebensinteressen nicht unter dem engen Gesichtswinkel des Alltags, der vorübergehenden Tendenzen einer kleinen Zeitspanne ansah. In dem Buche »Schiller und die deutsche Gegenwart« (1901), einer Sammlung von Reden und Aufsätzen, bejahte W. nochmals aufs energischste die von mancher Seite verneinte Frage, ob Schiller für unsere Zeit noch etwas bedeute, wenn er auch ruhig preisgibt, was auch an Schiller, wie an jedem Großen, vergänglich ist, und durchaus nicht meint, Schiller müsse uns nun in seiner dramatischen Technik und seinem dramatischen Stil schlechthin vorbildlich sein. Es entströmt dem innersten Wesen W.s, wenn er ausführt, wie das deutsche Volk angesichts seiner Weltaufgaben gerade jetzt einen Dichter brauche wie Schiller, zu dem es auch immer wieder zurückgekehrt sei, wenn es ihm nottat, sich in seinen besten Lebenskräften zu sammeln zu energischer Selbstbehauptung. In dem Buch »Das deutsche Drama, Grundzüge seiner Ästhetik« (1900) legte er seine Anschauungen über dramatische Stoffe und Charaktere, über Komposition und Sprache des Dramas nieder und setzte sich dabei auseinander mit dem zeitgenössischen Drama. Den modernen Zustandsbildern in dialogisierter Form spricht er die Bezeichnung Drama überhaupt ab, da sie nicht »einen zum Spiel gestalteten Willenskonflikt« vorführen. Das Werk ist reich an feinen Hinweisungen darauf, wo es dem modernen Drama im innersten Grunde fehlt.

1901 erschien in der Sammlung Göschen in 2 Bändchen eine »Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts«, 1902 eine »Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit«. Übersichtlich gruppiert werden hier, bei aller Knappheit, Richtungen und Persönlichkeiten scharf umrissen vorgeführt in straffer, klarer und frischer Darstellung. Denen, die seine früheren Schriften kannten, konnte es nicht unerwartet kommen, daß er in der »Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts« aufs bestimmteste und mit starkem ethischen Pathos sich gegen die naturalistische und die neurasthenisch dekadente Literatur der neuesten Zeit wandte und gegen die Dichter, die keine wirklich durchgebildeten ethischen Persönlichkeiten sind, denen die menschliche und darum auch die künstlerische Wahrhaftigkeit fehlt. So sehr er aber im Recht ist, wenn er vom Dichter inneres Anschauungsvermögen und schöpferische

Phantasietätigkeit und dazu tief innerliches Erleben des Lebens verlangt und nicht aus bloß äußerlicher Beobachtung hervorgezogene Milieuschilderung, so erscheint sein Urteil über die neueste deutsche Literatur doch vielfach allzu schroff. In herber Einseitigkeit verschließt er sein Auge gegen unzweifelhaft vorhandene Ansätze zu neuem Guten und auch gegen unleugbare Fortschritte in der Technik der Darstellung.

Durch diese literarhistorischen Schriften ist W.s Name außerhalb Württembergs weit mehr bekannt geworden als durch seine eigenen Dichtungen. Er war geneigt, seinem streitbaren Auftreten gegen die zünftige Behandlung der Literaturgeschichte und gegen die moderne Literaturbewegung einen größeren Einfluß auf die Würdigung seines dichterischen, besonders seines dramatischen Schaffens durch norddeutsche Kritiker zuzuschreiben, als tatsächlich angenommen werden darf, da auch die Aufführungen seiner Dramen in der Heimat im wesentlichen das Urteil bestätigten, daß seinem heißen Ringen auf diesem Gebiet ein voller Erfolg nicht beschieden sein könne. Nach verschiedenen dramatischen Versuchen und Entwürfen behandelte er 1884 in dem Trauerspiel »Sigrun« einen Stoff, den er schon früher in einem Zyklus von Gedichten gestaltet hatte. Zur Aufführung gelangte das 1886 als Manuskript gedruckte Trauerspiel 1895 in Stuttgart, 1896 auch in Hannover. Es versetzt die sagenhafte Handlung in das Jahr 9 n. Chr. und auf suevischen Boden und ist der Gruppe der Hermannsdramen in weiterem Sinne beizuzählen. Gewaltige Leidenschaften schreiten durch dieses Drama der Blutrache, aber trotz einer Reihe packender und auch bühnenwirksamer Szenen vermochte der dem modernen Empfinden allzu fern liegende Gegenstand tiefere Anteilnahme doch nicht zu erwecken. — 1895 vollendete W. ein früher begonnenes Lustspiel in Versen »Dr. Schmidt«, das im Jahr darauf im Berliner Schillertheater und im Stuttgarter Hoftheater aufgeführt wurde. Es hat eine Episode aus Schillers Aufenthalt in Oggersheim bei Mannheim zum Gegenstand. Schiller selbst bleibt fast ganz im Hintergrund; die Hauptfigur ist ein Gewürzkrämer und Schillerenthusiast. Der Stoff, der freilich für ein Lustspiel in 3 Akten doch zu wenig ergiebig war, bot W. Gelegenheit, das Schwärmen für einen Dichter zu geißeln, das nicht fähig ist, etwas für ihn zu tun und wenn er es noch so nötig hätte. Die Stimmung, aus der die Novelle »Phaläna« erwuchs, hat hier in anderer Weise ihren Ausdruck gefunden. — 1896/97 schrieb W. das Trauerspiel »Schwarmgeister«, das im Jahre 1900 in Berlin und in Stuttgart zur Darstellung gelangte. Zugrunde liegt derselbe Stoff, den Heinrich v. Kleist in seiner Erzählung »Michael Kohlhaas« behandelt hatte und zu dem die von Burkhardt veröffentlichten Akten des Kohlhaasprozesses neue Motive boten. Der Kampf des Kohlhaas um sein Recht wächst empor zu einem Kampf ums Recht überhaupt, so daß er als Vertreter aller um ihr Recht Kämpfenden erscheint. Daß der Held immer wieder von der hysterischen Wiedertäuferin Elsbeth angetrieben werden muß, schädigt den Eindruck des Ganzen; doch übten bei der Aufführung einzelne Szenen und besonders der 3. Akt eine starke Wirkung aus. — Sein letztes Drama »Die Jagd im Schönbuch«, den Konflikt zwischen Herzog Ulrich von Württemberg und Hans von Hutten behandelnd, einen Stoff, mit dem er sich schon viele Jahre früher getragen, ist Manuskript geblieben.

Unbestrittener war sein Erfolg auf dem Gebiete der Erzählung. Seine

Novellen, die eine nicht geringe Kraft künstlerischer Gestaltung verraten, sind vielfach aus den äußeren und inneren Erlebnissen seiner Pfarrzeit herausgewachsen, wie »Das Grab in der Reihe«, »Des Bildhauers Lehrgeld«, »Der zerrissene Kirchenrock«, die zu seinen besten Erzählungen gehören. Bei einzelnen mag der Verbreitung über die Heimat des Dichters hinaus das im Wege stehen, daß sie sich ganz in der schwäbischen Kleinwelt bewegen. Die Krone seiner erzählenden Poesie ist die in Zürich entstandene Novelle »Phaläna«. Es ist ein Lebensbuch, sein Lebensbuch; auch wer das Autobiographische nicht herauszulesen weiß, wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß warmes Lebensblut hier schmerzlich verströmt. Die einzelnen Szenen und Persönlichkeiten in dieser Geschichte der »Leiden eines Buches« sind aufs anschaulichste gegeben; die Sprache ist bald mit beißendem Hohn getränkt, bald mit der weichsten Stimmung, in die auch die eingestreuten prächtigen Gedichte getaucht sind. — 1898 ließ er nach längerer Pause noch die »Geschichten eines Verstorbenen« erscheinen, drei Erzählungen, die er einem im Jahr zuvor verstorbenen Freunde in den Mund legte.

Sein Vermächtnis als Lyriker hat W. selbst in einem Band »Gesammelte Gedichte« (1903) vereinigt. Mit großer Strenge gegen sich und vor allem darauf bedacht, nur das für ihn Charakteristische aufzunehmen, hat er aus seinen früher erschienenen Gedichtsammlungen unter Hinzufügung einiger wenigen neueren Gedichte diese Auswahl zusammengestellt, die sich dem Besten der schwäbischen Lyrik des 19. Jahrhunderts an die Seite stellen darf. Diese Gedichte erzählen uns von seines Lebens Freuden und Enttäuschungen, Kämpfen und Nöten, von seinem Lieben und Hassen, seinem Zweifeln und Glauben, seinem Hoffen und Entsagen. Es sind viele Töne und Tonarten, die uns aus diesem Band entgegenklingen, doch hat seine Lyrik vorwiegend einen starken metallischen Klang, von den schmetternden Trompetenstößen seiner jugendlich vorstürmenden Kriegslieder bis zu dem ergreifenden, willensstark hervorgestoßenen Mahnruf an sich selbst: »An deine Arbeit, Mensch, und hoch den Mut!«, mit welchem das Buch schließt, das seine letzte Gabe werden sollte.

Denn die Krankheit, die er in diesem Gedicht nicht Wort haben wollte, sollte ihn nicht mehr freigeben; langsam aber unaufhaltsam griff das schwere Leiden um sich. Im Schwarzwald hoffte er Wiederherstellung seiner zusammenbrechenden Kräfte zu finden. Nach einigen Wochen trat jedoch eine plötzliche Verschlimmerung in seinem Befinden ein, so daß er als Sterbender nach Stuttgart zurückgebracht wurde. In der Frühe des 10. Juni 1904 schlossen sich für immer die einst so scharfen Augen mit dem eigentümlich funkelnden Blick. Eine Säule mit seinem Reliefbild von der Hand seines Sohnes bezeichnet W.s Ruhestätte auf dem Pragfriedhof in Stuttgart.

Schwäbische Chronik vom 13. Juni und 20. Juli 1904. — Deutsche Zeitung vom 11. Juni 1904 (Karl Berger). — Tägliche Rundschau vom 30. Juni 1904 (Th. Klaiber). — Karl Weitbrecht (Reden am Grabe), Stuttgart, Steinkopf, 1904. Otto Güntter.

Koester, Karl, Professor der pathologischen Anatomie in Bonn, * 2. April 1843 zu Dürkheim a. d. H., † 2. Dezember 1904. — K. studierte in München, Tübingen und in Würzburg, wo er v. Recklinghausens Schüler und — nach der 1867 erfolgten Promotion — Assistent war. 1869 dortselbst habilitiert,

wurde er 1872 als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und allgemeinen Pathologie nach Gießen, 1874 in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen. K. gehörte zu den angesehensten Pathologen der Neuzeit. Seine Hauptarbeiten sind: »Entwicklung der Karzinome« (Würzburg 1869) — »Über tuberkulöse Gelenkentzündung« (Virchows Archiv XLVIII). Später veröffentlichte K. noch mehrere Abhandlungen über Tuberkulose im allgemeinen, über Gefäßerkrankungen und die Entstehung des Aneurysmas, über chronische, produktive Entzündung, Endokarditis, kompensatorische Hypertrophie, namentlich des Herzens und der Nieren, sowie die Monographie »Über Myokarditis« (Bonn 1888).

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 470. Pagel.

Spiess, Alexander, Hygieniker zu Frankfurt a. M., * 6. April 1833, † 1. Februar 1904 daselbst. — S. war ein Sohn des hervorragenden Frankfurter Arztes Gustav Adolf Spiess (1802—75). Er studierte in Göttingen, wurde 1856 *Dr. med.*, wirkte 1859—83 als prakt. Arzt in Frankfurt, seit 1883 als Stadtarzt, war außerdem ständiger Sekretär des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege seit dessen Gründung 1873, redigierte seit 1866 die »Jahresberichte über die Verwaltung des Medizinalwesens der Stadt Frankfurt« und die »Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege«, 1870 bis 1885 mit Varrentrapp, seit 1886 mit Pistor (Berlin). S. hat sich besonders um die hygienischen Verhältnisse seiner Vaterstadt ein großes Verdienst erworben und zur Hebung der Gesundheitspflege auch als Wissenschaft in Deutschland durch seine erwähnte literarische und Vereinstätigkeit sehr viel beigetragen. Es finden sich von ihm zahlreiche medizinisch-statistische und hygienische Aufsätze in beiden genannten Zeitschriften, seit 1871 jährlich Repertorien der in- und ausländischen hygienischen Literatur in der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege u. v. a.

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 480. Pagel.

Sternfeld, Alfred, Zahnarzt in München, * 1858, † 15. Februar 1904, war ein tüchtiger Literarhistoriker der Zahnheilkunde und einer der tüchtigsten und bekanntesten Zahnärzte Münchens. Er veröffentlichte u. a. die Abhandlungen: »Bißarten und Bißanomalien« sowie »Über die sogenannte frühzeitige Extraktion des sechsjährigen Molaren«.

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 481. Pagel.

Bennecke, Erich, Chirurg in Berlin, * 1864 zu Karlsberg bei Mansfeld, † 2. August 1904 in Berlin. — B. studierte seit 1883 in Halle, Marburg und Berlin. 1889 approbiert, wurde er 1890 Assistent von Marchand in Marburg, später bei König in Göttingen, mit dem er 1895 nach Berlin übersiedelte, um hier 1899 als Nachfolger des nach Basel berufenen Hildebrand die chir. Poliklinik an der Charité zu dirigieren. 1902 wurde B. zum Extraordinarius befördert. Er starb an den Folgen der Blutvergiftung. B. publizierte: »Zur Entstehungsweise der Kiefer-Cysten« (Diss. Halle 1891), Arbeiten über gonorrhoische Gelenksentzündung, über den feineren Bau der Kiefergeschwülste, Unterleibshernien u. a. Für Unterrichtszwecke schrieb B. einen Leitfaden der chirurgischen Operationen. Pagel.

Thierfelder, Benjamin Theodor, Professor der Medizin in Rostock, * am 10. Dezember 1824 in Meißen, † am 7. März 1904. — T. war ein Sohn des bekannten, auch um die medizinische Geschichtspflege hochverdienten Meißner Arztes Johann Gottlieb Thierfelder (1799 bis 1867). Er studierte seit 1846 in Leipzig, wurde daselbst *Dr. phil.* und 1848 *Dr. med.* mit der Diss: »*Leges cibariae complurium nosocomiorum et ergastulorum praecipue quantitatis alimentorum ratione habita inter se comparatae*«, war anfangs in Leipzig Arzt und Kustos der Universitäts-Bibliothek, habilitierte sich 1850, wurde 1851 Assistent der medizinischen Klinik, 1855 Professor e. o. der Medizin in Rostock, 1856 Professor ord., 1858 Medizinalrat, 1860 Ober-Medizinalrat und ordentliches Mitglied der Großherzogl. Medizinal-Kommission, schließlich Geh. Medizinalrat, Direktor der medizinischen Klinik und Senior der Rostocker medizinischen Fakultät. T. feierte 1898 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Die Titel einiger seiner literarischen Arbeiten sind: »*Bronchitis crouposa*« (Archiv für physiologische Heilkunde XII) — »Beiträge zur Lehre vom Typhus mit vorzüglicher Berücksichtigung der Hautwärme der Typhuskranken« (Ib. XIV) — »Ein Fall von Leukämie« (Ib. 1856, zusammen mit P. Uhle) — »Über die Harnstoffausscheidung im *Diabetes mellitus*« (Ib. 1858) — »Gastroduodenalfistel infolge von corrosiv. Magengeschwür« (D. Arch. für klin. Med. IV) u. a. m. Auch bearbeitete T. für v. Ziemssens Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie (VIII, 1. Abt.) den Abschnitt: »Physikalisch-diagnostische Vorbemerkungen zu den Leberkrankheiten«. T. war ein tüchtiger Kliniker, gleich verdienstvoll als Lehrer wie als Forscher.

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 481. Pagel.

Bartels, Max, Arzt und Anthropolog, * 26. September 1843 in Berlin, † 22. Oktober 1904. — B. war der Sohn des dirigierenden Arztes von Bethanien, Geh. Sanitätsrates Christian August B. (1805—1872) in Berlin, beabsichtigte anfangs der Soldatenlaufbahn sich zu widmen, mußte ihr jedoch aus Mangel an den erforderlichen körperlichen Eigenschaften entsagen. B. studierte Medizin in Berlin und erlangte daselbst 1867 die medizinische Doktorwürde mit der Dissertation: »Über die Bauchblasengenitalspalte, einen bestimmten Grad der sogenannten Inversion der Harnblase.« 1868 approbiert, bildete er sich in Wien weiter aus und trat 1869 als Assistent in Bethanien ein, wo er bis 1872 verblieb, um sich dann in Berlin als Praktiker ansässig zu machen. Er erlangte eine ausgebreitete Praxis und gehörte zu den angesehensten und beliebtesten Ärzten Berlins. 1899 wurde er zum Geheimen Sanitätsrat und 1903 zum Professor ernannt. Wissenschaftlich arbeitete B. besonders auf dem Gebiete der Anthropologie. Er veröffentlichte Abhandlungen über abnorme Behaarung, geschwänzte Menschen u. a. Außerdem gab er von der 2. Auflage ab das bekannte Werk von Ploss »Das Weib in der Natur- und Völkerkunde« heraus, das er bis zur 8. Auflage unter stets steigender Erweiterung und Verbesserung in zwei sehr voluminösen Bänden mit Hunderten von Abbildungen fortführte. Das Erscheinen der 8. Auflage (Leipzig 1905) hat er nicht mehr erlebt. Statt der Vorrede findet sich hier ein pietätvoller Nekrolog aus der Feder des Sohnes von B., des ebenfalls bereits mit geschätzten anthropologischen Arbeiten hervorgetretenen Dr. Paul B., des gegenwärtigen Herausgebers des Werkes. — B. bekleidete zahlreiche

Ehrenämter in der Gemeinde, wie in mehreren wissenschaftlichen Körperschaften und machte sich auch um die Förderung der ärztlichen Standesinteressen verdient. Pagel.

Beschorner, Oskar, Halsarzt in Dresden, * 20. März 1843, † nach langem Leiden 27. Juli 1904. — B. studierte in Leipzig und Freiburg i. Br., nahm 1866 am Feldzuge teil, war Assistent von Walter und Fiedler in Dresden, ließ sich hier 1869 nieder, anfangs als allgemeiner Praktiker, widmete sich dann in Wien der Kehlkopfsheilkunde unter v. Schroetter und in Tübingen unter v. Bruns und war einer der gesuchtesten Laryngologen, »der führende Kehlkopfarzt Dresdens«, auch kgl. sächs. Hofrat. Er veröffentlichte mehrere Abhandlungen als Vorträge, so über: Laryngoskopie, ein Vierteljahrhundert Eigentum der praktischen Medizin 1883/84, über Husten, Heufieber, Bauchrednerkunst, essentielle fibrinöse Bronchitis, Diagnose des Larynxkarzinoms u. a.

Vergl. Virchows (Waldeyer-Posners) Jahresbericht über Fortschritte und Leistungen in der gesamten Medizin, von 1904, I, 461. Pagel.

Cnyrim, Victor, Arzt in Frankfurt a. M., * 1831, † 7. Juni 1904. — C. studierte Medizin und erlangte in Würzburg die Doktorwürde mit einer Dissertation über die entzündliche Zerstörung des Unterkieferknochens infolge von Phosphorvergiftung. Seit 1857 Arzt ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder und war hier seit 1887 Chefarzt des Hospitals zum Heiligen Geist. C. widmete sich mit großem Eifer den ärztlichen Standesangelegenheiten, und zwar im Sinne einer freiheitlichen Entwickelung. Namentlich bekämpfte er die sogenannten »Ehrengerichte«. Er gehörte zu den angesehensten und beliebtesten Ärzten in Frankfurt a. M. C. verfaßte u. a. »Ethische Forderungen« und war ein kräftiger Förderer der Abstinenzlerbewegung.

Virchows Jahresbericht der gesamten Medizin von 1904, I, 462. Pagel.

Dietz, Karl, Ober-Medizinalrat in Stuttgart, * 1. September 1859 in Calw, † 21. Mai 1904. — D. studierte in Tübingen, erlangte 1883 die ärztliche Approbation, war folgeweise Assistent der chirurgischen Abteilung am Katharinen-Hospital in Stuttgart, 1885 Praktiker in Bietigheim, ging dann zum Spezialstudium der Psychiatrie über, war bis 1888 Assistent an der psychiatrischen Klinik in Leipzig, besuchte Wien, war auch Schiffsarzt, ordinierender Arzt an der badischen Heil- und Pflegeanstalt Illenau unter Schüle, erhielt 1895 die neu errichtete Stelle eines psychiatrischen Referenten im Medizinal-Kollegium zu Stuttgart, erkrankte jedoch 1½ Jahre vor seinem Tode an einem schweren Leiden. D. veröffentlichte mehrere Arbeiten über Hirnerweichung, Geistesstörungen in der Armee im Krieg und Frieden, Rückenmarkserkrankungen, Simulation u. a.

Vergl. Virchows Jahresbericht der gesamten Medizin von 1904, I, 463. Pagel.

Emminghaus, Hermann, Psychiater und emeritierter Direktor der Universitäts-Irrenklinik zu Freiburg i. Br., * 20. Mai 1845 zu Weimar, † am 17. Februar 1904. — E. studierte in Göttingen, Jena, Wien, Leipzig und gelangte am 7. Juni 1870 zur Promotion mit der Dissertation: »Über das hysterische Irresein.« Er widmete sich dann physiologischen Studien unter Ludwig in

Leipzig und habilitierte sich 1873 als Privatdozent in Würzburg, wo er über klinische Propädeutik, medizinische Elektrizität und Psychiatrie las. Von April 1880 wirkte er als ordentlicher Professor der Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik zu Dorpat, von Juli 1886 in gleicher Stellung an der Universität Freiburg i. Br., zugleich als Medizinalreferent am Großh. Landgericht Freiburg. E. war ein bedeutender Psychiater. Neben zahlreichen auf das Fach bezüglichen kasuistischen Mitteilungen veröffentlichte er eine »Allgemeine Psychopathologie zur Einführung in das Studium der Geistesstörungen« (Leipzig 1878), sowie Abhandlungen »Über Kinder und Unmündige, Schwachsinn und Blödsinn in forensischer Hinsicht« (Tübingen 1882), über »Behandlung des Irrsinns im Allgemeinen« (Jena 1895, 2. Aufl. 1898) u. a. m.

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 465. Pagel.

Drasche, Anton, Professor der klinischen Medizin und Hofrat in Wien, * 11. Juli 1826 zu Lobendau (Böhmen), † in Vöslau am 23. August 1904. — D. studierte in Prag, Leipzig und Wien, erlangte 1851 die Doktorwürde mit der Dissertation: »Bekämpfung der Cholera«, übernahm 1855 die Choleraabteilung im Wiener allgemeinen Krankenhause, habilitierte sich 1858 als Dozent für Epidemiologie, wurde 1872 Primarius am Rudolf-Spital, 1874 außerordentlicher Professor, war auch Mitglied des obersten Sanitäts- und Gemeinderates der Stadt Wien und zog sich 1900 ins Privatleben zurück. D. war eines der ältesten Mitglieder der Wiener Fakultät und veröffentlichte mehrfach preisgekrönte Schriften über die Cholera im Sinne der vorbakteriellen Anschauung, ferner: »Über den Einfluß der Hochquellenleitung auf die Salubrität der Bevölkerung Wiens«, zahlreiche klinische Abhandlungen über Kaltwasserbehandlung bei Typhus, Pathologie des Herzens, Chloralhydrat, Salizylsäure, Antipyrin und war zuletzt Herausgeber eines Sammelwerkes unter dem Titel: »Bibliothek des gesamten medizinischen Wissens.«

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 464. Pagel.

Burk, Karl von, Oberkonsistorialrat, Stiftsprediger, Prälat, *Dr. theol.*, * 19. Mai 1827 in Frauenzimmern, † 1. Oktober 1904 in Stuttgart. — Nach rascher Absolvierung des Gymnasiums bezog B. früher als viele andere die Tübinger Universität und hat hier mit dem theologischen auch fleißiges humanistisches und pädagogisches Studium verbunden. Nachdem er sich noch weiter in der Welt umgesehen, wurde er 1855 zum Diakonus und gleichzeitig zum Lehrer an der Lateinschule in Weikersheim berufen und 1862 zum Pfarrer und Bezirksschulinspektor in Schwäbisch-Hall befördert. Mit 40 Jahren wurde er Dekan in Crailsheim, doch schon 4 Jahre darauf, 1871, wurde ihm das Rektorat am Landeslehrerseminar zu Eßlingen übertragen. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange: 1873 wurde der bescheidene, aber hervorragend tüchtige und vielseitig gebildete Theolog und Schulmann als Oberkonsistorialrat nach Stuttgart gezogen und da er auch als Prediger bedeutendes leistete, trat er 1879 in der Nachfolge des Prälaten Kapff in die Stiftspredigerstelle ein. Eine weitreichende Tätigkeit im Dienste seiner Landeskirche und des Württemberger Volksschulwesens ist ihm zu danken. Daneben fand er doch noch Kraft und Muße zu gediegener schriftstellerischer Arbeit: einer Biographie Philipp Jakob Speners (1864) folgte ein Leben Luthers,

das 1888 in dritter Auflage erscheinen durfte; 1883 eine Sammlung »Evangelienpredigten«; 1885 eine »Geschichte der christlichen Kirche bis zu ihrer Pflanzung auf deutschem Boden«, eine kundige Darstellung der 6 ersten christlichen Jahrhunderte. 1897, zum 70. Geburtstage, ehrte ihn die theologische Fakultät in Tübingen durch Verleihung ihrer Doktorwürde. Sein letztes Schriftchen galt speziell der Hebung des kirchlichen Unterrichts in Württemberg: »Das württembergische Konfirmationsbüchlein als Grundlage für den Konfirmandenunterricht des Geistlichen« (1898). Mit Beginn des neuen Jahrhunderts trat er von seinen zahlreichen, arbeitsvollen Ämtern in den Ruhestand, dessen er sich noch 4 Jahre in beneidenswerter geistiger und körperlicher Frische erfreuen durfte. Zuletzt aber führte eine Reihe von Schlaganfällen ihn dem stillen Ende zu. Kohlschmidt.

Karlowa, Otto, Romanist, * 11. Februar 1836 zu Bückeburg, † 3. Januar 1904 zu Leipzig. — Die Familie war böhmischer Herkunft; wegen Glaubensverfolgungen verließ sie im 16. Jahrhundert die alte Heimat und wandte sich nach Niedersachsen. Den ursprünglichen Namen Capaun von Karlowa legte der Vater, fürstlicher Regierungsrat in Bückeburg, später Oberappellationsrat in Wolfenbüttel, für sich und die Nachkommen ab und nahm den Namen »Karlowa« an. Die Mutter Sophie Karlowa, geb. Thornten, war Holsteinerin, doch englischer Herkunft. Von den fünf Söhnen war Hermann Karlowa seinerzeit ein geschätztes Mitglied des Kgl. Schauspielhauses in Berlin. Eine einzige Tochter überlebte alle ihre Brüder. Otto K. besuchte das Gymnasium in Wolfenbüttel und studierte dann unter Francke, Briegleb, Herrmann, Thöl und Waitz Rechtswissenschaft und Geschichte in Göttingen, dann in Berlin und Jena. Schon als Göttinger Student lieferte er eine gekrönte Preisarbeit »*Juris romani principia de accessionibus possessionum, quae in usucapionibus rerum et in temporalibus praescriptionibus atque in interdictis possessoriis locum habent*« *Gott. 1858*, bestand 1859 das erste juristische Staatsexamen und war eineinhalb Jahre Auditor bei der Justizkanzlei in Bückeburg. Er promovierte dann in Bonn mit der Arbeit »*De natura atque indole* συναλλάγματος, *quod emptioni, venditioni ceterisque obligationibus mutuis inesse dicitur*«, Bonn 1862. Als Privatdozent des römischen Rechts in Bonn schloß er sich namentlich an Böcking, unter den jüngeren Kollegen an F. P. Bremer und Richard Schröder an. Im Herbst 1867 wurde er als ordentlicher Professor, zuerst als Nachfolger Wittes für Zivilprozeß und Strafrecht, später für römisches Recht nach Greifswald berufen, Ostern 1872 als Nachfolger von Goldschmidt nach Heidelberg, wo er 31 Jahre lang die sämtlichen römisch-rechtlichen Vorlesungen, zuletzt auch über die drei ersten Bücher des deutschen B.G.B.s gelesen hat. Er veröffentlichte »Beiträge zur Geschichte des römischen Zivilprozesses«, Bonn 1865; »Die Formen der römischen Ehe und Manus«, Bonn 1868; »Der römische Zivilprozeß zur Zeit der Legisaktionen«, Berlin 1872; »Das Rechtsgeschäft und seine Wirkung«, Berlin 1877; »Über die Rezeption des römischen Rechts in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf Churpfalz«, Prorektoratsrede 1878. Sein hervorragendstes Werk »Römische Rechtsgeschichte«, die Arbeit zweier Dezennien, erschien in zwei Bänden, Leipzig 1885—1901, leider nicht ganz vollendet. Für die Festgabe zur Feier des 70. Geburtstages Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, dargebracht von

den Mitgliedern der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg, schrieb er einen Beitrag »*Intra pomoerium und extra pomoerium.* Ein Beitrag zum römischen Staatsrecht«, 1896, einen weiteren über Thibaut für die Heidelberger illustrierte Fest-Chronik »Ruperto-Carola« 1886 und »Miscellanea« für die Heidelberger Festgabe für E. J. Bekker, Berlin 1899. Ein Zeugnis seines tiefen Rechtsgefühles legte er ab in der Schrift »Maria Stuarts angebliche Briefe an den Grafen J. Bothwell. Ein Beitrag zur Prüfung ihrer Echtheit«, Heidelberg 1886, worin er seiner Ansicht nach geschehenes Unrecht aufzudecken bezweckte. Gleiche Treue und Pflichtgefühl zeichneten seine sorgfältig ausgearbeiteten Vorlesungen aus. Verheiratet seit 1873 mit der Tochter des Leipziger Zoologen Leuckart, liebte er behagliche Häuslichkeit, großer Geselligkeit abgeneigt. Ebenso blieb er dem öffentlichen Leben fernstehend, in nationalliberalem Sinne allerdings seine Wählerpflicht versehend. Einige Jahre war er Mitglied des Bezirksrates. Von seinen Kollegen war er als edle und vornehme Natur hochverehrt, im engeren Kreise größte Gastfreiheit gern übend. Am Schlusse des Wintersemesters 1902/3 mußte er auf ärztlichen Rat die Vorlesungen aufgeben und erlag dann bei Besuch in Leipzig einer schweren Krankheit, die in letzter Zeit seine Tätigkeit beeinträchtigt hatte.

Nach gef. Mitteilungen von Herrn Prof. Dr. R. Schröder in Heidelberg. — Deutsche Juristen-Zeitung 1904 S. 153.

A. Teichmann.

Kahn, Franz, Rechtsgelehrter, * 2. August 1861 zu Mannheim, † 6. Dezember 1904 zu Heidelberg. — Er studierte in Berlin, Heidelberg, München, Leipzig und Freiburg, lieferte 1883 die Preisarbeit »Zur Geschichte des römischen Frauen-Erbrechts« (umgearbeitet Leipzig 1884), mit der er sich auch den Doktorgrad erwarb, bestand 1885 und 1888 die badischen Staatsprüfungen und begab sich nach Paris und London zu Rechtsstudien. Gesundheitsrücksichten zwangen ihn, auf die akademische Laufbahn zu verzichten. Er wurde Hilfsrichter in Karlsruhe, dann Amtsrichter in Bretten. 1891 mußte er krankheitshalber ausscheiden, machte im In- und Auslande Kuren, auch eine Reise um die Welt und siedelte 1896 sich in Baden-Baden, 1900 in Heidelberg an. Er hat sich in einer Reihe von gediegenen Abhandlungen um die Fortbildung des internationalen Privatrechts, zuletzt um die Erörterung der Beschlüsse der Haager Konferenzen verdient gemacht. In dieser Richtung sind zu nennen die Beiträge zu Jherings Jahrbüchern Bd. XXX, XXXVI, XXXIX, XL, XLII und XLIII und zur Zeitschrift für internationales Privat- und öffentliches Recht Bd. VIII, X, XII, XIII und XV; dazu »Die einheitliche Kodifikation des internationalen Privatrechts durch Staatsverträge«, Leipzig 1904.

Ernst Zitelmann in der Zeitschrift von Niemeyer XV 1—10.

A. Teichmann.

Demelius, Ernst, ordentlicher Professor des österreichischen Zivilrechts und Rektor der Universität Innsbruck, * 10. Juli 1859 zu Krakau als der Sohn des Romanisten Gustav Demelius (1830—91), zufolge Hirnschlages am Obergabelhorn der Schweizer Berge zu Tode gestürzt am 28. Juli 1904. So tragisch endete die kurze, aber glänzende Laufbahn eines in den geistigen Eigenschaften dem Vater sehr ähnlichen echt deutschen Mannes, dem die

Universität Innsbruck die Wahrung ihres deutschen Charakters im heißen Kampfe mit den stürmischen Bestrebungen der Italienisierung zu verdanken hat. In erster Jugend wegen Kränklichkeit durch Privatunterricht herangebildet, zeichnete er sich dann nach völliger Gesundung als Turner und als Gefährte seines Vaters auf Bergtouren in den nordsteirischen Bergen aus und wandte sich mit Vorliebe und bestem Erfolge theoretischen wie praktischen musikalischen Studien zu. Er bezog im Alter von 18 Jahren im Herbst 1877 die Universität Graz behufs juristischer Studien. Juristischer Scharfsinn und feine Dialektik zogen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, namentlich von Emil Strohal und Alexander Grawein, sodaß das Beschreiten der akademischen Karriere in Aussicht genommen wurde. Am Ende des achten Semesters stehend, zog er 1881 mit seinem damals nach Wien berufenen Vater dorthin, trat beim Landesgericht als Rechtspraktikant ein, promovierte 1882 zu Graz und war nach Leistung des Militärdienstes bei verschiedenen Gerichten zu Wien und in Niederösterreich tätig, bis er 1889 Gerichtsadjunkt in Mödling wurde. Der Gerichtsdienst zog ihn sehr an. Er verheiratete sich mit Paula Baronin Bach und widmete die Muße ruhigen, häuslichen Lebens wissenschaftlicher Arbeit. Diese wandte sich damals hauptsächlich der Gestaltung des Zivilprozesses zu und so entstand dann sein erstes größeres Werk »Zur Lehre von der Rechtskraft des Zivilurteils nach geltendem österreichischen Rechte und dem Entwurfe vom Jahre 1881«, Wien und Leipzig 1892, dem dann folgten »Kritische Studien zu den Gesetzentwürfen aus dem Jahre 1893, betr. die Reform des zivilgerichtlichen Verfahrens in Österreich«, 2 Hefte 1894 und 1895, sowie »Der neue Zivilprozeß für den praktischen Gebrauch erörtert« (Separatabdruck aus der »Gerichtshalle«) in 16 Heften 1898—1902. Nach Versetzung an das Wiener Landesgericht habilitierte sich D. 1895 an der Juristenfakultät für österreichisches zivilgerichtliches Verfahren. In Abbazia geheilt von einem nervösen Anfalle, konnte er 1897 die erste Abteilung eines groß angelegten Werkes »Das Pfandrecht an beweglichen Sachen nach österreichischem bürgerlichen Recht mit besonderer Berücksichtigung des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich« (Wien und Leipzig) veröffentlichen, das von der Kritik als eine wertvolle Leistung begrüßt wurde. Im Herbst des Jahres 1897 wurde er als Nachfolger von Steinlechner nach Innsbruck als außerordentlicher Professor berufen. Hier fesselte er sein Auditorium durch seine durchaus moderne Darstellung des Privatrechts in Erörterung der Reformbedürftigkeit des bürgerlichen Gesetzbuches im Vergleich mit dem neuen deutschen. Für den »Grundriß des österreichischen Rechts von Finger, Frankl und Ullmann« behandelte er das Sachenrecht, Leipzig 1900. Nach erlangtem Ordinariat führte er 1901/2 das Dekanat der juristischen Fakultät und wurde im Juni 1903 zum Rektor gewählt. Seine Rektoratsrede vom 30. Oktober 1903 behandelte sein Lieblingsthema »Wirtschaftsentfaltung und Rechtsentwicklung« (Innsbruck). Seine Verdienste in diesem Amte wurden geehrt durch einstimmige Neuwahl für ein zweites Jahr — das er freilich nicht antreten sollte. Um von den Mühen des Amtes etwas auszuruhen, wandte er sich (wie schon 1902) nach der Schweiz, um in den Bergen frische Kraft für neue Arbeit zu suchen. Begleitet von den erprobten Führern Josef Tembl und P. Dangl jun. aus Fulden, wollte er mit dem Geschwisterpaar von Ficker und stud. phil. Th. Mayer des Innsbrucker Alpenklubs das Matterhorn am 28. Juli ersteigen;

doch entschied man sich schließlich für das Obergabelhorn. Schon befand man sich in einer Höhe von 4000 Meter nahe der Spitze, als sich ein Felsblock vom Gebirgsstock löste und D. samt Tembl in die Tiefe riß. Auf dem Gletscher fand man D. entseelt. Überall erregte die Kunde von dem schweren Unglück, einem furchtbaren Schlag für Familie und Universität, Trauer und Teilnahme. Der Zug mit der Leiche passierte am 4. August Innsbruck, wo auf dem Bahnhof eine ergreifende Trauerfeier stattfand. Eine weitere studentische fand am 30. November statt. Auf dem stillen evangelischen Friedhofe in Mödling wurde die irdische Hülle am 7. August beigesetzt. Aus den bei jenen Anlässen gehaltenen Reden von Kollegen und Schülern (mitgeteilt in dem unten genannten Nekrologe) kann man sich ein Bild von dem Wesen und Wirken dieses Mannes gestalten, der namentlich auch auf musikalischem Gebiete Treffliches geleistet hat.

Ernst Demelius. Sein Leben und Wirken 1859 — 1904. (Von Prof. Dr. Alfred R. von Wretschko, dzt. Dekan d. rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck.) Innsbruck. Verlag der Wagnerischen Univ.-Buchhandlung 1905 (mit Bildnis).

A. Teichmann.

Dettweiler, Peter, Geheimer Sanitätsrat, langjähriger Leiter der Lungenheilanstalt Falkenstein im Taunus, * 4. August 1837 in Wintersheim a. Rh., † 12. Januar 1904 zu Cronberg am Taunus. Er starb nicht an den Folgen seiner alten, längst schon geheilten Lungentuberkulose, sondern an einer plötzlichen Herzlähmung, der nur ganz geringe Erscheinungen von Unwohlbefinden vorausgingen. D. wurde so vom Tode ereilt, wie er es sich immer gewünscht hatte, mitten in der Beschäftigung an seinem Schreibtische.

D., der Sohn eines Gutspächters in Wintersheim, genoß, bevor er die Universität Gießen bezog, seine Ausbildung durch Privatunterricht bei einem Pfarrer in Niederingelheim a. Rh. und durch Besuch des Gymnasiums zu Darmstadt. Schon während seiner Universitätszeit (1860) erkrankte er an Lungentuberkulose, wodurch er in seinen Studien einigermaßen behindert war. Nach Absolvierung der Universität (1863) widmete er sich der weiteren Ausbildung seiner Kenntnisse, studierte namentlich auch in Berlin. 1864, 1866 und 1870 nahm er an den Kriegen als Feldarzt teil und zeichnete sich trotz dazwischen auftretender Störungen von seiten seiner Lunge durch besondere Unerschrockenheit und durch großen Pflichteifer aus. 1868, nachdem D. kaum ein Jahr als Hessischer Militärarzt Dienste getan, war er durch seine Lungenkrankheit genötigt, sich nach Görbersdorf zu Brehmer zu begeben. Nach vorübergehendem günstigen Erfolge in dortiger Anstalt, kehrte D. im Jahre 1869 ein zweites Mal nach Görbersdorf zurück, um nunmehr die Stelle eines zweiten Arztes dort zu bekleiden. Von da ab war eigentlich die künftige Laufbahn D.s eingeleitet, denn er überzeugte sich rasch von der Richtigkeit der Brehmerschen Lehre, daß die damals »Schwindsucht« genannte Krankheit heilbar sei.

1876 übernahm D. die Leitung der erst kurz vorher gegründeten Heilanstalt Falkenstein im Taunus und brachte sie durch die hier erzielten Erfolge zu außerordentlicher Blüte und zur Weltberühmtheit.

1895 zog sich D. von der Leitung der Anstalt zurück und verbrachte den Rest seines Lebensabends in Cronberg am Taunus in einer hübschen,

zum Teil nach seinen Angaben erbauten und von ihm selbst mit großem Talent durch plastische Arbeiten aller Art ausgeschmückten Villa, die noch unter dem Namen »Drachenhäuschen« bekannt ist.

Die Hauptverdienste D.s bestehen darin, daß er mit unermüdlicher Energie die noch viel bezweifelte Lehre von der Heilbarkeit der Lungentuberkulose verfocht und durch seine ausgezeichneten Erfolge in Falkenstein zur Anerkennung in den weitesten Ärztekreisen der ganzen Welt brachte, daß er die Behandlungsmethode der Krankheit in eine strengere klinische Form brachte, wie sie schließlich von jedem Arzte angewendet werden kann, vor allem auch durch Einführung der nicht mehr zu entbehrenden Liegekur im Freien, und darin, daß er das erste praktische Beispiel einer Heilstätte für Minderbemittelte (erst in Falkenstein, dann nach Ruppertshain im Taunus verlegt) gab. Er ist also tatsächlich der Vater der deutschen Volksheilstätten, deren ungeahnt ausgedehnte Entwicklung er noch mit großem Interesse verfolgte und unterstützte, als er schon in seinem Drachenhäuschen sich zur Ruhe gesetzt hatte.

Als Arzt und als Gesellschafter war er stets von einer bezwingenden Liebenswürdigkeit, und seine ungewöhnliche Energie und Zähigkeit ließen ihn wie eigens geschaffen erscheinen zur Propagation einer neuen guten Idee. Er hatte Interesse für alles Gute und Schöne in Literatur wie in Kunst, und lieferte selbst nicht wenige plastische Arbeiten, namentlich getriebene und geschnitzte Arbeiten in Metall.

Die hauptsächlichsten Veröffentlichungen D.s sind folgende:

1. Erfahrungen aus dem Kriege von 1866. Darmstadt. — 2. Freiwillige Krankenpflege im Krieg und Frieden. — 3. Feldbriefe 1870/71. — 4. Die rationelle Therapie der Lungenschwindsucht in Görbersdorf. (Berl. klin. Wochenschr. 1873, Nr. 30.) — 5. Zur Phthisiotherapie der Gegenwart. (Berl. klin. Wochenschr. 1877, Nr. 35 f.) — 6. Die Behandlung der Lungenschwindsucht in geschlossenen Heilanstalten. (Berlin 1880 und 1884. Georg Reimer.) — 7. Ein antikritischer Gang, Antwort an Dr. Rhoden-Lippspringe. (Berlin 1880. Georg Reimer.) — 8. Der Tuberkelbazillus und die chronische Lungenschwindsucht. (Dettweiler und Meissen, Berl. klin. Wochenschr. 1883, Nr. 7 u. ff.) — 9. Bericht über 72 seit drei bis neun Jahren völlig geheilte Fälle von Lungenschwindsucht. (Frankfurt 1886. Joh. Alt.) — 10. Die Therapie der Phthisis. (Penzoldt und Dettweiler, 6. Kongr. f. i. Med., 1887. J. F. Bergmann.) — 11. Über das Taschenfläschchen für Hustende. (Therapeut. Monatshefte, Mai 1889.) — 12. Über Lungenschwindsucht. (Korref. Internat. Kongr. Berlin 1890.) — 13. Das Kochsche Verfahren im Verhältnis zur klimatischen und Anstaltsbehandlung. (Wiesbaden 1891. J. F. Bergmann.) — 14. Mitteilungen über die erste deutsche Volksheilstätte für unbemittelte Lungenkranke in Falkenstein. (Deutsche med. Wochenschr. 1892, Nr. 48.) — 15. Ernährungstherapie bei Lungenkrankheiten in v. Leyden, Handbuch der Ernährungstherapie II. (Leipzig 1898. Georg Thieme.) — 16. Zur Errichtung einer Heilstätte für minderbemittelte Lungenkranke in Wiesbaden. (Rotes Kreuz 1898, Nr. 7 u. 8.) — 17. Die hygienisch-diätätische Anstaltsbehandlung der Lungentuberkulose. Bericht über den Kongr. z. Bekämpfg. der Tuberkulose als Volkskrankheit. Berlin 1899. — 18. Entstehung und Verhütung der Tuberkulose als Volkskrankheit. (Nationalzeitung 5. Mai 1899.) — 19. Einige Bemerkungen zur Ruhe- und Liegekur bei Schwindsüchtigen. (Zeitschr. f. Tuberkulose und Heilstättenwesen. Leipzig 1900. Ambr. Barth.)

D.s Leichnam wurde seinem Wunsche gemäß in Offenbach a. M. eingeäschert. Die Urne ist in einem von D. schon Jahre vor seinem Tode im Entwurfe gefertigten Grabdenkmale auf dem Kirchhofe zu Wintersheim a. Rh. aufbewahrt.

Die ausführlichste Beschreibung des Lebensganges D.s ist gelegentlich des Tuberkulose-Kongresses in Berlin im Jahre 1899 durch Dr. Obertüschen-Wiesbaden im »Rheinischen Kurier« veröffentlicht.

Eine weitere Biographie erschien von Exzellenz Moritz Schmidt-Frankfurt a. M. in Berl. klin. Wochenschr. 1904, Nr. 8 und eine kürzere durch Dr. Besold in Münchener med. Wochenschr. 1904, Nr. 6.

Es existieren von erreichbaren Bildnissen D.s zwei: eines aus seinen mittleren Lebensjahren, von Hofphotograph Schilling in Königstein im Taunus, und eines aus den letzten Lebensjahren, in Privatbesitz, Heilanstalt Falkenstein im Taunus.

Dr. Besold, Falkenstein im Taunus.

Ratzenhofer, Gustav, österreichischer Feldmarschall-Leutnant, Präsident des Militär-Obergerichts in Wien, militärischer Schriftsteller, Philosoph und Soziologe, * 4. Juli 1842 in Wien, † an Bord »Wilhelm II.«, aus Amerika heimkehrend, am 8. Oktober und den 14. Oktober 1904 in Wien bestattet. — R., ein Uhrmachersohn, war ein *self-made-man* in jeder Richtung. Der vorzeitige Tod des Vaters, der die Familie in mißlichen Vermögensverhältnissen zurückließ, zwang den jungen R., das väterliche Handwerk zu erlernen, um der Familie Halt und Stütze sein zu können. Sein innerer Hang zog ihn jedoch zur Armee, in die er sechzehnjährig (am 22. Oktober 1859) als Kadettgemeiner eintrat. Den italienischen Feldzug, an welchem sein Biograph Otto Gramzow R. teilnehmen läßt, hat der Sechzehnjährige natürlich nicht mitgemacht, zumal er erst drei Monate nach dem Präliminarfrieden von Villafranca ins zweite Feldjägerbataillon eintrat, um nach fünf mühevollen Jahren das goldene Portepee zu erhalten. Der selbstgemachte Weg vom Kadettgemeinen zum Feldmarschall-Leutnant ist nicht minder weit und dornenvoll, als die zurückgelegte Strecke vom Uhrmacherlehrling zum anerkannten Oberhaupt der österreichischen Soziologie, der auf dem wissenschaftlichen Weltkongreß zu St. Louis (Sommer 1904) vor einem Areopag von Gelehrten die »Probleme der Soziologie« erörtern durfte. Eiserne Zähigkeit, wind- und wetterfeste Charakterfestigkeit, unbeirrbares Verbohren und Verbeißen in das, was er als sein Lebensziel, seine Bestimmung und Aufgabe, erkannt hat, sind unerläßliche Voraussetzungen eines so geradlinigen Aufstiegs. Wer in einem hierarchisch gegliederten Beamtenstaat, ohne blaues Blut oder goldene Wiege, ohne fördernden Anhang und beziehungsreiche Fürsprecher, die Unvorsichtigkeit begeht, sich ins Dasein zu drängen, muß einen stählernen Willen oder ehernen Verstand mitbringen, um den »Erbfehler« seiner Geburt einigermaßen wettzumachen. R. hatte beides. Der energetische Philosoph, als welchen wir R. kennen lernen werden, hat als Wiegengeschenk seiner anonymen Vorfahren neben ungewöhnlicher Verstandesenergie eine reich bemessene Dosis Willensenergie mit auf den Weg bekommen. Und mit diesem Doppelrüstzeug bewaffnet, begann er den Ellbogenkampf ums Dasein. In einem solchen Kampfe haben die Furien gewöhnlich das Übergewicht über die Grazien. Wenn man sich Schritt vor Schritt, Stufe für Stufe auf seiner Lebensleiter mit Zähnen und Nägeln alles gewaltsam ertrotzen muß, verdüstert sich gar leicht selbst das ursprünglich sternhelle Auge, und das anmutige Jugendlächeln weicht häufig genug einer kalten und harten Männerstrenge, einem herrisch-groben Befehlerblick. Daher mag es kommen, daß R.s etwas scharfes, kantiges Wesen, sein Mangel an einfühlender Milde in seiner unmittelbaren Umgebung, in Wien selbst, wo Liebenswürdigkeit und Geschmeidigkeit entscheidende Lebenswerte darstellen, keine rechte

Resonanz aufkommen ließ. Das Ausland mußte erst den Österreichern zum Bewußtsein bringen, was sie an R. ihr eigen nennen.

Die militärische Laufbahn kann hier nur knapp berührt werden. Im Kriege von 1866 hatte er Gelegenheit, sich persönlich auszuzeichnen, aber der für Österreich so verhängnisvolle 3. Juli 1866 hinterließ tiefe Spuren in seiner Seele. Jetzt erst stand es bei ihm fest, daß er seine Kräfte in den Dienst der Armee stellen müsse. 1868 trat er in die Kriegsschule ein, 1872 ward er dem Generalstab zugeteilt, und drei Jahre später begründete er mit Maria Josefa von Herget ein vorbildliches Heim, dem zwei Söhne beschieden waren. Was Frau Marie ihrem Gatten war, schildert R. in den Widmungsworten seiner »Positiven Ethik« (1901): »Wenn ich dieses Buch der Erinnerung meiner dahingeschiedenen Gattin weihe, so hat dies wohl seinen subjektiven Ursprung in der unsäglichen Dankbarkeit, welche mich für sie erfüllt; aber die Berechtigung hierzu schöpfe ich vorwiegend aus objektiven Beweggründen. So tief ich und meine Kinder ihr, der Edlen, verpflichtet sind, so bliebe unsere Verehrung doch um so mehr eine intime Angelegenheit meiner Familie, als eine positive Ethik die vollständigste Unterdrückung individueller Interessen verlangt — wenn ich nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß gerade sie es war, welche mir das ethische Empfinden zum Bewußtsein brachte. Denn, wenn die Ethik sich bemüht, Normen für die menschlichen Wechselbeziehungen zu vermitteln, so ist es klar, daß ihr Kernpunkt in den Beziehungen beider Geschlechter zu suchen ist. In dieser Hinsicht ist also meine Widmung weniger die Tilgung einer Schuld, als die Manifestation einer wissenschaftlichen Überzeugung, ausgedrückt durch einen Hinblick des Verfassers auf sein eigenes Lebensbild.« Aus diesen Widmungsworten spricht eine Zartheit und Feinheit der Gesinnung, die wir zur Vervollständigung des Charakterbildes von R. um so bereitwilliger herangezogen haben, als sie seine etwas rauhe Außenseite mildernd zu glätten vermag. Diese Weichheit des Gemütslebens kontrastiert sehr wohltuend gegen die soldatische Schärfe und Unbekümmertheit, mit welcher R. nicht bloß seine Truppen zu befehligen liebte, sondern auch der Philosoph in ihm die Gedankentruppen dialektisch kommandierte. Auch im R.schen »System« steckt etwas von der Schroffheit des Truppenführers und strenge Disziplin heischenden Organisators. Seine Ideen müssen in Reih und Glied vorbeidefilieren, *per fas et nefas* dort Unterkunft suchen, wo der philosophische Platzkommandant befohlen hat. Und mag der philosophiegeschichtlich Versierte und Eingeschulte gar oft ungläubig den Kopf schütteln und sich verwundert fragen, warum diese oder jene Ideenfolge oder Gedankenreihe gerade an diesem, ganz und gar ungeeigneten, allem Schulschema spottenden Ort untergebracht wird — einerlei! Hier haben die Gedanken nun einmal zu stehen, weil ich, ihr Kommandant, es so will und befehle. Eure schulmäßige Einkleidung mit ihrer pedantischen Forderung nach systemgerechter Gruppierung ist scholastische Tüftelei. M e i n e Ideen haben Ordre zu parieren — Pardon wird nicht gegeben. Und so begründet denn R. sein philosophisches System des monistischen Positivismus ohne alle Rücksicht auf Vorgänger und Zeitgenossen. Selbst die naheliegende, für jeden Kenner kaum abweisliche Verwandtschaft mit Comte oder Spencer lehnt R. mit der schroffen Motivierung ab, sein monistischer Positivismus unterdrücke bewußt alles Subjektive und spreche nur aus,

»was beweisbar, widerspruchslos und durch eine lückenlose Schlußfolgerung geprüft ist« (Einleitung zu seinem letzten Werk, Kritik des Intellekts, 1902). So spricht ein logischer Haudegen, ein dialektischer Willkürherrscher, der alle Gegenargumente mit dem einzigen Keulenschlag eines *hoc volo, sic jubeo* niederdonnernd zermalmt. Die fügsame Geschmeidigkeit des fachlich Vorgebildeten, der im philosophiegeschichtlichen Arsenal bewandert ist und für jedes Pro ein Contra kennt, geht R., dem Autodidakten, völlig ab. Mehr Schulung hätte ihn toleranter und einfühlender für andere Gedankenbildungen, für benachbarte Systeme oder verbündete Weltanschauungen gemacht. In die Armee ist R. als Kadettgemeiner eingetreten, um 41 Jahre lang Stufe für Stufe emporzuklimmen; in die »*Grande Armée*« der Denker aber ist er gleich als General eingesprungen — ein Marschall Ney der Philosophie. Da geht es dann ohne Verhauen und Entgleisen im einzelnen und kleinen nicht ab. Dafür aber entschädigt R. durch eine Kühnheit des Wurfs und Großzügigkeit der Konzeption. Ohne von Fichte oder Schelling mehr zu wissen, als den bloßen Namen, bildet er sich selbst zum Naturphilosophen großen Stils aus. Mit neidenswert naiver Entdeckerfreude verkündet R. eine neue Weltanschauung, die in Tat und Wahrheit eine Wiederbelebung der romantischen Philosophie am Anfange des 19. Jahrhunderts bedeutet. Nur die Methode hat inzwischen gewechselt. Da die beherrschende Wissenschaft unserer Tage die Biologie ist, so bedient sich R. naturgemäß der biologischen Methode. Während also die klassische Denkertrias: Fichte, Schelling und Hegel ihren ethischen, ästhetischen beziehungsweise logischen Monismus *more dialectico*, nach dem Geschmacke jenes Zeitalters, entwickelten, hüllt R. seinen positiven Monismus in einen biologischen Mantel und philosophiert *more biologico.* Doch wollen wir zunächst an der Hand des anonymen, offenbar vortrefflich eingeweihten und warmherzig empfindenden Biographen in Danzers »Armee-Zeitung« (Jahrgang 1904, Nr. 49, 50 und 51) die militärische Laufbahn R.s kennzeichnen.

Das Jahr 1876 brachte dem nun Vierunddreißigjährigen die Hauptmannscharge, die Einteilung in das neugebildete Generalstabskorps und seine Kommandierung ins Kriegsarchiv. Der Okkupationsfeldzug 1878 unterbrach nur für kurze Zeit seine kriegsgeschichtlichen Arbeiten. In die Operationsabteilung des 2. Armeekommandos eingeteilt, kehrte er nach Beendigung der Kampagne wieder in das Kriegsarchiv zurück, um sich an der offiziellen Darstellung der Okkupation zu beteiligen. Für besonders erfolgreiches Wirken auf kriegsgeschichtlichem Gebiete wurde er dann 1880 mit dem Militärverdienstkreuze ausgezeichnet. 1879 finden wir ihn im Generalstabstruppendienste (Budapest), 1881 bei der Militärmappierung (Baja, Ungarn), 1882 als Generalstabschef der 34. Truppendivision (Temesvar), 1885 im Frontdienste beim 100. (Teschen), 1886 (als Oberstleutnant) beim 92. Infanterieregiment (Theresienstadt), 1887 beim 15. Korpskommando (Sarajewo), 1888 als Generalstabschef des 14. Korps (Innsbruck); 1889 Oberst geworden, sieht er sich 1891 durch Gesundheits- und andere Umstände veranlaßt, sich auf ein Jahr beurlauben zu lassen. 1892 im Präsenzstande des 8. Infanterieregiments (Brünn), wird er im folgenden Jahre dessen Kommandant, übernimmt 1894 das 60. Infanteriebrigadekommando (Lemberg); 1895 Generalmajor, wird er 1898 Präsident des Militär-Obergerichtes (Wien) und noch in dem-

selben Jahre Feldmarschall-Leutnant. 1901 pensioniert, wählt er seine Vaterstadt Wien als Domizil.

Die erste literarische Betätigung R.s fällt in das Jahr 1871. Das außerordentliche Interesse der Fachkreise an dem großen Kriegsdrama von 1870/71 hatte bald nach dessen Ende eine Preisausschreibung zur Folge, deren Thema die »taktischen Lehren« dieses epochalen Krieges waren. Vier Autoritäten auf taktischem Gebiete aus Österreich und Deutschland bildeten das Richteramt, welches R., damals Oberleutnant im 2. Feldjägerbataillon, unter anderen ausgezeichneten Bewerbern den Preis zuerkannte.

Noch im Jahre 1873 veröffentlichte R. »Das Gefecht der Infanterie«; 1875 folgte die Gelegenheitsschrift »Zur Reduktion der kontinentalen Heere« und »Die praktischen Übungen der Infanterie- und Jägertruppe«, ein Buch, dessen Wert schon daraus erhellt, daß es mehrere Auflagen erlebte; 1877/78 schrieb er das unter dem Decknamen »Gustav Renehr« erschienene zweibändige Werk »Im Donaureiche«, welches, wie die 1899, kurz nach dem Rücktritte des Ministeriums Thun, anonym veröffentlichte Flugschrift »Was wollen, was können, was sollen die Deutschen im Donaureiche?«, das beherzigenswerte Mahnwort eines schwerbesorgten Patrioten war; 1879 »Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina«; 1881 »Die Staatswehr, wissenschaftliche Untersuchung der öffentlichen Wehrangelegenheiten«, Lorenz von Stein gewidmet und, wie Dr. Otto Gramzow uns erinnert, vom Fürsten Bismarck angezogen, als er 1881 im Reichstage den Gesetzentwurf zur Einführung einer »Wehrsteuer« als einer sachlichen Leistung der Wehrbefreiten gegenüber der »Blutsteuer« der Dienstpflichtigen einbrachte; 1882 »Moltke und Gambetta«.

Erwägt man, daß R. in diesen Jahren von Amts wegen für das monumentale Werk »Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen« das inhaltreiche Jahr 1704 (Höchstädt und Blenheim) bearbeitete und an der offiziellen Darstellung des Okkupationsfeldzuges teilhatte, sich im Generalstabs-Truppendienste und bei der Militärmappierung betätigte, daß also alle vorgenannten ernsten und originellen Arbeiten, von zahlreichen kleineren Abhandlungen nicht zu sprechen, Nebenfrüchte einer vom Dienste stark in Anspruch genommenen Arbeitskraft gewesen sind, so kann man nicht verkennen, daß in R. ein energisches wissenschaftliches Ringen, ein ganz ungewöhnlicher Betätigungsdrang und eine außerordentliche Arbeitspotenz in die Erscheinung traten.

Den Übergang von der militärischen zur philosophischen Schriftstellerei vermittelte die Politik. Durch eifrige Lektüre nationalökonomischer, naturwissenschaftlicher und philosophischer Werke, insbesondere durch das Studium der positivistischen Trias: Comte, Mill, Spencer (die deutschen Positivisten Laas, Göring, Dühring kannte R. gar nicht), eröffneten sich ihm philosophische Fernblicke in scheinbar unentdecktes Land. In Österreich war gerade Ludwig Gumplowicz, der nachmalige Apologet R.s, mit dem schüchternen Versuch einer deutschen Soziologie hervorgetreten. Die Theorie des Rassenkampfes, welche Gumplowicz in den Mittelpunkt seines Systems gerückt hatte, blieb nicht ohne Eindruck auf den empfänglichen und leicht zu befeuernden Geist R.s. Noch die vorletzte Arbeit R.s, ein Vortrag in der »Ethischen Gesellschaft« in Wien, behandelte die »Rassenfrage vom ethischen

Standpunkte« (abgedruckt im »Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie«, I, H. 5, Sept.-Okt. 1904). Seine letzte Arbeit war der Vortrag in St. Louis, in welchem er das Programm seiner Soziologie in großen Zügen entwickelt hat (Auszüge brachten die Frankfurter »Umschau« vom 1. Okt. 1904 und Ludwig Gumplowicz, Geschichte der Staatstheorien 1905). R. trug sich, wie aus Briefen an mich erhellt, mit einem fertigen System der Soziologie, das der Serie seiner philosophischen Werke den krönenden Abschluß geben sollte. Ein umfangreiches, unvollendetes Manuskript aus den Jahren 1903/4, betitelt »Soziologie«, fand sich in seinem Nachlasse vor.

R. ist auf dem Wege der politisch-sozialen Probleme zur reinen Philosophie gelangt. Sein erstes Werk: »Wesen und Zweck der Politik, als Teil der Soziologie und Grundlage der Staatswissenschaften«, 3 Bände, Leipzig 1893, steht unter dem Sternbilde Comtes. Nur hat Comte sein System der positiven Philosophie mit der Soziologie abgeschlossen, während R. umgekehrt seine Weltanschauung auf Soziologie gründet. Das heraklitische πόλεμος πατὴρ πάντων steht an der Schwelle der R.schen »Politik«, die das »Gesetz der absoluten Feindseligkeit« aufstellt, dessen Formel lautet: Die absolute Feindseligkeit ist die Urkraft in der Politik. Schon aus dieser Formel erhellt die naturalistische, an Macchiavelli orientierte Richtung R.s. Ihm ist nicht, wie Goethe, Kunst und Natur Eines nur, sondern Geschichte und Natur sind ihm, wie Herder, Eines nur. Denn hier erkennt R. schon eine »Urkraft« der Politik an. Daraus ergibt sich die naturalistische Grundansicht: Die Menschheitsgeschichte ist nur ein Spezialfall der allgemeinen Naturgeschichte. Der Mensch ist nur ein Ausschnitt der Gesamtnatur und ist daher nicht nur in seinem Mechanismus und Chemismus, sondern auch in allen seinen inneren seelischen Erlebnissen den allgemeinen Naturgesetzen bedingungslos unterworfen. Werden die Atome durch Attraktion und Repulsion in ihren gegenseitigen Beziehungen reguliert oder die chemischen Verbindungen durch Affinität oder Verbindungswiderstand, so der Mensch in der Gesellschaft durch das elementare Streben nach Selbsterhaltung (ἐπὶ τὸ τηρεῖν ἑαυτό bei den Stoikern, *esse se velle* bei Spinoza). Und so ist denn, nach R., die Befriedigung der unentbehrlichen materiellen Bedürfnisse das eigentliche Thema der Geschichte. Wie Comte, so kennt auch R. neben der sozialen Statik, dem Ruhezustand des erlangten sozialen Gleichgewichts, eine soziale Dynamik, d. h. ein Bewegungsgesetz der Geschichte. Ist das Gleichgewicht zwischen Produktionsweise, staatlichen Einrichtungen, sozialen Gliederungen und beherrschenden Ideen *(Idée mère* bei Comte, *idée maitresse* bei Taine) gestört, so sucht der Klassenkampf oder Rassenkampf in der Geschichte dieses Gleichgewicht nach strengen Entwicklunggesetzen wieder herzustellen. Dieses Entwicklungsgesetz *(progrès* bei Comte) ist der ständige Fortschritt in der Humanisierung des sozialen Kampfes ums Dasein. Wie St. Simon, Comte und Spencer einmütig betonen: der kriegerische Typus weicht allmählich dem industriellen. Das augenblicklich noch empfindlich gestörte politische und soziale Gleichgewicht innerhalb unseres Kulturkreises tendiert nach R. ebenso wie nach Comte einer die Interessengegensätze bannenden Formel entgegen. R. nennt dies: »Harmonie der politischen Triebe«, Comte *pouvoir spirituel* oder *autorité spirituelle*. Schon Comte behauptete: das Individuum im Staate ist eine Fiktion wie das Atom. In jedem Blutstropfen der Persönlichkeit

rinnt die Gattungserfahrung der vorangegangenen Vorfahrenreihe. Im Zustand der Statik (des sozialen Beharrens) käme dem Individuum innerhalb der Familie, insbesondere dem mit der *patria potestas* bekleideten Oberhaupt, eine soziale Bedeutung zu, aber im Übergang von Familie zum Stamm, zum Volk, zum Staat verliere sich das Individuum völlig, um dem Kollektivum: Nation Platz zu machen. Im Zeitalter der Maschine vollends sinke die Persönlichkeit zur *quantité négligeable* herab. Der Moloch oder Leviathan Staat drückt, ganz wie bei Hobbes, die Persönlichkeit zum Automaten herab. — Der Bürger eine Abstimmungsmaschine, ein Automat zur Verrichtung gesellschaftlich nützlicher Handlungen. Auch nach R. läßt sich im Kulturstaat das Individuum nicht loslösen von dem umstrickenden und erdrückenden Netz der sozialen Beziehungen. Das politische Individuum als »soziale Einheit« ist auch nach R. eine leere Fiktion. Nur die politische Persönlichkeit (Gruppe, Partei, zuoberst der Staat) repräsentiert die Einheit eines Sozialwillens. Wie bei Comte reguliert im vorgeschrittenen Staat auch bei R. das Gattungswesen »Mensch« die Zwecke des Einzelindividuums. Mag also das Wesen der Politik immerhin individualistisch sein, sofern sie dahin strebt, die berechtigten Eigeninteressen des einzelnen Bürgers im Staate zu wahren und in seinen wohlerworbenen Rechten zu schützen, so ist der Zweck aller Politik Zivilisation und Kultur. Wie nach Kant der Weg der Geschichte durch die drei Marksteine: Kultivierung, Zivilisierung, Moralisierung, gekennzeichnet ist, so daß die Strecke von der bestialischen Animalität bis zur Humanität die genannten drei Stadien zu durchlaufen hat, und ähnlich wie Comte (übrigens im Anschluß an Turgot, der schon 70 Jahre zuvor die Dreistadienlehre aufgestellt hat) die Menschheit durch theologische und metaphysische Phasen hindurchgehen läßt, um beim positiven anzulangen, läßt auch R. Zivilisation und Kultur letzten Endes siegen über List und Gewalttat; das Gattungsinteresse, die Humanität, die »Harmonie der politischen Triebe« überwindet den Eigennutz, das Individualinterresse. Von hier aus führt ein gerader Weg zu R.s »Soziologischer Erkenntnis« (Leipzig 1898), welches Werk die Wechselbeziehungen zwischen Menschen unter wissenschaftliche Kategorien zu bringen sucht. Lester F. Ward, der führende amerikanische Soziologe, zählt R.s »Soziologie« zu den wichtigsten Beiträgen zur Soziologie während des letzten Jahrzehnts. Gumplowicz versteigt sich gar zum übertreibenden Dithyrambus, die ganze bisherige politische und soziologische Literatur habe nichts Ähnliches aufzuweisen. Otto Gramzows Monographie hält sich von solchen Ausbrüchen leidenschaftlicher Apologetik fern. Ich selbst habe im Sommer 1904, noch zu Lebzeiten R.s, der die ersten Aufsätze, nach Mitteilungen seines Sohnes, noch auf dem Schiffe, unmittelbar vor seinem Tode, mit Genugtuung begrüßte, in der Wiener N. Fr. Presse dem österreichischen Herbert Spencer drei Abhandlungen gewidmet, die in etwas veränderter Fassung in meinen »Sozialen Optimismus«, (Jena, Costenoble, 1905) übergegangen sind. Dort suchte ich *sine ira, sed cum studio* das Wesen der R.schen Soziologie wie folgt zu charakterisieren (S. 174 ff.):

Die »Gesetzeseinheit« von Natur und Geschichte lehrt zum ersten Mal Heraklit, der seinen Satz vom »Kampf als Vater und König aller Dinge«, welcher sich bei Hobbes in das »*bellum omnium contra omnes*«, bei Malthus

und Darwin in das »*struggle for life*« verwandelt, vollbewußt aus dem Metaphysischen ins Soziologische übertrug, wie uns ein vor etwa fünfzig Jahren bekannt gewordenes Fragment unwidersprechlich belehrt. Wie Heraklit der Stammvater alles Evolutionismus ist, also auch die Weltanschauung Spencers und R.s beherrscht, so hat er auch jene organische Methode für die Soziologie im Prinzip vorweggenommen, welche bei R. die Fassung erhält: »Jede Übereinstimmung der biologischen Gesetze mit den sozialen, ob auf Analogie oder Identität gegründet, ist nur denkbar bei einer Gesetzeseinheit aller Erscheinungen.«

Die Durchführung und unerschrockene Übertragung dieser als *petitio principii* geforderten »Gesetzeseinheit« auf alle Gebiete von Natur und Gesellschaft ist die eigentliche Leistung der R.schen Soziologie. Spencer holt zu gleichem Behufe aus dem unerschöpflichen Born seiner »deskriptiven Soziologie« überwältigendes vergleichend-ethnographisches Material herbei. R. arbeitet hingegen mehr mit seiner ungemein lebhaften, auf kleinste Reize reagierenden, glücklich inspirierten biologischen Phantasie. Für ihn steht das Dogma von der »Gesetzeseinheit der Welt« unerschütterlich fest. Physik, Mechanik, Geologie und Chemie sind in bezug auf ihre Gesetzesform der Entwicklung von der Soziologie grundsätzlich nicht verschieden. Die Gesetze der Chemie lassen sich auf die der menschlichen Gesellschaft zwang- und restlos anwenden und übertragen, und R. »hat den Mut, es auszusprechen, daß die Identität der Ursache bei chemischen und sozialen Vorgängen geeignet ist, eine Stütze der Molekulartheorie zu sein«. Um jeder Zweideutigkeit der Auslegung die Stachelspitze zu nehmen, führt R. seinen »Monismus« der Gesetzeseinheit ins Extrem durch und verkündet mit der Stentorstimme des geborenen Befehlshabers: »Diese Übereinstimmung des organischen Lebensprozesses mit dem sozialen Prozeß ist kein bildlicher Vergleich, sondern kausal.«

Eine solche »Gesetzeseinheit« darf nicht vorausgesetzt, sondern sie muß bewiesen werden. Für solche »Identitätsphilosophie«, wie sie uns R. soziologisch mundgerecht machen möchte, darf man sich nicht jener von Fichte und Schelling geforderten, aber nicht abgeleiteten »Gesetzeseinheit« bedienen, über welche Hegel in der berühmten Vorrede zur »Phänomenologie des Geistes« spottet, sie sei aus der Pistole geschossen und gleiche der Nacht, in welcher alle Kühe schwarz sind. Nimmt man die Distanz so groß wie R. und alle Identitätsphilosophen, von den Eleaten angefangen bis Spinoza, welche von den Forderungen: »Sein und Denken ist nur Eines«, Eines ist das All und das Seiende der Grundformel des Pantheismus — ihren dialektischen Ausgangspunkt nehmen, so verschwinden freilich alle Mannigfaltigkeiten und Gegensätze, aber nicht darum, weil der Beobachter von der hohen Warte seines eingenommenen Standpunktes aus sie ebensowenig sehen kann, wie der Alpinist vom Bergesgipfel des Monte Rosa aus die kleinen Hügel in der Talmulde. Die Einerleiheit des Eindrucks geht nicht von den Hügeln, sondern vom gewählten Horizont des Beschauers aus.

Wer diese Einsicht gewonnen hat, wird weder mit R., Fichte oder Schelling sich durch einen metaphysischen Luftsprung, durch ein Saltomortale der gesunden Menschenvernunft, kraftgenialisch und unvermittelt zu dieser obersten Einheit erheben, sondern er wird sich an der Hand alpentouristisch

geschulter Führer, am Seil der vorangegangenen, geschichtlich wirksam gewesenen, philosophischen Systeme, zum höchsten Bergesgipfel emporführen lassen. Will die Philosophie eine Topographie des Universums in Natur und Geschichte darstellen, somit den *Globus intellectualis* genau abzirkeln und vermessen, so muß sie empirisch-induktiv beginnen, vom Einfachen und Einzelnen ausgehen, die Dinge und Gegenstände in mikroskopischer Nähe auf ihre Wirklichkeit hin ansehen, nicht aber in makroskopischer Ferne sich als gedachte Möglichkeit gegenüberstellen, um hinterher die Wirklichkeit deduktiv aus der beweislos gesetzten Einheit abzuleiten.

R. ist so gut energetischer Revolutionist wie Fichte vor ihm und Ostwald neben ihm. Aber der Kernsatz R.s: »Ohne Bewußtsein gibt es kein Sein, ohne Intellekt kein individuelles Sein und ohne Empfindung kein Bewußtsein«, ist genau so erkenntnistheoretisch aus der Pistole geschossen, wie Fichtes oberste Forderung: das Ich setzt sich selbst. Hier wie dort beginnt das Denken mit einem Postulat, einer Forderung: Setze dein Bewußtsein! Das zu Beweisende wird als bewiesen vorweggenommen. Wer diese *petitio principii* akzeptiert, kann sich dem System weiter anvertrauen; wer aber schon an der Schwelle des Systems über diesem Postulat kritisch stolpert, kann keinen Schritt mehr mittun. Deshalb hat Hegel gezeigt, wie man diese von vornherein behauptete Identität von Denken und Sein, von Geist und Natur, von Bewußtsein und Außenwelt nicht an den Anfang der Philosophie als Behauptung, sondern an deren Ende als unausweichliches logisches Resultat setzen müsse. Hegels Ableitung ist eine logisch-dialektische, die dem Geschmacke unserer Zeit schlechterdings nicht behagen will. Der andere große Evolutionist, Herbert Spencer, ist in seinen »*first principles*« zu seinem Unerkennbaren, dessen Kraftäußerungen wir als Wirkungen in unserem Bewußtsein feststellen, nicht wie Hegel nach dialektischer Methode, sondern auf dem Wege der Physik, Chemie und exakten Wissenschaften gelangt, die er der Reihe nach abgeklopft und gewissenhaft befragt hat. Einen dritten Weg schlägt die vergleichend-geschichtliche Methode ein, indem sie statt Biophoren, Zelle, Monere, Protisten lieber Legenden, Mythen, Religion, Recht, Moral, Kunst, Wissenschaft in ihren Ursprüngen und ihrem geschichtlichen Werdegang belauscht, um auf dem Umwege der Geschichte den Sinn des menschlichen Daseins zu enträtseln. Auch wir sind Evolutionisten, so gut wie R., sogar energetische Evolutionisten, wie Ostwald, Mach, Stallo, Clifford, Helm und die ganze Schule der jüngeren Energetiker. Und R. konnte aus meiner vorletzten Publikation — Der Sinn des Daseins, Tübingen, Mohr 1904 —, die sich ebenfalls wiederholt mit ihm beschäftigt, die Überzeugung gewinnen, daß wir uns am Ziele treffen, wenn auch unsere Wege auseinandergehen. Mir scheint eine erkenntnistheoretische Grundlegung der Energetik sowie eine Psychologie der philosophischen Systembildung das dringendste Erfordernis unserer Richtung. Die Gesetzeseinheit, welche R. voraussetzt, wird auch von mir gutgeheißen, aber nicht als Forderung, sondern als Ergebnis.

R.s Weltanschauung beruht auf einer Generalisation, die er aus der Soziologie herübergenommen und in die Metaphysik verpflanzt hat. Das »anhaftende Interesse« war der Zentralbegriff seiner Soziologie, in welcher der Aufstieg vom Eigeninteresse zum Gattungsinteresse klargelegt wurde. Jetzt wird zur astrophysischen Verallgemeinerung fortgeschritten. Jede

Erscheinungsform, vom Himmelskörper bis zum Atom, und jeder Organismus ist ein Teil der Urkraft mit einem anhaftenden (inhärenten) Interesse an der zugehörigen Entwicklung.

Ähnlich wie Hartmann hypnotisch auf alle Phänomene des Unbewußten, Schopenhauer auf die des Willens, Nietzsche auf die Manifestation des »Willens zur Macht«, oder der Philosoph der Weltphantasie, Frohschammer, auf alle Offenbarungsformen der »Phantasie« fahndet, so sucht R. von seinem Zentralgedanken des »inhärenten Interesses« aus alle Gebiete des Wissens durchforschend zu umspannen, um nach Äußerungsformen des »inhärenten Interesses« Umschau zu halten. »Der positive Monismus« (1899) sucht die Geltung dieses Fundamentalsatzes im Bereiche der gesamten belebten und unbelebten Natur, die »positive Ethik« (Leipzig 1901) auf dem Felde der menschlichen Moral, das letzte Werk endlich, »Die Kritik des Intellekts« (Leipzig 1902), auf dem Gebiete der Psychologie und Erkenntnistheorie sieghaft zu beweisen. Wie jedes philosophische System von einem einzigen Zentrum aus Strahlen an die Peripherie des Wissens entsendet, so sucht auch R. vom Mittelpunkt des »inhärenten Interesses« aus Natur- und Geisteswissenschaften abzuklopfen und zu behorchen, soweit sie sich seinem Fundamentalgedanken dienstbar erweisen. Positiver Monismus, so heißt das System R.s, fordert die Gesetzeseinheit von Natur und Geist. Die Einheit suchen die Materialisten im Stoff, die Idealisten im Bewußtsein, die Energetiker in den Monaden oder Krafteinheiten. Das von Kant und Spencer für unerkennbar erklärte »Ding-an-sich« beruhigt auf die Dauer die Gemüter nicht. Das »metaphysische Bedürfnis«, das Kant selbst bis auf den Grund erkannt hatte, nötigt uns zur Symbolisierung des Unerkennbaren, und dieses ist für R. die Urkraft, deren Grundwesenheit (Attribut) die Attraktion ist. Die Urkraftpunkte, in Krafthüllen eingebettet, schweben nach dem Attraktionsgesetz frei im Raum. Sie bilden das Elementatom, das der Träger potentieller Energie ist. Attraktion und Repulsion spielen bei R. dieselbe weltbaumeisterliche Rolle wie bei Herbert Spencer der ewige Rhythmus von Integration und Differenzierung. R. folgert die Einheit aller Kräfte, und auch das Leben ist in diese Einheit eingeschlossen. Das Leben ist für R. kein Phänomen *sui generis*, sondern eine Energiemodalität, wie sie im Prozeß der chemischen Affinität sich offenbart. Was in der scheinbar leblosen Natur als latente Energie wirkt, das nennen wir in der Welt des Lebens inhärentes Interesse, das sich ein eigenes Organ geschaffen hat — den Willen. Auch das menschliche Bewußtsein macht also keine Ausnahme vom universellen Energiegesetz. Selbst die Blume aller Menschlichkeit, das Sittengesetz, hängt mit dem angeborenen Interesse der Urkraftpunkte zusammen. Die Welt der Werte und Zwecke, das sittlich Seinsollende ist naturgesetzlich festgelegt, in der Energieformel wie punktiert schon angedeutet oder vorgebildet. Der ethische Aufstieg vom individuellen Nützlichen zum Gemeinnützigen, vom Egoismus zum Altruismus, geht bei R. wie bei Comte und Spencer als streng determinierter naturgesetzlicher Prozeß vor sich. Selbst das ästhetische Empfinden ist in der angeborenen Interessennatur des Menschen begründet.

Seit der »Kritik des Intellekts« (1902) tritt das »Bewußtsein als ursprünlichste Erfahrung« in den Vordergrund des R.schen Denkens. Jetzt ist die »Empfindung die erste Erfahrung des organischen Lebens«. »Ohne Bewußt-

sein gibt es kein Sein.« An die Stelle der niederen mechanischen Funktionen tritt jetzt der Intellekt. Und als R. vollends die Schriften des Kieler Botanikers Reinke und dessen Dominantentheorie kennen lernte, vollzog sich eine entscheidende Wendung in seinem Denken. In der wissenschaftlichen Beilage zur Allgem. Zeitung vom 26. Mai 1904 ließ sich noch R. in einem Aufsatz über »Die Soziologie und Reinkes Dominantentheorie« aus. Reinkes Dominante oder »Systemkraft« wird jetzt dem »inhärenten Interesse« energisch angenähert. »Das Leben, durch die Urkraft mechanisch gegeben, wird bei erwachtem Bewußtsein von dem angeborenen Interesse geleitet . . . . Das Interesse ist ein Ausdruck für den Willen der waltenden Urkraft, in dem Mikrokosmos eines Organismus das Bewußtsein zu erhalten, solange die hierfür notwendige Stoffkonstellation (Systemkraft) vorhanden ist. Da stehen wir wieder vor dem einheitlichen Prinzip aller Erscheinungen, der bewußtseinsfähigen Urkraft, dem ewigen Rätsel.« Diese Urkraft entfaltet sich, nach R. mit kausaler, nicht mit finaler Notwendigkeit, d. h. sie kennt nur Gesetze ihres Ablaufs, nicht Zwecke oder gar Endzwecke *(Causae finales)*. Daneben haben aber, wie Gramzow mit Recht gegen R. hervorhebt, solche Zweckgebilde wie »Selbsterhaltung«, die von Baersche »Zielstrebigkeit«, ja selbst das »Vervollkommnungsbestreben der Urkraft« im Werdeprozeß der Welt im R.schen System ihren Platz. Ich gehe noch einen Schritt weiter: Die Fundamentalformel R.s, das inhärente Interesse, ist eine teleologische, keine streng kausale. Denn bei allem Kausalen gehen die Teile dem Ganzen, die Ursachen den Wirkungen voraus, so daß die jeweilige Gegenwart von der Vergangenheit beherrscht wird, während beim Teleologischen umgekehrt das Ganze früher ist als seine Teile (in der Eizelle ist der ganze künftige Organismus vorgebildet). Die Wirkung stellt sich zeitlich früher ein als die sie hervorrufende Zweckursache, und die jeweilige Gegenwart wird nicht, wie bei der kausalen Reihe, von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft, d. h. dem zu erfüllenden Zweck, beherrscht. Wäre wirklich das »inhärente Interesse«, wie R. will, die lange und vergeblich gesuchte Weltformel, so müßte sich der Ablauf alles Geschehens nach dem in diesem inhärenten Interesse vorgebildeten, also prädestinierten kosmischen Weltenplan abwickeln. Die einzelnen Kräfte oder Energien, ja selbst die Naturgesetze wären alsdann dem Universal-Imperativ des inhärenten Interesses untertan.

Wenn das nicht pure und blanke Metaphysik ist, Naturphilosophie *crude nude*, wie sie unter den philosophischen Romantikern des einsetzenden 19. Jahrhunderts im Schwange war, so weiß ich wirklich nicht, was dann noch Metaphysik heißen soll. Und so kann ich am Schlusse meiner Darlegungen nur das Urteil wiederholen, das ich im »Sozialen Optimismus« (Jena, Costenoble, 1905, S. 170 f.) über R.s Weltanschauung gefällt habe. R.s Weltanschauung ist energetischer Pantheismus im Rahmen der Terminologie unseres Zeitalters. Am nächsten steht er dem ethischen Pantheismus Fichtes. Beide gehen gleicherweise von Spinoza aus. Nur lebte Spinoza im klassischen Zeitalter der sich ausbauenden Mathematik, und deshalb schrieb er seine »Ethik« *more geometrico*. Sein Pantheismus ist daher ein mathematischer. Fichte konzipierte sein System unter dem Sternbilde des »kategorischen Imperativs« von Kant. Ihm ist die Substanz kein ruhendes Sein, sondern ein bewegtes Sollen, eine zu lösende Aufgabe: eine zu erfüllende transzendentale Pflicht.

Deus sive natura sind nicht geometrisch-ruhend, wie bei Spinoza, sondern dynamisch-bewegt, wie bei Leibniz. Die Entwicklungsrichtung der Substanz — ihre »Dominante«, ihr »*Conatus*« — ist daher eine ethisch-praktische; kein Sein, sondern ein Tun. Gott ist gleichbedeutend mit der *ordo ordinans*, der sittlichen Weltordnung, die sich im Menschen und durch den Menschen stufenweise vollzieht. Fichtes Zeitalter ist ein vorwiegend dialektisch-spekulatives, und so kommt es, daß Fichte seine Weltanschauung nicht wie Spinoza *more geometrico*, sondern wie Schelling und Hegel, welche sich der »dialektischen Methode« bedienen, *more dialectico* konzipiert. R. aber ist ein Sohn der Darwin-Spencerschen Epoche. Seit Darwin ist das Lebensproblem das Problem unserer Tage geworden. Nichts im Leben interessiert uns seit der durch Darwin heraufbeschworenen biologischen Periode der Wissenschaft mehr als das Leben selbst. Mit der Biologie traten indes die Zweckvorstellungen in den Vordergrund, und wir bekommen mit Cossmann, Driesch, Fano, Rindfleisch und Bunge eine empirische Teleologie — ein Wiederaufleben des fälschlich todgesagten Vitalismus. Spencer erneuert Schelling, Ostwald die Lorenz Okensche Naturphilosophie. In diese Gedankenwerkstätte tritt der österreichische Spencer zuerst als Lehrling, sehr bald als Meister ein. Die philosophiegeschichtlichen Zusammenhänge gehen ihm ab. Aber »das Gefühl ist der Pionier der Erkenntnis« sagt einmal R., Wundt zitierend, ohne zu bedenken, daß heute Ribot, auf diesem Gedanken bauend, eine Weltanschauung erneuert hat, die im achtzehnten Jahrhundert in England die herrschende war. Mit diesem »Gefühl« ergreift R. die Probleme und sehr bald ergreifen die Probleme ihn. Er glaubt zu schieben und wird geschoben. Die immanente Logik, welche ihn zum Pantheismus mit unwiderstehlicher Gewalt hinzieht, läßt ihn die »Urkraft« mit Herbert Spencers »*Unknowable*« und Kants »Ding-an-sich« identifizieren. Ohne den Zug des philosophiegeschichtlichen Denkens zu kennen, wird R. Fichte in die Arme getrieben. Aber Fichte ist ein ahnender, naturwissenschaftlich ununterrichteter Geist, R. hingegen ein an Herbert Spencer orientierter, in der harten Schule des Lebens und des Naturwissens geschulter Denker, der den hohen Flug Fichtes nicht teilt, auch dessen philosophiegeschichtliche Kenntnisse nicht erreicht, dafür aber durch ein reiches, sorgsames und feinsinniges Erfassen der Prinzipien unserer heutigen Naturerkenntnis entschädigt. Seine Methode ist also nicht die dialektische, wie Fichtes, sondern die biologische, wie die Reinkes. Aber im Hauptgedanken, im Gerüst und Rückgrat seines Systems des positiven Monismus, ist er Pantheist wie Spinoza und Fichte. Nur konzipierte Spinoza im wissenschaftlichen Rahmen seines Zeitalters den Pantheismus *more geometrico*, Fichte im Rahmen des seinigen *more dialectico*, R. endlich, der dominierenden Wissenschaft unseres eigenen Zeitalters gemäß, seinen Pantheismus: *more biologico*.

Werke R.s: 1. Die taktischen Lehren des Krieges 1870—1871. Streffleurs österr. militärische Zeitschrift 1872 (Preisschrift). 154 Seiten. — 2. Unsere Heeresverhältnisse. Teschen 1873 (anonyme Kampfschrift). — 3. Die praktischen Übungen der Infanterie und Jägertruppe. 1. Auflage 1875, 4. Auflage 1885, Teschen. — 4. Zur Reduktion der kontinentalen Heere. Wien (Seidel u. S.) 1875. — 5. Aus R.s Feder stammt der VI. Band der vom k. k. österr. Generalstab herausgegebenen: Feldzüge des Prinzen Eugen, enthaltend das Kriegsjahr 1704. Wien (Gerolds Sohn) 1879. — 6. Im Donaureich (unter dem Pseudo-

nym Gustav Renehr). Prag, Karl Bellmann. I. Bd. (»Zeitgeist und Politik«) 1877, II. Bd. (»Kultur«) 1878. — 7. Die Staatswehr, Untersuchung der öffentlichen Militärangelegenheiten. Cotta, Stuttgart 1881. — 8. Truppenführung im Karst Serajewo (im amtlichen Auftrage), 1888. — Von 1874—1901 über 30 Aufsätze militärischen Inhalts, meist erweiterte mündliche Vorträge, veröffentlicht in Streffleurs österr. militär. Zeitschrift und in dem »Organ der militärwissenschaftlichen Vereine«. — 10. Wesen und Zweck der Politik. 3 Bde., Leipzig (Brockhaus) 1893. — 11. Soziologische Erkenntnis, ebenda 1898. — 12. Der positive Monismus, ebenda 1899. — 13. Positive Ethik, 1901. — 14. Kritik des Intellekts, 1902. — 15. Seit 1900 eine Reihe von politischen und wissenschaftlichen Aufsätzen in der Wiener Zeitschrift: Die Wage, in der N. Fr. Presse und der politisch-anthropologischen Revue (Voltmanns). — 16. Die Probleme der Soziologie. Vortrag, gehalten September 1904 in St. Louis — 17. Soziologie. — Umfangreiches unvollendetes Manuskript aus den Jahren 1903—1904.

Literatur über Gustav R.: Otto Gramzow, Gustav R. und seine Philosophie, Berlin, Schildberger 1904. Lester F. Ward, *Contemporary Sociology* (deutsche Übersetzung 1904). Br. Clemens, Positivismus und Pädagogik in: Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1904. Ausführliche Besprechungen von R.s Werken in Hardens »Zukunft« von Professor Gumplowicz und in der wissenschaftlichen Beilage der Allg. Zeitung von Johannes Unold. Anonymus, Nekrolog in Danzers Armee-Zeitung, Jahrgang 1904, Nr. 49, 50 und 51. Ein monographischer Essay über R. in meinem Buch »Der soziale Optimismus«. Jena, Costenoble, 1905 (S. 155—180).

Bern. Ludwig Stein.

Schultes, Karl, Bühnenleiter und Schriftsteller, * 9. Juli 1822 im Schlosse Triesdorf bei Ansbach, † 9. Juli 1904 in Hannover. — Sein Vater, ein bayrischer Militärarzt, leitete soldatisch derb, doch liebevoll die erste, geistige Entwickelung des einzigen Sohnes, während die einer französischen Emigrantenfamilie entstammende Mutter eine leicht bewegliche, französische Phantasie mit treuem, deutschem Gemüte verband und so vorteilhaft auf die Herzensbildung des Sohnes einzuwirken vermochte. Dieser kam mit zehn Jahren in das königliche Kadettenkorps nach München und machte schon in diesem Institute unter des berühmten Eßlair Leitung als sechzehnjähriger Jüngling seine ersten Bühnenversuche, die die Aufmerksamkeit des Hofes und der Stadt erregten. Mit 18 Jahren trat Sch. als Offizier in die bayrische Armee. Durch seine seit 1845 in den »Fliegenden Blättern« veröffentlichten »Landsknechtslieder« und »Reiterlieder« verschaffte er seinem Decknamen »Der alte Landsknecht« einen guten und dauernden Klang; auch wurde er Mitglied des Münchener Dichtervereins, dem er lange Zeit als Schriftführer angehörte. Die Munifizenz des damaligen Königs Maximilian II. von Bayern, der dem jungen Dichter freundlichst zugetan war, erleichterte diesem den Übertritt aus dem Heere zum Hoftheater, da sein ganzer Sinn der dramatischen Kunst stets zugewendet blieb, und am 2. Januar 1849 betrat Sch. als »Schiller« in Laubes »Karlsschülern« mit außergewöhnlichem Erfolge die Nationalbühne in München. Später war er in Leipzig, wohin Laube ihn empfohlen hatte, in Graz, wo er sich Holteis Freundschaft erwarb, und zwei Jahre in Regensburg engagiert, wo er als artistischer und wirklicher Direktor wirkte, übernahm dann die Regie des Hoftheaters in Meiningen und kam 1857 an das Hoftheater nach Braunschweig, wo er sofort lebenslänglich angestellt wurde. Im Jahre 1867, nach dem Tode des Hoftheaterdirektors Schütz, übernahm Sch. auf Befehl des Herzogs die artistische und technische Leitung des Braunschweiger

Kunstinstituts, suchte aber, als seine Kunstansichten nicht mit denen einer neu ernannten militärischen Intendanz in Einklang zu bringen waren, seine Entlassung nach und trat 1872 in den Ruhestand. Während dieses ganzen Lebensabschnittes war Sch. auch auf verschiedenen Gebieten als Schriftsteller tätig gewesen. Seine »Gedichte und Lieder« (1851) waren von Uhland ausgewählt, geordnet und warm empfohlen worden. Als Dramatiker hatte er bereits 1847 ein Zaubermärchen »Liebesprobe« für die Münchener Hofbühne gedichtet; ihm folgten »Der treue Papa« (Lyrisches Drama, 1852), das preisgekrönte Drama zur tausendjährigen Jubelfeier der Stadt Braunschweig »Brunswiks Leu, stark und treu« (1861), das Lustspiel »Flitterwochen« (1862), der Schwank »Ein Roman in zehn Bänden« (1863) und die Texte zu den Opern »Elfriede«, »Der selige Herr Vetter« und »Der Fahnenschmied«. Als Erzähler bot uns Sch. »Der alte Komödiant« (Novelle in Liedern, 1853), »Reklame!« (Roman; II, 1867), »Süd und Nord« (Gesammelte Novellen; II, 1867) und die humoristische Erzählung aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges »Uhlenspegel« (II, 1867). Nach seiner Pensionierung siedelte Sch. nach Bremen über, aber bereits am 1. April 1873 berief ihn der königlich preußische Generalintendant von Hülsen (der ältere) zum artistischen Direktor des Hoftheaters nach Wiesbaden, wo er bis 1888 noch eifrig tätig war. In dieser Zeit schrieb er »Im Waldesfrieden« (Drama, 1878), »Die Reise nach dem Glücke« (Festspiel, 1879), »Eine Partie Schach« (Drama, 1882), »Der Ehrenpokal« (Posse, 1883), »Maigela« (Novelle, 1883) und seine Sammlung munterer Inntaler Geschichten »Gambskreß und Enzian« (1887). In Hannover, wo er nun seinen Lebensabend verbrachte, schritt seine literarische Tätigkeit rüstig vorwärts und lenkte besonders durch eine Geschichte aus Shakespeares Schauspielerzeit »*Solus cum sola!* oder: Williams Sturmjahre!« (Roman, 1891) die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn, während seine folgenden Arbeiten »Der Puppenspieler« (Charakterbild aus dem Chiemgau, 1892), die Erzählungen aus dem bayrischen Volksleben »Blauweiß« (1892), das Volksschauspiel »Der arme Heinrich« (1894) und die Erzählungen »Das Signum Karls des Großen« (1896) und »Hanfried« (1898) kaum noch Beachtung fanden.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 1891, S. 1206. — O. G. Flüggen: Biographisches Bühnen-Lexikon, 1892, S. 282. — Berliner Tageblatt vom 12. Juli 1904. Franz Brümmer.

Wendt, Karl Ernst Ferdinand Maria, pädagogischer Schriftsteller, * 1. November 1839 in Dresden, † 12. Oktober 1904 in Troppau in Österreich-Schlesien. — Seine Eltern, die beide als Opernkräfte an verschiedenen Bühnen Deutschlands tätig waren, starben frühe, und so übernahm die in Dresden lebende Großmutter, eine hochbegabte, einer alten französischen Adelsfamilie entstammende Frau, die Erziehung des Knaben, der bis 1856 das Progymnasium besuchte und dann in das katholische Lehrerseminar in Bautzen eintrat, das er Ostern 1860 absolvierte. Schon während seiner Studienzeit hatte W. verschiedene kleinere poetische Arbeiten veröffentlicht, und er setzte seine schriftstellerische Tätigkeit nun in Leipzig fort, wo er Anstellung als Lehrer an der katholischen Bürger- und Armenschule gefunden hatte. So erschienen 1863 seine »Goldkörner« (1000 Sentenzen und Sinnsprüche) und 1864 »Frisches Grün« (Lieder und Balladen, 2. Aufl. 1886). Die erste Schrift erregte im

fernen Siebenbürgen die Aufmerksamkeit des nachmaligen Schulinspektors Weber, der gelegentlich einer Reise nach Deutschland den jungen Lehrer aufsuchte und diesen bewog, eine Stelle an der ihm, dem Stadtpfarrer Weber, unterstellten Normal-Hauptschule in Hermannstadt anzunehmen. Im Sommer 1865 siedelte W. dorthin über und verlebte dort fast sechs Jahre, das letzte Halbjahr nicht mehr als Lehrer, sondern als Privatmann, der sich durch Vorlesungen über Ästhetik für Damen einen besonderen Wirkungskreis geschaffen hatte. Dann führte er seinen lange gehegten Entschluß aus, seine Bildung durch den Besuch einer Universität zu ergänzen, und so kam er nach Leipzig, wo er unter Drobisch, Ziller, Strümpell und Masius Pädagogik, Ästhetik, Philosophie und unter Fechner besonders Psychologie studierte und dann sein Staatsexamen ablegte. In Jena erwarb er sich mit seiner Schrift »Über die Willensbildung vom psychologischen Standpunkte« (erschien erst 1875) die Würde eines *Dr. phil.* Nachdem er kurze Zeit als Lehrer an der Realschule in Schneeberg gewirkt hatte, folgte er 1874 einem Rufe als Professor an die königliche kaiserliche Lehrerinnen-Bildungsanstalt nach Troppau in Österreich-Schlesien, an der er fast 30 Jahre mit großem Erfolge und Segen gewirkt hat. Seine weitere schriftstellerische Tätigkeit bewegt sich vorwiegend auf dem Gebiete der Pädagogik und Psychologie; hier wären besonders seine Werke »Repetitorium zur Geschichte der Pädagogik« (1880), »Psychologische Methodik« (1886), »Methodik des schönen Vortrags« (1886), »Pädagogische Abhandlungen« (1886), »Das wahre Wesen der Gefühle« (1894), »Die Seele des Weibes« (3. Auflage 1898), »Neue Seelenlehre« (1893) und »Psychologische Pädagogik des Kindergartens« (2. Auflage 1903) anzuführen. Daneben gründete er 1877 »Die österreichische Lehrerinnen-Zeitung«, die später unter dem Titel »Mädchenschule« erschien und von ihm bis 1883 geleitet wurde, und 1889 mit Marianne Nigg den »Lehrinnenwart«. Auch einige Jugendschriften und eine neue Sammlung von Gedichten »Elisabethrosen« (1878) sind von ihm zu verzeichnen.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, S. 1379. — Der Lehrerinnen-Wart, Jahrg. 1890, S. 81. Franz Brümmer.

Regenstein, Charlotte, Romanschriftstellerin, * 27. März 1835 in Schwerin (Mecklenburg), † 20. Mai 1904 in Hannover. — Früh verwaist, trat sie nach einer sehr still und einförmig verlebten Kindheit, kaum 15 Jahre alt, mit einem Vetter in die Ehe. Ihr Gatte hatte seine Studien aufgegeben und war Offizier in der schleswig-holsteinischen Armee geworden, um für die Befreiung dieser Herzogtümer mitzukämpfen. Die junge Gattin begleitete ihn dorthin, und ihr junges Gemüt erhielt dort unverwischbare Eindrücke. Nach Beendigung des Feldzuges trat der Gatte zu Schwerin in die Beamtenlaufbahn, und die Dichterin konnte die nun folgenden neun Jahre als wolkenlos glückliche bezeichnen. Als aber ihr Mann 1860 plötzlich starb und sie vor die Aufgabe gestellt wurde, mit sehr unzureichenden Mitteln für die Erziehung ihrer vier Kinder allein zu sorgen, da blieben die Tage der Sorge nicht aus, und der nächste Zeitraum von zehn Jahren brachte Kummer und Mühen die Fülle. Dann machte sie eine neue, inhaltreiche Episode durch. Durch eine Verkettung besonderer Umstände trat Charlotte R. 1870 in die Hofkreise ein; indessen war ihre Natur für die Sphäre völlig ungeeignet, und so schied sie

nach sechsjähriger Tätigkeit um Neujahr 1876 aus ihrer Stellung am Hofe und siedelte bald darauf nach Dresden über, wo sie sich mit einer gleichgestimmten Freundin ein neues Heim gründete. Verschiedene Reisen nach Paris und London, ein Jahr in Italien bauten im Geiste aus, was die stillen, an inneren Erlebnissen reichen Jahre angesammelt hatten, und so betrat sie schon 1875 die Laufbahn einer Schriftstellerin — unter dem Pseudonym Alexander Römer —, der sie auch nach ihrer Übersiedelung nach Hannover (1887) bis zu ihrem Tode treu geblieben ist. Ihre Romane »Gräfin Sibylle« (II, 1878), »Still und bewegt« (II, 1880), »Frühling und Hochsommer« (1882), »Einer aus der Masse« (1888), »Moderne Kultur« (1889), »Unter dem Purpur« (1890), »Die Lüge ihres Lebens« (1890), »Die Glücksjäger« (1892), »Tante Jettes Pflegesöhne« (II, 1893), »Dem Irrlicht nach« (II, 1893), »Eine Entführung« (1893), »Was ist Glück?« (1895), »Licht und Finsternis« (1895), »Im Netz« (1897), »Wer hat den Frieden?« (1897), »Gesühnte Schuld« (1898), »Ebenbürtige Gefährten« (1898), »Am Ziele« (1899), »Gerettet« (1899), »Leidenschaft« (1899), »Treue« (1901), »Späte Erkenntnis« (1902), »Versuchung« (1903) und »Die Erlöserin« (1903) werden dem heutigen Geschmack der »Moderne« nicht entsprechen, zeichnen sich aber durch sittliche Tendenz aus.

Persönliche Mitteilungen. — Illustrierte Welt, Jahrg. 1896. S. 459.

Franz Brümmer.

Najmájer, Marie von, Dichterin, * 3. Februar 1844 in Ofen (Budapest), † in Aussee (Steiermark) 25. August 1904. — Sie war die Tochter des ungarischen Hofrats Franz von N. und das einzige Kind ihrer Eltern, wuchs in angenehmen Verhältnissen auf und erfreute sich einer glücklichen Kindheit. Während sie die ungarische und französische Sprache schon frühe beherrschte, lernte sie das Deutsche erst in Wien, wohin ihr Vater versetzt worden war, und wo derselbe schon 1854 starb. Die Mutter, selbst eine Wienerin, behielt nun ihren Wohnsitz daselbst bei und widmete sich ganz der Erziehung ihres Kindes. Marie pflegte mit großer Liebe Musik und im geheimen auch Poesie. Franz Grillparzer, dem einige ihrer Gedichte von seiner Freundin Josephine Fröhlich, der Gesanglehrerin Mariens, vorgelegt wurden, ermunterte die Dichterin zur Herausgabe ihrer »Schneeglöckchen« (Gedichte, 1868, 2. Auflage 1873), deren freundliche Aufnahme sie zu weiterer Betätigung auf poetischem Gebiete, vor allem aber zu eingehenden literarischen Studien veranlaßte. Schon 1872 erschienen »Gedichte. Neue Folge«, in denen sie auch glücklich den leidigen Dilettantismus abgestreift hatte. Trotzdem hatten beide Sammlungen nur lokale Bedeutung; erst durch ihre epischen Dichtungen wurde ihr Name über die Grenzen ihrer Heimat hinausgetragen. In »Gurret-ül-Eyn« (1874), einem Bilde aus Persiens Neuzeit, schildert sie uns den Kampf der dort seit 1848 tätigen Babi-Sekte, die mit Begeisterung und Ausdauer einem Ziele zustrebt, welches in der Abschaffung aller Mißbräuche des religiösen, politischen und sozialen Lebens gipfelte, und in »Gräfin Ebba« (1877) läßt sie uns einen Blick in ihre eigene Seele tun. Epischen Fluß hat auch ihre Dichtung »Johannisfeuer« (1888), ja selbst in ihren »Neuen Gedichten« (1890) und »Der Göttin Eigentum« (Gedichte, 1900) zeigt sie, daß ihre geistige Domäne nicht das eigentliche Lied in seiner Einfachheit, sondern vielmehr die Poesien mit odenhaftem Schwung und die erzählenden Dichtungen sind. Auch auf dem

Gebiete des historischen Romans (»Die Schwedenkönigin«; II, 1882 und »Der Stern von Navarra«; II, 1900) und des Dramas (»Hildegard. Bürgerliches Trauerspiel«, 1899 und »Kaiser Julian. Trauerspiel«, 1903) hat sich die Dichterin mit Erfolg versucht. Ihren Wohnsitz hat sie in Wien stets beibehalten. Ohne sich bei der Frauenbewegung werktätig zu beteiligen, trat sie doch mit Wort und Tat für das Wohl der alleinstehenden, besonders geistig arbeitenden Frauen ein, um ihnen im Kampf ums Dasein Erleichterung zu gewähren. So rief sie die erste Stipendiumsstiftung für weibliche Studierende an der Universität Wien mit 7500 Gulden ins Leben, half dem Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien durch eine erste Zuwendung von 10000 Gulden einen selbständigen Pensionsfonds gründen, stiftete an der ersten Gymnasial-Mädchenschule in Wien einen Freiplatz mit 3000 Gulden und vermachte den größten Teil ihres Vermögens der von ihr gegründeten und ihren Namen tragenden Stiftung für alleinstehende Waisen von Staatsbeamten. Sie starb in Aussee, wo sie sich zur Erholung aufgehalten hatte. Nach ihrem Tode erschienen noch »Nachgelassene Gedichte« (1905).

Persönliche Mitteilungen. — Karl Schrattenthal: Die deutsche Frauenlyrik unserer Tage (1893), S. 82. — Hausfrauen-Zeitung, Jahrg. 1882, S. 282 ff. — Die Gartenlaube, Jahrg. 1900, Nr. 37. — Illustrierte Frauen-Zeitung vom 15. Januar 1905.

Franz Brümmer.

Fürstenheim, Ernst, Urolog in Berlin, * 18. Aug. 1836 in Cöthen in Anhalt, † 2. Juli 1904. — F. war medizinisch ausgebildet in Berlin, Würzburg, Paris, London (B. von Langenbeck, Civiale, Desormeaux u. a.), wurde 1861 *Dr. med.* 1862 approbiert, ließ er sich 1863 in Berlin nieder und wandte seine Spezialstudien den Krankheiten der Harnwege zu. Seine literarische Tätigkeit umfaßte verschiedene Veröffentlichungen über Krankheiten der männlichen Geschlechtsorgane und der Harnwege, besonders über Endoskopie der Harnwege (zumeist nach Vorträgen in ärztlichen Gesellschaften), die er in Deutschland unter Modifikation des Instrumentariums von Desormeaux einführte zugleich mit der lokalen Therapie der Harnröhre und Blase. Eine Zeitlang hielt F. auch Ärztekurse über sein Spezialfach ab.

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I, 466. Pagel.

Garcke, August, Professor der Botanik und Pharmakognost in Berlin, * 1819 zu Braunrode Kr. Mansfeld, † 10. Januar 1904. — G. war anfangs Theologe in Halle und hatte bereits seine theologische Staatsprüfung daselbst absolviert, als er zum Studium der Botanik überging, dem er sich seit 1851 unter Alex. Braun in Berlin widmete. Hier wurde er 1856 Gehilfe am Herbarium, 1865 Kustos am Botanischen Garten. 1869 als Privatdozent habilitiert, gelangte er 1871 zu einer außerordentlichen Professur. G. war einer der besten Kenner der Flora Deutschlands, lange Jahre Examinator in der pharmazeutischen Staatsprüfung und wird von allen, die ihm näher getreten sind, als einer der bravsten, liebenswürdigsten und gemütvollsten Männer und als vorzüglicher Lehrer geschildert. Er ist Verfasser verschiedener Veröffentlichungen, bezüglich deren auf die unten genannte Quelle verwiesen werden muß.

Vergl. Virchows Jahresbericht von 1904, I. Pagel.

Stellwag von Carion, Carl, Professor der Augenheilkunde an der Universität Wien, * zu Langendorf am 28. Januar 1823, † 21. November 1904 in Wien. — St. entstammte einem alten fränkischen Geschlechte, dessen Anfänge sich bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts verfolgen ließen. Er besuchte als Knabe die Piaristen-Hauptschule zu Freudental, absolvierte 1839 das Gymnasium zu Olmütz, dann die philosophischen Studien zu Olmütz und Prag und bezog 1841 die Carolo-Ferdinandea der letzteren Stadt, um im Oktober 1843 auf die Wiener Universität überzutreten. 1847 wurde er zum *Doctor medicinae*, 1848 zum *Doctor chirurgiae* promoviert. 1847 trat er als Externist in das Wiener allgemeine Krankenhaus ein, anfänglich an der internen Abteilung des Primararztes Dr. Bittner, und wurde im Sommer desselben Jahres auf die Augenabteilung des Professors Rosas übersetzt. Am 1. Oktober 1848 wurde er zum 1. Sekundararzt der letztgenannten Abteilung ernannt und leitete dieselbe während der Belagerung Wiens selbständig, da ihr Vorstand aus der Stadt geflohen war. 1851, nach vollendeter gesetzlicher Dienstzeit, wandte er sich der Praxis in Brünn zu, kehrte jedoch schon im März des folgenden Jahres nach Wien zurück, um sich ganz den wissenschaftlichen Forschungen widmen zu können. 1854 wurde er auf Grund seines dreibändigen Werkes: »Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte« Dozent der Augenheilkunde an der Wiener Universität und 1855 an der wieder errichteten medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. 1855 hatte das Professorenkollegium der Wiener medizinischen Fakultät ihn für die erledigte Lehrkanzel der Augenheilkunde an der Wiener Universität vorgeschlagen. Die Stelle wurde aber durch Arlt besetzt und St. »in Anbetracht seiner verdienstlichen Leistungen als Lehrer und Schriftsteller« 1857 zum außerordentlichen Professor ernannt. 1858 wurde St. ordentlicher Professor an der medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie und nach deren Auflösung 1873 als ordentlicher Professor der Augenheilkunde an die Wiener Universität übersetzt. 1883 erhielt er den Titel und Charakter eines Hofrates. Als er im Januar 1893 das 70. Lebensjahr und somit die gesetzlich bestimmte Grenze seiner amtlichen Lehrtätigkeit erreicht hatte, bot sich seinen Kollegen und Schülern die willkommene Gelegenheit, zu seiner Ehrung eine Feier zu veranstalten, welche den Jubilar aufs tiefste bewegte und mit freudiger Genugtuung erfüllte. Nachdem er dann noch ein Ehrenjahr in seinem Lehramte gewirkt hatte, wurde er nach mehr als 40jähriger Dienstzeit 1894 in den dauernden Ruhestand versetzt und »in neuerlicher Anerkennung der verdienstvollen vieljährigen Wirksamkeit auf dem Gebiete des Lehramtes und der Wissenschaft« mit dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet.

1895 legte er die Berechtigung zur Ausübung der Praxis zurück, verschenkte seine ganze medizinische Büchersammlung an die Innsbrucker Universitäts-Bibliothek und sagte der Heilkunst Lebewohl, um den Rest seiner Tage ganz den von Jugend auf mit Vorliebe betriebenen Naturwissenschaften und der Geschichte zu widmen; noch als Achtzigjähriger durfte er sich rühmen, täglich 8 Stunden ohne Ermüdung lesen zu können. Dreimal noch bot sich seinen Freunden der Anlaß, den mitten im Getriebe der Großstadt als Einsiedler lebenden Gelehrten aus seiner Ruhe aufzustören: gelegentlich seines 50jährigen Doktorjubiläums, anläßlich seiner 50jährigen Mitgliedschaft der

k. k. Gesellschaft der Ärzte und aus Anlaß seines 80. Geburtstages. Sein Tod kam allen unvermutet, überraschend.

St.s Entwicklungsgang war nicht leicht und glatt gewesen. Er hatte viel mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, welche zuerst materieller Natur waren, später in der Zeitgenossen Mißgunst begründet waren. So durfte er als Assistent bei Rosas, welchem im Jahre 1847 die Augenheilkunde als eine abgeschlossene Wissenschaft galt und der jede Neuerung als ein vergebliches, frevelhaftes Unternehmen mit Mißtrauen verfolgte, seine mikroskopischen Studien nur hinter versperrten Türen zu betreiben wagen und, als er dennoch dabei ertappt wurde, hätte es ihm beinahe seine Stelle gekostet. Nur der Fürsprache Wedls gelang es, die drohende Gefahr abzuwenden. Die Frucht dieser Studien aber war die dreibändige »Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte«, ein epochales Werk, welches die Resultate rastloser, angestrengter, zehnjähriger Forschung niedergelegt enthält und auch heute noch, nach einem halben Jahrhundert, ein unentbehrliches Nachschlagebuch für den Forscher geblieben ist. Er selbst urteilte in späteren Jahren, sehr mit Unrecht, recht kühl über dieses »Erstlingswerk«; er bezeichnete die Anlage für zu breit und wollte den Hauptwert nur in der Anführung zahlreicher Krankenbeobachtungen und der sorgfältigen Zusammenstellung der älteren, Goldkörner führenden Literatur sehen.

Seine Beschäftigung mit dem Mikroskop (dessen Anschaffung ihm nur gegen Ratenzahlungen möglich gewesen war) hatte ihn mit dem damals berühmtesten Optiker Plössl zusammengeführt und im Verkehr mit demselben war seine Aufmerksamkeit auf die damals von den Augenärzten ganz vernachlässigten, so wichtigen Sehfehler gelenkt worden und führte ihn zu der Aufdeckung der Hypermetropie. Diese weittragende Entdeckung, welche es erst ermöglichte, die Refraktionsanomalien des Auges vollständig zu überblicken und zu verstehen, veranlaßte zahlreiche, darunter namhafte Forscher (ich nenne nur Donders) in seinen Fußstapfen weiter zu schreiten und jene ernteten denn auch den Ruhm, während man den Pfadfinder kaum nannte. Diese Übergehung ließ einen Stachel in St.s Brust zurück, der zu schmerzen nicht aufhörte und den Greis noch zu bitteren Bemerkungen veranlaßte.

Bald nach seiner Berufung an die Josephs-Akademie verfaßte er sein treffliches Lehrbuch, welches fünf Auflagen erlebte und in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Zahlreich sind seine anderen Schriften, welche sich auf allen Gebieten der ophthalmologischen Wissenschaft bewegten. Von besonderer Wichtigkeit sind seine Arbeiten über den intraokularen Druck, welche zur Aufstellung einer eigenen geistreichen, physikalisch fundierten Glaukomtheorie führten, seine Arbeiten über Lidrandplastiken, über Schleimhautpfropfung, über leuchtende Augen, über Theorie der Augenspiegel, über die Behandlung der *Blennorrhoea conjunctivae*, über unblutige Behandlung des von Übersichtigkeit abhängenden konvergierenden Schielens, über Innervationsstörungen bei *Morbus Basedowii*.

St. war ein ausgezeichneter Lehrer. Er hatte einen ungemein lebendigen Vortrag und wußte ihn durch Einstreuung von launigen, häufig satirischen Bemerkungen sowie von anekdotenhaften Episoden aus seinem und seiner Zeitgenossen Leben zu würzen. Ihm war die Augenheilkunde keine in sich streng abgeschlossene Spezialwissenschaft, sondern er wußte sehr wohl den

Zusammenhang derselben mit den anderen medizinischen Disziplinen herzustellen und zu betonen, daß es nicht gelte, kranke Augen, sondern augenkranke Menschen zu behandeln. Er hatte auch nicht den Ehrgeiz, in seinen Vorlesungen Spezialisten erziehen zu wollen, sondern praktische Ärzte, welche von der Augenheilkunde soviel verstehen sollten, als sie in der Praxis (und er dachte dabei immer an die Praxis auf dem Lande) zu wissen nötig hatten. Er legte deshalb auch keinen Wert darauf, in der Vorlesung ophthalmologische Curiosa, welche das Entzücken des Fachmannes sind, vorzustellen, sondern machte die Studierenden mit den häufigen und wichtigen äußeren Augenkrankheiten und deren Behandlung um so eingehender bekannt. Leider bediente er sich einer eigenen und daher ungebräuchlichen Nomenklatur zum großen Leidwesen jener Studierenden, welche bei ihm Prüfung machen mußten und an die Arltsche Ausdrucksweise gewöhnt waren, aber auch zum eigenen Schaden, da sie der Allgemeinverständlichkeit seiner Abhandlungen abträglich war.

Das Lebensbild St.s wäre nicht vollständig, wollten wir nicht auch seine persönlichen Eigenschaften berühren. Er war ein ausnehmend gescheiter, durchaus kritisch veranlagter Mann von unermüdlichem Fleiße und von tiefem Wissen. Ihm war der Augapfel nicht der Mikrokosmus, auf welchen er sich beschränkte, er interessierte sich für alles, am wenigsten für Politik, am meisten für Naturwissenschaften und zwar in erster Linie für Botanik, seine Jugendliebe, der er bis ins höchste Alter treu blieb. Auch die Musik pflegte er mit großer Liebe und spielte an Kammermusikabenden, welche ihn Jahre hindurch mit gleichgesinnten Freunden vereinigten, die erste Geige.

Er war ein spröder, starrer Charakter von außerordentlicher Willensstärke und Tatkraft. Unterwürfigkeit war ihm fremd, aber auch die konventionelle gesellschaftliche Schmiegsamkeit war ihm versagt, seine Umgangsformen waren eher rauh als konziliant. Da er sich nicht scheute, seiner Meinung über andere offen und laut und nicht selten in sehr scharfer Weise Ausdruck zu geben, hatte er sich die Gunst manch einflußreicher Persönlichkeit verscherzt, was für die Anerkennung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen nicht ganz bedeutungslos war; was er entdeckte und gelehrt hatte, wurde zwar aufgenommen, seinen Namen aber nannte man nicht gerne.

Wer jedoch St. nur nach seinen herben Umgangsformen beurteilen wollte, täte ihm sehr Unrecht. Man brauchte ihn nur im Ambulatorium seiner Klinik, in welchem er täglich, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen, stundenlang mitten zwischen den Hilfesuchenden zu weilen pflegte, zu beobachten. Wer da sah, welche Teilnahme er den Kranken, welche Liebe den Kindern, für die er stets in seiner Tasche Süßigkeiten bereit hatte, entgegenbrachte, dem konnte es nicht verborgen bleiben, wie viel Wohlwollen und Güte in seinem Herzen wohnte.

Jetzt, wo sein Name bereits der Geschichte angehört, in deren Buch er mit goldenen Lettern eingetragen zu werden verdient, wird, abgelöst von allen persönlichen Beeinflussungen, zweifellos eine vorurteilslose und gerechte Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen eintreten, und da wird ihm in der Ophthalmologie gewiß der Platz widerspruchslos angewiesen werden, der ihm seit jeher gebührte: ein Ehrenplatz; denn er war einer der Größten seiner Zeit.

Stellwags wissenschaftliche Abhandlungen: 1. Die Körperverletzungen als Gegenstand der gerichtsärztlichen Begutachtung. Dissertation. Wien 1847. — 2. Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Freiburg 1853 bis 1858. — 3. Lehrbuch der praktischen Augenheilkunde. Wien 1862, 3. Aufl. 1867 (englische Übers. 1868, ital. 1864, ungar. 1868), 4. Aufl. 1870, unveränderter Abdruck 1885. — 4. Der intraokulare Druck und die Innervationsverhältnisse der Iris. Wien 1868. — 5. Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Augenheilkunde. Wien 1882. — 6. Neue Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Augenheilkunde. Wien 1886. — 7. Beiträge zur Lehre von dem Akkommodationsvermögen des menschlichen Auges. Zeitschr. der k. k. Gesellschaft der Ärzte. Wien 1850. — 8. Zur Lehre von den Glashäuten im allgemeinen. Ibidem 1852. — 9. Die Ektasie des Schlemmschen Kanals. Ibidem 1852. — 10. Statistische Beiträge zur Lehre vom grauen Staare und seiner Heilung durch Operation. Ibidem 1852. — 11. Über doppelte Brechung und davon abhängige Polarisation des Lichtes im menschlichen Auge. Denkschriften der Wiener Akademie der Wissensch., 1853. — 12. Beiträge zur Lehre von dem angeborenen Mangel der Regenbogenhaut. Zeitschr. d. k. k. Ges. der Ärzte. Wien 1854. — 13. Beiträge zur Lehre von den Hemmungsbildungen des menschlichen Auges. Ibidem 1854. — 14. Theorie der Augenspiegel. Ibidem 1854. — 15. Beitrag zur Pathologie der Gehilfsnerven des menschlichen Auges. Ibidem 1854. — 16. Die Chorioiditis vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet. Wiener mediz. Wochenschrift 1854. — 17. Die Behandlung des Bindehautschleimflusses. Ibidem 1855. — 18. Über Amaurosis in ihrer Beziehung zu den Leistungen des Augenspiegels. Ibidem 1855. — 19. Akkommodationsfehler des Auges. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1855. — 20. Zur Lehre von dem Albinosauge und von dem Leuchten des Auges. Zeitschr. d. k. k. Ges. d. Ärzte. Wien 1855. — 21. Über die Behandlung der Hornhautgeschwüre. Ibidem 1856. — 22. Entgegnung an Professor Rothmund, die künstliche Pupillenbildung betreffend. Ibidem 1856. — 23. Über das Verfahren mit Kurzsichtigen am Assentplatze. Wiener med. Wochenschr. 1860. — 24. Zur Literatur der Refraktions- und Akkommodationsanomalien. Ztschr. d. k. k. Ges. d. Ärzte. Wien 1861. — 25. Theoretische und praktische Bemerkungen zur Lehre von den Tränenableitungsorganen. Ibidem 1861. — 26. Über leuchtende Augen. Wiener med. Wochenschr. 1864. — 27. Der Mechanismus der Tränenleitung. Ibidem 1864, 1865. — 28. Das gelbe amorphe Quecksilberoxyd. Ibidem 1865. — 29. Zur Lehre von den hämodynamischen Verhältnissen des Auges und vom intraokulären Drucke. Ibidem 1866. — 30. Die unblutige Behandlung des von Übersichtigkeit abhängenden konvergierenden Schielens. Ibidem 1867. — 31. Über gewisse Innervationsstörungen bei der Basedowschen Krankheit. Zeitschr. d. k. k. Ges. d. Ärzte. Wien 1869. — 32. Zur Behandlung der Ophthalmoblennorrhoe. Allgem. Wiener med. Zeitschr. 1882. — 33. Ein neues Verfahren gegen einwärtsgekehrte Wimpern. Ibidem 1883. — 34. Rückblicke auf die augenärztlichen Pfropfungsversuche und ein neuer Fall von Schleimhautübertragung. Ibidem 1889. — 35. Über eine eigentümliche Form von Hornhautentzündung. Wiener klin. Wochenschr. 1889. — 36. Über eine eigentümliche Form von Hornhautentzündung. II. Artikel. Ibidem 1900. — 37. Zur Steilschriftfrage. Allgem. Wiener med. Zeitung 1893. — 40. Stammtafel der Familie Stellwag von Carion. Wurzbachs biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. 38. Bd. 1879. II. Aufl. Im Selbstverlage 1903.

Nach dem S.-A. aus der Wiener klinischen Wochenschrift 1904. Nr. 48. — Vgl. Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde. Stuttgart, Enke. XLIII. Jahrgang, 1905. H. Wintersteiner, Stellwag von Carion, mit Bildnis. H. Wintersteiner.

Müller (—Palm), Adolf, Redakteur und Schriftsteller, * 10. März 1840 in Stuttgart, † daselbst 21. Mai 1904. — Sein Vater, der bekannte Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer Friedrich Müller, hatte im Anfange der vierziger Jahre das noch heute erscheinende, weit verbreitete Stuttgarter »Neue Tageblatt« gegründet und seinen Sohn zum dereinstigen Nachfolger

in seinem Geschäft und zur Führung der Redaktion jenes Blattes bestimmt und ließ ihm demgemäß eine tüchtige humanistische Gymnasialbildung zuteil werden; ja er verordnete sogar in seinem Testament, daß bei seinem etwa früher eintretenden Tode der Sohn eine kaufmännische Ausbildung empfangen und dann durch größere Reisen sich zur Leitung des väterlichen Geschäfts tüchtig machen sollte. Diese Bestimmung kam auch zur Ausführung, und Adolf M. trat 1860 in Amsterdam in ein großes Reedereigeschäft ein und war darin als Korrespondent für das Ausland mehrere Jahre tätig. Zwischendurch fand er auch Gelegenheit, Norddeutschland, Dänemark, England, Frankreich und Italien zu bereisen. Trotz alledem blieb sein Wunsch nur darauf gerichtet, sich den Wissenschaften widmen zu können, und nach seiner Volljährigkeit kehrte er deshalb auch nach Stuttgart zurück, hörte hier am Polytechnikum die Vorlesungen Friedrich Vischers und Wilhelm Lübkes und begann bald unter dem Namen Adolf Palm sich als belletristischer Schriftsteller zu betätigen. Die Folge war, daß ihm der Buchhändler Schönlein in Stuttgart 1871 die Chefredaktion seiner vier belletristischen Verlagswerke übertrug. Aus dieser Stellung schied M. 1875, weil eine bedeutende Vergrößerung des »Neuen Tageblatts«, bei welchem er Teilhaber geblieben war, durchgeführt und M. die Redaktion des erheblich erweiterten Feuilletons übernehmen mußte. Inzwischen waren seine Romane »Im Labyrinth der Seele« (1872) und »Gold und Eisen« (1875) erschienen, denen dann erst sechs Jahre später die heiteren »Briefe aus der Bretterwelt« (1881) folgten, welche uns manchen tiefen Blick in die Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters ermöglichen. Als 1891 das »Neue Tageblatt« in den Besitz der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart überging, trat M. in den Verwaltungsrat dieser Anstalt ein und gehörte ihm bis 1897 an. Die Redaktion des genannten Blattes führte er bis 1903, wo er in den Ruhestand trat. Sein König hatte ihn 1901 zum Hofrat ernannt. Von M.s Arbeiten erschienen noch »Im Lindenhof. Das Lob der Armut. Die Muttergottes von Altötting« (3 Erzählungen), 1900.

Persönliche Mitteilungen. — Jubiläums-Katalog der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig, 1898. Franz Brümmer.

Mannstaedt, Wilhelm, Bühnendichter, * 20. Mai 1837 in Bielefeld, † 13. September 1904 in Steglitz bei Berlin. — Er war der Sohn eines Eisenbahnbaumeisters, späteren königlichen Fabrikinspektors, besuchte die unteren Klassen des Gymnasiums seiner Vaterstadt, später die Gewerbeschule in Hagen, die er bereits 1851 absolvierte, und ging dann nach England, um sich in dem Geschäfte eines Verwandten der kaufmännischen Laufbahn zu widmen. Nach seiner Heimkehr (1855) nahm er eine Stellung als Buchhalter in einem Fabrikgeschäfte in Hagen an, leitete auch nach dem Fallissement seines Prinzipals die Fabrik für eigene Rechnung. Geschäftliche Kalamitäten veranlaßten ihn aber, 1856 einen ihm wünschenswerteren Lebensberuf zu suchen. Schon in frühester Jugend zeichnete sich M. durch seine Befähigung für Musik aus, so daß er bereits im sechsten Jahre im Dilettantentheater seiner Vaterstadt mitwirken und im zehnten als Klavierspieler auftreten konnte. Er beschloß also, sich gänzlich der Musik zu widmen; allein das ernste Studium behagte ihm auf die Dauer nicht, und schnell entschlossen wandte er sich der Bühne zu. Als jugendlicher Liebhaber trat er, völlig Autodidakt, in

Wörlitz, Rostock, Hildesheim, Liegnitz, Glogau, Bromberg, Thorn, Insterburg auf, bis er 1865 nach Berlin kam und sich hier nach wenigen Monaten aus einer untergeordneten Stellung am Woltersdorff-Theater auf einen sichern und gefestigten Platz stellen konnte. Die Mobilmachung im Jahre 1866 regte ihn nämlich zu der einaktigen Posse »Alles mobil!« an, die einen durchschlagenden Erfolg hatte und 150mal aufgeführt ward. In demselben Sommer schrieb M. noch fünf weitere Stücke für das genannte Theater, an dem er nun als Kapellmeister und Darsteller komischer Rollen tätig war, ging im Herbst d. J. als Kapellmeister und Dramaturg an das Krollsche Theater, kehrte 1867 in gleicher Eigenschaft zum Woltersdorff-Theater zurück und folgte 1870 einem Rufe als Kapellmeister an das Viktoriatheater. Nach seiner Verheiratung trat er in das Zeitungsverlagsgeschäft seines Schwiegervaters, des Geheimrats Günther, als Redakteur verschiedener gewerblicher Blätter ein, gründete 1871 eine eigene Monatsschrift »Der Kunstfreund«, die er aber nach einem Jahre wieder aufgab, und zog sich 1872 gänzlich von der Bühne zurück, um sich hinfort ausschließlich der Bühnenschriftstellerei zu widmen. Doch führte er 1879—85 noch die Redaktion der »Deutschen Bühnengenossenschaft«. M. hat im Laufe der Jahre etwa 60 Possen und Volksstücke geschrieben, von denen einige sich lange Zeit auf dem Repertoire erhielten und durch Übersetzungen und Bearbeitungen auch im Auslande bekannt wurden; z. B. »Die Berliner Feuerwehr« (1866), »Das Milchmädchen von Schöneberg« (1868), »An den Ufern der Spree« (1873), »Krieg und Frieden« (1870), »Eine resolute Frau« (1876), »So sind sie alle« (1877), »Der junge Leutnant« (1880), »Unser Otto« (1881), »Der Stabstrompeter« (1886), »Die wilde Katze« (1888) u. v. a.

Persönliche Mitteilungen. — Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, 1891, S. 854. — O. G. Flüggen: Biographisches Bühnenlexikon der deutschen Theater, 1892, S. 208.

Franz Brümmer.

Köppen, Fedor von, Schriftsteller, * 8. März 1830 in Kolberg (Pommern), † 2. Juli 1904 in Lausigk (Königr. Sachsen). — Er erhielt seinen ersten Unterricht durch Hauslehrer, besuchte dann das Gymnasium in Brieg und trat 1848 in die preußische Armee ein. Als junger Offizier hatte er sich wegen seiner patriotischen Dichtungen vielfacher Gunstbezeugungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. zu erfreuen, der ihm, dem Unbemittelten, auch eine Zulage aus seiner Privatschatulle spendete. Im Jahre 1864 nahm er an dem Feldzuge in Schleswig und 1866 an dem in Böhmen teil, war darauf als Major erster Militärlehrer am Kadettenhause in Berlin und nahm 1869 seinen Abschied aus dem Heere. 1870 für die Dauer des deutsch-französischen Krieges reaktiviert, schied er nach Beendigung desselben als Oberstleutnant dauernd aus dem Heere. Er war hinfort als Schriftsteller tätig, erst in Leipzig, seit 1883 in Berlin, seit 1891 auf einem Landsitze zu Neuhaus a. d. Elbe (Hannover), bis er 1895 seinen Wohnsitz wieder nach Leipzig verlegte. Die letzten Lebensjahre brachte er in Lausigk zu. — Nachhaltige Anregung zu poetischer Betätigung empfing K. in Berlin in dem literarischen Sonntagsverein »Tunnel«, wo er mit Chr. Friedr. Scherenberg, Fontane, Lepel, Blomberg u. a. in freundschaftliche Beziehungen kam. Wie der Erstgenannte, dem er am meisten nachstrebte, besang er vorwiegend die deutschen Waffen und ihre Träger. Die schleswig-holsteinische Erhebung (1848—51) begeisterte ihn zu seiner

ersten Dichtung »Die Schlacht bei Schleswig Ostern 1848« (1851); ihr folgten »Preußens Erhebung« (1855), worin er die Zeit von der Schlacht bei Jena bis zum Aufrufe des Königs 1813 besang, dann die Fortsetzung »Wrangel« (1858), eine poetische Geschichte von den Freiheitskriegen an bis zur Niederwerfung der Berliner Revolution, ferner »Groß-Görschen« (1856), »Kolberg 1807« (1857), »Ein Strauß für Schleswig-Holstein« (1865), »Männer und Taten. Vaterländische Balladen« (1881), wohl seine beste Leistung, und endlich »Wilhelm der Große. Ein vaterländisches Heldengedicht« (1896). Ein glühender Patriotismus klingt aus diesen Dichtungen heraus; er würde indessen mehr ansprechen, wenn er nicht von Parteileidenschaft entstellt wäre. An novellistischen Arbeiten besitzen wir von K. »Preußische Hofgeschichten« (1890) und »Das Opfer für das Vaterland« (Vaterländischer Roman, 1896). Dagegen hat er eine ganze Reihe von Schriften für die Jugend zu dem Zweck veröffentlicht, diese mit patriotischem Sinn zu erfüllen und für deutsches Volkstum zu erwärmen; z. B. die Lebensbilder von »Otto von Bismarck« (1874) und »Helmuth von Moltke« (1888), ferner »Deutsche Kaiserbilder« (2. Aufl. 1893), »Kämpfe und Helden« (4. Aufl. 1891), »In des Königs Rock« (1890), »Männer und Taten« (1885), »Das Deutsche Reich von der Maas bis zur Memel« (1894) und das bedeutendste »Die Hohenzollern und das Reich« (IV. 1887—90). Endlich bieten seine »Feld- und Federzüge« (1881) eine Biographie des Verfassers in unterhaltender, größtenteils novellistischer Form.

Persönliche Mitteilungen. — H. Kurz: Literaturgeschichte, IV. Bd., S. 379. — Das literarische Leipzig, 1898, S. 100.

Franz Brümmer.

Legerlotz, Friedrich Wilhelm Gustav, Schulmann und Dichter, * 28. Mai 1832 in Genthin bei Magdeburg, † 5. April 1904 in Salzwedel. — L. entstammte einer ursprünglich ungarischen Familie; Urgroßvater und Großvater vertauschten den ungarischen Militärdienst mit dem preußischen. Nach dem frühen Tode seines Vaters, eines wegen seiner echten Bürgertugenden allgemein geschätzten Bauhandwerkers, leitete die Mutter, eine hochgesinnte, ernste Frau, die Erziehung des Knaben. Nach achtjährigem Besuch der Stadtschule seiner Heimat brachte ihn sein Stiefvater, der ihm die kaufmännische Laufbahn eröffnen wollte, 1846 nach Magdeburg auf die damalige »Handelsschule«, eine lateinlose Realschule. Doch die eingehende Bekanntschaft mit der vaterländischen und englischen Literatur, namentlich mit Goethe und Uhland, mit Burns und Byron, sowie die gelegentlichen Mitteilungen seines Direktors Ledebur aus griechischen und römischen Dichtern zeitigten in ihm den Plan, sich noch dem philologischen Studium zu widmen. Nach Absolvierung der Handelsschule (Ostern 1850) eignete er sich durch Privatunterricht das Lateinische, Griechische und Hebräische in anderthalb Jahren so weit an, daß er in die Prima des Magdeburger Domgymnasiums aufgenommen werden konnte, dessen Direktor Friedrich Wiggert für die germanistische und linguistische Richtung seines Zöglings maßgebend ward. 1853 bezog er die Universität Halle, die er ein Jahr später mit Berlin vertauschte. Namentlich unter Bernhardi und Pott, Haupt, Albrecht Weber, Lepsius und Brugsch gab er sich der Philologie und vergleichenden Sprachforschung hin und kehrte dann ins Elternhaus zurück, wo er sich teils mit linguistischen Arbeiten, teils mit der Vorbereitung für Promotion (Halle 1858) und Habilitation beschäftigte.

Letztere kam nicht zur Ausführung, da die Bekanntschaft mit seiner späteren Gattin ihn bestimmte, sich dem Gymnasiallehrfach zuzuwenden. Von 1858 bis 1860 war er als Probekandidat und wissenschaftlicher Hilfslehrer abwechselnd an den beiden Magdeburger Gymnasien tätig, worauf er einen Ruf an das städtische Gymnasium zu Soest in Westfalen annahm, das seine zweite Heimat ward. Hier war er bis Ostern 1876, zuletzt als Prorektor, tätig, worauf ihm vom preußischen Minister Falk das Direktorat des Gymnasiums in Salzwedel (Altmark) übertragen wurde, das er bis zu seinem Tode verwaltete. — Die poetische Tätigkeit L.s reicht bis in seine Gymnasialzeit zurück, und doch konnte er sich erst im reifen Mannesalter trotz des Drängens befreundeter Gelehrter und Dichter, unter denen vor allen Ferd. Freiligrath genannt werden mag, entschließen, seine Sammlung »Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen« (1886) herauszugeben. Während seine eigenen Poesien keinen Zweifel an seiner poetischen Kraft aufkommen lassen, erweist er sich auf dem Gebiet der Nachdichtung fremder Poesien geradezu als Meister. Besonders sind es die Dichtungen des Schotten Burns, denen er sein ganzes Interesse zuwandte, und an deren Verdeutschung er mehr als 40 Jahre arbeitete, ehe er sie u. d. T. »Robert Burns Gedichte in Auswahl« (1889, 2. A. 1893) herausgab. L. hat in seiner Nachdichtung die rein englischen Dichtungen in reinem Schriftdeutsch wiedergegeben, die schottischen Dialektdichtungen aber durch Anwendung unseres alemannischen Dialekts unserem Empfinden näher gebracht.« Zu erwähnen sind noch seine Übertragungen und Nachbildungen mittelalterlicher und deutscher Dichtungen, wie »Nibelungenlied. Neu übertragen« (Auswahl 1889, 12. Aufl. 1902; große Ausg. 1892), »Gundrun« (Auswahl 1891, 8. Aufl. 1904; große Ausg. 1893), »Walther von der Vogelweide und andere Lyriker des Mittelalters. Auswahl« (1892, 3. Aufl. 1902), »Parzival von Wolfram von Eschenbach« (1903), »Die Epik der deutschen Sagenkreise« (Der arme Heinrich von Hartmann von Aue und König Rother, 1904). Viele dieser Nachbildungen haben sich bereits einen Platz in den neueren Schullesebüchern gesichert.

Persönliche Mitteilungen. — Karl Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, V. Bd., S. 308.

Franz Brümmer.

Braun, Friedrich von, Stadtdekan und Oberkonsistorialrat in Stuttgart, *Dr. theol.*, * 18. November 1850 in Kirchheim u. Teck, † 31. Mai 1904 in Jerusalem. — Nach Vollendung seines theologischen Studiums in Tübingen wurde B. zunächst 1876 am theologischen Seminar seiner Heimatuniversität mit dem Posten eines Repetenten betraut; dem folgte 1879 die Berufung als Diakonus nach Eßlingen und bereits im gleichen Jahre die Beförderung zum »Hofkaplan« und Hilfsarbeiter im Konsistorium nach Stuttgart. 1887 rückte er mit 37 Jahren in die Stellung eines Hofpredigers ein, die er jedoch 10 Jahre später mit der des Stadtdekans und I. Pfarrers an der Hospitalkirche vertauschte, nachdem er im Jahr zuvor, 1896, als ordentliches Mitglied ins Konsistorium eingetreten war. Sein vieltätiges Interesse galt vor allem den Arbeiten und Aufgaben der inneren Mission, sowie den großen evangelischen Vereinen Württembergs. So führte er seit 1890 den Vorsitz im Württemberger Landesverein der Gustav-Adolf-Stiftung und seit 1894 in der umfassenden Organisation des süddeutschen Jünglingsbundes. Auch die Vereine

zur Bekämpfung der Trunksucht, zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene sowie der ständige Ausschuß der Landessynode zählte ihn zu seinen tätigsten Mitarbeitern. Ebenso ist B. vielfach literarisch hervorgetreten, so im Lutherjahre 1883: Luther im deutschen Liede; 1885: Glaubenskämpfe und Friedenswerke; 1886: Wer ist frei? 1888: Wichern und Werner; und hat weiterhin öfter zu kirchlichen Tagesfragen das Wort genommen. An der Fahrt unseres Kaiserpaares zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem hat B. als einer der Vertreter Württembergs teilgenommen. 6 Jahre darauf sollte eine neue Reise ins heilige Land, zur Einweihung der neuen evangelischen Kirche in Jaffa, zu deren Bau er große Beiträge in der Heimat und in weiteren Kreisen zusammengebracht, ihm das Ende seiner irdischen Pilgerfahrt bringen. Am 9. Mai hatte er in Begleitung seiner Gattin einen sechswöchentlichen Urlaub angetreten, um am Pfingstfeste die Weihe des Gotteshauses in Jaffa zu vollziehen. Da sie um kurze Zeit verschoben werden mußte, reiste er nach Jerusalem weiter und hier hat ihn am 31. Mai ein rasch verlaufender Ruhranfall jäh hinweggerafft, noch bevor er den Zweck seiner Fahrt erfüllt hatte. Sein Leichnam ist noch am selben Tage auf dem Zionsberge bestattet worden; an dem Sockel seines Grabdenkmals ist im Namen seines Gustav-Adolf-Vereins eine vom Stuttgarter Hoferzgießer Pelargus gegossene Erztafel, modelliert von Bildhauer Fremd, eingefügt worden mit der Inschrift: »Seines unvergeßlichen, mitten aus der Fürsorge für die Glaubensgenossen im heiligen Lande heimgerufenen treuen Führers gedenkt in der schwäbischen Heimat sein dankbarer Gustav-Adolf-Verein. Galat. 6, V. 9 u. 10.« Ebenso wurde ihm in seiner Stuttgarter Hospitalkirche eine Gedächtnistafel gestiftet. Doch lebendiger wird sein Gedächtnis im Segen seines reichen Lebenswerkes und seines tragischen Ausgangs nachwirken. Kohlschmidt.

Weigert, Karl, berühmter Pathologe, * 19. März 1845 zu Münsterberg in Schlesien, † 5. August 1904 zu Frankfurt a. M. — W. studierte in Breslau, Berlin und Wien und war Assistent bei Waldeyer 1868—70 in Breslau, bei Lebert daselbst 1871—74, bei Cohnheim zuerst in Breslau, dann in Leipzig, zusammen nahezu zehn Jahre, bis er nach des letzteren Tode 1884 die Stellung als Lehrer der pathologischen Anatomie am Senckenbergischen Institut in Frankfurt a. M. einnahm. Vorher war er in Leipzig 1879 zum Professor e. o. ernannt worden. Unter seinen pathologisch-anatomischen Arbeiten, die sich auf die Pathologie der Blut- und Lymphgefäße, die Bakterien und Tuberkulosefrage und viele andere Themata erstreckten, ist in monographischer Form erschienen: »Zur Anatomie der Pocken« (I. u. II. Teil 1874, 1875), »Beiträge zur Kenntnis der normalen menschlichen Neuroglia« (Frankfurt a. M. 1895). Ferner ist W. bahnbrechend auf dem Gebiete der Bakterienfärbung gewesen. Von seinen bezüglichen Veröffentlichungen seien genannt: »Erste Färbung von Bakterienhaufen« (1871) — »Färbung der Bakterien mit Anilinfarben« — »Markscheidenfärbung des Zentralnervensystems etc.« (1882—85) — »Fibrinfärbung« (1886) — »Elastische Fasern« (1889) — »Neuroglia« (1890) — »Lehre von der Koagulationsnekrose« (1880) — »Nephritis« (1879) — »Neue Auffassung der Zellwucherung auf äußere Reize« (1873—96) — »Entdeckung der Venentuberkulose und ihrer Beziehung zur akuten Miliartuberkulose« u. a. 1899 wurde W. zum Ehrenmitgliede

seines Instituts und zum Geheimen Medizinalrat ernannt. W. gehörte zu den berühmtesten Histopathologen der Neuzeit. Seine Methoden, namentlich diejenigen, betreffend die Markscheiden- und Neurogliafärbung, haben besonders auf neurologischem Gebiete große Bedeutung erlangt. Seine Abteilung am Senckenbergischen Institute gilt als vornehmste Stätte der Ausbildung in pathologischer Anatomie des Zentralnervensystems.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 482 und die daselbst genannten Quellen.

Pagel.

Vorster, Johannes, Irrenarzt, * 15. März 1860 zu Hoym (Anhalt), † 4. Mai 1904 in Stephansfeld (Elsaß). — V. war der Sohn des Leibarztes des geisteskranken Herzogs von Anhalt-Bernburg (bis 1864 Direktor in Lengerich), studierte in Marburg und Berlin, erhielt die ärztliche Approbation 1884, den Doktortitel in Leipzig 1887 mit der Dissertation: »*Dementia paralytica* bei Eisenbahnfahrbeamten«, war 3½ Jahre Assistent bei Rose an Bethanien in Berlin, ging 1888 zur Psychiatrie über, wurde Assistent von Hasse in Königslutter, 1890 Oberarzt in Stephansfeld unter Karl Stark und 1897 als dessen Nachfolger Direktor der vereinigten Bezirksirrenanstalten Stephansfeld-Hördt, wo er dem Attentat eines Geisteskranken zum Opfer fiel. V. war ein fleißiger Schriftsteller und hat im ganzen 12 Abhandlungen veröffentlicht über verschiedene Themata, die zum Teil in der unten erwähnten Quelle angegeben sind.

Vergl. Virchows Jahresberichte von 1904, I, 482. Pagel.

Huppert, C. Hugo, Professor der medizinischen Chemie in Prag, * 29. Januar 1832 zu Marienberg (Sachsen), † 19. Oktober 1904. — H. war in Leipzig und Jena ausgebildet, besonders als Schüler C. G. Lehmanns, und gelangte 1862 zur Promotion. Im Herbst 1871 wurde er, nachdem er daselbst während der Zwischenzeit das medizinisch-chemische Laboratorium geleitet hatte, in Leipzig zum Extraordinarius ernannt, 1872 als Professor ord. der medizinischen Chemie nach Prag berufen. Neben einer längeren Reihe von eigenen und durch seine Schüler ausgeführten Facharbeiten seien speziell genannt der gemeinschaftlich mit C. G. Lehmann von ihm bearbeitete 8. Band von Gmelins Handbuch der Chemie und die 8., 9. u. 10. Auflage von Neubauers Analyse des Harns.

Vergl. Virchows Jahresberichte von 1904, I, 469. Pagel.

Clar, Konrad, Balneolog und Professor der Balneologie in Wien, * 22. Februar 1844 in Wien, † 13. Januar 1904 daselbst. — B. widmete sich anfangs dem Studium der Geologie, promovierte 1864 zum *Dr. phil.* in Leipzig, trat darauf zur Medizin über, erlangte 1869 die medizinische Doktorwürde in Graz, habilitierte sich hier 1870 als Privatdozent für Balneo- und Klimatotherapie, siedelte 1888 nach Wien über, wo er sich gleichfalls habilitierte und 1894 zum außerordentlichen Professor befördert wurde. C. war ein tüchtiger Geolog und Balneolog, während des Sommers auch gleichzeitig Badearzt in Gleichenberg. Er ist Verfasser mehrerer Arbeiten über die Kurorte Österreichs, Stoffwechsel und Therapie der Lungentuberkulose u. a.

Vergl. Virchows Jahresberichte von 1904, I, 462. Pagel.

Heisrath, Friedrich, Augenarzt und Universitätsprofessor in Königsberg i. Pr., * 12. Oktober 1850 in Mazutkehmen (Kr. Gumbinnen), † 9. Juli 1904 plötzlich im Ostseebade Cranz. — H. studierte in Königsberg, wurde 1876 Arzt, trat in das Sanitätskorps ein und brachte es hier von 1877—95 zum Oberstabsarzt. Nachdem er schon 1898 den Professortitel erhalten hatte, habilitierte er sich 1899 als Privatdozent für Augenheilkunde. Seit 1879 Assistent des bekannten Ophthalmologen Professors Julius Jacobson, verfaßte H. 1882 die erste Monographie zur Heilung der Körnerkrankheit, von der er einer der besten Kenner war, durch Tarsalexzision und veröffentlichte außerdem eine beträchtliche Anzahl von Aufsätzen auf dem Gebiete seiner Spezialität, begründete 1882 eine eigene Privatklinik und war außerdem Direktor der Augen-Station am Krankenhause der Barmherzigkeit.

Vergl. Virchows Jahresberichte von 1904, I, 468. Pagel.

Ideler, Karl, Geheimer Sanitätsrat in Wiesbaden, Psychiater, * 26. Februar 1829 in Berlin, † 21. September 1904. — I. war der älteste Sohn des bekannten Berliner Psychiaters Karl Wilhelm I. und studierte in seiner Vaterstadt. Anfangs Assistent der Neu-Ruppiner, später nach Eberswalde verlegten Märkischen Provinzial-Irrenanstalt, war er seit 1861 mit der Leitung der Berliner Irrenpflegeanstalten in der Wallstraße betraut, machte als Stabs- bzw. Oberstabsarzt den Feldzug von 1870—71 mit und übernahm 1880 die Leitung der eben begründeten städtischen Irrenheilanstalt von Berlin-Dalldorf, von wo er 1885 in den Ruhestand trat und sich nach Wiesbaden zurückzog. Er war Mitbegründer des Berliner psychiatrischen Vereins 1867 und dessen eifrigster Förderer.

Vergl. Virchows Jahresberichte von 1904, I, 469. Pagel.

Koch, Karl v., Medizinalbeamter zu Stuttgart, * 3. Januar 1829 zu Gaildorf in Württemberg, † 15. Februar 1904. — v. K. studierte in Tübingen, später in Prag, war 1851—55 prakt. Arzt und Oberamtswundarzt in Gaildorf, 1855—71 Oberamtsarzt daselbst, seit 1871 Ober-Medizinalrat in Stuttgart und als solcher ordentliches Mitglied des Kgl. württ. Medizinalkollegiums und der Abteilung für die Staatskrankenanstalten, 1875—88 Vorsitzender der Landesprüfungs-Behörde für Apothekergehilfen, seit 1876 Mitglied der Kommission für die Physikatsprüfung, seit 1877 Ministerial-Delegierter bei dem Kgl. statistischen Landesamt für Medizinalangelegenheiten, seit 1884 Mitglied des Verwaltungsrats der württembergischen ärztlichen Unterstützungskasse, 1887 staatliches Mitglied, zugleich stellvertretender Vorsitzender und seit 1894 Vorstand des Verwaltungsrats des Kinderspitals »Olga-Heilanstalt« in Stuttgart, erhielt 1892 Titel und Rang eines Kollegial-Direktors. Außerdem gehörte er 1874—79 als Kgl. württ. Delegierter verschiedenen das Medizinalwesen betreffenden Reichskommissionen in Berlin an und war seit 1880 ununterbrochen außerordentliches Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamts. v. K. war der Begründer der Medizinalberichte des Königreichs Württemberg, Verfasser des ersten über das Jahr 1872, und übte neben seiner Dienststellung als nicht vollbesoldeter Medizinalbeamter zugleich die ärztliche Praxis aus.

Vergl. Virchows Jahresberichte von 1904, I, 470. Pagel.

Jolly, Friedrich, o. ö. Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Berlin, Direktor der psychiatrischen und Nervenklinik der Kgl. Charité, Geh. Medizinalrat, * 24. November 1844 zu Heidelberg, † 4. Januar 1904. — J. war ein Sohn des später nach München berufenen Physikers Philipp J. Er studierte in München und Göttingen, war Assistent an der inneren Klinik von Pfeufer in München, dann an der Irrenanstalt Werneck unter Gudden und Grashey, hierauf an der psychiatrischen Klinik in Würzburg unter Rinecker, habilitierte sich 1871 daselbst mit einer Abhandlung: »Über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schädel«, wurde 1873 als Professor e. o. und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg berufen, dort 1875 zum Professor ord. ernannt und von da 1890 nach Berlin berufen. J. gehörte zu den berufensten Irren- und Nervenärzten der Neuzeit. Er ist Verfasser zahlreicher, wichtiger literarischer Arbeiten auf seinem Spezialgebiet, von denen wir u. a. noch aufführen: »Bericht über die Irrenabteilung des Julius-Spitals« (1873) — »Hysterie und Hypochondrie« (in v. Ziemssens Handbuch 1877) — »Untersuchungen über den Leitungswiderstand« (1884) — »Irrthum und Irrsinn« (1893) usw. J. war eine liebenswürdige Persönlichkeit und ein durch klaren und lebendigen Vortrag ausgezeichneter Lehrer. Bezüglich seiner weiteren Leistungen muß auf die in der unten genannten Quelle angeführten Nekrologe verwiesen werden.

Virchows Jahresberichte von 1904. I, 469. Pagel.

Mannlicher, Ferdinand Ritter von, Oberingenieur, * 30. Januar 1848 in Mainz, † 20. Januar 1904 in Wien. — Als Sohn eines österreichischen Oberkriegskommissars geboren, hat M. die technische Hochschule in Wien absolviert und sich dann dem Eisenbahn-Erhaltungsdienste gewidmet; er war zunächst bei der Staatseisenbahngesellschaft tätig und trat dann zur Kaiser Ferdinands-Nordbahn über, die er im Jahre 1886 als Oberingenieur verließ. M. ist bekannt als Erfinder der bei der österreichischen Armee eingeführten Handfeuerwaffe und mehrerer wertvoller Verbesserungen an Repetiergewehren überhaupt. M.s österreichisches Gewehr stellt eine geistreiche Weiterbildung des Systems Lee dar, indem an Stelle des abnehmbaren Magazins ein mit dem Abzugsbügel aus einem Stück hergestelltes Gehäuse tritt; den orginellsten Teil des Systems bildet der Rahmen, der fünf Patronen faßt und nach Abschuß der letzten Patrone aus der Waffe fällt; sein Gewicht beträgt nur 19 g; der Verschluß ist ein sogenannter Geradzugverschluß. Später hat M. »automatische Repetiergewehre« konstruiert, bei denen auch die Verschlußfunktion selbstätig durch den Druck der Pulvergase vor sich geht; eine besonders einfache, halbautomatische Repetierpistole stammt ebenfalls von M.

Es ist M. nur nach jahrelangen schweren Kämpfen gelungen, mit seinem Gewehre einen günstigen Erfolg zu erringen. Sein Talent, sein Fleiß, seine Beharrlichkeit und auch die werktätige Hilfe seiner Familie und seiner Freunde, u. a. A. R. v. Loehrs, vermochten endlich alle finanziellen und technischen Schwierigkeiten zu überwinden, so daß er im Jahre 1879 das von der Armeeverwaltung später erworbene Patent als vollendet betrachten konnte. Die Ausbeutung seiner Patente übernahmen die Waffenfabrik Steyr, sowie mehrere ausländische Gesellschaften. M. wurde mit hohen Orden ausge-

zeichnet, in den Ritterstand erhoben und im September 1899 in das Herrenhaus berufen. Er starb eines plötzlichen Todes, inmitten arbeitsvoller Tätigkeit. A. Birk.

Brunner, Moritz Ritter von, Feldmarschalleutnant und Sektionschef im k. u. k. Reichskriegsministerium, berühmter Fortifikateur, * 30. April 1839 zu Wien, † 25. Oktober 1904 ebendort. — Der Vater B.s war Hofbediensteter und starb, als der Sohn noch nicht vier Jahre alt war, so daß der in dürftigen Verhältnissen zurückgebliebenen Mutter, einer lebhaften und klugen Frau, die fernere schwere Sorge für die Erziehung blieb. Zum Glück nahm sich ein Onkel des Knaben an, der seinen Neffen in das Regimentserziehungshaus Freiherr von Heß brachte, aus dem er dann in das Obererziehungshaus, in die Tullner Pionierschule und schließlich in die Genieakademie nach Klosterbruck bei Znaim kam. — 1859 erhielt B. als Unterleutnant seine Einteilung beim 2. Geniebataillon, mit dem er auch den Feldzug in Italien mitmachte; 1860 zum neu errichteten Genieregiment Nr. 1 transferiert, fand er bei der Verteidigungsinstandsetzung von Karlsburg Verwendung. 1864 frequentierte er den höheren Geniekurs, in diesem Jahre erschien auch B.s Erstlingswerk, es war dies ein »Praktisches Hilfsbuch für den Mineur«; 1866 zum Oberleutnant befördert, leitete er den Bau des provisorischen Lagerforts bei Himlau (Olmütz) nach den von ihm entworfenen Plänen und erhielt am 3. Oktober desselben Jahres die Allerhöchste belobende Anerkennung »für hervorragend vorzügliche Leistungen im Feldzuge gegen Preußen«. 1870 wurde B. Hauptmann im Geniestabe, 1873 fungierte er als Mitglied der kaiserlichen Kommission für die Weltausstellung und als Berichterstatter für dieselbe. All die Jahre hindurch war er in der 8. Abteilung des Reichskriegsministeriums beschäftigt und wurde 1874 in »Anerkennung seiner mehrjährigen hervorragenden literarischen Tätigkeit auf dem militärischen Gebiete« mit dem Orden der Eisernen Krone dritter Klasse dekoriert, worauf 1875 seine Erhebung in den Ritterstand erfolgte, in welchem Jahre er auch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt. 1876 in den Stand der technischen Militärakademie übersetzt, lehrte er hier durch zehn Jahre die Befestigungskunst, und nebstdem als außerordentlicher Professor an den Stabsoffizierkursen des Heeres und der k. k. Landwehr außer Befestigung auch noch Pionierdienst. 1882 wurde B. Major und 1886 zum Geniedirektor in Trebinje ernannt, 1887 Oberstleutnant und 1889 »für hervorragend verdienstliche Leistungen bei Leitung und Ausführung von Unterkunfts- und fortifikatorischen Bauten« mit dem Militärverdienstkreuz dekoriert, im selben Jahre wurde er Genie- und Befestigungbaudirektor in Przemysl und im darauffolgenden Jahre Oberst.

1894 wurde B. zum Vorstand der 8. Abteilung in das Reichskriegsministerium berufen, 1895 zum Generalmajor befördert und am 22. Oktober desselben Jahres zum Sektionschef im Reichskriegsministerium ernannt; 1898 erhielt er das Ritterkreuz des Leopoldordens und rückte 1899 zum Feldmarschalleutnant vor. 1904 erhielt B. den Orden der Eisernen Krone II. Klasse, außerdem war er Ritter und Komtur vieler ausländischer Orden.

B. war seit dem 18. November 1870 mit Veronika Schmidt in glücklichster Ehe verbunden, die ihm drei Söhne und drei Töchter schenkte.

Bevor wir zu B.s Tätigkeit als Militär und Schriftsteller übergehen, wollen wir auch einige Worte dem Menschen Brunner widmen: »Sein Herz schlug warm für fremdes Leid, und wo er konnte, half er. Ohne Scheu und Zagen durfte jeder sich ihm wie einem Freunde nahen und seinen Kummer ausschütten; er fand ein offenes Ohr. Mancher, dessen Anliegen nicht Erfüllung gefunden, ahnte oft gar nicht, wie sehr sich Feldmarschalleutnant Ritter von Brunner seiner Sache angenommen und wie gerade diesem des Fremden Weh nahegіng .... Er war ein edler Mann, aufrichtig, hilfreich und gut!«

Als Sektionschef des Reichskriegsministeriums oblag B. die Leitung des gesamten Genie- und Festungsdienstes der Monarchie, des Pionier-, Waffen- und Munitions-, sowie des Militärerziehungswesens. Seinem Wirken ist die Errichtung eines für militärische und fortifikatorische Zwecke bestimmten Geniestabes, die Umwandlung der Genietruppe in die Pioniertruppe, die Aufstellung von Reservepionierkompagnien und endlich die Beteilung der Infanterie mit dem Linnemannschen Spaten zu danken. Ferner bildete er die Schanzzeugkolonnen, veranlaßte die Aufstellung von Flußminen-, Minen-, Flußschiffahrts- und Eiffelbrückenabteilungen (letztere wurden seither wieder in Brückenabteilungen umgewandelt, da sich das Material System Eiffel nicht bewährte) und schuf für den militärischen Fachbaudienst das Bauingenieurkorps. Endlich widmete B. der Feldbefestigung, dem Notbrückenbau, dem Landesverteidigungssystem, dem Ausbau, der Ausrüstung und der Verteidigungsfähigkeit der Festungen seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Seine Werke als Kriegsbaumeister sind mustergültig, fallen sie doch in die Zeit der großen Umwälzungen in der Befestigungskunst infolge der bedeutenden Fortschritte der Artillerie; B.s Tätigkeit kann daher als wirklich bahnbrechend bezeichnet werden.

B.s Verdienste als Schriftsteller machten seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt. Hier sei ganz besonders seine vierzehnjährige Tätigkeit als Redakteur von »Streffleurs militärischer Zeitschrift« hervorgehoben, die dadurch zum ersten Fachblatt der Monarchie wurde und sich auch weit über die Reichsgrenzen hinaus bedeutendes Ansehen erwarb. Allein durch die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze hat sich B. schon ein bleibendes Denkmal errichtet. Ganz speziell sei der im Jahre 1870 erfolgten Entsendung B.s nach dem Falle von Straßburg in diese gefallene Feste zur Berichterstattung gedacht; die Veröffentlichung der damals gewaltiges Aufsehen erregenden Schrift: »Die Verteidigung von Straßburg« war das Ergebnis dieser Reise.

Die von B. für die k. und k. Neustädter Militärakademie und die Kadettenschulen verfaßten Lehrbücher über die Befestigungskunst und den Festungskrieg wurden auch im Auslande allgemein anerkannt und gewürdigt und erlebten die Übersetzung in fünf Sprachen.

Schließlich sei auch noch der dichterischen Tätigkeit B.s gedacht, welche in der Herausgabe seiner »Späten Lieder« für den Freundeskreis ihren Ausdruck fand; viele von diesen wurden vertont.

Kurze Biographien über Ritter von Brunner erschienen im Jahre 1904 in der »Vedette«, in den »Mitteilungen auf dem Gebiete des Artillerie- und Geniewesens«, im »Organ der militärwissenschaftlichen Vereine«, in »Streffleurs militärischer Zeitschrift« und vielleicht die beste unter allen 1905 in »Nord und Süd« von W. Stavenhagen. C. M. Danzer.

Goebel, Eduard, Pädagoge und Dichter, * 1. März 1831 zu Hillesheim in der Eifel, † 30. Juni 1904 in Fulda. — G. war der fünfte Sohn des Kreisphysikus Dr. Anton G. und kam schon im Jahre 1832 mit seinen Eltern nach deren Heimatsort Attendorn im ehemals kurkölnischen Herzogtum Westfalen. Hier verlebte er nach dem frühzeitigen Tode beider Eltern im großelterlichen Hause seine Jugendjahre. Nachdem er das Progymnasium seiner Vaterstadt absolviert und darauf noch ein Jahr das Gymnasium in Münster und drei Jahre das Gymnasium an Marzellen in Köln besucht hatte, bezog er im Herbst 1850 die Universität Bonn, wo er vier Jahre hauptsächlich philosophischen und philologischen Studien oblag, auch Mitglied des von den Prof. Ritschl und Welcker geleiteten philologischen Seminars war. Im Dezember 1854 erwarb er sich nicht nur die philosophische Doktorwürde, sondern auch die Befähigung als Oberlehrer. Sein Probejahr absolvierte er am Gymnasium zu Aachen, wirkte dann kurze Zeit als Lehrer in Bonn und nahm darauf Ostern 1856 eine Stelle als k. k. Professor am Gymnasium in Salzburg an. 1860 wurde er als Oberlehrer an das neu begründete Gymnasium an Aposteln in Köln zurückberufen, folgte aber schon Ostern 1863 einem Rufe der damals kurhessischen Regierung als Direktor des Gymnasiums zu Fulda. Dieses Amt bekleidete er bis zu Neujahr 1898, wo er mit dem Charakter als Geh. Regierungsrat in den Ruhestand trat und von den städtischen Behörden von Fulda zum Ehrenbürger ernannt wurde. Noch in demselben Jahre wurde er vom Kreise Fulda — wie auch wiederum im Jahre 1903 — einstimmig zum Landtagsabgeordneten gewählt. — Außer verschiedenen Programmabhandlungen und zahlreichen Aufsätzen über philologische Gegenstände in fachwissenschaftlichen Zeitschriften, veröffentlichte er eine Schulausgabe von »Platons Apologie des Sokrates und Kriton« (1883, 2. Aufl. 1893), für Schulzwecke eine Sammlung »Vaterländische Gedichte« (1879, 2. Aufl. 1895) und im hohen Alter eine Sammlung eigener »Gedichte aus jungen und alten Tagen« (1903).

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Hanstein, Ludwig Adalbert von, Schriftsteller, * 29. November 1861 in Berlin, † 11. Oktober 1904 in Hannover. — Er war der zweite Sohn des bekannten Botanikers Johannes von H., der, als der Sohn drei Jahre zählte, einem Rufe als Professor nach Bonn folgte. Vom Poppelsdorfer Schloß aus, in welchem der Vater seine Amtswohnung hatte, konnte man über die herrlichen Anlagen des botanischen Gartens, über weite Wiesen und den Rhein hinweg auf die Kette des Siebengebirges schauen, ein Aufenthalt, der wohl geeignet war, in dem Knaben poetische Regungen wachzurufen. Von 1873 bis 1881 besuchte Adalbert das Gymnasium in Bonn, das er mit einem vorzüglichen Reifezeugnis verließ. Kurz vorher war sein Vater als Geh. Rat und Rektor der Universität gestorben. In Berlin begann H. seine naturwissenschaftlichen Studien, die er in Bonn durch Promotion auf Grund seiner Schrift »Die Begründung der Pflanzenanatomie durch Grew und Malpighi« (1886) zu einem gewissen Abschluß brachte, um dann erneute Studien, mehr auf historischem und literarischem Gebiet, wieder in Berlin aufzunehmen. Hier hatte damals gerade die bekannte Literaturbewegung der stürmenden

und drängenden Geister der jüngstdeutschen Zeit eingesetzt, die H. später in seinem Werke »Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte« (1900, 3. Aufl. 1905) charakterisiert hat. Er hatte die Vertreter dieser Bewegung in dem vom Geh. Sanitätsrat Dr. Konrad Küster gegründeten literarischen Verein »Durch« persönlich kennen gelernt. Neben seinen Studien war H. in Berlin als Redakteur am »Berliner Fremdenblatt« und besonders als Mitarbeiter an der Zeitschrift »Mode und Haus« tätig. Im Jahre 1896 trat er in das Dozentenkollegium der Humboldt-Akademie, wo er sich schnell eine große Zuhörerschaft erwarb, und im Herbst 1901 habilitierte er sich als Privatdozent für Literaturgeschichte und Ästhetik an der Technischen Hochschule in Hannover, wo ihm Ende 1903 der Charakter als Professor verliehen wurde. Er verschied nach kurzer Krankheit an einem Gehirnleiden. — Das erste poetische Werk H.s waren seine »Menschenlieder« (1887, 3. Aufl. 1904); sie zeigen das Ringen eines jungen bewegten Menschenherzens nach einer einheitlichen Weltanschauung. Dann folgte das Drama »Um die Krone« (1887), das er schon als Student geschrieben hatte und unter dem Pseudonym Ludwig Bertus veröffentlichte. Er selbst verwarf diese Arbeit wieder und erst acht Jahre später hat er sie völlig umgearbeitet und zu Ende geführt. In der Dichtung »Von Kains Geschlecht« (1888) versucht H., Kains Brudermord aus furchtbaren Seelenqualen heraus psychologisch zu erklären. Einen großen Erfolg erzielte H. mit seinem historischen Schauspiel »Die Königsbrüder« (1892), dessen erster Aufführung im Berliner Theater auch der Kaiser beiwohnte. Poetische Erzählungskunst zeigt H. in den Dichtungen »Der Liebesrichter« (1893. Neue Ausgabe u. d. T. »Ein edles Wort«, 1904), »Der Vikar« (1897) und »Achmed der Heiland« (1898). Beachtenswert ist sein Drama »König Saul« (1897) und seine Romane »Die Aktien des Glücks« (1895) und »Zwei Welten. Roman a. d. modernen Berlin« (1898). Als Literarhistoriker lernen wir ihn kennen aus »Albert Lindner, in seinem Leben und in seinen Werken dargestellt« (1888), und den Vorträgen über »Gustav Freytag« (1895) und »Gerhart Hauptmann« (1898). Dem letzteren hat übrigens H. den Weg zur Bühne gebahnt. Von seinen übrigen Werken muß noch erwähnt werden »Die Frauen in der deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts« (II, 1899—1900).

Der Bär. Eine Berliner Wochenschrift. Jahrg. 1892, S. 574. — Monatsblätter für deutsche Literatur; hrsg. von Albert Warneke, Jahrg. 1905, S. 107 (Hermann Krüger).

Franz Brümmer.

Holdheim, Paul, *Dr. jur.*, Justizrat, * am 27. März 1847 zu Mecklenburg-Schwerin als Sohn des dortigen Landesrabbiners Dr. Samuel H., † am 6. Oktober 1904 zu Frankfurt a. M. — H.s Vater siedelte bald nach Geburt des Sohnes nach Berlin über, wo er Begründer der israelitischen Reformgemeinde wurde, die weit über die Grenzen Berlins hinaus sich großes Ansehen errungen hat. Auf dem Joachimsthalschen Gymnasium ausgebildet, bestand er seine Examina, der Rechtswissenschaft sich widmend, in Berlin, war 1 Jahr Kreisrichter in Ortelsburg und siedelte 1875 nach Frankfurt a. M. über, wo er 16 Jahre in der Stadtverordnetenversammlung tätig war, auch gegen 10 Jahre Vertreter Frankfurts im Kommunallandtag in Kassel. Der demokratischen Partei angehörig, vertrat er als einer der ersten die sozialen Forde-

rungen der breiten Massen und trat oft als Verteidiger angeklagter Redakteure in politischen Tendenzprozessen auf. Später wandte er sich mehr der Zivilpraxis zu, auch auf diesem Gebiete mit großem Erfolge arbeitend. Er begründete sodann eine wissenschaftlich gehaltene, doch für praktische Kreise bestimmte Zeitschrift »Monatsschrift für Aktienrecht und Bankwesen, Steuer- und Stempelfragen«, Berlin 1892ff., deren Titel nach 5jährigem Erscheinen dahin geändert wurde, daß anstatt »Aktienrecht« nunmehr »Handelsrecht« gesetzt wurde. Für sie gewann er eine Reihe tüchtigster Mitarbeiter, schrieb auch selbst sehr viele Beiträge unter besonderer Berücksichtigung der ausländischen Gesetzgebung. Außerdem sind zu erwähnen als kleinere Schriften »Die Fusion der liberalen Parteien und die Demokratie«, Würzb. 1884; »Mortgage und Mortgagebonds. Eine Studie«, Berl. 1895; »Die Aktiengesellschaften und das Reichsstempelgesetz«, Berl. 1896. Ein schweres Augenleiden legte ihm wenigstens für einige Zeit Einschränkung der Arbeit auf, was er zu Reisen benutzte. Leider war dem tüchtigen Mann, wie dem befreundeten Staub (vgl. oben S. 259) ein frühes Ende beschieden.

Nach gef. Privatmitteilungen und dem Nekrolog von Heinrich Dove in obiger Zeitschrift 1904 S. 261—263. — Über den am 22. August 1860 gestorbenen Vater vgl. Allg. d. Biogr. 12, 734.

A. Teichmann.

Öhlschläger, Otto Karl von, zweiter Reichsgerichtspräsident, * als Sohn eines Rittergutsbesitzers in Heiligenwalde bei Christburg (Marienwerder) am 16. Mai 1831, † zu Charlottenburg-Berlin am 14. Januar 1904. — Er studierte in Königsberg die Rechtswissenschaft seit 1850, wurde 1858 Assessor, versah Richterstellen in Schwetz und Löbau, wurde 1859 Staatsanwaltsgehilfe, 1864 Staatsanwalt, 1874 vortragender Rat im Justizministerium, 1879 Generalauditeur, in welcher Stellung er Kaiser Wilhelm I. umfassende Vorschläge über spätere Änderung des Verfahrens in Militärstrafsachen zu unterbreiten hatte. Seit 1884 Präsident des Kammergerichts, wurde er von Kaiser Friedrich in den erblichen Adelsstand erhoben, 1889 Staatssekretär des Reichsjustizamtes, wo er Gelegenheit hatte, bei Beratung von Reichsgesetzen hervorragend mitzuwirken. Am 1. Februar 1891 übernahm er das Präsidium des Reichsgerichts in einer beifällig aufgenommenen Ansprache an dessen Mitglieder. Seine große juristische Befähigung stellte er ausschließlich in den Dienst der Arbeit und gewissenhafter Pflichterfüllung und verstand es, in den liebenswürdigsten Formen kollegialisch verkehrend, seine hohe Stellung und die Würde des Gerichtshofes jeweilig zur Geltung zu bringen. Seine Amtstätigkeit wird als eine Zeit ruhigen, besonnenen Fortschrittes erklärt. Im Sommer 1901 durch den Verlust eines Sohnes schwer betroffen, nahm er im Frühjahre 1902 einen Aufenthalt in Baden-Baden und feierte in stiller Zurückgezogenheit im Mai sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Ein Augenleiden nötigte ihn, seine Entlassung zum 1. November 1903 zu nehmen, dann zog er nach Berlin, wo er nach kurzer Zeit verschied. Die feierliche Beerdigung fand in Leipzig statt.

Die ersten 25 Jahre des Reichsgerichts. Lpz. 1904 S. 27, 52, 58 (mit Bild). — Deutsche Juristen-Zeitung 1903 S. 492; 1904 S. 152, 879; 1906 Nr. 1 Kunstbeilage.

A. Teichmann.

Landerer, Albert, Chirurg, * 8. April 1854 zu Tübingen, † 21. August 1904 zu Gargellen (Vorarlberg). — L. wurde als der dritte Sohn des Professors der

evangelischen Theologie Albert Landerer geboren, entstammte somit einer Familie, welche seit mehreren Jahrhunderten zumeist aus Gelehrten, Pastoren usw., zum geringeren Teil aus Beamten bestand. L. besuchte das Gymnasium zu Tübingen und bezog 1871 die Universität dortselbst. Vom 5. Semester ab ging er nach Leipzig, woselbst er bis zum Abschluß seiner Studien verblieb und 1878 das medizinische Staatsexamen, mit Note I bestanden, beendete.

L. blieb auch weiterhin in Leipzig, und zwar vorerst von 1878—1879 als Assistent der topographischen Anatomie bei Professor Wilh. Braune. Er vertauschte diese Stellung darauf mit derjenigen eines chirurgischen Assistenten bei Professor Thiersch, welche er von 1879—1883 bekleidete. 1882 habilitierte sich L. als Privatdozent für Chirurgie an der Universität Leipzig und hielt als solcher Vorlesungen über Wundbehandlung, Repetitorium der Chirurgie, chirurgische Poliklinik usw. Daneben leitete er in Leipzig eine eigene chirurgische Privatklinik und Poliklinik. 1889 wurde L. in Leipzig zum Professor ernannt. Einem an ihn ergangenen Ruf Folge leistend, übernahm L. darauf 1894 die Stelle eines chirurgischen Oberarztes an dem neu gegründeten Karl Olga-Krankenhause in Stuttgart, unter dem persönlichen Protektorat der Königin stehend, deren Leibarzt er alsbald wurde. So angenehm und vielseitig diese Tätigkeit auch war und so große Gelegenheit L. in dieser Zeit hatte, seine Privatstudien und experimentellen Forschungen weiter zu betreiben, es fehlte ihm doch der enge Konnex mit der Universität, wie er ihn bisher in Leipzig in so reichem Maße genossen und praktisch zu fruktifizieren gewußt hatte.

L. nahm daher 1902 die Berufung als Leiter des neu zu gründenden Auguste Viktoria-Krankenhauses in Schöneberg an und siedelte im Herbst 1903 nach Berlin-Schöneberg über, um vorerst bei der noch im Entstehen begriffenen Bauanlage der Anstalt beratend und bestimmend mitzuwirken.

Nur ungern sah man L. aus Stuttgart scheiden. Er hatte dortselbst eine hervorragende Stellung eingenommen und als Chirurg sich in ganz Württemberg besonderer Wertschätzung erfreut.

Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, in Berlin-Schöneberg lange tätig zu sein. L. vermochte gerade noch die ersten Anfänge des neu entstehenden Krankenhausbaus zu überwachen, als ihn ein bis dahin verborgen gebliebenes schleichendes Nierenleiden auf das Krankenbett warf und nach kaum vierwöchigem Krankenlager seinem Leben ein Ziel setzte.

Fern von der Heimat, in seinem kleinem Tyroler Landsitz Gargellen überraschte ihn der Tod und machte damit zahlreichen Plänen und Entwürfen, mit denen L. sich bis zuletzt getragen hatte, ein Ende.

In der Armee bekleidete L. die Stellung eines Oberstabsarztes *à la suite* des XIII. (Kgl. Württembergischen) Armeekorps.

Verheiratet war L. seit 1892 mit Hedwig geb. Zersch, Tochter des Ökonomierates Zersch in Köstritz bei Gera, welcher Ehe 1900 als erstes und einziges Kind ein Sohn entsproß.

Als Persönlichkeit war L. ein Mann von Charakter, von stark ausgesprochener Individualität. Seinen Patienten gegenüber aufs höchste human, ja oft weich empfindend, blieb er seinen Freunden und Berufsgenossen nach jeder Richtung hin stets ein treuer und umsichtiger Berater, es nicht

verschmähend, auch die Stunden der Geselligkeit im engerem Kreise harmlos froh mitzugenießen.

So wie sein Äußeres, das kluge ernste Auge, den Forscher verriet, welcher viel gesehen und erfahren hatte, erschloß auch sein Inneres sich ganz wohl nur wenigen und intimen Freunden, die um so ergriffener seine Bahre umstanden.

Eine richtige Würdigung L.s. als Forscher und Chirurg wird vor allem auf seine physiologische Studienzeit unter Braune in Leipzig zurückgreifen müssen. Eine Reihe von wichtigen Arbeiten über Transfusion, Infusion, lokale Anästhesie mittels Kokaininjektionen, weiterhin über Gewebsspannung und Entzündung entstammt dieser Epoche.

Derartig vorbereitet sehen wir L. dann das chirurgische Gebiet betreten, auch hier jedoch in einer großen Zahl seiner weiteren Arbeiten, kurzen Aufsätzen usw., sein Lieblingsgebiet, die intravenöse Therapie, zu immer größerer Bedeutung erhebend.

Am 27. Mai 1881 injizierte L. bei akuter Anämie zuerst am Menschen mittels Spritze und scharfer Kanüle — also subkutan — eine größere Menge physiologischer Kochsalzlösung. Durch den erzielten Erfolg ermutigt, übte er dann in zahlreichen Tierexperimenten die neue Methode und legte damit den ersten Grund zu der neuen und eigenartigen Tuberkulosebehandlung mittels Zimtsäurepräparaten, die vor allem dazu gedient hat, seinen Namen der breiten Öffentlichkeit bekanntzumachen.

Mit welchen Schwierigkeiten er auch hierbei immer noch zu kämpfen hatte, erhellt daraus, daß Thiersch die Publikation jenes mittels Kochsalzinfusion geheilten Falles direkt als »Unsinn« verbot und somit L. der Möglichkeit beraubte, die bereits 1881 abgeschlossene Arbeit über diesen Gegenstand sofort veröffentlichen zu können. (Vgl. Vortrag L.s. auf dem Chirurgenkongreß 1885 und die Arbeit in Virchows Archiv über dieses Thema.)

Die intravenöse Injektion von Medikamenten übte L. 1882—84 am Tiere, vom Jahre 1884 an am Menschen. Es würde zu weit führen, den Entwicklungsgang, den die Hetolbehandlung genommen (Hetol = zimtsaures Natron, der Name entnommen von Heta = Hedwig, L.s Gattin) hier noch einmal eingehend darzustellen. Ref. verweist in dieser Frage auf die weiter unten angegebenen Arbeiten.

Nur soviel sei gesagt, daß das in Wasser leicht lösliche Hetol, in die Armvene injiziert und so auf direktem Wege zur Lunge geführt, eine chemotaktische Wirkung entfaltet, d. h. zu einer einige Stunden andauernden Vermehrung und Anhäufung von weißen Blutkörperchen speziell um die erkrankte Stelle herum führt. So bahnt sich die Abgrenzung, Durchwachsung und Resorption der tuberkulös infiltrierten Herde an, welchen Vorgängen als Abschluß die Vernarbung folgen soll.

Rein äußerlich bietet die Behandlung doch einige Schwierigkeiten dar. Abgesehen von der übrigens leicht zu erlernenden Technik der intravenösen Injektion, ist es die auf Monate zu veranschlagende Dauer der Kur und der öfters nicht immer deutlich hervortretende Einfluß auf den tuberkulösen Prozeß, welcher zum Abbruch der Behandlung führt. Von einigen Kliniken und Instituten wird irgendeine Wirkung des Hetols auf die Lungentuberkulose sogar direkt bestritten. Von anderer, meist privater Seite wiederum berichtet

man über gute Resultate, und der ständig sich mehrende Absatz des Hetols unterstützt diese Ansicht. Auch einige sehr eklante Sektionsbefunde (vgl. besonders den von Ewald-Berlin beigebrachten) beweisen, daß unter Hetol Ausheilung und Vernarbung eintreten kann.

Erschwerend fiel für die Einführung einer solchen Behandlungsmethode ins Gewicht der durch Koch gerade um diese Zeitepoche beschrittene Weg, durch Bakterienpräparate der Tuberkulose beizukommen, also entgegengesetzt von L. zu verfahren. Ferner muß man wohl annehmen, daß auch die Festlegung weiter ärztlicher Kreise auf die moderne Heilstättenbewegung andersartige mehr medizinische Therapien nicht gerade begünstigen konnte.

L. hat bis zuletzt voll auf dem Boden gestanden, in dem Hetol das beste und zurzeit einzige Heilmittel gegen die Tuberkulose gefunden zu haben, und plante die weitere Ausbildung dieser Methode durch Darstellung eines eigenartig gewonnenen, demselben Gebiet entstammenden Serums.

Referent hält das Hetol bei leichten, nahezu fieberfreien Tuberkulosefällen (im Mastdarm bis höchstens 37,8 abends) für wirksam und sieht das Ideal der Therapie in Verbindung von Hetol mit Heilstätten bezw. Freiluftbehandlung.

In jedem Falle ist durch das Eintreten L.s für die intravenöse Injektion als Methode den weitesten ärztlichen Kreisen eine Art der Therapie wiedergegeben und eröffnet worden, die nach ihrer bisherigen Entwicklung fernerhin von höchster Bedeutung zu werden verspricht. In dieser Beziehung wird der Name L.s in der Geschichte der Heilkunde stets als bahnbrechend und einflußreich fortleben.

Neben der intravenösen Hetolbehandlung, seinem Lebenswerk, sind es weiterhin vorwiegend chirurgische Arbeiten, die z. T. der Leipziger Epoche, dann aber auch der Zeit seiner Stuttgarter Tätigkeit entstammend, L.s Arbeitsfeld bildeten.

In erster Linie stehen da die drei größeren Werke, das »Lehrbuch der chirurgischen Diagnostik«, die »Mechanotherapie und Orthopädie«, das »Handbuch der allgemeinen chirurgischen Pathologie und Therapie«. Besonders letzteres ist verbreitet, in zweiter Auflage erschienen und gleich der »Mechanotherapie« ins Russische und Italienische übersetzt.

Jedes dieser drei Kompendien, einen stattlichen Band darstellend, zeichnet sich durch ungemeine Übersichtlichkeit und Präzision des Ausdrucks, verbunden mit der Fortlassung alles überflüssigen literarischen Ballasts aus. Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet, kann direkt als ein gleichwertiger Ersatz des gleichnamigen Billrothschen Werkes angesehen werden. Ebendasselbe läßt sich von der mit besonderer Liebe und Sorgfalt verfaßten »Mechanotherapie« sagen. Diese eben gekennzeichneten Vorzüge haben den Büchern auch ihre weite Verbreitung verschafft.

Es folgten die unten in chronologischer Folge angegebenen Aufsätze und Monographien, vor allem das Gebiet der Gelenkerkrankungen, der Antisepsis und Asepsis betreffend. Überall in diesen Arbeiten tritt uns L. als ein Chirurg von eigenartiger, durchaus origineller Auffassung entgegen. Er bleibt immer bestrebt, die Resultate chirurgischer Einzelforschung nicht in den unwirtlichen höchsten Höhen dieser Spezialdisziplin sich verlieren zu

lassen, sondern wir finden ihn bemüht, stets zu vermitteln, die Verbindung mit dem einfachen praktischen Arzt, dem doch in erster und letzter Linie jeder Fortschritt zugute kommen soll, herzustellen. Daher zeichnen sich die von L. angegebenen Handgriffe und Methoden speziell auf dem Gebiet der »kleinen Chirurgie« durch große Übersichtlichkeit aus. Hatte man wie Ref. Gelegenheit, einige Zeit mit L. zusammen zu arbeiten, so war man vorzüglich in der Lage, seine außerordentliche Begabung für das Einfache, praktisch leicht Durchführbare in der Chirurgie und Medizin kennen und schätzen zu lernen.

So bleibt das Streben des kaum 50jährig verstorbenen L. durch eine große Reihe bedeutender Arbeiten gekennzeichnet. Ihr Wert wird auch der weiteren Zukunft zugute kommen, da die Forschungen L.s der modernsten wissenschaftlichen Richtung angehörig, in ihren Konsequenzen weit über die Gegenwart hinausgreifen und somit wohl berufen erscheinen, auch für zukünftige neu entstehende Disziplinen eine feste Unterlage abzugeben.

Arbeiten Landerers in chronologischer Reihenfolge:

Mechanik der Atmung. Archiv f. Anat. u. Phys. 1881. — Exstirpation des Talus bei Luxation. Chir. Zentralbl. 1881. — Exstirpation des Larynx. Deutsche Zeitschr. f. Chir. 1882. — Versuche über Transfusion nicht geschlagenen Blutes. Archiv f. exper. Pathol. 1882. — Syphilitische Gelenkerkrankungen Erwachsener. Langenbecks Arch. Bd. 30. 1884. — Gewebsspannung (Monographie). Leipzig 1884. — Über Entzündung. Volkmanns Vortr. 1885. — Behandlung des *Genu valgum* mit elastischem Zugverband. Behandlung der *Lux. cox. cong.* v. Langenbecks Arch. Bd. 32. — Transfusion und Infusion. Virchows Arch. 1886. — Lokale Anästhesie mit subkutanen Kokaininjektionen. Chir. Zentralbl. 1885. — Behandlung der Skoliose mit Massage. Deutsche Zeitschr. f. Chir. 1886. — Dasselbe. Broschüre. Leipzig 1887. — Operative Behandlung der Prostatahypertrophie. Deutsche Zeitschr. f. Chir. 1886. — Ein Fall von Cholecystotomie. Münch. med. Wochenschr. 1886. — Extensionsverband bei Schlüsselbeinbrüchen. Deutsche Zeitschr. f. Chir. 1887. — Einheilung eines Kaninchennerven, in einen Defekt des *N. radialis.* ibid. — Behandlung kleiner cystischer Geschwülste mit Chlorzinkeinspritzungen ibid. — Verletzung der Gallenwege, Gallenerguß in die Bauchhöhle, Heilung. ibid. — Handbuch der allgemeinen chir. Pathologie und Therapie. Wien 1887—1889. — Eine neue Behandlungweise tuberkulöser Prozesse. Münch. med. Wochenschr. 1888. — Weitere Mitteilungen hierzu ibid. 1889. — Trockene Operationen. Langenbecks Arch. Bd. 39. 1889. — Die Behandlung der Tuberkulose mit Perubalsam. Deutsche Med. Wochenschr. 1890. — Behandlung des Plattfußes. Intern. med. Kongr. zu Berlin 1890. — Trockenes Wundverfahren. Wiener Klinik 1890. — Behandlung der Knochenbrüche. Volkmanns Vortr. 1890. — Operation der Hypospadie. Deutsche Zeitschr. f. Chir. 1890. — Technik der Magenoperationen. ibid. — Behandlung der Tuberkulose mit Zimtsäure. Deutsche Med. Wochenschr. 1890. — Behandlung der Tuberkulose mit Zimtsäure. Monographie. Leipzig 1892. — Celluloidmull. Zentralbl. f. Chir. 1896. — Mechanotherapie. Handbuch. Leipzig 1894. — Operative Behandlung des Duodenalgeschwürs. Grenzgebiete 1896. — Zur Diagnostik der *Hernia obturatoria.* Festschrift f. Benno Schmidt. 1895. — Beiträge zur Osteoplastik. Chir. Zentralbl. 1895. — Der Celluloidmullverband. Chir. Zentralbl. 1896. — Medianschnitt bei Fußresektion. Chir. Zentralbl. 1897. — Über Gehirnchirurgie. Württ. Med. Korrespondenzbl. 1897. — Über Desinfektion der Haut mit Formalin. Chir. Zentralbl. 1897. — Radikaloperation der Hernien. Deutsche Zeitschr. f. Chir. 1900. — Operation der Varikositäten. Münch. Med. Wochenschr. 1899. — Plastik der *Trachea.* Chirurgische Diagnostik. Lehrbuch. Wien 1897. — Allg. chirurg. Pathologie und Therapie. 2. Aufl. Wien 1898. — Über die Ursachen des Mißlingens der Asepsis. Langenbecks Arch. 1898. — Behandlung der Tuberkulose mit Zimtsäure. Lehrbuch. Leipzig 1898. — Operation der Invagination. Deutsche Zeitschr. f.

Chir. 1899. — Über ambulatorische Hetolbehandlung der Tuberkulose. Zeitschrift f. d. prakt. Arzt. Nr. 19. 1900. — Der gegenwärtige Stand der Hetol-(Zimtsäure-)Behandlung der Tuberkulose. Berliner Klinik 1901 Heft 153. — Theorie und Praxis der heutigen Wundbehandlung. Deutsche Medizinal-Zeitung. 1902 Nr. 47. — Zur Frage der Gelatine-Injektionen. Württembg. Mediz. Korrespondenzblatt 1902. — Die Talma-Drumondsche Operation bei *Ascites*. Württembg. Mediz. Korrespondenzblatt 1902. — Nach einem hinterlassenen Manuskript Prof. A. Landerers: Trockne und feuchte Wundbehandlung von Dr. Herm. Engel. Zeitschr. f. ärztl. Fortbildung 1905. Nr. 12.

Dr. Erwin Franck-Berlin.

Köbner, Heinrich, Dermatolog in Berlin, * 2. Dezember 1838 zu Breslau, † 3. September 1904. — K. studierte 1855—59 in seiner Vaterstadt und in Berlin und promovierte 1859 zu Breslau mit der Dissertation: »Physiologisch-chemische Untersuchungen über Rohrzuckerverdauung.« Als Ergebnisse mehrjähriger Hospitalstudien in Wien und Paris publizierte er in den *Mémoires de la Soc. de Biologie* (1861): »Pathologisch-histologische Untersuchung eines Falles von Lepra« und »Studien über Schankervirus« (auch in der »Deutschen Klinik«, 1861); ferner: »Über *Sycosis* und ihre Beziehungen zur *Mycosis tonsurans*« (Virch. Arch., 1861) und, auf ausgedehnte Tierversuche im *Collège de France* 1861 basiert: »Zur Frage der Übertragbarkeit der Syphilis auf Tiere« (Wiener med. Wochenschr. 1863). Nach seiner Niederlassung in Breslau begründete er 1861 die erste Poliklinik für Hautkrankheiten und Syphilis und publizierte aus derselben (Abhandl. und Jahresberichte der Schles. Gesellsch. für vaterländ. Kultur 1861—73): »Übertragungen aller pflanzlichen Parasiten der Haut, speziell durch seine von ihm selbst und an Tieren für alle Mycosen erprobte epidermoidale Impfmethode«. — »Heilungsmethode derselben« — »Über syphilitische Lymphgefäßerkrankungen« — »Reisebericht über die Lepra und die Syphilisation in Norwegen« (1863) — »Subkutane Sublimatkur gegen Syphilis« — »*Herpes zoster genitofemoralis*« — »Künstliche Erzeugung von Psoriasis als Grundlage ihrer Ätiologie« — »Über Tätowierung nebst Demonstration des Tätowierten von Birma«, ferner: »Klinische und experimentelle Mitteilungen aus der Dermatologie und Syphilidologie« (Erlangen 1864). 1869 habilitierte sich K. an der Universität zu Breslau und wurde 1872 zum Professor auf dem neuerrichteten Lehrstuhl und 1876 zum Direktor der durch ihn ins Leben gerufenen Universitäts-Klinik und -Poliklinik für Hautkrankheiten und Syphilis ernannt, war aber durch seine angegriffene Gesundheit zu einem längeren Aufenthalte im Auslande und zur Niederlegung seines Lehramtes genötigt. In dieser Zeit publizierte er: »Über Arznei-Exantheme, insbesondere über Chinin-Exanthem« (Berl. klin. Wochenschrift 1877) — »Über die Lepra an der Riviera, nebst Bemerkungen zur Pathologie der Lepra überhaupt« (Vierteljahrsschr. f. Derm. 1876). 1877 siedelte K. nach Berlin über, wo er von neuem 1884 eine Poliklinik begründete, an welcher er wieder Lehrkurse für Ärzte abhielt. 1897 wurde er zum Geh. Medizinalrat ernannt. K. hat noch eine sehr große Anzahl von literarischen Arbeiten, bezüglich deren Titel wir auf das Biographische Lexikon von Hirsch und Gurlt, ferner auf das Biographische Lexikon von Pagel sowie auf die in der unten genannten Quelle verzeichneten Nekrologe verweisen müssen.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 470.

Pagel.

Rembold, Otto, Professor der Medizin, Direktor der medizinischen Klinik und Hofrat in Graz, * 10. Februar 1834 in Ofen, † 3. September 1904 in Graz. — R. war ein Sohn von *Dr. phil. et med.* Leopold R. (1787—1844), erwarb den medizinischen Doktortitel 1858, den Titel eines *Doctor chir.* in Wien 1859, übernahm 1864 als Nachfolger von Körner die supplierende Professur der Pathologie und medizinischen Klinik in Innsbruck, wurde daselbst 1869 Ordinarius und siedelte in gleicher Eigenschaft, wiederum als Nachfolger von Körner, nach Graz über. R. war ein tüchtiger Diagnostiker und Lehrer. Von literarischen Arbeiten sind seine Beiträge zu den Veröffentlichungen der K. K. Wiener Akademie der Wissenschaften zu nennen: »Über das Alvisol« 1866, »Wirkung des Succylchlorid auf Bittermandelöl« 1866, »Chinagerbsäure« 1867, »Gerbsäure der Granatwurzelrinde« 1867, »Derivate der Gallussäure« 1870, »Chemische Bestandteile der Tormentillwurzel« 1868, »Einige Abkömmlinge der Ellagsäure« 1875, u. a. R. beobachtete 1892 den ersten Fall von *Botriocephalus latus*, der in Graz zur Beobachtung gelangte.

Virchows Jahresberichte 1904, I, 477. Pagel.

Plehn, Friedrich, Kaiserlicher Regierungsarzt in Kamerun und Tanga, * 15. April 1862 zu Lubochin in Westpreußen, † 29. August 1904 zu Schotteck bei Bremen. — P. studierte 1881—87 in Zürich, Halle, Freiburg i. Br. und Kiel, erwarb die Approbation als Arzt 1887 in Kiel und den Doktortitel mit der Arbeit: »Behandlung des chronischen Hydrocephalus mit Lumbalpunktion«, war Assistent von Winselmann in Krefeld, Gärtner in Jena, P. Guttmann und Sonnenburg in Berlin, machte dazwischen Reisen nach Südamerika, Java und Japan zwecks klimatologischer und physiologischer Untersuchungen, war 1893—94 Regierungsarzt in Kamerun, 1894—1900 in Tanga, Ostafrika, erhielt 1901 den Professortitel und schied dann aus dem Kolonialdienst, um als Nachfolger von Kohlstock den Unterricht in der Tropenhygiene am Berliner orientalischen Seminar zu übernehmen, bis er infolge des in Ägypten erworbenen Maltafiebers genötigt wurde, auch diese Stellung aufzugeben und sich an die Riviera zu begeben. K. war ein bedeutender Klimatolog und Tropenhygieniker. Er fand 1889 als erster Malariaparasiten in Deutschland und veröffentlichte eine Reihe von Abhandlungen über Malaria, über die Kamerunküste 1898 und ein Werk über Tropenhygiene 1902.

Virchows Jahresberichte 1904, I, 476. Pagel.

Müller, August, Irrenarzt, * 21. November 1859 zu Schlatt (Thurgau, Schweiz), † 23. Juni 1904. — M. studierte seit 1878 in Basel, Berlin, München und Bern, wurde 1885 Assistenzarzt der Anstalt Waldau bei Bern, wo er seine Doktorarbeit »Über die topographischen Beziehungen des Hirns zum Schädeldach« verfaßte, eine Monographie, die mehrere Auflagen erlebte, war von 1887—89 Assistent in Préfargier, um dann nach einer Studienreise, die ihn nach Paris, England und Schottland führte, 1890 die Leitung der Kantonalen Irrenanstalt Breitenau in Schaffhausen zu übernehmen.

Virchows Jahresberichte 1904, I, 475. Pagel.

Oppenheimer, Zacharias, außerordentlicher Professor der Medizin in Heidelberg, * 8. Januar 1830 zu Michelfeld (Baden), † 25. Juni 1904. — O. machte seine Studien in Heidelberg und Würzburg, promovierte 1855, habilitierte sich bald darauf für innere Medizin in Heidelberg und erlangte hier 1860 ein Extraordinariat. O. war der älteste Dozent der Heidelberger medizinischen Fakultät, ein guter Lehrer und fleißiger Schriftsteller. Seine Publikationen beziehen sich auf Studien über fortschreitende Muskelschrumpfung, Arsenikvergiftung durch Tapeten, Asthma bei englischer Krankheit, Ursachen der englischen Krankheit u. a. Ferner veröffentlichte O. ein Lehrbuch der physikalischen Heilmittel und verschiedene Abhandlungen zur Physiologie und Pathologie des Nervensystems.

Virchows Jahresberichte 1904, I, 475. Pagel.

Martius, Georg, Arzt und Hofrat in München, * 27. Juli 1830 in Erlangen, † 8. Januar 1904. — M. war ein Sohn des Hofapothekers und Universitätsprofessors Theodor M. und jüngerer Bruder des 1899 verstorbenen Ober-Medizinalrates Karl M. in Ansbach. Er studierte in Erlangen seit 1849, war 1854 während einer Choleraepidemie Assistent im Krankenhause in Nürnberg, erlangte 1855 die Doktorwürde mit einer lateinischen Abhandlung über den indischen Hanf, war 1856 Assistent am St. Anna-Kinderkrankenhause in Wien unter Mauthner, besuchte 1857 Berlin, war 1858 Assistent von Dietrich in Erlangen, darauf Polizei-Assistenzarzt und schließlich 43 Jahre lang städtischer Armenarzt in München.

Virchows Jahresberichte 1904, I, 473. Pagel.

Haenselmann, Ludwig, Historiker und Novellist, * 4. März 1834 in Braunschweig, † 22. März 1904 daselbst. — Nachdem H. die Volks- und Gelehrtenschule seiner Vaterstadt durchlaufen hatte, bezog er Ostern 1853 die Universität Jena in der Absicht, Theologie zu studieren, wandte sich aber bald dem Geschichtsstudium zu, dem er sich dann drei Jahre hindurch als Mitglied von Joh. Gustav Droysens historischem Seminar vorwiegend hingab. Den Wunsch, Universitätslehrer zu werden, mußte er infolge äußerer Verhältnisse zurückdrängen, und so trat er Ostern 1856 eine Hauslehrerstelle in Mecklenburg an. Er durfte dort fast ein Jahr lang im Staatsarchiv zu Schwerin arbeiten und kehrte dann 1859 in die Heimat zurück. Hier übertrug man H. die Herausgabe des »Urkundenbuchs der Stadt Braunschweig«, von dem 1862—73 der erste und 1895 ein weiterer Band erschien. In der Folge wurde ihm erst provisorisch und 1865 definitiv die Verwaltung des Staatsarchivs übertragen, die bis zu seinem Tode in seinen Händen ruhte. 1886 verlieh ihm der Regent des Landes den Charakter als Professor, 1887 ernannte ihn die Universität Göttingen zum Ehrendoktor der Rechte. Die Durchforschung des Archivs bot H. Gelegenheit, mehrere wertvolle Schriften über die Geschichte der Stadt und des Landes Braunschweig zu liefern, wie »Die Chronika der Stadt Braunschweig« (II, 1868—80), »Karl Friedrich Gauß. Zwölf Kapitel aus seinem Leben« (1878), »Das erste Jahrhundert des Großen Klubs in Braunschweig« (1880), »Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig nach dem niederdeutschen Druck von 1528 mit historischer Einleitung« (1885), »Deutsches Bürgerleben. Alte Chronikenberichte« (1. Bd.

Das Schichtbuch, Geschichten von Ungehorsam und Aufruhr in Braunschweig, 1886), »Gottschalk Krusens Unterrichtung, weshalb er aus dem Kloster gewichen« (1887), »Werkstücke. Gesammelte Studien« (II, 1887), »Das erste Jahrhundert der Waisenhausschule in Braunschweig« (1896), »Abt Barthold Meiers Geschichten und Legenden des Klosters St. Ägidien in Braunschweig« (1901) u. a. Daran knüpfen sich dann einige belletristische Werke, deren Quellen gleichfalls im Braunschweiger Archiv zu suchen sind, als: »Unterm Löwenstein. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen aber wahrhaftigen Chronik« (1883), »Henning Brandis' Diarium. Hildesheimische Geschichten a. d. J. 1471—1528« (1896) und »Hans Dilien der Türmer. Eine braunschweigische Geschichte aus dem 14. Jahrhundert« (1904).

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Graff, Wilhelm Paul, dramatischer Dichter, * 10. März 1845 zu Dobberan in Mecklenburg, † 23. August 1904 zu Schwerin i. M. — Seine Schulbildung erhielt er zunächst in einem vornehmen Erziehungsinstitut seines Geburtsortes, dann im Gymnasium zu Rostock, das er mit 16 Jahren verließ, um sich dem Handelsstande zu widmen. Aber schon nach anderthalb Jahren trat er wieder ins Gymnasium ein und studierte dann seit Ostern 1866 auf den Wunsch seiner Eltern die Rechte. Zu diesem Zwecke besuchte er die Universitäten Rostock, Berlin, Göttingen und München, betrieb aber das Hospitieren der Vorlesungen eines Ranke, Riehl, Carrière, Bartsch u. a. mit größerem Eifer als den pflichtschuldigen Besuch der juristischen Kollegia. Im Jahre 1868 nach Rostock zurückgekehrt, publizierte er noch als Student sein erstes poetisches Werk »Die Babenberger« (Geschichtl. Drama, 1870) und wendete sich jetzt ganz dem Studium der Geschichte und Literatur zu. Von 1870—74 war er als Lektor und Hauslehrer in der Rheinprovinz, in Berlin und Rostock tätig, beschäftigte sich nebenher mit dramatischen, kritischen und feuilletonistischen Arbeiten und brachte in Rostock sein zweites Drama »Michel Kohlhaas« (Trauersp., 1871) zur ersten erfolgreichen Aufführung. Im Frühjahr 1873 machte er eine mehrmonatliche Reise nach Süddeutschland, Tirol und Oberitalien und ließ sich nach seiner Verheiratung mit einer jungen Russin, die er in Genf kennen gelernt, im September 1874 in Wiesbaden, im Frühjahr 1875 in Rostock und im Herbst d. J. auf seiner Villa bei Güstrow in Mecklenburg nieder, um nun ganz seinem Berufe als Schriftsteller zu leben. In den folgenden Jahren wechselte er seinen Wohnsitz zwischen Güstrow und Schwerin, war hier auch mehrere Jahre als Hilfsarbeiter in der Regierungsbibliothek tätig. Von ihm erschienen noch »Vermietet« (Schwank, 1873), »Odysseus« (Lyrisch-dramatische Dichtung, Musik von Max Bruch, 1873), »Ein Göttermärchen« (Epische Dichtung, 1876), »Der Student« (Drama, 1883), »Um eine Krone« (Drama, 1885).

Persönliche Mitteilungen. Franz Brümmer.

Briegleb, Elard, hessischer Dialektdichter, * 5. Mai 1822 zu Hopfmannsfeld im Vogelsberge, † 15. Juni 1904 in Worms. — Er war der Sohn eines Pfarrers, der aber schon 1837 starb und sechs unmündige Kinder ohne Vermögen zurückließ. Indessen die energische, tatkräftige und hochbegabte

Mutter verzagte nicht und nahm voll Gottvertrauen die Erziehung ihrer Lieben in die Hand. Sie zog mit ihnen nach Büdingen, wo Elard 1837—41 das Gymnasium besuchte, und begleitete ihn dann auch nach Gießen, wo er bis 1844, besonders unter den die Freiheit der Wissenschaft und Forschung hochhaltenden Professoren Credner und Knobel, Theologie studierte. Nachdem er dann noch ein Jahr lang das Predigerseminar in Friedberg (Wetterau) besucht hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Bergrat Buderus auf dem Hüttenwerk zu Hirzenhain an, einem im Tal der Nidder reizend gelegenen Dörfchen am Ausgang des Vogelsberges, und wurde hier 1848 zugleich Pfarrverwalter. In gleicher Eigenschaft kam er 1851 nach Groß-Biberau und noch in demselben Jahre nach Butzbach, wo er das Rektorat der Knabenschule zu führen hatte. Seit 1854 Pfarrvikar in Nidda, wurde er endlich im folgenden Jahre definitiv Pfarrer in Alsheim, Kreis Worms, kam dann als solcher 1862 nach Hohen-Sülzen und 1874 nach Pfeddersheim, wo er bis 1895 wirkte und bis 1888 auch das Dekanat verwaltete. Ein Blasenleiden zwang ihn, nach 47jähriger Amtsführung seine Pensionierung nachzusuchen, worauf er nach Worms übersiedelte. Hier ist er hochbetagt gestorben. — »Der Wald hat's auf sich; der ganze Vogelsberg mit Land und Leuten hat's auf sich, daß ich Schriftsteller und Dichter wurde«, bekennt B. selber. Aus seinem engen Verkehr mit den Dorfbewohnern in den verschiedenen Provinzen seiner hessischen Heimat, sowohl als Jüngling wie später als Pfarrer, erwuchs ihm die Liebe zur Heimat und das Interesse am Volk, das dann in seinen mundartlichen Dichtungen zum Ausdruck kam, »Wie's klingt am Rhei'« (mundartliche Gedichte aus der hessischen Pfalz, 1886); neue Folge u. d. T. »Links am Rhei' ist gut sei'« (1899); Anhang dazu »Wei'schdeier Lieder« (1899) und »Vivat der Vogelsberg« (1896). Alle diese Dichtungen trugen ihm den Ehrennamen »Der Sänger des Vogelsbergs« ein. Als echtdeutscher Patriot erweist er sich in »Bismarck-Lieder« (1898), während seine religiösen und religionspolitischen Dichtungen noch der Veröffentlichung harren.

Persönliche Mitteilungen. — Dr. Chr. W. Stromberger: Die geistliche Dichtung in Hessen. Neue Folge. Darmstadt 1898, S. 20. Franz Brümmer.

Riegel, Franz, Universitätsprofessor der klinischen Medizin und Geheimer Medizinalrat in Gießen, * 9. Februar 1845 in Würzburg, † 26 August 1904 in Bad Ems. — R.s Vater war Bade- und Bezirksarzt in Brückenau; er selbst besuchte das Gymnasium in Würzburg und verbrachte dort auch seine ganze Studienzeit. Für sein vorzüglich bestandenes Staatsexamen erhielt er ein Stipendium, das er dazu verwandte, seine Studien in Wien fortzusetzen. Nach seiner Rückkehr von Wien wurde er am Julius-Spital in Würzburg Assistent; nach kurzem Aufenthalt auf der gynäkologischen Abteilung von Scanzoni, die er gleichzeitig mit der Assistentenstelle an der innern Klinik Bambergers versorgte, übernahm er dann allein die letztere Stellung und blieb sechs Jahre lang Bambergers Assistent. Im Jahr 1871 habilitierte er sich. Nach Bambergers Berufung nach Wien blieb er eine Zeitlang noch Gerhards Assistent. Um diese Zeit wurde der Direktorposten am Kölner Bürgerhospital frei und R. wurde, ohne sich vorher gemeldet zu haben, besonders auf Veranlassung von Virchow und Bamberger auf die Liste der Bewerber gesetzt und Dank der Agitation einer Richtung in Köln, die das

große Hospital im modernen Sinne umgestalten wollte, gewählt. Nach 5jähriger Tätigkeit an dieser Stelle traf ihn der Ruf nach Gießen, wo er den durch den Rücktritt von Seitz frei gewordenen Lehrstuhl für klinische Medizin einnehmen sollte. Im Mai 1879 kam R. nach Gießen und ist in dieser Stellung bis an sein Lebensende geblieben.

Diese Etappen bezeichnen den äußern Lebensgang R.s. Die wissenschaftliche Richtung, in der er Zeit seines Lebens aufging, läßt sich in ihren ersten Anfängen schon in seiner Doktordissertation »Über das Verhältnis der Atembewegung beim gesunden und kranken Menschen« erkennen. Wie er in dieser Arbeit eine Vorliebe für experimentelle Pathologie und ihre Beziehungen zur Klinik zum Ausdruck brachte, so ist er während seiner ganzen wissenschaftlichen Tätigkeit fast ausschließlich bemüht gewesen, die Forschungsergebnisse der experimentellen physiologischen Pathologie mit den Veränderungen am kranken Menschen in Einklang zu bringen.

Die Neigung zur Erforschung und Bearbeitung der funktionellen Störungen, die sicher in seiner ganzen geistigen Veranlagung fußte, hat ihre erste Förderung vielleicht in den grundlegenden physiologischen und pathologischen Arbeiten von Heidenhain und Cohnheim gefunden, die damals — Anfang der siebziger Jahre — das Interesse aller wissenschaftlichen Mediziner in höchstem Grade erregten. Sicherlich war für ihn aber noch viel bedeutungsvoller, was er an Eindrücken in Wien empfing. Hier vertiefte er sich keineswegs allein in die rein klinischen Studien bei Oppolzer und Skoda, vor allem zog es ihn zu Stricker, dessen findiger Geist die vielen, durch die neuen Forschungsergebnisse der Physiologie, allgemeinen Pathologie und Klinik neugezeitigten Probleme an der Hand orginell ersonnener Untersuchungsmethoden zu ergründen suchte. So reizvoll es aber auch für den jungen, so empfänglichen und jeder Anregung nachgebenden Forscher war, sich in die vielseitigen Methodik dieses unerschöpflichen Arbeitsfeldes zu vertiefen und aus ihm Stoff zu neuen Arbeiten zu entnehmen, so wurzelte seine geistige Individualität doch viel zu sehr im Realen, in der konkreten Beobachtung, als daß er sich hätte völlig für dies der Theorie und Hypothese noch zu offene Gebiet gewinnen lassen. Er nahm alle die Anregungen auf und verarbeitete sie für die angewandte Pathologie, für die klinische Medizin. Für diese brachte er eine seltene Beobachtungsgabe und die nüchterne Objektivität des unbestechlichen Untersuchers mit. Aus der glücklichen Vereinigung dieser beiden Geistesrichtungen erwuchs die wissenschaftliche Persönlichkeit R.s. Aus den klinischen Veränderungen schälte er den Kern des pathologischen Problems, das er sowohl durch weitere klinische Beobachtungen sowie durch experimentelle Nachahmung des Vorgangs beim Tierversuch, eventuell auch beim Menschen, wenn sich dies ohne dessen Schädigung erreichen ließ, zu ergründen sich vornahm. So vielseitig daher auch seine Arbeiten waren — und er hat wohl kaum ein Gebiet der klinischen Medizin unbepflügt gelassen — fast durchgängig tragen sie diesen Gedankengang. In seiner Würzburger Zeit hat er zunächst hauptsächlich die Pathologie der Respiration in das Bereich seiner Untersuchungen gezogen. Eine Ergänzung und Vervollkommnung seiner Dissertation legte er in einer Reihe von Untersuchungen nieder, bei denen er sich eines selbstkonstruierten Stethographen bediente. Gleichzeitig bearbeitete er die Störungen der Kehlkopfinnervation.

Seine Arbeiten über die Stimmbandlähmungen und »respiratorische Paralysen« haben eine große Bedeutung behalten. Er hat mit zuerst auf das bedeutsame Krankheitsbild der Lähmung der Glottiserweiterer aufmerksam gemacht, ihre Klinik anschaulich beschrieben und ihre Theorie begründet. Seine Habilitationsarbeit wandte sich dem Einfluß des Nervensystems auf Kreislauf und Körpertemperatur zu. Das Studium der Blutgefäßinnervation, die bei diesen mühevollen Versuchen sorgfältig beobachtet wurde, führte ihn zu weiteren hämodynamischen Untersuchungen. Diese und die hieran anknüpfenden Probleme der Zirkulationsstörungen am Herz und an den Gefäßen bilden den Hauptinhalt einer großen Reihe fruchtbarer und wichtiger Arbeiten, von denen ein Teil bereits in Köln zum Abschluß kam. Es sei hier zunächst an seine Pulslehre erinnert, in der er als erster die durch die physikalischen Untersuchungsmethoden in den Hintergrund getretene Pulsbeobachtung wieder neu belebte. Er führte den Sphygmographen in die Klinik ein und schuf damit eine für die Pulsbeobachtung der Klinik ungemein wichtige Methodik, die durch seine klassischen, in verschiedenen Arbeiten niedergelegten Pulsschilderungen ein Allgemeingut der wissenschaftlichen Ärzte geworden ist. Es seien hier ferner erwähnt die Arbeiten über die Vermehrung der Gefäßspannung bei Bleikolik, über die Drucksteigerung im arteriellen Gefäßsystem bei beginnender akuter Nephritis, die grundlegenden Untersuchungen, über Hemisystolie über normalen und pathologischen Venenpuls und nicht zum wenigsten seine mehr klinischen Studien über Herzkrankheiten (Myocarditis und Mitralfehler). R. beschäftigte sich jedoch keineswegs ausschließlich in dieser Richtung. Seine interessanten Untersuchungen über das Bronchialasthma, in denen er die bei diesen Zustand beobachtete Lungenblähung experimentell als einen durch reflektorische Phrenicuserregung zustande gekommenen Zwerchfellkrampf erklären konnte, sowie seine rein therapeutischen Arbeiten über das Coffein, Jaborandi, Apomorphin, Atropin usw. zeigen die Vielseitigkeit seiner Interessen. Von ganz besonderer Bedeutung sind endlich die Arbeiten R.s für die Pathologie der Verdauung geworden. In den letzten 15 Lebensjahren haben diese einen großen Teil seiner Tätigkeit in Anspruch genommen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Kußmaulsche Anwendung der Magensonde in der Therapie, durch die überhaupt die diagnostische Magenaushebung inauguriert wurde, ihre reichsten Früchte in den Arbeiten R.s und seiner Schüler über die Magenpathologie getragen hat. Aus der erdrückenden Fülle physiologischer und pathologischer Fragen, die mit der Einführung des Mageninhalts als diagnostisches Moment auf einmal nach Beantwortung verlangten, hat R. mit klinischem Scharfblick grade die herauszuwählen verstanden, die für das Verständnis pathologischer Zustände wesentlich waren und praktisch dringend eine Klärung verlangten. Wenn heute die Frage der freien und gebundenen Salzsäure, der Hyperchlorhydrie, die Rolle der Superacidität in der Pathogenese und Klinik des Magengeschwürs, die Entstehung der Magenerweiterung, die Diagnostik des Magenkrebses usw. in ihren wesentlichen Punkten gelöst genannt werden dürfen, so ist es hauptsächlich das Verdienst von R., der teils selbst durch zahlreiche Arbeiten hierin Klarheit geschafft, teils seine Schüler hierzu veranlaßte. Sein vorzügliches Lehrbuch der Magenkrankheiten, das den XII. Band der Nothnagelschen speziellen Pathologie und Therapie bildet — der I. Teil ist bereits in

zweiter Auflage erschienen — übermittelt dem großen ärztlichen Publikum diese Fülle von Arbeit und neugewonnener Erkenntnis.

So sehr R. die rein wissenschaftliche Tätigkeit in Anspruch nahm und seinem Leben den Hauptreiz verlieh, so hat er doch auch auf mannigfachen andern Gebieten fruchtbringend gewirkt. Er besaß ein großes organisatorisches Talent, das er hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Krankenhausdirektor zu entfalten Gelegenheit hatte. In Köln sowie in Gießen mußte er ganz neue Verhältnisse schaffen.

Das Kölner Bürgerhospital, das damals weit davon entfernt war, den Anforderungen eines modernen Krankenhauses zu genügen, wurde von ihm in allen Punkten reorganisiert; es gelang ihm, in Verein mit umsichtigen Männern der Stadtverwaltung, die seinen Vorschlägen den nötigen Nachdruck zu verschaffen wußten, allmählich alles das durchzusetzen, was an Pflegepersonal, Assistenten usw. nötig war, sogar die Errichtung eines wissenschaftlichen Laboratoriums, wohl eines der ersten in Deutschland. Als er von Köln nach fünfjähriger ungemein fruchtreicher und, wie hinzugefügt werden muß, sehr warm anerkannter Tätigkeit schied, hinterließ er seinem Nachfolger Leichtenstern ein musterhaftes, vom modernsten wissenschaftlichen Geiste durchwehtes Krankenhaus.

In Gießen waren die Verhältnisse bei seiner Berufung jammervoll. Das akademische Krankenhaus war in einer alten Kaserne untergebracht; zur Hälfte war diese für die Bibliothek und archäologische Sammlung benutzt, in der andern teilten sich, auf je ein halbes Stockwerk beschränkt, Augen-, innere und chirurgische Klinik. R., der sich schon bei seiner Berufung den Bau einer neuen Klinik ausmachte, erreichte zunächst wenigstens die Entfernung des nichtmedizinischen Teils aus dem alten Haus und die Räume für ein Laboratorium und Assistentenwohnungen in einem Nebengebäude. Durch rastloses, unermüdliches Arbeiten und nie erlahmende Energie vermochte er beim Ministerium mit seinen Plänen für den Neubau der medizinischen Lehranstalten durchzudringen und 11 Jahre nach seiner Berufung war es ihm endlich vergönnt, in seine neue Klinik einzuziehen, die gleichzeitig mit dem Neubau der Frauenklinik und des pathologischen Institutes eröffnet wurde. Die neue Klinik war in Bauplan und Ausführung musterhaft ersonnen, um den Zwecken eines modernen Krankenhauses und gleichzeitig einer Lehranstalt und Stätte wissenschaftlicher Arbeit zu dienen.

Seine klinische Lehrtätigkeit hat R. mit großer Liebe ausgeübt, sie war ihm eine Herzenssache. Es kam ihm nicht darauf an, durch einen glänzenden Vortrag auf die Hörer zu wirken, sondern durch klares systematisches Vorgehen die Schüler zunächst zur richtigen Krankenuntersuchung zu erziehen und logisch aus der Untersuchung das Krankheitsbild zu entwickeln. War er mit diesem Teil seiner Aufgabe fertig, und kam er zu der Besprechung der Pathogenese und allgemeinen Pathologie der vorliegenden Krankheit, so gab er stets abgerundete Bilder, die sich in das Gedächtnis der Hörer scharf einprägten; oft genug riß ihn der Gegenstand dann aber auch hin, den vorliegenden Fall zum Ausgangspunkt physiologisch-pathologischer Erörterungen zu machen, in denen dann in fesselnder Weise Experimente und Hypothesen zur Sprache kamen und die Schüler damit in die wissenschaftlichen Arbeitsstätten der Medizin eingeführt wurden. So war er

eigentlich mehr ein Lehrer für Vorgeschrittenere und es ist nicht wunderbar, daß er namentlich auf seine Assistenten eine große Anregung zur Arbeit ausübte. Die Arbeiten seiner Assistenten sind ungewöhnlich zahlreich und zum größten Teil nicht nur »Assistentenarbeiten«, sondern eine große Anzahl von ihnen bedeuten wirkliche, wissenschaftliche Fortschritte. Wenn er auch besonders die älteren Assistenten durchaus nicht in der Selbständigkeit ihrer Arbeitsrichtung, Aufgaben und Ausführungen zu beeinflussen suchte, so ist doch wohl den meisten dieser Untersuchungen der Stempel seiner Geistesrichtung eingeprägt, der im Anfang zu charakterisieren versucht worden ist: die Ursache der pathologischen Störung auf physiologischem Wege zu ermitteln. So kann man von einer R.schen Schule sprechen, die unter seinem Einfluß, auf der Grundlage seiner wissenschaftlichen Ideen und Überzeugungen ausgebildet, in seinem Sinne weiter arbeitet.

Als Arzt, besonders als Konsiliararzt, hat R. eine sehr große Tätigkeit ausgeübt und in diesem Tun nicht nur durch seine wissenschaftliche Bedeutung, sondern vielleicht noch mehr durch seine menschlichen Eigenschaften, sein suggestiv beruhigendes Wesen, sein geduldiges Eingehen auf die Persönlichkeit des Kranken und seine Pflichttreue die größten Erfolge erzielt. Seine konsiliare Tätigkeit dehnte sich über weite Bezirke des westlichen Mitteldeutschlands, sogar bis nach Holland und Belgien aus. Seine Tätigkeit als Lehrer, Arzt und Forscher füllte ihn so sehr aus, daß er, wiewohl sein Interesse andern allgemein menschlichen Dingen durchaus nicht abgewandt war, keine Zeit fand sich ihnen zu widmen. Er arbeitete unablässig von Morgen bis in die Nacht, die kurzen freien Stunden, die er sich gönnte, gehörten seiner engsten Familie an, in deren Kreise er sehr glücklich lebte. Am 15. Mai 1904 feierte er im Kreise seiner früheren und damaligen Assistenten sein 25. Professorenjubiläum, zu dem ihm diese eine Festschrift (53. Band der Zeitschrift für klinische Medizin) verehrt hatten. Seine Freude über diese seinem Wesen so adäquate Ehrung war ebenso rührend wie charakteristisch für den Mann, der von der ersten Jugend an der Wissenschaft gedient hatte und ihr nie einen Augenblick untreu geworden war. Leider trug er schon damals, ohne es zu wissen, den Keim zu der tötlichen Krankheit in sich, der er wenige Monate später nach schwerem Leiden erlag.

Der Name von Franz R. gehört zu denen, die in der Geschichte der deutschen medizinischen Klinik nie vergessen werden können. Denn an ihn knüpfen sich in fast allen ihren Gebieten Fortschritte, die zu ihrem Ausbau beigetragen haben und noch fortwirkend weiter beitragen werden.

Georg Honigmann-Wiesbaden.

Liersch, Ludwig Wilhelm, Geheimer Sanitätsrat in Kottbus, * daselbst 2. Juni 1830, † 9. Mai 1904. — L. studierte in Greifswald, Göttingen und Berlin, promovierte 1852, machte von 1853—55 wissenschaftliche Reisen und ließ sich 1856 in seiner Vaterstadt nieder, wo er neben der allgemeinen auch augenärztliche Praxis trieb, 1888 zum Kgl. Kreisphysikus ernannt wurde und als solcher bis zu seiner bei Einführung der Kreisärzte erfolgten Emeritierung verblieb. L. gehörte zu den angesehensten Ärzten seiner Gegend, bekleidete mehrere Ehrenämter, war lange Jahre Mitglied der Ärztekammer der Provinz Brandenburg und machte sich um die Förderung der ärztlichen Standes-

angelegenheiten recht verdient. Auch schriftstellerisch war er tätig. Er ist Verfasser verschiedener kleinerer Arbeiten über Friedrichs des Großen letzte Krankheit und Tod, über die linke Hand, medizinische Geschichte der Stadt und des Kreises Kottbus u. a. Am 7. August 1902 feierte L. sein 50jähriges Doktorjubiläum.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 472. Pagel.

Langerhans, Robert, Patholog in Berlin, * 4. Mai 1859 als Sohn des bekannten Stadtverordneten-Vorstehers zu Berlin, † 22. November 1904. — L. studierte anfangs die Architektur an der Berliner Bauakademie, dann Medizin in München und Berlin, hauptsächlich als Schüler Virchows, promovierte 1884, war Arzt seit 1885, habilitierte sich für pathologische Anatomie 1890, war 1885—94 Assistent von Rudolf Virchow, seit 1894 Prosektor am Krankenhaus Moabit-Berlin und erhielt 1895 den Professortitel. L. wird in seinem Fach sehr gerühmt. Er war ein gründlicher Forscher und fruchtbarer Schriftsteller. Von seinen Publikationen sind zu nennen: »Grundriß der pathologischen Anatomie« (mehrere Auflagen, übersetzt ins Englische, Italienische, Russische.) — »Innere Einklemmung durch Axendrehung der Pylorushälfte eines Sanduhrmagens« — »Über Pankreasnekrose« (1889) — »Über Atlasankylose« (1890) — »Über multiple Fettgewebsnekrose« (1890/91) — »Über regressive Veränderungen der Trichinen« (1892) — »Veränderungen der Lungen nach Karbolsäure-Vergiftung« (1892/93) — »Beiträge zur Physiologie der Brustdrüse« (1894) — »Über Sarggeburt« (1899) und kleinere Mitteilungen.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 471. Pagel.

Kottmann, August, Chirurg in Solothurn, * daselbst 4. März 1846, † 4. Juli 1904. — K. stammte aus einer Ärztegeneration. Er war der Sohn und Enkel von Ärzten. Seine Studien machte er seit 1865 in Bern, Tübingen und Prag, promovierte 1869 in Bern *summa cum laude* mit der Dissertation: »Die Symptome der Leukämie« (Bern 1871), war bis 1872 Assistent von Lücke und Munk in Bern, habilitierte sich zunächst für innere Medizin, nahm am Kriege von 1870—71 in deutschen Hospitälern teil, machte eine längere Studienreise, die ihn an verschiedene ausländische Universitäten führte und, nachdem er die akademische Laufbahn aufgegeben hatte, übernahm er 1872 die Leitung des Bürgerspitals seiner Vaterstadt, wo er sich als Chirurg große Verdienste erwarb und als einer der beliebtesten und verdientesten Ärzte bewährte. Er führte die Antisepsis ein, machte als erster die Operation der Entfernung des Fruchthalters durch die Scheide zwecks Beseitigung einer gefährlichen Neubildung, und brachte es im Jahre 1902 auf 669 Operationen, während er die Krankenzahl seines Hospitals so beträchtlich hob, daß die Frequenz von 368 im Jahre 1872 auf 1106 im Jahre 1902 stieg. Auch war er literarisch fruchtbar. K. besaß auch als Musiker und Violinist einen Ruf.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 471. Pagel.

Zimmermann, Alfred, Stabsarzt in Wien, * 24. Oktober 1865 in Klagenfurt, † 1. November 1904. — Z. studierte in Wien, promovierte hier 1890, widmete sich dann der militärischen Laufbahn, war Garnisonsarzt in ver-

schiedenen Spitälern, gleichzeitig Sekundärarzt, später Chefarzt an der Gussenbauerschen Klinik, wurde 1893 Regimentsarzt, 1895 außerordentliches Mitglied des Sanitätskomitees, 1901 Stabsarzt. Z. war ein kenntnisreicher Anatom und tüchtiger Chirurg; besonders geübt war er als Operateur der Darm-, Gallenblasen,- Nieren- und chirurgischen Hirnaffektionen. Sein Tod erfolgte an Blutvergiftung.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 484, und die dort angegebenen Quellen.

Pagel.

Zahn, Friedrich Wilhelm, Patholog und pathologischer Anatom in Genf, * 14. Februar 1845 zu Germersheim in der Pfalz, † 16. August 1904. — Z. studierte in Straßburg i. E., hauptsächlich als Schüler von v. Recklinghausen, promovierte 1870 in Bern und erhielt 1876 das Ordinariat seines Faches in Genf. Z. ist Verfasser von Arbeiten in der pathologischen Anatomie des Zirkulationsapparates, der Geschwülste, der Entzündung und bearbeitete zusammen mit A. Lücke den Abschnitt »Geschwülste« in der von Billroth und Lücke herausgegebenen »Deutschen Chirurgie«.

Vergl. Virchows Jahresberichte 1904, I, 483, und die dort angegebenen Quellen.

Pagel.

Kottulinsky von Kottulin, Adalbert Graf, * 5. Juni 1847 in Graz, † 20. November 1904 zu Neudau in Steiermark, Staatsmann und Volkswirt. — K. gehörte einer Familie des schlesischen Uradels an, die anfangs des XVIII. Jahrhunderts das Erbe der gräflichen Familie Rottal in Steiermark antrat und sehr bald in der Regierung und Verwaltung des Landes die Stellung und den Einfluß gewann, den die namentlich in der Oststeiermark begüterten Rottal seit Jahrhunderten eingenommen hatten. Des Grafen Adalbert Vater, Graf Josef, war noch in der ständischen Zeit Mitglied des in seiner Wirksamkeit allerdings sehr eingeschränkten Verordnetenkollegiums gewesen und war bei der Einberufung des Landtages sofort als Vertreter des Großgrundbesitzes in den Landesausschuß berufen worden, dem er bis zu seinem Tode angehört hat. Graf Adalberts Erziehung und Studiengang, sowie seine erste Verwendung im Staatsdienste waren darnach eingerichtet, daß er die öffentliche Tätigkeit des Vaters seinerzeit aufnehmen und erweitern konnte. Er absolvierte das Gymnasium in Graz 1865, studierte Rechtswissenschaft an den Universitäten Graz und Innsbruck und trat 1870 als Konzeptspraktikant bei der steiermärkischen Statthalterei in den Verwaltungsdienst ein. Durch vielseitige und wechselnde Verwendung in Ämtern mit verschiedenartigen Aufgaben bei den Statthaltereien in Ober- und Niederösterreich und zwar in Linz, Wels, Wien, Waidhofen a. d. Thaia konnte er sich eine genaue Kenntnis nicht nur aller Zweige des Verwaltungsdienstes, sondern der Bedürfnisse städtischer und ländlicher Bevölkerung erwerben. Der 1878 erfolgte Tod seines Vaters nötigte ihn, 1879 den Staatsdienst zu verlassen und die Bewirtschaftung der Güter Neudau, Ober- und Untermaierhofen nicht nur im eigenen sondern auch im Interesse seiner Schwestern zu übernehmen, da die Güter, die keine Majorate sind, nicht an ihn allein gefallen waren. Damit war Graf K. seinem Heimatlande wiedergegeben und er hat seine Arbeitskraft und seine Erfahrung sehr bald auch in dessen Dienst stellen müssen, denn

der Großgrundbesitz entsandte ihn noch 1879 in den Landtag und dieser wählte ihn 1882 in den Landesausschuß. Als Mitglied dieser Körperschaft begnügte sich Graf K. nicht mit der Erledigung der ihm zugewiesenen Geschäfte, er wandte seine Aufmerksamkeit dem öffentlichen Leben zu und beteiligte sich an allen Unternehmungen, für die er seine Kenntnisse verwerten zu können hoffte. Bald entwickelte sich bei ihm ein lebhafter Sinn für das künstlerische Schaffen, nicht nur für das moderne, sondern auch für die Hinterlassenschaft verflossener Zeiten. Dies trat namentlich bei den Vorarbeiten für die kulturhistorische Ausstellung hervor, mit der die Steiermark ihre sechshundertjährige Verbindung mit dem Hause Habsburg 1883 feierte. Graf K. trug wesentlich zu deren Zustandekommen bei, indem er nicht nur, wie viele seiner Standesgenossen in solchen Fällen, seine Präsidialgeschäfte pünktlich besorgte, sondern auch an den Forschungs- und Sammelarbeiten persönlich Anteil nahm, durch die man die Gegenstände der Ausstellung erst ausfindig und dem angestrebten Zwecke zugänglich machen konnte.

Alle Ideen und Bestrebungen in wirtschaftlicher, humanitärer und künstlerischer Richtung, zu denen Graf K. durch sein Wirken angeregt worden war, treten in den Bereich der Ausgestaltung und in vielen Fällen auch der Ausführung und des Erfolges, nachdem die im Jahre 1884 von ihm geschlossene Ehe mit Theodora Freiin Mayer von Melnhof, der Tochter des hervorragendsten Eisenindustruellen der Steiermark, Begründers der weltberühmten Donawitzer Werke, Franz Freiherrn Mayer von Melnhof, ihm reiche Mittel zur Hand gegeben hatte, in allen Fällen tatkräftig einzugreifen, in denen das gute Beispiel mehr wirkt als die beste Rede. Gräfin Theodora war in dieser Hinsicht eines Sinnes mit ihrem Gatten und fand ihre höchste Befriedigung in der Förderung der von ihm teils ins Leben gerufenen, teils durch Reformen erneuten und zu neuer Blüte erweckten Körperschaften und Vereine. An Männer solcher Art und von so intensiver Arbeitsfreude ist das öffentliche Leben Österreichs nicht überreich, es konnte nicht fehlen, daß man den Grafen K. überall dort heranzog, wo man eine energische Leitung und ehrliche Arbeit brauchte. Dies gilt namentlich von der steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft, in der er unter der Präsidentschaft des Freiherrn von Washington als Ausschußmitglied und vielseitiger Referent, seit 1898 als Präsident eine umfassende und außerordentlich fruchtbringende Tätigkeit entfaltete. Er veranlaßte die Beteiligung der steierischen Landwirte an allen agrarpolitischen Aktionen der letzten Jahre und stellte Beziehungen zwischen dem Verbande landwirtschaftlicher Genossenschaften und der Gesellschaft her, deren Vorteile für beide Korporationen sehr bald zutage traten, so daß die in der Steiermark zustande gebrachten Einrichtungen vorbildlich für andere Länder wurden. Der Zusammenschluß aller Landwirte seines Heimatlandes, die Sinn und Verständnis für die dem modernen Ökonomen gestellten Aufgaben haben, die Vereinigung aller landeskulturellen Agenden unter dem Präsidium der Landwirtschaftsgesellschaft, endlich die Schaffung eines Landwirtschaftshauses für alle landwirtschaftlichen Korporationen, waren Aufgaben, die er sich gestellt, an deren Lösung ihn nur der allzufrühe Tod gehindert hat. Das große Geschick, mit dem K. die agrarischen Forderungen in den Vertretungskörpern, namentlich im Herrenhause zu begründen wußte, eignete ihn ganz besonders für die Leitung der Zentralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaft-

lichen Interessen beim Abschlusse von Handelsverträgen, zu deren Ehrenpräsidenten er gewählt wurde.

Obwohl von der Verwaltung der eigenen Besitzungen, von denen namentlich Neudau zur Musterwirtschaft eingerichtet wurde, und der Vormundschaft über die minderjährigen Kinder seines 1893 verstorbenen Schwagers Franz Freiherrn Mayer von Melnhof im hohem Grade in Anspruch genommen, ließ sich K. doch zur Vertretung des steierischen Großgrundbesitzes in das Abgeordnetenhaus entsenden, wo er ebenso wie seit 1895 im Herrenhause seine ganze Kraft für den Schutz der Deutschen in Österreich und die Erhaltung ihrer führenden Rolle im Reiche einsetzte. Ganz eigenartig aber war seine Stellung im steierischen Landtage; das Landesbudget kannte in allen seinen »Titeln« niemand so genau als Graf K., er war infolgedessen der ständige Obmann des Finanzausschusses und Referent über die wichtigsten finanzpolitischen Vorlagen. In den letzten Jahren war er über seine Stellung als Führer des liberalen Großgrundbesitzes hinausgewachsen zum Führer der Deutschen im Landtage, als welcher er die Angriffe der Slowenen und Klerikalen oft in schärfster Weise zurückgewiesen hat. Trotzdem genoß er auch im gegnerischen Lager die höchste Achtung und manches Kompromiß, das dem Lande große Vorteile brachte, ist nur durch seine, von Gerechtigkeit getragene Vermittlung zwischen den sich bekämpfenden Parteien zustande gekommen. Seine Bedeutung wurde von seiten der Regierung durch die Verleihung der Geheimen Ratswürde (1898) und die Berufung ins Herrenhaus anerkannt.

Auch die Pflichten, die dem mit Glücksgütern gesegneten obliegen, standen ihm lebhaft vor der Seele und veranlaßten nicht nur zahllose Wohltätigkeitsakte, sondern trieben ihn auch an, sich der Armenpflege persönlich zu widmen. Der Verein für öffentliche Armenpflege in Graz, nach Elberfelder System eingerichtet, erreichte unter seiner werktätigen Präsidentschaft eine Blüte, die seit seinem Tode leider nicht wieder erreicht werden konnte. Die Gründung des Vereins der bildenden Künstler der Steiermark wurde wesentlich dadurch gefördert, daß K. das Protektorat übernahm und die ihm nahestehenden Gesellschaftskreise für die Ausstellungen des Vereins zu interessieren bemüht war. Ein Mann, der die Menschheit in allen Schichten und Berufskreisen kennen gelernt und sich dabei den lebendigen Sinn für alle berechtigten Ansprüche und alle gesunden Lebensäußerungen bewahrt hat, konnte auch nicht anders als für die Erweiterung des Wahlrechtes und die Berücksichtigung der Arbeiter eintreten, wie es K. im Landtage getan hat. Mit ihm ging ein deutscher Edelmann dahin, dem kein Stand feindlich gesinnt sein konnte, den Tausende als ihren Schützer und Wohltäter verehrten, ein Edelmann, deren Deutsch-Österreich leider im Kampfe um sein Recht im Staate mehr bedarf, als es besitzt. — Hans Zwiedineck.

Grün, Albert, Literaturhistoriker, Dichter und Pädagoge, * 31. Mai 1822 in Lüdenscheid (Westfalen), † 22. April 1904 in Straßburg i. E. — Er war der Sohn eines wenig bemittelten Volksschullehrers und Bruder des als Publizist, Literatur- und Kulturhistoriker bekannten Karl Grün. Er besuchte die Volks- und Rektoratschule seiner Vaterstadt und seit 1836 die Untersekunda des Gymnasiums in Barmen, trat aber schon aus der Obersekunda

wieder aus, um als Bergaspirant in den Kohlengruben des Dortmunder Oberbergamtsbezirks sich für das höhere Bergfach vorzubereiten, und wurde danach Zögling der Bochumer Bergschule. Neue gesetzliche Bestimmungen nötigten ihn auf das Gymnasium zurückzukehren, damit er sich die Reife für die Prima erwerbe. Dann trat er wieder als Bergeleve in Essen ein. Indessen veranlaßten ihn mancherlei Mißverhältnisse zu den Bergbehörden bald, diesen Lebensberuf gänzlich aufzugeben. Nachdem er eine Zeitlang bei der Versicherungsgesellschaft Colonia in Köln gearbeitet, ermöglichte es ihm ein wohlhabender Freund, die Reifeprüfung an einem Gymnasium zu bestehen und dann in Bonn Philologie zu studieren. Hier schrieb er seinen »Offenen Brief« an die Bonner Studenten gegen das Unwesen der Korps. Im Jahre 1846 ging er, einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung ausweichend, nach Brüssel, wo er im *Cercle artistique et littéraire* Vorlesungen über das moderne Drama hielt. Die Revolution von 1848 zog ihn wieder nach Deutschland zurück, wo er sich sofort in die politische Bewegung hineinstürzte. In Berlin ward er im Frühjahr 1848 Vorsitzender des Königsstädtischen Maschinenbauervereins, mußte aber nach Verhängung des Belagerungszustandes die Hauptstadt verlassen. In Köthen schrieb er dann seine Broschüre »Das Vorparlament« (1849), leitete dann mit Arnold Ruge u. a. die Leipziger Bewegung, ging im Mai 1849 als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung von Sachsen nach Frankfurt a. M. und mit der äußersten Linken des dort aufgelösten Parlaments in die Pfalz, wo er als Zivilkommissar fungierte und nach Unterdrückung der Bewegung *in effigie* hingerichtet wurde. Er selber war mittlerweile beim badischen Aufstande beteiligt und entkam zuletzt nach Straßburg, wo er Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur hielt und als Professor in diesem Fache an verschiedenen Mädchenpensionaten tätig war. Hier schrieb er auch sein Zeitbild »Deutsche Flüchtlinge« (1851). Im Dezember 1852 vertrieb ihn der Staatsstreich Napoleons III. wieder aus Frankreich; aber nur einen Winter brachte er in der Schweiz zu, dann kehrte er wieder nach Straßburg zurück und nahm seine frühere Tätigkeit als Lehrer wieder auf. Auch als Schriftsteller entfaltete er eine größere Regsamkeit. Seiner Schrift »Goethes Faust. Briefwechsel mit einer Dame« (1856) folgten »Das ABC der Ästhetik« (1856), »Aus der Verbannung« (Gedichte, 1859) und das Schauspiel »Friederike« (von Sesenheim, 1859). Während der Belagerung Straßburgs wurde G. Ende August 1870 mit Weib und Kind abermals aus Straßburg verwiesen, zog aber mit deutschen Truppen wieder ein und übernahm bald die Chefredaktion des »Niederrheinischen Kuriers«, die er zwei Jahre lang in dem redlichen Streben führte, an der Versöhnung der Gemüter nach Kräften mitzuwirken. In dieser Zeitung erschien denn auch zuerst sein Roman »Das Forsthaus in den Vogesen« (III, 1874). Dann wandte sich G. wieder seiner Lehrtätigkeit zu; er wurde Oberlehrer für Geschichte und Literatur an der Schottkyschen Privatschule und später an der neu gegründeten städtischen höheren Töchterschule, an welcher er bis zu seiner Pensionierung im Herbst 1895 tätig war. Im Juli d. J. war ihm der Charakter als Professor verliehen worden.

Persönliche Mitteilungen. — Leimbach: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, 3. Bd., S. 62. — Straßburger Post vom 31. Mai 1902 und vom 23. April 1904.

Franz Brümmer.

Hopfen, Hans Demetrius von, * 3. Januar 1835 zu München, † 19. November 1904 zu Groß-Lichterfelde bei Berlin. — H. absolvierte in seiner Vaterstadt das Gymnasium und besuchte von 1853—58 die Münchener Universität. Nach erfolgtem juristischem Examen trat er für kurze Zeit in den Staatsdienst, widmete sich aber gleichzeitig in Heinrich von Sybels historischem Seminar eingehendem Geschichtsstudium. Er hatte die Absicht, für eine akademische Lehrkanzel sich auszubilden und wurde in Tübingen zum *Dr. phil.* promoviert.

Durch dieses doppelte Studium suchte Hans Hopfen seinen dichterischen Schaffensdrang in die ruhigeren Bahnen eines bürgerlichen Berufes zu leiten, doch voll befriedigt weder von dem einen noch von dem anderen, strebte er in verschwiegener Arbeit, rastlos dem innersten, heimlichsten seiner Ziele entgegen. Nachdem er bald unter eigenem, bald unter fremdem Namen einzelne Gedichte erscheinen ließ und Korrespondent verschiedener Zeitungen geworden war, faßte Hopfen Anfang der sechziger Jahre den Entschluß, sich dem schriftstellerischen Beruf ausschließlich zu widmen. Er wurde hierin von Emanuel Geibel bestärkt, der im Jahre 1862 Hopfens erste Gedichte im Münchener Dichterbuch veröffentlicht, und in rückhaltloser Güte sein Werden gefördert, sein lyrisches Talent bewundert hat. 1863 erschien Hopfens erster Roman „Peregretta“. Er zeigte den Dichter bereits als einen Meister der Prosa und erwarb ihm raschen Erfolg. Nach längerem Aufenthalt in Paris wurde Hopfen 1864 Generalsekretär der Schillerstiftung und fand, wie einst an Geibel, nun in Wien an Friedrich Halm liebevolle, weise Förderung.

Neben dem Dichter führte in Hans Hopfen der Politiker eine starke, eigenwillige Existenz. Er hat es in der „Geschichte des Erstlingswerkes“ lachend selbst erzählt, wie das erste Gedicht des Dreizehnjährigen ein politisch Lied gewesen sei und auf einen Helden des Jahres 48, aus der Wut seines freiheitlich gekränkten Herzens in eine Xenophonpräparation geschrieben wurde, während der Unterricht erteilende Pater das übermütige Bürschlein, zur Strafe für allerlei Unfug, in einer Ecke knien ließ.

Obgleich in dem späteren Freunde Treitschkes die republikanische Gesinnung schwerlich die Gymnasiastenzeit überdauerte, so blieb die leidenschaftliche Teilnahme an dem politischen Schicksal seines Landes dem Manne in jeder Lage eigen und wirkte bestimmend auch auf sein äußeres Leben.

Nachdem er sich 1866 mit Auguste Freiin von Wehli aus Wien vermählt hatte, verließ er dauernd die altbayrische Heimat, in der sein Wesen und Schaffen innig wurzelten, und zog nach Berlin, der vorbestimmten Hauptstadt des heiß ersehnten, neuen deutschen Reiches. Er ist dauernd dort geblieben, auch nachdem die Zeit, welche der großen Erhebung und den großen Männern des Jahres 1870 folgte, politisch und kulturell manche Enttäuschung gebracht, und „nicht alle Blütenträume reiften“.

Künstlerisch fällt die Epoche seines reichsten Schaffens, zusammen mit der seines größten persönlichen Glückes und tiefsten persönlichen Kummers, in die Jahre 1866—80. In dieser Zeit entstand die feingezeichnete poetische Satire „Der Pinsel Mings“, entstanden die heimatlichen Bücher der „Bayrischen Dorfgeschichten“, „Der alte Praktikant“, „Streitfragen und Erinnerungen“, und in rascher Folge jene Romane, denen Hans Hopfen seine wachsenden Erfolge beim großen Publikum verdankte. Er schrieb eine fein gesteigerte Prosa,

die wunderbar taugte, um Episoden so zu zeichnen, daß man in einfach-eindringlicher Weise erstehen sah, was immer sie schilderte. Scheinbar mit schlichtesten Mitteln bewirkt, verlegt dieser an schönem Beiwerk reiche Stil, den Wert Hopfenscher Bücher aus der fortschreitenden Handlung langer Romane in die Sprache des Erzählers, welche in knappen Worten das wesentliche an Menschen und Vorgängen sichtbar macht und Unbeachtetes charakteristisch belebt. Den reinsten Ausdruck fand Hopfen für diese seine Kunst in der Novelle. Ein feiner, etwas spöttischer Humor liegt da in allen Worten, auch den innigsten, und über den Menschen, die sie reden. Dieser Humor, den heimischer Boden ihm zu eigenstem Besitz verlieh, war der künstlerische Vermittler zwischen Hopfens leidenschaftlich-subjektivem Temperament und seinem überragend scharfen, kritischen Verstande. Aus ihm erschuf er, oft im kleinsten Rahmen, ein Ganzes von reicher Lebenswahrheit und tat es besonders da, wo auch Stoff und Naturschilderung seiner Heimat entstammten.

Im Frühling 1878 ward zu Rom Hopfens jugendschöne, glückliche Frau vom Fieber dahingerafft. In ihrer Heimat, am Fuß des Kahlenbergs, begrub er sie und als sein Schmerz ausklang, schrieb er die „Gustlilieder", seine schönsten Gedichte.

1882 erschien der Band, welcher, neben diesen, das Beste enthält, was Hans Hopfen besaß und geben sollte: seine Lyrik. Aus den Geheimnissen der Sprache und individuellen Eigenart hat reife künstlerische Einsicht sie geschöpft und formvollendet gestaltet. In seinen Gedichten liegt Hans Hopfens bleibende dichterische Bedeutung.

1882 vermählte er sich in zweiter glücklicher Ehe mit Marie Müller-Milton aus Chicago.

Rastlos tätig hat Hans Hopfen noch vieles geschrieben, darunter Romane, Novellen, Reiseschilderungen und Essays. Auch nachdem eine andere Literaturepoche ihn verdrängt hatte, blieb die Feder das unentbehrliche nie versagende Ausdrucksmittel seines regen und hoch kultivierten Geistes. Ein jäher schmerzloser Tod zwang ihn zur Ruhe. Er starb am 19. November 1904 zu Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Franz von Lenbach, W. Allers, Schulte im Hof u. a. haben ihn porträtiert.

Quellen: Hans Hopfen: Die Geschichte des Erstlingswerkes; Hans Hopfen: Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das deutsche Schriftstellerheim in Gera, gesammelt von Dr. Timon Schroeder; Dr. Alfred Freih. von Berger: »Hans Hopfen«, N. Freie Presse, Nov. 1905.

Verzeichnis der Werke Hopfens: Peregretta, Roman 1863; Verdorben zu Paris, Roman 1867; Der Pinsel Mings, Erzählung in Versen 1868; Arge Sitten, Roman 1869; Der graue Freund, Roman 1874; Juschu, Roman 1875; Verfehlte Liebe, Roman 1876; Streitfragen und Essays, Erinnerungen 1876; Bayrische Dorfgeschichten, Novellen 1878; Der alte Praktikant, Roman 1878; Die Heirat des Herrn von Waldenberg, Roman 1879; Die Geschichte des Majors, Novelle 1879; Kleine Leute, Novelle 1880; Mein Onkel Don Juan, Roman 1881; Gedichte 1882; Die Einsame, Roman 1883; Brennende Liebe, Roman 1884; Das Allheilmittel, Roman 1885; Zum Guten, Roman 1885; Mein erstes Abenteuer, Novelle 1886; Der letzte Hieb, Roman 1886; Ein wunderlicher Heiliger, Novelle 1886; Dr. Genius und sein Erbe, Novelle 1887; Robert Leichtfuß, Roman 1888; Theater, Dramen 1889; Neue Geschichten des Majors, Roman 1890; Der Stellvertreter 1891; Die Göttin der Vernunft, Tragödie 1892; Helga, Schauspiel 1892; Es hat so sollen sein, Lustspiel 1893; Hexenfang, Lustspiel 1893;

Der König von Thule, Schauspiel 1893; Glänzendes Elend, Roman 1893; Die erste Nordlandfahrt, Reisebeschreibung der Auguste Victoria 1894; Im Schlaf geschenkt, Novelle 1895; Die Siegerin, Novelle 1896; Die Engelmacherin, Roman 1898; Der Väter zweie, Roman 1898; Die ganze Hand, Roman 1900; 10 oder 11? Novelle 1901; Gotthard Lingens Fahrt nach dem Glück, Roman 1902; Mein Wien, Essays 1904.

Lili Schalk-Hopfen.

Hanslick, Eduard Musik-Schriftsteller, Hofrat, Professor, * 11. September 1825 in Prag, † 6. August 1904 in Baden bei Wien. — Eduard Hauslick wurde in Prag, seiner Vaterstadt, erzogen und blieb daselbst bis zu seinem 21. Lebensjahre. Sein Vater, Josef Adolf Hanslick, aus einer Bauernfamilie in Rakonitz stammend, war Skriptor an der Prager Universitätsbibliothek, ein tüchtiger Bibliograph, ein ästhetisch gebildeter Mann, in dessen Hause Literatur und Musik gepflegt wurde; die Mutter hatte besondere Vorliebe für die französische Literatur, die sich auf den Sohn übertrug. Prag, die alte, bewährte Musikstadt, hatte in W. J. Tomaschek einen Siegelbewahrer der klassischen Traditionen, die er auch in seine Schüler zu pflanzen wußte, unter ihnen Eduard Hanslick. Die junge musikalische Welt wurde jedoch von der Romantik ergriffen; der Freundeskreis des jungen H., welchem neben A. W. Ambros einige treffliche Klavierspieler angehörten, wie Alexander Dreyschock und Julius Schulhoff, wurde von diesem Wirbel erfaßt und feierte 1846 in begeisterter Weise den französischen Romantiker Hector Berlioz, der persönlich in Prag seine Werke zur Aufführung brachte. Auch die Bekanntschaft Richard Wagners hatte H. im Jahre 1845 in Marienbad gemacht, und es folgte ein begeisterter Artikel über »Tannhäuser«, den H. in Wien veröffentlichte, wohin er 1846 gegangen war. Mit 19 Jahren war er schon als Kritiker hervorgetreten (in »Ost und West«), und nunmehr begann er in Wien seine ausgebreitete kritische Tätigkeit, die er bis an sein Lebensende fortsetzte. Vorerst in der »Wiener Zeitung«, deren Musikreferent er vom 1. Januar 1848 war und in den »Sonntagsblättern« von L. A. Franckl; dabei vergaß er nicht an seine Vaterstadt Berichte zu senden über Politik und soziale Zustände, die in der »Prager Zeitung« erschienen, herausgegeben von Leopold von Hasner. H. hatte offiziell die juristische Laufbahn betreten, wurde 1850 als Fiskalbeamter nach Klagenfurt versetzt, 1852 nach Wien zurückberufen, wo er nunmehr dauernd blieb. Vom Finanzministerium trat er zum Unterrichtsministerium über, war dabei seit 1855 als Musikreferent der »Presse« angestellt und habilitierte sich 1856 an der Universität als Privatdozent für Geschichte und Ästhetik der Musik. Seine Beamtenstellung verließ er, als er 1861 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Es wurde für ihn diese Lehrkanzel errichtet und im Jahre 1870 in eine ordentliche Professur umgewandelt. Von dieser trat er 1895 in den Ruhestand. Seit der Gründung der »Neuen freien Presse« im Jahre 1864 gehörte er als Musikreferent der Redaktion an und versah diese Stelle durch vierzig Jahre bis zu seinem Tode. Diese seine Tätigkeit erlangte Weltruf, sowohl durch die meisterhafte stilistische Behandlung seiner Feuilletons, als auch durch die Stellung, die H. gegenüber den zeitgenössischen Kunsterscheinungen einnahm.

Die Wertbemessung solcher Leistung richtet sich nicht allein danach, ob nur die Fachleute, in diesem Falle die Musiker, darin Anregung und Belehrung finden, sondern ob ein weiterer Kreis von Gebildeten oder von solchen,

die an ihrer Bildung und Ausbildung arbeiten, davon angezogen wird, daran Interesse findet. Dies war im höchsten Grade der Fall bei den Feuilletons H.s. Der Kreis der Leser erstreckte sich selbst auf solche, die wohl für Musik Liebe haben, aber infolge der sozialen Bedingungen den Aufführungen, die im Feuilleton besprochen werden, ferne bleiben mußten. Nicht selten konnte man hören: »Ich verstehe zwar gar nichts von Musik, aber die Feuilletons von Hanslick lese ich gerne.« Das ist der Prüfstein echter Mitteilungsgabe in einer Form, die alle anspricht, in einer Ausdrucksweise, die jeder versteht. Die Hebel, um dieses Interesse zu heben, waren von mannigfaltigen Kräften in Bewegung gesetzt: einer tiefen allgemeinen Bildung, einer eingehenden Kenntnis der klassischen Literatur, Vorliebe für die französischen Essayisten und überhaupt für den französischen Esprit. Dies spiegelt sich in seinen Schriften wieder; eine heitere Lebensauffassung mutet den Leser freundlich an. H. war ein Vertreter der »*Gaya scienza*«, der fröhlich-freudigen Wissensbereicherung, dabei mischte er nicht selten einen Witz dazu, der ätzend und scharf war und die Pikanterie würzte. Ein großer Vorzug des H.schen Stils war die knappe Ausdrucksweise, die zu vergleichen ist mit derjenigen hervorragender juristischer Schriftsteller wie Ihering und Unger. Als Jurist hatte ja H. seine Laufbahn begonnen.

Das Schwergewicht seiner geistigen Arbeit liegt in dieser seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die ihm einen Platz sichert, nicht nur in der Geschichte der Musik, sondern auch als Prosaist in der Geschichte der Literatur. Seine Kritiken, die in 12 Bänden erschienen sind, gehören zu dem Zeitbilde der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. (»Aus dem Konzertsaal«, »Konzerte, Komponisten und Virtuosen der letzten 50 Jahre 1870—1885«, »Suite«, »Die moderne Oper«, »Musikalische Stationen«, »Aus dem Opernleben der Gegenwart«, »Musikalisches Skizzenbuch«, »Musikalisches und Literarisches«, »Aus dem Tagebuche eines Musikers«, »Fünf Jahre Musik«, »Aus dem Ende des Jahrhunderts«, »Aus neuer und neuester Zeit«.) Diese Schriften spiegeln die Kämpfe wieder, welche geführt wurden und an denen sich H. als Champion einer Partei in hervorragendem Maße beteiligte.

Der ästhetische Standpunkt, den er dabei vertrat, ist besonders in einer Schrift ausgesprochen, welche gleichfalls aus einzelnen Aufsätzen zusammen gefaßt wurde und 1854 unter dem Titel, »Vom Musikalisch-Schönen«, erschien. Der mächtige Einfluß, den dieselbe ausübte, wird schon durch die Zahl der Auflagen bezeugt — 1902 erschien die 10. Auflage. In ihrer Negation, in ihrer Zurückweisung der Gefühlsschwelgerei, die sich auf musikalischem Gebiete auch heute noch vielfach für Kunstkritik ausgibt, in Verhöhnung der dionysischen Musikschwelgerei hat sie reinigend und heilend wie ein Arzneimittel gewirkt. In der Zeit des Hervordrängens der Programmusik bildete diese Schrift einen festen Halt für Musiker und Musikfreunde, die am Rein-Musikalischen Erhebung und Befriedigung finden. Sie erreicht dies, wie es der Schreibweise H.s im allgemeinen zukommt und wie es dem Charakter des Feuilletons nahekommt, nicht durch systematische Darstellung, sondern durch eine Reihe geistvoller Aperçus, die eingerostete Vorurteile und ästhetischen Aberglauben geißeln. Bei dieser Negation ist der Verfasser stehen geblieben. Die Abhandlung ist wirklich nur, wie der Titel bescheiden ankündigt, »ein Beitrag zur Revision der Ästhetik«. Seit dem Erstehen der Ästhetik als Wissenschaft

im 18. Jahrhundert, standen sich zwei Richtungen gegenüber, die eine, welche den Ausdruck in der Kunst als das Wesentliche ansah, die andere, welche die Art der Darstellung, die formelle Behandlung in den Vordergrund stellte. Herbart hatte dieser letzteren die eigentliche wissenschaftliche Behandlung zu teil werden lassen, und ihm schlossen sich H. und sein Freund Robert Zimmermann an. H. negiert jedoch nicht völlig die Bedeutung der Gefühle in der musikalischen Mitteilung; nur will er sie nicht als eigentlichen Inhalt derselben gelten lassen, sondern sucht festzustellen, daß nur die Dynamik der Gefühle in der Musik ihren Ausdruck finden könne. Er will sich an das spezifisch Musikalische halten und findet darin die Möglichkeit das »musikalisch Schöne« zu schaffen, er sieht dies als das Höchste in der Musik an. In dieser seiner Schrift hat er die »tönend bewegten Formen«, also das Formale in den Vordergrund gerückt, bezeichnete dieselben aber in der Folge in seinem Memoirenwerke als »beseelte Formen«, jedoch immer das Hauptgewicht legend auf die formale Haltung künstlerischer Mitteilung.

Diese Schrift, welche als eine Art Streitschrift erschien, rief einige Entgegnungen hervor, wie von W. A. Ambros »Die Grenzen der Musik und Poesie«, F. B. Graf Laurencin: »Dr. Hanslicks Lehre vom Musikalisch-Schönen, eine Abwehr«, Friedrich Stade: »Vom musikalisch Schönen«, nebst anderen kleinen Angriffen. Den Hauptangriff erhob Friedrich v. Hausegger in seiner Abhandlung: »Musik als Ausdruck« (1885). In der Literatur hatten H.s Ansichten Vertreter gefunden und vielfach Spuren zurückgelassen. Lotze, Zimmermann, Köstlin, Vischer und Helmholtz wandten der Hanslickischen Schrift ihre Aufmerksamkeit zu und verwoben die darin vertretenen Ansichten mit ihren Auseinandersetzungen.

In der Praxis, in dem Kampfe des Lebens, traten sich die Parteiungen noch schroffer gegenüber. Die neudeutsche Richtung, die sich an Richard Wagner und Franz Liszt schloß, glaubte prinzipiell diesen Aufstellungen H.s entgegentreten zu müssen, und so scharten sich die Gegner der neuen Kunst Richard Wagners um das Banner, auf dem die Devise stand: »Die Musik ist tonerfüllte Form.« Es ist naiv, wenn man behauptet, daß die scharfe Gegnerschaft H.s gegen die Werke der dritten Periode R. Wagners (»Tristan und Isolde«, »Ring des Nibelungen«, »Die Meistersinger«, »Parsifal«) nur auf persönlichen Motiven beruht habe. Allerdings machte H. in der Folge auch gegenüber den früheren Werken Wagners manch' abfällige, ätzende Bemerkung, welche dieser Behauptung den Schein der Berechtigung zukommen ließ. So wie es innere Gründe waren, die Wagner bei der Ausarbeitung des musikalischen Dramas in der letzten Periode zu jener musikalischen Ausgestaltung führten, die der Forderung nach formaler Abrundung zu wiedersprechen schien, so beruhten auch die Angriffe der Gegenpartei auf inneren Gründen, die vorzüglich aus dem Maßstabe der überkommenen Kunst gewonnen waren. Im Kampfe der Parteien wurde übersehen, daß dieser behauptete Mangel formaler Behandlung im Wagnerschen Kunstwerke nur äußerlich vorhanden war, nicht in Wirklichkeit. »Die unendliche Melodie Wagners« ist keine asymmetrische, keine unproportionierte. Die Parole war ausgegeben, tiefere Untersuchungen über das Formungsprinzip Wagners waren noch nicht angestellt. In Wagners Kunst war zudem von den Mitteln ein kühnerer und freierer Gebrauch gemacht, als dies bis zu seinem Auftreten der Fall gewesen war, und

so erklärt sich die verschärfte oppositionelle Stellung, die auch genährt wurde durch mannigfache andere Umstände. Heute ist man zu der Überzeugung gelangt, daß beide Forderungen nach Form und Ausdruck in der Musik erfüllt werden müssen, wenn der Künstler Werke schaffen will, die nicht nur von ephemerer Wirkung, sondern von dauernder Bedeutung bleiben sollen, und dies trifft im Wagnerschen Kunstwerke zu. H. stand zeitlebens auf dem Boden der Kunst der Wiener Klassiker. Mit Beethoven ging er allerdings nur bis zu seiner zweiten Periode, wie dies auch sein Prager Lehrer gehalten hatte. Gerade den Werken der dritten Periode Beethovens, welche Wagners Kunstwerk der Zukunft gezeitigt hatten, stand er fremd, ja mit einer gewissen Abneigung gegenüber. Darin traf er mit so manchen andern, auch mit trefflichen und hochgebildeten Kunstkennern und Kunstfreunden zusammen, die sich zu einer konservativen Partei zusammenschlossen. Je weiter sich die neudeutsche Richtung von ihrem Ausgangspunkte entfernte, desto heftiger wurde H.s Opposition. Mit seinem Namen verband sich durch ein Menschenalter die Führung der Gegnerschaft. Seine Neigungen trieben ihn zudem in der Musik zum Heiteren. Gegen das Tieftragische in der Musik hatte er eine Aversion. Es verkörperte sich in ihm förmlich das Wort: »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.«

Wenn er am Klavier saß und Straußische Walzer spielte, da leuchteten seine Augen. Mit einer wahren inneren Gemütlichkeit entströmten die Klänge seinem Gemüte. Seine Finger, weich im Anschlage, konnten den Hörer elektrisieren. Dies war noch bis in sein spätestes Alter der Fall. Neben Strauß war ihm Franz Schubert ans Herz gewachsen, und gerade das Österreichische, die Klänge, die in Schubert an Wien erinnern, erfüllten ihn mit Enthusiasmus. Desto befremdlicher mag es erscheinen, daß er einem Meister, der seiner nordischen Herkunft nach in seiner Kunst einen anderen Charakter aufweist, mit solcher Liebe und Verehrung anhing: es ist Johannes Brahms. Neben der Bewunderung für die Persönlichkeit von Brahms waren es besonders zwei Umstände, welche dazu beigetragen haben dürften, daß H. unentwegt für die Brahmsische Kunst eintrat und für die Propagierung derselben unschätzbare Dienste leistete. Vorerst jener sinnige Zug des Tonsetzers: bei aller Herbheit des Ausdruckes kommt das weiche Gemüt dieses nach außen bärbeißigen und schroffen Mannes zum Ausdruck. Es ist der Zug, der ihn nach Wien führte und hier mit den Weisen Schuberts in Zisleithanien und der Zigeuner in Transleithanien einen Bund schließen ließ. Gerade bei solchen Stellen in Brahmsischen Werken trat die Begeisterung H.s für Brahms spontan hervor. Die tiefgründigen Stellen, die von tragischen Akzenten erfüllt sind, fanden in H. schwächeren Widerhall. Für jene Werke, in denen sich Brahms an die großen Meister der Barocke, an Händel und Bach anschließt oder an die Acapellisten des sechzehnten Jahrhunderts, konnte sich H. nicht erwärmen. Der zweite Umstand, der wohl auch in Betracht kommt, ist der, daß H. in Brahms einen Vertreter des Rein-Musikalischen, der »tonerfüllten Form« sah; denn Brahms schrieb keine Programmusik, und sein Stil war so gefestet, daß er sich des so arg mißbrauchten Dramatischen in der symphonischen Musik gänzlich enthielt. Dieser Umstand legte es H. nahe, die Brahmsische Musik als eine Gegenkunst gegenüber der Wagnerischen anzusehen, die nach seiner Überzeugung einzig und allein dem Ausdrucke nachhing und die klassischen Formen

vollständig zersetzte. Bei Schumann und Mendelssohn bewunderte H. die treue Bewahrung klassischer Formen, und auch in der Oper hielt er jene Meister hoch, welche die Formen der klassischen Zeit festhielten. So hing er den Werken des größten musikalischen Dramatikers Italiens im neunzehnten Jahrhundert, Verdi, treu an, allerdings nur denjenigen Werken, welche in dieser Art mit Rücksicht auf die überkommenen Formen ausgestaltet waren. Jenes Wunderwerk des Achtzigjährigen: »Falstaff«, in welchem sich der Meister in weiterer Ausbildung des sich allmählich vollziehenden Prozesses der Umbildung der Formen mehr an die dichterische Vorlage als an musikalische Schemen hielt, achtete H. mehr in Rücksichtnahme des hohen Alters desjenigen, der es geschaffen hat, als in der Erkenntnis, daß Verdi mit diesem Werke die Bahn gewiesen für das Schaffen seiner Nachfolger.

In der französischen Oper schätzte H. ebenso sehr die geistvolle Behandlung als die Wahrung der Tradition, sowohl in der *tragédie lyrique en musique*, aus der die *grand opéra* hervorging, als auch der *opéra comique*. Für das Unterhaltende der Auberschen Oper, für die feine Ausarbeitung und stilvolle Behandlung in den Werken von Boiëldieu und anderer französischer Meister hatte er warme Empfängnis. Für die Wahrung der überkommenen Tradition hatte er liebevolles Verständnis; den Werken der älteren Zeit stand er fremd gegenüber. Er konnte und mochte sich in den Geist des Schaffens einer älteren Periode nicht einleben. Was vor den Wiener Klassikern geschaffen wurde, blieb ihm fern. H. war in der Kunst wie im Leben Kosmopolit. Wenngleich er für die Werke der Franzosen und Italiener eine gewisse Vorliebe zeigte, so verlor er doch nicht den Zusammenhang mit seiner engeren Heimat, mit Wien und mit seiner Vaterstadt Prag. In seiner Jugend im sprachlichen Utraquismus herangebildet, hat H. Lieder in deutscher und czechischer Sprache komponiert. Später konnte er allerdings nicht mehr einen Satz in böhmischer Sprache schreiben. Er war Meister geworden in der Behandlung der deutschen. Für die beiden besten Tonsetzer der Czechen in unserer Zeit, für Smetana und Dvořak, trat er schriftstellerisch ein; für den ersteren allerdings erst in der Zeit, als Meister Smetana tot war und seine Werke durch die Wiener Musikausstellung einem größeren internationalen Publikum bekannt wurden. Die Geschichte der Kunst in Böhmen gewann ihm kein Interesse ab. Dagegen schrieb H. eine »Geschichte des Konzertwesens in Wien«, die er seinem Freunde Eduard Schön (Engelsberg) widmete. Das Buch faßt vom Jahre 1750 bis 1869, da es erschien, die verschiedenen Ereignisse im Musikleben Wiens mit Ausschluß der Oper zusammen. Die Studien wurden damals auf dem Gebiete der Musikgeschichte noch nicht in jener strengen Weise betrieben, wie dies jetzt der Fall ist. Man darf also nicht an dieses Werk den wissenschaftlichen Maßstab unserer Zeit anlegen. Die Leistung ist an sich verdienstlich; die hier zusammengetragenen Bausteine werden jedenfalls einen Beitrag bilden für die Geschichte der Musik in Wien, deren Schilderung einer späteren Zeit vorbehalten ist und erst ermöglicht wird durch die allmähliche Vertiefung historischer Studien und durch die Erforschung der Denkmäler aus vergangener Zeit.

Nach der Veröffentlichung dieses Werkes wurde H. zum ordentlichen Professor der Geschichte und Ästhetik der Tonkunst an der Wiener Universität ernannt. Es war die erste ordentliche Professur für Musik in deutschen

Landen. Er hatte es verstanden, durch einen leicht ansprechenden Vortrag das Interesse seiner Hörer zu erregen und sah es als seine Aufgabe an, die Geschichte der Musik der neueren Zeit in einer populär-wissenschaftlichen Weise seinem Hörerkreise vorzutragen. Durch instruktive Beispiele belebte er den Vortrag. Er fand es nicht unter seiner Würde, am Klavier dem Auditorium vorzuspielen und ein oder das andere Beispiel auch von einem Sänger vortragen zu lassen. So gelang es ihm, Studierende auf das Fach aufmerksam zu machen, die in weiterer Verfolgung desselben den Anforderungen, welche die neue Zeit an dasselbe stellte, zu entsprechen bestrebt waren.

In persönlichen oder wissenschaftlichen Verkehr war er mit der akademischen Jugend nie getreten; dagegen war er mit der Kunstwelt in regem Umgang. Darüber gibt sein Memoirenwerk »Aus meinem Leben«, welches zuerst in der »deutschen Rundschau«, dann in Buchform (2 Bänden) erschienen ist, näheren Aufschluß, ein Werk, in welchem seine Vorzüge als Schriftsteller in hellster Weise hervortreten. Wir begegnen darin fast allen Künstlernamen von Rang und Bedeutung. Eine enge Freundschaft verband H. mit Theodor Billroth, dem Chirurgen, in dessen Hause auch Johannes Brahms gefeiert und geliebt wurde. H.s Beziehungen erstreckten sich auf alle Länder musikalischer Kultur. Bei den Weltausstellungen in London (1862), in Paris (1867 und 1878) fungierte er als Juror und Vertreter der österreichischen Regierung. Bei dem unter der Patronanz des Kronprinzen Rudolf stehenden Werke »Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild«, war H. musikalischer Beirat und verfaßte für dasselbe den Aufsatz über die Musik in Wien. Nicht als Historiker, wohl aber als Kritiker hat H. Schule gemacht, und wenngleich seine Ansichten heute nur noch von wenigen Kritikern vertreten werden, so wirkt sein kritisches Beispiel auf Stil und Behandlung nach. Da jedoch der Stil etwas rein Persönliches ist, so liegt die eigentliche Bedeutung seiner Tätigkeit in der Stellung, die er als Kritiker seinen zeitgenössischen Erscheinungen gegenüber eingenommen hat.

Es sei davon abgesehen, aus der Flut von Nekrologen, die in der Tagespresse oder in Zeitschriften erschienen sind, einen oder den anderen hervorzuheben. H.s Memoirenwerk bildet die Grundlage für die Betrachtung seiner Persönlichkeit.

Guido Adler.

Ergänzungen und Nachträge.

Claus, Adolf Karl Ludwig,[1]) Chemiker, * zu Kassel am 6. Juni 1840, † 4. Mai 1900 Gut Horheim. — C.s Vater amtete in Kassel als kurfürstlich hessischer Münzwardein. Adolfs einziger Bruder Karl war der bekannte Zoologe in Wien. In seiner Vaterstadt absolvierte C. das Gymnasium und bezog 1859 die Landesuniversität Marburg, um Medizin zu studieren. Schon im nächsten Semester widmete er sich unter Hermann Kolbes Leitung ganz der Chemie, für die er schon im Vaterhaus Interesse gezeigt hatte. Von Marburg ging C. auf ein Semester nach Berlin, um dann an die Georgia Augusta überzusiedeln, an der er 1862 mit einer unter Wöhlers Leitung verfaßten Arbeit: »Acroleïn und Acrylsäure« promovierte. Trotzdem er also nicht bei Kolbe abschloß, ist er doch Zeit seines Leben ein echter Kolbeschüler geblieben und hat sich als solcher gefühlt; die ungestüme und oft rücksichtslose Art, in der der Meister zuweilen auftrat, hat sich ungeschwächt auf den Jünger vererbt.

Noch im Jahre seiner Promotion siedelte C. als Assistent Babos nach Freiburg i. B. über und dort ist er, zuletzt als Nachfolger desselben, bis an sein Lebensende geblieben. 1866 habilitierte er sich mit einer Arbeit: »Über die Einwirkung von Ammoniak auf Acroleïn und das Studium der Zersetzungsprodukte des Acroleïnammoniakes bei der trockenen Destillation.« 1867 wurde er Extraordinarius, 1875 Ordinarius und 1883, nach dem Rücktritt seines einstigen Chefs, Direktor des chemischen Institutes. 1900 wurde er, auf seinen Antrag, in den Ruhestand versetzt, erlag jedoch schon nach ganz kurzer Zeit auf seinem Gute Horheim dem Leiden, das ihn zu seinem Rücktrittsgesuch gezwungen hatte. C.s Arbeiten bewegen sich wohl ausschließlich auf dem Gebiete der organischen Chemie. Ein begeisterter Anhänger der Strukturchemie, hat er sein nicht geringes Können ausschließlich in den Dienst dieser Auffassung gestellt, als einer der typischen Vertreter jener aus einem Mißverstehen der genialen Bildersprache Kekulés erwachsenen Einseitigkeit.

Von der programmatischen Arbeit aus dem Jahre seiner Habilitation: »Theoretische Betrachtungen und deren Anwendung zur Systematik der organischen Chemie« an, in der er sich als ausgezeichneter Theoretiker ausweist, sind seine durch eine sehr große Anzahl von Schülern bis in die Einzelheiten verfolgten Studien zur organischen Synthese, über die Stellung der Substituenten im Chinolin, und über ihren Einfluß auf die Bindungsverhältnisse in

[1]) Totenliste 1900 Band V 85*.

fetten und aromatischen Stoffen, dann die vielfachen Arbeiten über die Alkaloïde, oder die aus der Anthracen-, Phenanthren- und Naphtalinreihe, die über die Isomerie der Oxime usw. alle als »Beiträge zur Strukturchemie« zu bezeichnen, womit ihre Vorzüge, aber auch ihre Mängel in gleicher Weise gekennzeichnet sind.

Noch einmal, 1871, ist er mit einer zusammenfassenden Arbeit: »Grundzüge der modernen Theorien in der organischen Chemie« hervorgetreten. Auch die von ihm aufgestellte und in manch heißem Strauß, der übrigens seiner kampfesfrohen Natur offenbar zusagte, aufgestellte Benzolformel, mit den diagonalen Bindungen, die seinen Namen wohl am bekanntesten gemacht hat, ist diesen Strukturstudien entsprungen. Mit dieser hat er sich, hier in seiner Eigenschaft als Oppositionsmann aus dem eigenen Lager, der es wagte an der kanonischen Bonner Lehre zu rütteln, ein unzweifelhaftes Verdienst erworben; allerdings auch, und auch mit seiner hahnebüchenen Art der Kriegführung, viel Feinde gemacht, doch gilt in diesem Falle sicher: »Viel Feind, viel Ehr.«

Seine Lehrtätigkeit beschränkte sich wohl zumeist auf den persönlichen Verkehr mit seinen Schülern im Laboratorium, vom Abhalten von Vorlesungen war er kein Freund, ihm war der praktische Unterricht durchaus Hauptsache. Diese an sich zweifellos ganz berechtigte Auffassung führte ihm eine ungewöhnlich große Schar von Schülern zu, die unter seiner Leitung die für die Prüfung nötige wissenschaftliche Arbeit vollendeten, so daß er bereits im Jahre 1897 den fünfhundertsten Doktor promovieren konnte, aber sie brachte es auch mit sich, daß die »Doktorfabrik« einigermaßen in Mißkredit kam. Doch blieben auch hier die guten Folgen nicht aus. Die Nachahmung, die das Beispiel an anderen Hochschulen fand, führte dazu, daß endlich, auf höheren Wink hin aller Orten die Promotionsbedingungen für die Chemiker revidiert, verschärft und vereinheitlicht wurden, ein wenn auch unbeabsichtigter, doch sehr anerkennenswerter Erfolg.

C. war seit dem Mai 1867 mit Fräulein Alice Warder aus London verheiratet. Der schon nach sieben Jahren durch den Tod der Gattin gelösten Ehe entsprangen vier Kinder. Georg W. A. Kahlbaum.[1])

Scheffer-Boichorst, Paul Theodor Gustav, Professor der Geschichte an der Universität Berlin, Mitglied der Akademien der Wissenschaften in München und Berlin, der hist. Komm. bei der k. bayr. Akademie der Wissenschaften, der Zentraldirektion der *Mon. Germ. hist.*, des Beirates des kgl. preuß. Institutes in Rom, * am 25. Mai 1843 zu Elberfeld, † am 17. Januar 1902 zu Berlin.[2]) — Schon als Knabe hatte er harte Launen des Schicksals zu ertragen. Sein Vater Bernhard, der aus einer angesehenen begüterten Münsterschen Familie katholischen Bekenntnisses stammte und Fabrikant war, verlor sein Vermögen und mußte sich als Handlungsreisender fortbringen. Da die Mutter, eine Protestantin, dies Unglück nicht lange überlebte, kam der Knabe zu den Verwandten von väterlicher Seite nach Warendorf an der Ems, wo er das Gymnasium zurücklegte, am 25. August 1862 das Zeugnis der Reife

---

[1]) Aus Kahlbaums Nachlaß, A. d. H.

[2]) Totenliste 1902 Band VII 98*.

erhielt. Schon während der Gymnasialzeit hatte er sich, erfüllt von den Idealen der großen Dichter, im Gegensatze gegen seine strenggläubigen Verwandten entwickelt, jetzt versagte er sich ihrem Wunsche, Geistlicher zu werden und dadurch in den Genuß einer ansehnlichen Familienstiftung zu treten. Trotzdem gewährte ihm der Oheim Anton die Mittel zum Studium der Philosophie und Geschichte, ja der junge Student erreichte es, daß er statt nach Münster, wie der Oheim anfangs gewollt hatte, nach Innsbruck gehen durfte, wo der mit ihm entfernt verwandte Julius Ficker lehrte. Hier fand er reichliche Anregung in dem Kreise junger Heimatsgenossen, die von der Lehrtätigkeit ihres Landsmannes Ficker angezogen worden waren, unter ihnen Arnold Busson, August von Druffel, Felix Stieve, und fördernde Anleitung durch Alfons Huber, Karl Stumpf-Brentano und Julius Ficker. Namentlich der Letztgenannte hatte des jungen Westfalen Begabung mit raschem Blicke erkannt und es gerne übernommen, ihn auf die Bahn wissenschaftlicher Arbeit zu leiten. Er gab seinen Studien die Richtung auf die Stauferzeit und erwirkte, daß der Oheim die Mittel zur Verfolgung der akademischen Laufbahn bewilligte. Doch sollte Sch., um für alle Fälle gerüstet zu sein, die Lehrbefähigung für Mittelschulen erwerben und sich hierfür zunächst in Göttingen vorbereiten, wo er zwei Semester verbrachte. Im Oktober 1864 ging er auf Fickers Rat nach Berlin. Hier vollendete er im Frühjahr 1865 seine Erstlingsarbeit über Kaiser Friedrichs I. letzten Streit mit der Kurie, deren Drucklegung durch Fickers Beihilfe ermöglicht wurde, und die ihm vielfache Anerkennung eintrug. So schien er am Anfange einer verheißungsvollen Laufbahn zu stehen, als der Oheim sich genötigt sah, die ihm bisher gewährte Unterstützung einzuschränken, und schon machte sich Sch. mit dem Gedanken vertraut, der gelehrten Arbeit zu entsagen und sich dem Lehrfach zuzuwenden, da bot ihm Ficker gegen festen Gehalt auf fünf Jahre die Teilnahme an der Neubearbeitung der Böhmerschen Regesten an und wies ihm die Regesten von Lothar bis zum Tode Heinrichs VI. zu. Damit war die Absicht, sich dem Mittelschullehramte zu widmen, ein für allemal aufgegeben. Im Sommer 1867 erwarb Sch. an der Universität Leipzig die Doktorwürde und wandte sich ausschließlich der gelehrten Arbeit zu, für die er sich als Hauptgegenstände den Kampf zwischen Kaiser- und Papsttum, die Beziehungen der romanischen Staaten zum Deutschen Reiche gewählt hatte, wobei er auch der Geschichte seiner Heimat nicht vergaß. Er brachte für sein Vorhaben ernsten Willen und glückliche Begabung mit. Wie sein Absehen immer darauf gerichtet war, durch sorgfältige Forschung, scharfe Beobachtung, strenge, von einer lebhaften Einbildungskraft geförderte Beweisführung zur richtigen Erkenntnis vorzudringen, so war er anderseits bemüht, die Form in Einklang mit dem Zwecke und Inhalt seiner Ausführungen zu bringen, durch sorgsame, unablässige Besserung und Schulung seine Abhandlungen zu künstlerischer Vollendung zu führen.

Wenn Sch. auch schon sehr bald zur Erkenntnis gelangt war, daß der Einfluß politischer Strömungen und Ansichten von dem wissenschaftlichen Betriebe fernzuhalten sei, so mußte er doch zu den seine Zeit bewegenden großen Fragen Stellung nehmen, und nichts bringt die Selbständigkeit seines Wesens kräftiger zur Anschauung, als daß er ungeachtet der Verehrung und Dankbarkeit, die er Ficker entgegenbrachte, in dieser Beziehung sich von ihm trennte,

im Gegensatze gegen den Lehrer, der auf Grund seiner wissenschaftlichen Überzeugung den großdeutschen Standpunkt vertrat, sich für die Leitung der deutschen Sache durch Preußen aussprach, eine Ansicht, in der er durch den Aufenthalt in Berlin und den Verlauf des Jahres 1866 bestärkt wurde. Und daran vermochte auch nichts zu ändern, daß er im Juli 1867, um Ficker näher zu sein und die Regesten nachhaltiger fördern zu können, nach München übersiedelte. In diesem wichtigen Mittelpunkte gelehrter, insbesondere historischer Forschung fand er manche seiner alten Freunde wieder, zu denen neue kamen, zu W. Giesebrecht trat er in nahe Beziehung, von Döllinger wurde er auf das Studium Dantes und der Kirchengeschichte als eine notwendige Ergänzung seiner bisherigen Arbeitsrichtung gewiesen. Wenn ihm auch der klerikal-partikularistische Einschlag in dem Leben der bayerischen Hauptstadt nicht zum besten behagte, fühlte er sich doch sehr wohl und entfaltete eine ungemein eifrige Tätigkeit, die namentlich den Regesten zugute kam, neben denen er aber auch anderes betrieb. Trotzdem sein von Kindheit an schwächlicher Körper endlich versagte und er im Herbste 1870 eine schwere Krankheit zu überstehen hatte, vollendete er früher begonnene Arbeiten über König Philipp II., August von Frankreich und über Bernhard von Lippe, den durch seine Eigenart und seine seltsamen Schicksale anziehenden westfälischen Herrn des XII. Jahrhunderts, daneben begann er quellenkritische Forschungen, als deren schönste Frucht die meisterhafte Wiederherstellung der Paderborner Annalen reifte, gleichzeitig beschäftigte er sich mit italienischen Quellenschriften und wies die Florentiner Geschichte der Malespini als Fälschung nach. Die Arbeit über die Paderborner Annalen verwickelte ihn in einen gelehrten Streit mit Georg Waitz, in dem er mutig und gewandt seinen Standpunkt gegenüber dem großen Meister der Forschung vertrat. Die Sachkunde, die er darin, in anderen Untersuchungen, in der Besprechung einzelner Veröffentlichungen der *Mon. Germ. hist.* bewies, veranlaßte Georg Pertz, ihm die durch den Tod Hermann Pabsts erledigte Stelle als Mitarbeiter an dem großen Unternehmen anzutragen. Mit Einwilligung Fickers nahm Sch. das Anerbieten an und übersiedelte im Januar 1872 nach Berlin. Die erste ihm zugewiesene Aufgabe war die Bearbeitung der Chronik des Alberich von Troisfontaines, die er in mustergültiger Weise durchführte (*Mon. Germ. hist. Script. XXIII.*). Einer von Pertz gegebenen Anregung folgend, veröffentlichte er eine Untersuchung über die *Gesta Florentinorum*, die er mit der älteren über die Malespini und einer neuen über die berühmte Chronik des *Dino Compagni* in einem Bande (Florentiner Studien, Leipzig 1874) vereinigte, den er als Vorstudie für die Beschäftigung mit Dante betrachtete. Diesen gelesen und erfaßt zu haben, erachtete er mit Döllinger als die unerläßliche Vorbedingung des rechten Verständnisses für das mittelalterliche Geistesleben. Er rühmte an dem großen Dichter, daß er sich mit der bewußten Forderung nach Wahrheit über den unkritischen Charakter der vorhergegangenen und eigenen Zeit erhoben habe; verstanden könne Dante aber nur im Zusammenhange der Florentinischen Geschichte werden. Hatte schon die Entlarvung der Malespini in Italien lebhaften Widerspruch gefunden, der nur allmählich verstummt war, so erregte der Angriff auf die Chronik des *Dino Compagni*, diese viel bewunderte Perle italienischer Geschichtschreibung, allerorts das größte Aufsehen und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf, in dem Sch. endlich doch

zugeben mußte, daß er zu weit gegangen war. Wenn er auch seinen Hauptsatz, die vollständige Unechtheit der Chronik, durch die Forschungen Del Lungos überzeugt, mit vornehmer Wahrheitsliebe zurückzog, so hatte doch die Anregung zur kritischen Untersuchung eines Werkes gegeben, das bisher ohne Bedenken in vollem Umfange verwertet worden war. Nach dieser Abschweifung kehrte er wieder zur Regestenarbeit zurück und entfaltete er eine regsame Tätigkeit als Rezensent, in der er die Aufgabe wissenschaftlicher Kritik, die Forschung nicht herabsinken zu lassen, sondern zu erhöhter Leistung anzuspornen, vortrefflich erfüllte.

Mit den ihm anfangs unbequemen Verhältnissen in Berlin hatte Sch. sich im Laufe der Zeit vollständig befreundet; die in Aussicht genommene, dann auch durchgeführte Neuordnung der *Mon. Germ. hist.*, aber fand nicht seinen Beifall und so empfand er lebhafter das Bedürfnis nach einer andern festen Stellung. Darin aber sollte ihm nun seine kirchliche Zugehörigkeit zum Hindernis werden. Die freiere Geistesrichtung, die er schon am Gymnasium eingeschlagen hatte, war durch seine Arbeiten fester begründet worden. Seine nationale Gesinnung, die unerschütterliche Überzeugung von der unbedingten Freiheit und Reinheit der wissenschaftlichen Arbeit mußten ihn doppelt empfindlich machen gegen die offene und versteckte Feindseligkeit, mit der die Ultramontanen die Gründung des Deutschen Reiches begleitet hatten, gegen die Vermengung religiöser und politischer Fragen, gegen das Bestreben des Ultramontanismus, die Unterordnung der Wissenschaft unter seine Forderungen zu erzwingen. Die verhängnisvolle Verbindung des katholischen Gedankens mit einer bestimmten politischen Partei im Reiche mußte ihn mit Widerwillen erfüllen, sein klarer Verstand, seine Wahrheitsliebe machten es ihm unmöglich, den Widerspruch zwischen der geistigen Entwicklung der Gegenwart und der streng kirchlichen Anschauung zu leugnen oder mit einem national-romantisch gefärbten Mystizismus zu verdecken. Entfernte er sich auf diesem Wege immer mehr von der durch den Ultramontanismus beherrschten Kirche, stand er von vornherein dogmatischem Streite ablehnend gegenüber, so war er doch nicht geneigt, den Übertritt zu einem der evangelischen Bekenntnisse zu vollziehen. Für Form und Inhalt dieser fehlte ihm wohl jedes Verständnis, zudem wird ihn die Scheu vor dem Verdachte, durch einen Glaubenswechsel sich einen äußeren Vorteil zu verschaffen, zurückgehalten haben. Die altkatholische Bewegung aber hat er trotz seiner Verehrung für Döllinger von Anfang mit berechtigtem Zweifel an ihrer Lebensfähigkeit betrachtet. So vermochte er nicht, sich einer Konfession und schon gar nicht einer konfessionellen Partei werktätig anzuschließen, wenn er aber glaubte, daß sein Bestreben, auch in diesem Betracht die Freiheit und Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung, auf die er sich ganz zurückzog, zu wahren, in gelehrten Kreisen, die hierfür das rechte Verständnis haben konnten, voll gewürdigt werden müßte, sollte er eine Enttäuschung erfahren. Er hatte darüber zu klagen, daß die deutschen Universitäten mehr als gut von dem konfessionellen Gegensatze beherrscht werden, beide Parteien ihm mit Mißtrauen begegneten. Erst der dringenden Empfehlung, mit der Nitzsch und Wattenbach für ihn eintraten, hatte er es zu danken, daß er Anfangs 1875 als außerordentlicher Professor an die Universität Gießen berufen wurde. Damit war der Bann gebrochen, schon im

Frühjahr 1876 ging er als Nachfolger Julius Weizsäckers als ordentlicher Professor nach Straßburg. Hier entfaltete er jene außerordentlich fruchtbare Tätigkeit als akademischer Lehrer, die den wirkungsvollsten Inhalt seiner Lebensarbeit bildet. In sorgfältig durchgearbeiteten Vorlesungen vermittelte er den Zuhörern zuverlässige Kenntnis, die hauptsächlichste Wirkung aber ging von den Übungen in dem von Weizsäcker eingerichteten Seminar aus, wo er die von Ranke und Waitz ausgebildete Form des Unterrichtes in selbständiger, von dem Vorbilde Fickers befruchteter Weise handhabte. Mit der zwingenden Kraft seines Wesens führte er die Schüler auf den Weg zur Erkenntnis, die Schärfe der Beobachtungsgabe und des Denkens, die Pflichttreue, mit der er in seinem Berufe aufging, das unablässige Streben nach Wahrheit, der Haß gegen alles Falsche mußten den besten Einfluß auf die akademische Jugend üben. Strenge in seinen Forderungen verlangte er unbedingt, daß die Schüler sich mit ihm auf den Boden wissenschaftlicher Unbefangenheit und sorgfältiger, keine Mühe scheuender Arbeit stellten, wurden sie dem gerecht, dann gewährte er ihnen als wertvollste Gegengabe den engsten Anschluß in persönlicher Beziehung. Das vertraute Verhältnis zu den Schülern mußte dem Lehrer, der einsam durch das Leben ging, den Ersatz für die Familie bieten, es half ihm auch über manche Verstimmung hinweg, welche durch die von ihm allerdings zu ungünstig beurteilte Entwicklung der politischen und nationalen Verhältnisse in den Reichslanden verursacht wurde.

Während die Anregungen, die er seinen Schülern gab, sich auf ein sehr weites Forschungsgebiet ausdehnten, zog er sich mit seinen eigenen Arbeiten auf einen immer engeren Kreis zurück. Mit dem Buche »Aus Dantes Verbannung (1882)« hatte er nochmals auf seine früheren Studien zurückgegriffen und eine schöne Probe seiner Darstellungskunst geboten, in der Hauptsache beschränkte er sich auf kirchengeschichtliche, verfassungsrechtliche und urkundliche Untersuchungen; in diesen berücksichtigte er auch die Geschichte des Elsasses und des Oberrheins, die er daneben durch im Seminar gestellte Aufgaben und durch seine Tätigkeit als Sekretär des für die Herausgabe des Straßburger Urkundenbuches eingesetzten Ausschusses nachhaltig förderte.

Wiederum als Nachfolger des im Vorjahre verstorbenen Weizsäcker kam er im Frühjahr 1890 nach Berlin, wo er die in Straßburg geübte Lehrtätigkeit in größerem Maßstabe fortführen konnte. Doch fühlte er sich nicht so wohl, wie er in Erinnerung an die frühere Zeit gehofft hatte. Im Jahre 1899 erhielt er einen Ruf an die Wiener Universität. Obwohl er Wien sehr schätzte, an den Äußerungen eines lebhaften, dabei doch behaglichen, seiner künstlerischen Anlage entsprechenden Volkstums seine helle Freude hatte, lehnte er ab. Im Herbste desselben Jahres wurde er zum Mitgliede der Berliner Akademie gewählt.

Seine wissenschaftliche Tätigkeit hatte sich in diesen Jahren durchaus in den zu Straßburg eingeschlagenen Bahnen fortbewegt. Die Regesten, zu denen er immer wieder zurückkehrte, und für die er auf wiederholten Reisen nach Italien, zu denen ihn auch seine Sehnsucht nach dem Süden veranlaßte, Nachforschungen nach neuem urkundlichen Stoffe anstellte, sollte er jedoch nicht vollenden. Es rächte sich, daß er anfangs die auch für die staufische Zeit unerläßliche Grundlage formaler Urkundenkritik, die er irrigerweise für eine einseitige Besonderheit der Methode Sickels hielt, vernachlässigt hatte.

Mehr und mehr zog er sich in dieser dritten Berliner Zeit auf sich selbst zurück, mehr und mehr machten sich die Wirkungen einer angestrengten, ununterbrochenen Tätigkeit fühlbar. Das eine Auge, über das allein er seit jungen Tagen verfügte, drohte, den Dienst zu versagen, ein sich langsam bildendes Leberleiden nahm bedenkliche Formen an. Noch einmal suchte er im Spätherbst 1901 das vertraute Warendorf auf, gleich nach der Heimkehr wurde er an das Krankenlager gefesselt, das er nicht mehr verlassen sollte. Zarte Fürsorge der Schüler umgab ihn, zum letzten Male leuchteten ihm die Lichter des nach altem Brauche von ihnen aufgerichteten Weihnachtsbaumes, am 17. Januar 1902 schied er aus dem Leben.

Quellen: Gesammelte Schriften von Paul Sch.-B. 2 Bde. 1903, 1905, mit dem Bildnis des Verfassers (Hist. Studien, veröff. von E. Ebering Heft 42, 43); ebenda Bd. 2, 399—413 ein Verzeichnis der Schriften Sch.-B. — Hermann Bloch in der Hist. Ztschr. 89 (1902), 54—71; E. Dümmler, Gedächtnisrede auf P. Sch.-B. Berlin 1902 (Abh. der k. preuß. Akademie der Wiss.); derselbe im Neuen Archiv der Ges. für ältere deutsche Geschichtskunde 27 (1902), 768—770; F. Güterbock, Aus Sch.-B. Leben in den Gesamm. Schriften 1, 3—62; K. Hampe in der Hist. Vierteljahrschrift 5 (1902), 280—290; Fritz Kiener in der Ztschr. für Gesch. des Oberrheins N. F. 17 (1902), 381—385; Wolfram in der Straßburger Post vom 2. Februar 1902.

Karl Uhlirz.

Schwicker, Johann Heinrich,[1]) *Dr. phil.*, Schulmann und Schriftsteller, * am 28. April 1839 zu Neu-Bessenova (Ujbesnyö) im Temeser Komitat (Ungarn), † am 7. Juli 1902 in Budapest. — Früh beider Eltern beraubt, kam Sch. 1857 nach Absolvierung des Lehrerseminars in Werschetz als Hilfslehrer nach Csakova (Torontaler Kom.) Schon im darauffolgenden Jahre wurde er als Hauptlehrer nach Groß-Becskerek berufen, wo er bald zum dirigierenden Lehrer vorrückte. Mit eisernem Fleiße vervollständigte er die Lücken seiner Studien und legte 1863 die Mittelschulprofessorenprüfung in Budapest mit vorzüglichem Erfolge ab. Bald darauf erwarb er sich auf Grund seiner Dissersation »Ungarn und der bayerische Erbfolgekrieg« den Doktortitel an der philosophischen Fakultät der Budapester Universität. Sein hervorragendes Wirken im Kreise der Banater Lehrerschaft erregte die Aufmerksamkeit des damaligen ungarischen Unterrichtsministers Baron J. Eötvös, der ihn im Jahre 1869 zum Direktor des neuerrichteten Zentral-Muster-Lehrerseminars in Ofen ernannte.

Reibungen mit dem Referenten im Ministerium und Intriguen von seiten der magyarischen Kollegen verbitterten ihm seinen schweren Beruf und so wurde er 1872 auf sein eigenes Verlangen als Professor für deutsche Sprache und Literatur an das Leopoldstädter Königl. Obergymnasium versetzt. Gleichzeitig habilitierte sich Sch. als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur am Königl. Joseph-Polytechnikum. Unter der Regierung Treforts war er als dessen Ratgeber und Mitarbeiter bei der Ausarbeitung der Mittelschulorganisation tätig. Einen Einblick in diese Zeit gewähren vor allen die Arbeiten Sch.s über »Das ungarische Unterrichtswesen« (1879), »Geschichte der ungarischen Gymnasien« (1881), »Ungarns Volks- und Mittelschulen« 1882 und zahllose Artikel in der deutschen Tagespresse seines Vaterlandes. Für seine Verdienste um das ungarische Mittelschulwesen wurde er mit der großen

[1]) Totenliste 1902 Bd. VII 107*.

goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft *(Pro artibus et litteris)* ausgezeichnet. Im Jahre 1887 verließ er das Lehramt und betrat, zum Reichstagsabgeordneten der sächsischen Stadt Schäßburg gewählt, die politische Laufbahn, der er bis zu seinem Tode treu geblieben ist. In dem Zeitraume von 1887—1902 hat er zunächst den Schäßburger bis 1896 und dann den Großauer Wahlkreis als Reichstagsabgeordneter vertreten. Als solcher hat sich Sch. mit all der Treue der Gesinnung und all dem rastlosen Fleiß, der ihm eigen war, in den Dienst des kleinen siebenbürgisch-sächsischen Völkchens gestellt. Als Parlamentarier ist er wohl weniger hervorgetreten, da zur Erfüllung der Aufgaben eines solchen, die unter den unnormalen Verhältnissen des ungarischen Abgeordnetenhauses, wo es am wenigstens darauf ankommt, durch die Überzeugungskraft sachlicher Gründe zu wirken, der stille Gelehrte die nötigen Eigenschaften nicht mitbrachte. Immerhin hat er mehrmals im Reichstage das Wort ergriffen, so besonders im Jahre 1898, als er bei Beratung des Kongruagesetzes für die nichtkatholischen Geistlichen in ablehnendem Sinne sprach, weil die Vorlage die Autonomie der Kirchen beeinträchtige. Sch.s Haupttätigkeit als Reichstagsabgeordneter beschränkte sich wie die so vieler sächsischer Abgeordneten auf Interventionen in den maßgebenden Kreisen, mit denen er als Mitglied des Unterrichtsausschusses häufig in Berührung kam. Auf diese Weise konnte er der evangelisch-sächsischen Kirche manchen Dienst erweisen.

Was die literarische Tätigkeit Sch.s anbelangt, so läßt sich diese in zwei scharf abgegrenzte Perioden einteilen. Mit jugendlichen Idealismus trat er als siebzehnjähriger Jüngling in den Schuldienst ein. Sein Tagebuch, das er als angehender Volksbildner sich anlegte, ist voll der kühnsten Pläne und Entwürfe, voll von Notizen und Bemerkungen, die er in der einfachen Schule gemacht. Sein rastloses Streben nach höherer Bildung, sein ernstes und doch sympathisches Wesen bewirkten, daß der jugendliche Autodidakt an die Spitze der südungarischen Lehrerschaft berufen wurde, daß alte ergraute Schulmänner bereitwilligst sich ihm unterordneten. Zahlreiche Briefe und Zuschriften der südungarischen Lehrerschaft an Sch. legen Zeugnis dafür ab, welchen Einfluß er auf seine Kollegen und auf seine Stammesbrüder ausgeübt hat.

Diese aber liebte er von ganzer Seele und hell glänzten seine Augen, wenn jemand das Loblied der braven Schwaben sang. Sch.s rastlosem Eifer verdankt der »Verein der südungarischen Lehrer« sein Leben und wiederholt ist er dessen Vorsitzender gewesen. Was er in den Versammlungen des Vereins nur im allgemeinen mitteilen konnte, das führte er später im »Ungarischen Schulboten« und in der »Ungarischen Schulzeitung« weiter aus. Aus dieser Zeit stammt seine »Deutsche Sprachlehre«, die zwölf Auflagen erlebte und auch in Österreich eingeführt wurde, dann sein »Deutsches Sprach- und Stilbuch«, das lange Zeit das einzige seiner Art in Ungarn war. Als Sch. dann vom Heimatsboden schied, blieb er doch noch weiter mit seinem Volke in Berührung, so daß dieses ihn noch 1870/71 zum Abgeordneten des autonomen Katholikenkongresses wählte. Auch blieb seine pädagogische Schulzeitung noch ferner bestehen und kam sogar in magyarischer Sprache als »Tanügyi Hirado« heraus. Doch die Fremde übte allmählich auch auf Sch. ihre Wirkung. Andere Pflichten, der erweiterte

Horizont, das intensive politische Getriebe der Hauptstadt lenkten ihn mehr und mehr vom pädagogischen Gebiete ab. Auch anderes trug zur Schwächung dieser seiner literarischen Tätigkeit bei. Vor allem die Rückkehr zu seiner ersten Neigung, zur Geschichtsforschung. Und damit beginnt bei Sch. die zweite Periode seiner literarischen Arbeit, in welcher er sich fast ausschließlich mit Geschichtsforschung und aktueller Staatspolitik befaßte. In diesen Zeitraum gehören vor allen die folgenden Arbeiten Sch.s: »Kardinal Martinuzzi« (1874), »Ungarische Geschichtsbilder« (1875), »Statistik von Ungarn« (1878), »Die Vereinigung der serbischen Metropolien« (1881), »Ungarische Literaturgeschichte (1886), »Die Deutschen in Ungarn« (1881 u. 1887) — Sch.s vielleicht meist genanntes Werk, auch jetzt noch das umfassendste Buch über das Deutschtum in Ungarn, das ihm inner- und außerhalb des Landes einen Namen gemacht hat. — »Die Zigeuner in Ungarn« (1887), »Geschichte der Militärgrenze« (1889). Hierzu kommen noch Sch.s »Allgemeine Geographie« (1874) und »Geographie von Ungarn« (1881). Weiterhin übertrug er Benjamin Kallays »Geschichte der Serben« und gemeinsam mit Julius Schwarz dessen historisch-politische Aufsätze, vornehmlich: »Die Demokratie in Athen«, aus der ungarischen in die deutsche Sprache.

Mit diesen Werken war jedoch Sch.s Arbeitskraft nicht erschöpft. Eine große Anzahl vaterländischer und auswärtiger, namentlich deutscher Zeitschriften haben Arbeiten, die aus seiner Feder geflossen sind, veröffentlicht, so insbesondere die »Augsburger« später »Münchener Allgemeine Zeitung«, deren ständiger Korrespondent Sch. für Ungarn war.

Sch. war Mitglied zahlreicher gelehrter Vereinigungen in Wien, Prag, Berlin und Belgrad.

Biogr.: Wurzbach, Biogr. Lexikon XXXII, 380. — Pallas, Nagy Lexikon. XIV, 1005.

Dr. Fr. Schuller.

Schlesinger, Julie, * 24. März 1815, † 18. Juli 1902 zu Wien. — In den Hochsommertagen 1902 erhielten die von Wien entfernten Freunde und Verehrer Julie Schlesingers Briefe mit von ihrer Hand geschriebenen Adressen, der Hand, die über drei Jahre gelähmt war. Intime wußten, daß diese Schriftzeichen der lange vorbereitete letzte Gruß an die Freunde war. Die Briefe enthielten auch die Nachricht, daß die Dulderin ausgerungen hatte. Nur von wenigen geleitet: der getreuen Nichte Friederike Kowy, deren Gatten und Kindern und einigen Freunden, die eben in Wien weilten, wurde sie, die inmitten eines großen Kreises Anteilnehmender gestanden hatte, zu Grabe getragen. Floria Galliny und Elise Gomperz, die in den letzten Leidenstagen oft bei der Kranken geweilt hatten, machten den Freunden nähere Mitteilungen, die diesen verspätet zukamen. Sollte dieser einsame Abgang der Abschluß des überreichen Lebens sein? Keine Blume, kein Wort, keine Zeile ihr von den Freunden dargebracht werden, die sie in unerschöpflicher Güte immer neu erfreut hatte? Dagegen lehnte sich die Liebe auf; einmal noch sollte ihr Andenken gemeinsam geehrt werden durch einen Privatdruck, in dem Marianne Hainisch, Joseph Lewinsky und Floria Galliny der seltenen Frau gedachten.

Juliens Eltern, das Ehepaar Schiel, stammten aus Breslau. Der Vater war zur Zeit von Juliens Geburt in der k. k. Staatsgießerei in Wien bedienstet.

Später errichtete er eine eigene Schriftgießerei, der erste Jude in Österreich, dem dies bewilligt wurde, und zwar um so bemerkenswerter, als er Ausländer war.

»Schon als vierjähriges Kind«, berichtet Julie, »wanderte ich in die Schule. Ich lernte rasch und gern, ward die bevorzugteste Schülerin und verließ mit zehn Jahren die Schule. Daheim erhielt ich noch Unterricht in fremden Sprachen, Klavierspiel, Zeichnen. In Wahrheit hatte ich weniger als nichts gelernt, und habe dies bis zum heutigen Tage ebenso lebhaft empfunden als beklagt. Am 27. Mai 1829 fand die erste Konfirmation in der Gemeinde statt. Im Dezember 1837 schloß ich den Bund der Ehe mit einem Verwandten von mütterlicher Seite, der mir seit meiner Kindheit befreundet war, in dessen Hände ich mit vollster Zuversicht das Glück meines Lebens legen konnte. Ich las viel und vieles. Mein Blick fing an, sich zu erweitern, ich gewann andere Einsicht in Verhältnisse, in das Leben wie in die Menschen und ward dadurch in gewissem Sinne eine andere. Besseres aber als Bücher hat der Umgang mit edlen Menschen für mich getan, die auf meinem Lebenswege zu finden ich das Glück hatte.

Zu den Freunden, die ich aus der Kinderzeit mit ins reife Leben hinüberbrachte, gehört Frau Therese Meyer geborene Weikersheim. Die meine Gespielin gewesen, ward mir Freundin und blieb es bis zu ihrem für die Ihrigen und für viele zu früh erfolgten Tode. Diese Freundin war es, die mir zuerst Gelegenheit bot, mich auf humanitärem Gebiete zu versuchen. Der glückliche Erfolg, von dem mein Wirken beim Theresien-Kreuzervereine begleitet war, flößte anderen Vereinen Zutrauen ein und es trat im Jahre 1853 der Vorstand des israelitischen Taubstummeninstituts mit der ehrenden Frage an mich heran, ob ich dem Vorstande des genannten Instituts beitreten wolle. Dieser Vorstand bestand bis dahin nur aus Herren. Es hatte sich aber das Bedürfnis nach der Umsicht und dem Rate einer Frau bemerkbar gemacht und der Vorstand hoffte durch mich das Vermißte zu finden. Gern folgte ich der an mich ergangenen Aufforderung« und durch 25 Jahre war Julie S. den armen taubstummen Kindern eine Mutter. Nahezu täglich brachte sie Stunden mit denselben zu und verkehrte mit jedem einzelnen Kinde, beobachtete dessen Entwicklung und förderte es nach Möglichkeit. Zudem führte sie den Haushalt des Instituts, der für die Bedürfnisse von weit mehr als 100 Personen aufzukommen hatte. All die Anerkennung und all der Dank sowie das goldene Verdienstkreuz, das Julie S. im Jahre 1878 »für langjähriges, gemeinnütziges, humanitäres Wirken« verliehen wurde, waren nur schwacher Entgelt, den Lohn fand sie im Gedeihen der Kinder.

Mit dem Tode ihres Gatten im April 1883 begann für die Witwe ein völlig verändertes Leben. Sie verließ Wien, um erst nach zwei Jahren zurückzukehren.

Im Herbst nahm die vereinsamte Witwe Aufenthalt in Gossensaß. In der winterlichen Stille und Abgeschiedenheit und im alleinigen Verkehre mit der bäuerlichen Bevölkerung hoffte sie sich am besten in die neue Lage zu finden. Zwei Winter verbrachte sie dort, nur unterbrochen durch zeitweiligen Aufenthalt in München, wohin Paul Heyse sie zog. Sie hatte von seinen ersten Versuchen an das innigste Interesse an dem steigenden Wert und den

Erfolgen des Dichters genommen. Persönlich war sie ihm für die Teilnahme unwandelbar dankbar, die er ihr bewiesen hatte, als er ihr am letzten Tage von Julie Rettichs Todesjahr das verständnisinnige Gedicht, das seinen Dichtungen einverleibt ist, mit der ihr gewidmeten »Syritha« zusandte.

Als sie nach Wien zurückkehrte, vollendete sie ihr siebzigstes Jahr. Die Freunde erinnerten sich dessen wärmstens, wenn sie diesen Geburtstag auch nicht so feierlich gestalteten wie den der geistesfrischen, rüstigen Achtzigerin. An diesem wurde ihr Ehrung über Ehrung und das Haus Nr. 10 auf der Mölkerbastei dürfte vordem niemals eine so stattliche Auffahrt gesehen und soviel Blumenschmuck getragen haben. Wie zehn Jahre früher, fehlte es auch nicht an Zuschriften und Gedichten. Eine Huldigung Betty Paolis ehrt sowohl die Geberin wie die Empfängerin und zudem weckt ihr Name die Erinnerung an die »Drei«, deren Freundschaft denkwürdig bleibt wie ihr Wirken, an Marie von Ebner-Eschenbach, Jda von Fleischl, Betty Paoli, an die drei Freundinnen, die unserer Julie die wärmste Wertschätzung zollten.

Die grenzenlose Hingabe der opfermutigen Frau brach schroff ab, sobald sie Unwürdigkeit witterte; denn nur würdigen und wahrhaft Bedürftigen wendete sie ihre Hülfe zu. Die Unverstandenen, die in ihrer Eitelkeit Gekränkten, die Anmaßenden, wie die sentimentalen Weltschmerzler kamen bei ihr schlecht an. Diesen gegenüber offenbarte sich die Leidenschaftlichkeit, die Strenge und die Härte, die mit zu ihrem Wesen gehörten. Gegen diejenigen, die ihr unwürdig schienen, war sie unnachsichtig und von dem einmal gefaßten Urteile auch kaum mehr abzubringen.

Ihrer Beziehungen zum Burgtheater gedenkt Joseph Lewinsky folgendermaßen:

Im Hause der berühmten Hofschauspielerin Julie Rettich trafen hervorragende Männer aus den Gebieten der Poesie, der Gelehrsamkeit und des Staates zusammen. Eine führende Rolle in solchem Kreise zu spielen, war nur einer Frau möglich, die eine große Persönlichkeit war. Dieser außerordentlichen Frau war Julie S. durch Eigenschaften, die sie mit ihr gemein hatte, die intimste Freundin. Was die beiden Frauen einander zuerst nahe gebracht, aber bald fürs Leben verbunden haben mag, war wohl der männliche Zug ihres Geistes. Vom Weibe hatten sie beide nur die adeligen Seiten, nicht die sinnlich gefälligen. Sie bezauberten beide den Kopf und das Herz der Männer, die sie kannten, nicht ihre Sinne. Ein zweites, inniges Band umschlang die beiden in ihrer grenzenlosen, opferfreudigen Liebe zu den armen Kindern, in der sich den beiden Iduna Laube als dritte gesellte.

Ein dritter Punkt innigsten Vereines war ihr Verständnis und leidenschaftliche Liebe zur Poesie; auch das glänzendste Talent konnte sie nicht blenden, nicht täuschen über seinen inneren Wert. Heyse bestand, als er in jugendlichem Alter in diesen Kreis trat, die Probe glänzend und mag sich das heute noch als Meister zur Ehre rechnen. Von der Dichtergeneration der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sie Heyse und den ihm so verwandten Wilbrandt vor allen andern ins Herz geschlossen und unwandelbar an ihnen gehangen ihr Leben lang. Der hohe Wert dieser Liebe lag darin, daß dieselbe nie blind wurde für Schwächen einzelner Werke, desto fester hielt sie an allem, was gelungen war, denn sie begleitete mit leidenschaftlichem Interesse diese feinstimmigen und reichen Talente vom

Beginne ihrer Laufbahn mit ebenso tiefem Verständnis als Herzensanteil an ihrem künstlerischen wie menschlichen Schicksal.

Julie Schlesinger, Gedenkblätter von Freunden der Freundin. Wien, 24. März 1903 Privatdruck. (Auszug).

Lorm, Hieronymus[1]) (Poetendeckname für Heinrich Landesmann), * 9. August 1821 zu Nikolsburg, † 3. Dezember 1902 in Brünn). — L. ist durch sein Leben und Wirken, durch die Eigenart und Tiefe seiner Entwicklung, durch den selbständigen Gedankengehalt der Gedichte und philosophischen Schriften aus seiner reifen Zeit eine der merkwürdigsten Erscheinungen der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Er gehört zu den bedeutenden Menschen, die aus der Not eine ganze Reihe werktätiger Tugenden machten und, da er seine persönliche Not zur Vorstellung der allgemeinen menschlichen Not erhob, und von den Tugenden, in die er sie verwandelte, der Glanz einer schwer erkämpften, hochgestimmten und durchgeistigten Zufriedenheit ausging, war er innerlich berufen, im Dichten und Denken als Befreier, Helfer und Tröster zu wirken. Seine fröhliche, angeregte Jugend, die er erst in seiner Vaterstadt Nikolsburg in Mähren und dann als Universitätshörer in Wien, inmitten einer Familie von starken geistigen Interessen verbrachte, hatte früh mit physischen Hemmnissen zu kämpfen. Schon mit sechzehn Jahren verlor er das Gehör, bald darauf stellte sich eine Schwäche des Gesichts ein, die ihm nur mit Mühe zu lesen und zu schreiben gestattete und die nach und nach in völlige Blindheit überging, drei Viertel seines Lebens, diejenigen, denen bleibende geistige Werke zu danken sind, sechzig von achtzig Jahren war er nicht im Vollbesitz der beiden Hauptsinne, durch die die Außenwelt an den Menschen herandrängt. Die äußere Welt, die er beschrieb, war wesentlich auf die Jugenderinnerung gestellt; ihre späteren Veränderungen und das geistige Leben langer Jahrzehnte, das ihn umgab, empfing er in höheren Jahren nur aus zweiter Hand. Eine sinnreiche Schnellschrift, die er mit seinen Angehörigen vereinbart hatte, eine Stenographie der Finger in seiner inneren Handfläche, vermittelte ihm die Begebenheiten der Welt, die poetischen und wissenschaftlichen Bücher, die geschriebenen und gesprochenen Worte der Freunde, mit denen er im regen geistigen Verkehre blieb. Von der Liebe seiner Gattin und seiner Kinder umhegt, verfaßte er in diesem Zustande, in dem ihm auch die Freuden geistiger Geselligkeit nicht versagt waren, Gedichte, Novellen, Romane, philosophische Werke, die nicht nur den Mangel der helfenden Sinne nicht verrieten, sondern zum Teil sogar durch Anschaulichkeit der Schilderung und tiefes Eindringen in das Gedankenleben der Mitwelt, also Vorzüge, die von äußeren Eindrücken abhängig sind, die Wirkungen des Empfindungsausdrucks und des originellen Urteils verstärkten. Wenn die Erwähnung dieses vielleicht einzig dastehenden Phänomens der Skizze des L.schen Lebensganges vorangestellt wird, so geschieht es nicht um seine Erscheinung in die Reihe der psychologisch-physiologischen Kuriositäten hineinzustellen und die Würdigung seiner literarischen Werke dadurch zu einer relativen zu machen. Viele Tausende von dankbaren Lesern, die von L.s Werken Genuß, Befriedigung und innere Erbauung empfangen haben,

[1]) Totenliste 1902 Band VII 67*.

hatten keine Ahnung von dem schweren persönlichen Schicksal des Autors, das der Tapfere sich nicht nur zu einem erträglichen, sondern aus eigener Kraft zu einem glücklichen gestaltete. Und die Bedeutung seiner Werke wäre ohne das Relief der stillen Großtat des Gemüts und des Geistes, der sie ihr Dasein verdanken, objektiv genommen dieselbe wie unter den tatsächlich gegebenen Verhältnissen; dennoch gehört die Erwähnung der Bedingungen, unter denen er schuf, wesentlich zu der inneren Geschichte seines Wirkens.

Sein Verhältnis zur Sinnenwelt war zweifellos mitbestimmend für die Ausgestaltung seiner geistigen Persönlichkeit; weit entfernt, ihn arm zu machen, hat es ihm eine besondere Art des Reichtums verliehen. Die Geräuschlosigkeit wurde zur fördernden Ruhe einer konzentrierten Entwicklung, die zur zweiten Natur gewordene Entbehrung, der er sich völlig angepaßt hat, zur Seele eines überlegenen und dabei doch sehnsüchtig wehmütigen Humors. Von Haus aus eine kontemplative Natur, vertiefte er sich in der Zurückgezogenheit. Das äußere Dunkel war gleichsam das Schutzdach seiner Originalität, die Stille wirkte als Abwehr zerstreuender und ablenkender Eindrücke. Mit einem erstaunlichen Gedächtnis und einer lebhaften Phantasie begabt, ließ er nie merken, was ihm fehlte, wohl aber was er vor Anderen voraus hatte: die Innerlichkeit der Anschauung, die Versenkung in die Gedankengänge, die Heiterkeit des Weisen, den der flüchtige Wechsel der Dinge nicht berührt. Der persönliche Sieg über die Materie griff notwendig wendig in sein Schaffen hinüber und machte ihn zum Meister in der Vermittlung jener Stimmungen, in denen wir uns minder abhängig vom Drucke der sinnenfälligen Alltäglichkeit fühlen. In seinen Romanen und Novellen hat er mit ausgesprochenem Sinn für das Gegenständliche eine bunte soziale Welt abgezeichnet und sogar eine besondere Vorliebe für die Fülle anekdotischer Begebenheit gezeigt — aber am meisten er selbst, eigentümlich in der Richtung der Beschaulichkeit, in der Konsequenz des Denkens und in der milden, ruhigen Klangfarbe des Stils, ist er in jenen Büchern, in denen er, zugleich Poet und Denker, seine Auffassung vom Leiden am Leben und seine Kraft, dieses Leiden in ein Genießen zu verwandeln, an die Betrachtung der unvergänglichen Dinge anknüpft. Hier läßt er in unserem Innern eine Saite anklingen, die in ihm stärker tönt als in anderen Menschengemütern; hier führt er uns mit sanfter aber sicherer Hand auf einen Punkt, wo wir, taub und blind gegen alles unwesentliche Getriebe, uns als einen Teil des ewigen Geistes, der im Naturleben waltet, fühlen.

Der äußere Lebensgang L.s tritt völlig gegen seinen inneren zurück. Zu Beginn seiner Laufbahn sehen wir ihn jenen trefflichen jungen Männern Österreichs beigesellt, die gegen den Druck, der auf dem bürgerlichen und geistigen Leben lastete, mit den edlen und feingeschliffenen Waffen der Intelligenz ankämpften und dadurch den Zorn der Zensur erregten, die mit plumpen und machtlosen Händen den hereindringenden Strom der Erkenntnis abzuwehren suchte. L. sprach zunächst als Mitarbeiter vormärzlicher Zeitschriften manches freimütige Wort über die unhaltbaren Zustände. Sein erstes Buch, »Wiens poetische Schwingen und Federn“, das im Jahre 1846 erschien, und das gleich den Schriften Anastasius Grüns, Moritz Hartmanns und Bauernfelds die Forderungen der neuen Zeit verkündete, zog ihm Verfolgungen zu, die ihn zur Flucht nach Deutschland (erst Leipzig, dann Berlin)

nötigten, von wo er während des Revolutionsjahres nach der Heimat zurückkehrte, um sich der Bewegung anzuschließen. Später hat er in der Hut seiner treuen Gattin Henriette (geb. Frankl), die seine Pflegerin, sein Auge und sein Ohr war, und die bald von den heranblühenden Kindern darin unterstützt wurde, lange Jahre (1873—1892) in Dresden gelebt. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Brünn, in der Nähe des älteren seiner beiden Söhne, der in der mährischen Hauptstadt als praktischer Arzt tätig ist.

So wenig äußere Ereignisse seit 1848 in das Leben des Dichters und Denkers eintraten, so reich gestaltete sich seine innere Entwicklung. Auf die »Poetischen Schwingen und Federn«, die fein gestimmte Charakterbilder der vormärzlichen österreichischen Poeten boten und die in jenem eigentümlich herausgeschliffenen Stil gehalten waren, der durch den Druck der Zensur mit bedingt war und der gleichsam an den verhängten und verschlossenen Fenstern des Staatslebens diamantartig die Kraft der Schneidigkeit erprobte, folgten 1848 die »Gräfenberger Aquarelle«, die noch stark durch die Zeitstimmung beeinflußt sind, sich wie Meisterstücke einer anmutigen Feuilletonkunst lesen, aber schon die Wendung ins dichterisch Freie bezeugen.

Die Kunst der scharfen Antithese, die Freude am Gleichnis, das eine Paradoxie verkörpert, die Neigung zur bedeutsamen Anekdote, der der Geist im Sinne der Paramythie eine neue Wendung gibt, sind L. immer treu geblieben; aber wenn der Witz in seinen ersten Werken vorzuwalten scheint, wird er später in die Begleitung, in die zweite Stimme zurückgedrängt. In den Gedichten L.s, von denen seit 1870 eine Reihe von Sammlungen (Hamburg und Dresden) erschienen ist, ist die das Wort formende Klugheit völlig der Empfindung dienstbar gemacht; wo der Witz durchschlägt, ist es der philosophische der tiefen Melancholie, die alles bloß Scheinende dieses Lebens belächelt, das Ungereimte leidenschaftlicher Regungen aufdeckt und in den Gegensatz zwischen heißen Augenblickswünschen und der ungestillten Sehnsucht, die durch unsere Existenz selbst gegeben ist, hineinleuchtet. Der Übergang, der sich in den epischen Dichtungen vollzieht, spiegelt eine reiche, aufwärtsstrebende Entwicklung. Von den 1848 erschienenen Gräfenberger Aquarellen, durch die zahlreichen Novellen und Romane hindurch, geht ein psychologischer Werdegang des Dichters, an dem die Gestalten Anteil haben. Man kann dies durch eine lange Reihe von Produktionen verfolgen, durch die Romane »Gabriel Solmar« (1868), »Späte Vergeltung« (1879), »Der ehrliche Name« (1880), »Der fahrende Geselle« (Leipzig 1884), »Außerhalb der Gesellschaft« (1881), »Kind des Meeres« (1882), »Vor dem Attentat« (1884), »Beide Töchter des Hauptmanns« (1888), »Die Geheimrätin« (1891), »Auf dem einsamen Schlosse« (Breslau 1887), wie durch die Novellensammlungen »Am Kamin« (Berlin 1857), »Erzählungen des Heimgekehrten (1858), »Intimes Leben« (Prag 1860), »Novellen« (mehrere Folgen 1864—1893), in denen die Vertreter der leidenschaftslosen Betrachtung im Gegensatze zu den leidenschaftlicheren Glücksjägern immer mehr in das Lebensrecht eingesetzt und als die letzten Sieger im Lebenskampfe dargestellt werden. Im Roman »Der ehrliche Name« z. B., der eine Fülle von Schicksalswechsel vorführt, und aus leidenschaftlichen Begehrungen eine spannende Handlung herausspinnt, ist das physische Übergewicht über die handelnden Personen und die Grundstimmung der wahren Lebenskunst durch ein gealtertes, unschönes Mädchen vertreten, dem die Erzählung in

den Mund gelegt ist und das, durch die notgedrungene Entsagung vom Wettbewerb im Lebenskampfe ausgeschlossen, sich durch Ironie und tätiges Mitleid über diese Kämpfe erhoben hat. Die Verinnerlichung der Gestalten in L.s Dichtungen läßt durch die Kunst hindurch jenen Prozeß erkennen, in dem er sich selbst als Denker emporgeläutert hat. Er ist, wie Leopardi, der Sänger des Pessimismus geworden, aber wenn er im Vollton der Lebensklage sich mit den Besten messen kann, die das Gefühl lösen, das uns vor der Sphinx des Daseins anwandelt, so ist er ganz eigentümlich in der Kraft, diesen Lebensschmerz derart zu objektivieren, daß er vom bewußten Allgemeinleiden in eine Genugtuung an diesem Bewußtsein übergeht. Zuletzt tönt die Klage bei ihm in die Ahnung einer höheren Welt aus, die freilich nur in der Empfindung uns zu eigen werden, aber diese völlig mit Erkenntnisfreudigkeit und beglückender Sehnsucht ausfüllen kann. Und diese Empfindung ist für ihn kein Rausch, in den er sich träumend hineinversetzt, sondern die letzte Zuflucht einer rastlosen Gedankenarbeit. Er lehrt den Wert der sogenannten Daseinsfreuden verneinen und vor der Verzweiflung, die sich an solche Zweifel heften könnte, in die Befreundung mit der Natur hinüberflüchten, deren Walten nicht mehr grausam erscheint, wenn man sich zu der Vorstellung erhebt, ein Element ihrer Unendlichkeit zu sein. Und auf der Höhe seiner Entwicklung tritt diese tiefernste Arbeit an die Aufgabe heran, allen Denkversuchen nachzugehen, die die intelligible Welt erschöpfen wollten um Allen gegenüber ein Verhältnis zu den letzten und höchsten Lebensfragen zu gewinnen.

Diese philosophisch-poetische Entwicklung, in der L. das Stoffliche immer mehr zurückdrängt, um dem Wesen der erkenntnistheoretischen Fragen nahezutreten und an diese die Frage nach dem Werte aller Erkenntnis und dem wahren Lebensgenusse anzuknüpfen, ist in einer Reihe L.scher Bücher niedergelegt, deren Tiefe und Bedeutung erst allmählig voll erkannt werden wird. So in »Natur und Geist im Verhältnis zu den Kulturepochen« (Teschen 1884), in dem Buche »Die Muse des Glücks« und »Moderne Einsamkeit« (Dresden 1894). In zweien dieser Bücher, in der Skizzensammlung »Der Abend zu Hause«, die der Dichter seiner teuern Freundin, der geistesverwandten Poetin Marie von Ebner-Eschenbach gewidmet hat, und in der für jeden tiefer angeregten Leser überaus wertvollen Schrift »Der Naturgenuß, eine Philosophie der Jahreszeiten«, sind die Perlen philosophischer Betrachtung noch mehrfach an episch-künstlerischen Zügen aufgefädelt, während in dem Buche der Betrachtung »Der grundlose Optimismus« das poetische Empfinden lediglich der erkenntnistheoretischen Untersuchung den Puls und die Farbe, gibt und der philosophische Gehalt den ganzen Bau des Werkes bestimmt. In der Einleitung zu dem ersterwähnten Werk spricht L. der leidenschaftslosen kontemplativen Art, das Dasein zu nehmen, den Wert des höchsten Lebensgenusses zu. »Das Leben«, sagt er da, »sperrt einen leeren Rachen auf, der fortwährend mit unserem Tun, Wirken, Leben, Genießen gefüllt sein will, um uns nicht zu verschlingen. Das heißt mit anderen Worten: das Leben an und für sich ist nur Langeweile. Unsere Zerstreuungen, Vergnügungen, Beschäftigungen dienen nur dazu, uns das Leben vergessen zu machen. Jeder hat seine bestimmte Lebenszeit, Zeitvertreib ist daher Lebensvertreib.« »Dennoch«, heißt es weiter, »hat uns die Natur eine Anhänglichkeit

an dies öde leere Leben eingepflanzt . . . . . . Der Mensch ist immerdar ein Kind, das, wenn es noch so spät geworden, nicht gerne schlafen geht . . . Naturwissenschaft und Philosophie werden sich noch lange mit diesem Widerspruch zu beschäftigen haben . . .« Es gibt aber einen Zustand, in dem die Ausgleichung dieses Widerspruchs wenigstens ahnungsweise aufdämmert, und dieser Zustand, der etwas märchenhaftes hat, ist die selbstgewählte Einsamkeit, die L. einem »kuriosen Einkehrwirtschaftshaus vergleicht, das außerordentliche Genüsse bietet und das doch von jedermann gemieden und nur in dem Falle aufgesucht wird, wenn ein gar zu stark losbrechendes Wetter keine andere Zuflucht übrig läßt«. Daß diese Genüsse nicht illusorisch, vielmehr Befreiung von jeder Illusion und die zuversichtlichsten Freuden sind, die dem Sterblichen beschieden sein können, erweist er durch eine herzbewegende Spiegelung dieses stillen Glückes in seinem köstlichen Buche »Der Naturgenuß«. An der Heilung eines vom Leben Verwundeten wird da die trostreiche Kraft der stillen Hingebung an das Naturleben überzeugend offenbart. Bei der Lektüre dieses merkwürdigen Buches hat man das Gefühl, daß das Unausgesprochene, das in Stifters »Studien« liegt, hier zu Worte gekommen ist — dort die künstlerisch verschleierte Philosophie, hier die philosophisch verhüllte Kunst.

Wenn aber hier noch die ästhetische Auffassung des Lebens überwiegt, so erfüllt L. in seinem Buche »Der grundlose Optimismus« die Aufgabe, die er in seiner Vorrede im »Abend zu Hause« noch vertagte und die ihn offenbar viele Jahre innerlich beschäftigt hat: er geht an den sein ganzes inneres Leben zusammenfassenden Versuch, die ethischen Konsequenzen kontemplativen Verweilens einleuchtend zu machen und den Quietismus, wie er ihn faßt, nämlich »die Ruhe der Leidenschaft«, die mit Lässigkeit der Pflichterfüllung und Untätigkeit des Geistes nichts zu schaffen hat, als die wahre Quelle des sittlichen Lebens aufzuweisen. Einen mühsamen, steilen und hochinteressanten Weg geht L. in diesem »Buche der Betrachtung«, um an ein Ziel, bei dem er sich beruhigt, zu gelangen. Der grundlose Optimismus ist die volle Auflösung der pessimistischen Lebensdissonanzen, die aus manchen seiner früheren Werke hervortönten. Um zu dieser Auflösung zu gelangen, trennt er zunächst den flachen Lebenspessimismus, der im Grunde nur die banale Antwort auf die banale Frage: »Wie geht es Ihnen?« ist, von dem tiefen und furchtbar ernsten wissenschaftlichen Pessimismus, der an die engen Grenzen der Erkenntnis heranführt und als dessen Hauptvertreter er Kant ins Auge faßt.

Was die Grenzen unseres Erkennens *a priori* anlangt, stellt sich L. in seiner tiefgreifenden Ausführung ganz auf den Boden der Kantschen »Kritik der reinen Vernunft«, er widersetzt sich aber der »Kritik der praktischen Vernunft«, die nach seiner Überzeugung zuletzt doch wieder einen Versuch macht, das Meinen zum Wissen zu erheben. Daran reiht sich eine ungemein scharfe Kritik der Hegelschen Ideenlehre, der Schellingschen Naturphilosophie, der Schopenhauerschen Willenstheorie, der Hartmannschen Lehre vom Unbewußten und des Nietzscheschen Übermenschen. L.s Polemik gegen Nietzsche, insbesondere seine Auflehnung gegen den Nietzscheschen »Prachtmenschen«, ist eben so stark in den Argumenten wie im Temperament der Abwehr. An diesem Kampfe fesselt nicht nur die Führung der geistigen Waffe, sondern

auch das Ringen starker Persönlichkeiten, das einen geschichtlichen Eindruck macht.

Der Gang durch alle Systeme aber führt den Denker zur Idee der reinen Vernunft als grundlosem Optimismus, die als Sehnsucht in uns gelegt ist. Aus der Spaltung der menschlichen Natur in ihre verstandesmäßig erkennbare und in die nur in der höchsten Sehnsucht der Vernunft vorhandene und sonst unerkennbare Beschaffenheit erklärt er das Schamgefühl der Menschen in beiden Richtungen; der wahre Edelmut tue das Gute im Verborgenen, als schäme er sich, das Unerklärliche seines Tuns den Augen der Verstandesmäßigkeit, als etwas ihr Fremdes, Nichtzugehöriges preiszugeben. Ebenso suche die materielle Persönlichkeit, solange sie noch unverdorben, also vom Intelligiblen überhaucht ist, ihre bloß körperliche Beschaffenheit und, was dem intelligiblen Anhauch als das niedrigste Werkzeug der gemeinen Natur offen widerspricht, mit unbesieglicher Scham zu verbergen. Die menschliche Natur ist für L. in einen sich überall aufdrängenden Pessimismus und in einen magischen unerklärlichen Optimismus zerfallen, jener ist der Egoismus, die Erhaltung des Selbst, dieser die Selbstverleugnung, die Überwindung der Natur. Der mystische Vereinigungspunkt der Gegensätze ist ihm das Gemüt, das, vom grundlosen Optimismus verlassen, zur Klaviatur der Leidenschaft wird, und das, von ihm durchleuchtet, auch in Naturen, die sich nicht der Erkenntnisgrenze in der Richtung auf das Unendliche bewußt werden, als ein mächtiger Trieb walte, nämlich als die reine Herzensgüte. Ohne durch den Pessimismus, durch die Verneinung des Willens zum Leben hindurch zu gehen, gelangen solche Naturen in den Besitz des Unerkennbaren und zum Willen für das Leben Anderer. Wie Kant vor dem Begriffe der Pflicht, bricht L. vor der Erscheinung der Herzensgüte zum Schlusse seines Buches, das mit dialektischer Schärfe alle Anmaßungen vom Wissen des Guten abgelehnt hat, in einem Hymnus aus, der in den Worten gipfelt: »Der Anblick der reinen Herzensgüte ergreift und erschüttert tiefer als die Ideen des Denkers und die Werke des Genies . . . .«

L. gehört zu den Schriftstellern, die in ihrer allmähligen Vertiefung zu einer Harmonie des Denkens und Fühlens gelangten, zu der die, von der Flut flüchtiger Interessen umrauschte Lesewelt nur langsam zu folgen vermag. Der Schatz von Gedanken aber, der in seinen philosophischen Schriften liegt, die Fülle der Empfindung in seinen melodischen, feingestimmten Gedichten, in denen die Gemütsquelle seiner Philosophie rein zutage tritt, gewinnen immer mehr genußfreudige und dankbare Anhänger. Dieser blinde Seher hat für lange hinaus geschaffen und den Menschen, die der Sammlung und des Genusses der Selbstüberwindung fähig sind, Unverlierbares geboten. Und selbst über die Fülle dieser Darbietungen hinaus ist nach seinem Tode noch manches von der reichen Ernte seines Innenlebens zu erwarten. Die Herausgabe seiner Briefe durch Prof. Dr. August Sauer und die Veröffentlichung seines Nachlasses durch Philipp Stein, die für die nächste Zeit bevorstehen, werden uns noch mit manchen wertvollen Urkunden seines Innenlebens vertraut machen. Beide Herausgeber werden durch L.s Tochter Marie, die dem Dichter und Denker bei seinem Schaffen mit freudiger Opferwilligkeit zur Seite stand, wesentlich unterstützt.

Alfred Klaar.

Delbrück, Martin Friedrich Rudolf von,[1]) * 16. April 1817 zu Berlin, † 1. Februar 1903 ebenda. — Rudolf von D. gehörte zu den großen Männern, deren Namen für alle Zeiten unlösbar mit der Geschichte der Wiedergeburt Deutschlands im 19. Jahrhundert verbunden sein werden. Sein Lebenswerk bestand zunächst in der Sicherung und dem Ausbau der wirtschaftlichen Einigung Deutschlands im Zollverein und später im Reich; sein Lebenswerk war ferner die Neugestaltung der deutschen wirtschaftspolitischen Gesetzgebung in dem freiheitlichen Geiste, der für die erwachende wirtschaftliche Kraft und Initiative des deutschen Volkes die Bahnen erschloß; und nicht das letzte seiner Verdienste war die unmittelbare Mitwirkung an der politischen Einigung Deutschlands im neuen Reiche, für die der wirtschaftliche Zusammenschluß im Zollverein die unerläßliche Vorarbeit gewesen war. Sein reiches und mit der vaterländischen Geschichte auf das engste verflochtene Leben kann natürlich in dieser Skizze nur im großen Umriß zur Darstellung gebracht werden. D. selbst hat zwei Bände »Lebenserinnerungen« hinterlassen (Leipzig, Duncker & Humblot, 1905), die allerdings nur bis zum Jahre 1867 reichen und mithin nur die Periode des Delbrückschen Wirkens bis zur Begründung des Norddeutschen Bundes, nicht auch Delbrücks Tätigkeit in Bund und Reich umfassen. Aber auch in dieser zeitlichen Beschränkung sind die Lebenserinnerungen D.s nicht nur als Autobiographie sondern als Geschichtswerk von außerordentlichem Werte. Der Nationalökonom G. Schmoller hat den ersten Band der »Erinnerungen« als »eines der wertvollsten Denkmäler der preußischen Beamten-, Geistes und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts« bezeichnet, und der Historiker M. Lenz hat über das Gesamtwerk geschrieben: »Das Ganze ist nach meinem Dafürhalten eine der wertvollsten Quellen zur Geschichte unserer Einheitsbewegung, ja mehr als das, die Darstellung bereits selbst eins der wertvollsten Kapitel aus unserer neueren Geschichte.«

Rudolf Delbrück wurde am 16. April 1817 in Berlin geboren. Seine Familie war niedersächsischer Herkunft. Ururgroßvater und Urgroßvater waren Geistliche gewesen. Der Großvater war im Jahre 1783 als »*advocatus curiae*« und Ratsmann in Magdeburg gestorben. Rudolfs Vater hatte Theologie studiert; im Jahre 1800 war er zum Erzieher des preußischen Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. bestellt und einige Jahre später auch mit der Erziehung des Prinzen Wilhelm, des nachmaligen Königs und Kaisers, betraut worden. In dieser seiner Stellung erwarb sich der Vater Delbrück das besondere Vertrauen und Wohlwollen des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise; er hatte Gelegenheit, in jenen bewegten Zeitläuften allen Personen nahe zu treten, die durch Geburt, amtliche Stellung und wissenschaftliche Bedeutung damals in Preußen hervorragten; für den Lebensgang des Sohnes ist das nicht ohne Bedeutung gewesen. Nachdem im Jahre 1809 die Tätigkeit als Erzieher bei den Prinzen ein Ende gefunden hatte, machte der Vater D. größere Reisen und widmete sich privaten Studien. Im Jahre 1815, in bereits vorgerücktem Lebensalter, vermählte er sich mit der Tochter eines Bürgers und Hausbesitzers in Potsdam.

Bald nach der Geburt Rudolfs siedelte die Familie nach Zeitz über, wo der Vater D. die Stelle des Superintendenten übernahm. Bereits im Alter von

---

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 24*.

6 Jahren verlor Rudolf seine Mutter, im Alter von 13 Jahren auch seinen Vater; er wurde in dem kinderreichen Hause seines Oheims Gottlieb Delbrück untergebracht, der im Jahre 1831 zum Kurator der Universität Halle ernannt wurde. Am Pädagogium in Halle bestand Rudolf im Herbst des Jahres 1833 die Abgangsprüfung. An den Universitäten Halle, Bonn und Berlin widmete er sich juristischen, historischen, geographischen und volkswirtschaftlichen Studien. Als den Schwerpunkt seiner Studien bezeichnet er selbst die Geschichte, insbesondere die Beschäftigung mit dem Lesen und Exzerpieren diplomatischer Aktenstücke aus der Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. von Frankreich. »Diese Studien«, so schreibt er in seinen Erinnerungen, »sind mir in meiner späteren Laufbahn von großem praktischen Nutzen gewesen, weil ich an einer langen Reihe klassischer Vorbilder lernte, wie Instruktionen an diplomatische Agenten, Berichte solcher Agenten an ihren Hof, diplomatische Noten und Protokolle zu schreiben sind.« Aus jener Zeit seiner Arbeiten in Rankes historischem Seminar datiert D.s Bekanntschaft mit den späteren Historikern Waitz, Sybel, Wilhelm Giesebrecht u. a.

Die historischen Studien hatten in D. die Neigung geweckt, den auswärtigen Dienst zu seinem Berufe zu machen. Die geringen Aussichten in diesem Dienstzweige veranlaßten ihn jedoch, den Eintritt in die innere Verwaltung ins Auge zu fassen. Entscheidend dafür war eine Besprechung, die er mit dem Direktor im Auswärtigen Ministerium, Eichhorn, über die Berufswahl hatte. Er hat seinen Entschluß nicht bereut. »Ich habe dieser Unterredung« — so schreibt er — »später oft gedacht, wenn ich mitunter in den nämlichen Räumen, in welchen sie stattfand, an der Gestaltung unserer auswärtigen Beziehungen mitwirkte. Ohne dem Auswärtigen Ministerium anzugehören, habe ich die Tätigkeit, welche ich mir damals gewünscht hatte, in vollstem Maße gefunden.«

Nachdem D. im März 1837 die erste und Ende 1838 die zweite juristische Prüfung bestanden und im August 1839 sein Referendariatspatent erhalten hatte, wurde er im September 1839 bei der Regierung in Merseburg eingeführt und dort in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung beschäftigt. Während seines Militärjahres, das er in Berlin bei der Artillerie abdiente, bestand er im Juni 1842 die dritte juristische Prüfung, der seine Ernennung zum Regierungsassessor folgte.

Unmittelbar darauf wurde er von dem Generalsteuerdirektor Kühne als Hilfsarbeiter — zunächst allerdings nur für eine kurze Frist — im Finanzministerium eingestellt (24. Juli 1842). Kühne war unter dem Finanzminister Maaßen hervorragend an der Gründung des Zollvereins beteiligt gewesen. Unter Kühne, zu dem er bald in ein enges, persönliches Verhältnis trat, hatte D. hauptsächlich Gewerbesteuer-Kontraventionssachen zu bearbeiten, eine Materie, die ihn zwar mit den Details der Steuerverwaltung vertraut machte, ihn aber im übrigen nicht allzusehr reizte. Bereits im Sommer 1843 trat er in die Abteilung für Handel und Gewerbe über. Diese stand damals unter der Leitung Beuths, den D. »den Erzieher der preußischen Gewerbsamkeit« nennt. Hier hatte er zunächst die Angelegenheiten der Verkehrsanstalten in den beiden westlichen Provinzen, später die technischen Gewerbesachen zu bearbeiten; in dieser Stellung fertigte D. das erste Patent aus, das der damalige Artillerieleutnant Werner Siemens erhielt.

Eine kurze Beschäftigung in der Handelsabteilung des Finanzministeriums, während welcher er insbesondere eine Denkschrift über die Beziehungen des Zollvereins zu den Vereinigten Staaten von Amerika auszuarbeiten hatte, leitete seinen Übertritt in das am 1. Sept. 1844 neu errichtete Handelsamt ein. Das Handelsamt war eine Halbheit an Stelle eines Handelsministeriums, zu dessen Errichtung der König sich damals nicht entschließen konnte; D. bezeichnete es als eine »Behörde, welche anregen und begutachten durfte, aber nichts anzuordnen und auszuführen hatte«. Für D.s persönliche Ausbildung jedoch war die Beschäftigung in dieser neuen Behörde, innerhalb deren ihm die Bearbeitung der auswärtigen Handelsbeziehungen überwiesen wurde, von dem größten Nutzen. Er selbst schreibt:

»In keiner anderen Stellung wäre es mir möglich gewesen, meiner Ausbildung diejenige Reife zu geben, welche dieselbe während meiner 3½jährigen Beschäftigung beim Handelsamt erhielt; denn in keiner anderen Stellung hätten mir die gleichen Mittel und die gleiche Zeit dafür zu Gebote gestanden.«

Der Gegenstand seiner Studien war einerseits die kommerzielle Gesetzgebung des Auslandes, andrerseits die Lage der einheimischen Industrie, von der er sich insbesondere auch durch den Besuch und die eingehende Besichtigung zahlreicher Fabriken ein Bild zu machen suchte.

Diese ruhige Ausbildungszeit kam D. in ganz außerordentlichem Maße zugute, als er im April 1848 in das damals endlich ins Leben gerufene Handelsministerium übertrat, in welchem er im Febr. 1849 zum Regierungsrat und bereits im Mai desselben Jahres zum Geheimen Regierungsrat und vortragenden Rat ernannt wurde. In dem neuen Ministerium fiel D. unter den verschiedenen Ministern, die im Jahre 1848 einander ablösten, und schließlich unter dem Minister v. d. Heydt infolge seiner Kenntnisse und Arbeitsfähigkeit alsbald eine besondere Stellung zu. Er war von nun an die treibende Kraft der preußischen Handelspolitik.

Die Zeiten für den Zollverein und für Preußens handelspolitische Stellung in Deutschland waren damals von kritischem Ernst. Seit einem Jahrzehnt war die Entwicklung des Zollvereins zum Stillstand gekommen. Es hatte den Anschein, als ob nichts mehr recht gelingen wollte. Der Versuch, durch die Beiziehung Hannovers das Gebiet des Zollvereins zu ergänzen, war im Jahre 1840 gescheitert. Die Verhandlungen mit auswärtigen Staaten über eine Regelung der Handelsbeziehungen stockten oder schleppten sich mühsam und ergebnislos dahin. Im Innern des Zollvereins herrschten Meinungsverschiedenheiten zwischen den beteiligten Staaten über Schutzzoll und Freihandel, welche die zeitgemäße Fortbildung des Vereinstarifs verhinderten. Ja selbst zwischen den einzelnen preußischen Ressorts bestanden Streitigkeiten über die Opportunität einer differentiellen Politik in bezug auf Handel und Schifffahrt. Diese Stagnation, die überall in Deutschland die Freude am Zollverein verdarb, ging in eine akute Krisis über, als Österreich im Jahre 1849 begann, sich aus Gründen seiner großdeutschen Politik in die Verhältnisse des Zollvereins einzumengen.

Der österreichischen Politik war erst verhältnismäßig spät ein Licht darüber aufgegangen, in welchem Maße Preußen durch den Zollverein seine Stellung in Deutschland befestigte und seiner politischen Vorherrschaft den Boden bereitete. Erst als der Fürst Metternich in der Leitung der öster-

reichischen Politik durch den Fürsten Schwarzenberg abgelöst worden war, ließ Österreich seine bisherige Gleichgültigkeit und Passivität gegenüber dem Zollverein fallen. Dem Fürsten Schwarzenberg erschien für die Erreichung seines politischen Zieles — »Großdeutschland unter der Leitung Gesamtösterreichs« — der handelspolitische Zusammenschluß zwischen Österreich und den übrigen deutschen Staaten als die notwendige Voraussetzung. Für Preußen war die von Österreich seit 1849 mit aller Energie verlangte Zolleinigung mit Österreich aus politischen Gründen unannehmbar; nicht minder aus wirtschaftlichen Gründen, denn bei der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Entwicklung und der wirtschaftlichen Interessen mußten die beiden Parteien ganz entgegengesetzten handelspolitischen Zielen zustreben, Preußen einer mehr freihändlerischen, Österreich einer streng protektionistischen Ordnung. Politisch und wirtschaftlich aber konnte Österreich auf die Unterstützung der süddeutschen Staaten rechnen, deren Machtstellung Preußen gegenüber deshalb eine besonders große war, weil sie — solange Hannover und Oldenburg außerhalb des Zollvereins standen — die Brücke zwischen den beiden Hälften der preußischen Monarchie bildeten.

Die von Österreich gemachten detaillierten und ausführlich begründeten Vorschläge faßten eine stufenweise Herbeiführung der Zolleinigung ins Auge. »Der Plan war gut ausgedacht. Er blendete durch sein großes Ziel, er schien ohne erhebliche Schwierigkeiten ausführbar zu sein, er versprach dem Verkehr des Zollvereins greifbare, mit jeder Periode steigende Vorteile, er verhieß die Bildung einer handelspolitischen Macht, welche durch das Schwergewicht ihrer geographischen Lage und ihrer 70 Millionen Angehöriger nicht ihresgleichen in Europa hatte. Daß er, schon vom Beginn seiner Ausführung an, dem Zollverein eine selbständige Handelspolitik unmöglich machte und Preußen jeder eigenen Aktion beraubte, schadete ihm außerhalb Preußens sehr wenig, die schutzzöllnerischen Bestrebungen in Süddeutschland und die politischen Tendenzen der Mittelstaaten fanden bei ihm ihre Rechnung. Daß er für uns unannehmbar sei, stand außer Frage, die Frage aber war, wie wir ihm begegnen sollten.«

D. war sich von vornherein darüber klar, daß man dem österreichischen Vorschlag nicht mit einer glatten Ablehnung entgegentreten könne, sondern nur mit Gegenvorschlägen, welche sich die berechtigten Wünsche nach einer wesentlichen Erleichterung des Handelsverkehrs zwischen Österreich und dem Zollverein aneigneten. Der Vorschlag der vollständigen Zolleinigung zwischen beiden Teilen wurde also mit dem Vorschlage einer Annäherung des österreichischen Zolltarifs an denjenigen des Zollvereins unter Abschluß eines Handelsvertrags beantwortet. Außerdem aber suchte D. den Zollverein gegenüber den österreichischen Aspirationen in sich selbst zu festigen, und dafür war, solange die Festigung nicht durch den territorialen Ausbau herbeigeführt werden konnte, der damals infolge einer zwischen Preußen und Hannover herrschenden politischen Verstimmung unmöglich war, der einzige Weg eine zeitgemäße Reform des Vereinstarifs. D. führte in jener schwierigen Zeit die Verhandlungen auf diesen verschiedenen Gebieten. Er wurde im Frühjahr 1850 zu Verhandlungen mit den österreichischen Staatsmännern nach Wien geschickt, er vertrat als Bevollmächtigter Preußens dessen Tarifvorschläge auf der Generalkonferenz des Zollvereins in Kassel, und schließlich

nahm er als handelspolitischer Sachverständiger Preußens an den Ende 1850 in Dresden zusammengetretenen »freien Konferenzen« teil. Obwohl ein positiver Erfolg bei der Haltung der süddeutschen Staaten und bei der durch die territoriale Zerrissenheit bedingten Schwäche der preußischen Position nicht zu erzielen war, obwohl die Tage von Olmütz eine stark deprimierende Wirkung auf den Vorkämpfer der handelspolitischen Hegemonie Preußens ausüben mußten, verlor D. nicht den Mut, bis ihm schließlich der in aller Stille vorbereitete entscheidende Zug gelang.

In Hannover hatten politische und finanzpolitische Sorgen eine günstigere Stimmung für einen Zusammenschluß mit dem Zollverein aufkommen lassen. D. benutzte seine Anwesenheit bei den »freien Konferenzen« in Dresden, um mit dem hannoverschen Sachverständigen, dem Generalsteuerdirektor Klenze, Fühlung zu nehmen und in vertrauliche Besprechungen einzutreten, die ganz geheim geführt wurden und schließlich im August 1851 in Magdeburg bei der Gelegenheit von Beratungen über die Elbschiffahrtsverhältnisse, bei denen abermals D. und Klenze ihre Staaten vertraten, zum Abschluß gebracht wurden. Das Ergebnis des Vertrags war der Anschluß des »Steuervereins« an den Zollverein. Damit war Preußen und dem Zollverein auch für den Fall des Ausscheidens sämtlicher süddeutscher Staaten ein Gebiet gesichert, das an Geschlossenheit den Zollverein in seinem bisherigen Zustande erheblich übertraf. Preußen erkaufte diese entscheidende Befestigung seiner Position, indem es Hannover einen Vorzugsanteil an den Zolleinnahmen, eine Änderung in der Besteuerung des Salzverbrauchs und eine Ermäßigung der Zollsätze des Vereinstarifs für wichtige Einfuhrwaren zugestand.

Der Vertrag zwischen Preußen und Hannover wurde am 7. September 1851 unterzeichnet und alsbald den sämtlichen Zollvereinsstaaten mitgeteilt. Preußen hatte den Vertrag ohne Zustimmung und Kenntnis dieser Staaten abschließen können, da er erst am 1. Januar 1854 in Kraft treten sollte und da die Zollvereinsverträge bei rechtzeitiger Kündigung am 31. Dezember 1853 abliefen; und Preußen war zu der Kündigung entschlossen, wenn sich nicht die süddeutschen Staaten bereit finden ließen, auf die Zolleinigung mit Österreich zu verzichten und die Erneuerung des Zollvereins auf Grund des preußisch-hannoverschen Vertrags zu akzeptieren.

Es ist bekannt, daß diese Politik von einem vollen Erfolge gekrönt war. Die Versuche einer Zolleinigung zwischen Österreich und den süddeutschen Staaten scheiterten schon daran, daß Österreich nicht in der Lage war, den süddeutschen Staaten ihre bisherigen Zollrevenuen zu garantieren. Österreich selbst verzichtete unter diesen Umständen vorläufig auf seinen Eintritt in den Zollverein und leitete Verhandlungen mit Preußen über einen Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Österreich ein. Die Verhandlungen, die vom Dezember 1852 an in Berlin geführt wurden und an denen D. abermals in erster Linie beteiligt war, kamen am 19. Februar 1853 zum Abschluß. Der Handelsvertrag enthielt bedeutende Zollermäßigungen und die gegenseitige Meistbegünstigung. Eine platonische Konzession an die bisher von Österreich verfolgte Politik war es, daß der Vertrag für das Jahr 1860 weitere Verhandlungen über eine völlige Zolleinigung in Aussicht nahm.

Nachdem nunmehr auch Österreich sich auf diese Weise mit Preußen geeinigt hatte, blieb den süddeutschen Staaten nichts übrig, als sich in das

Unvermeidliche zu fügen und die Zollvereinsverträge auf der durch den preußisch-hannoverschen und preußisch-österreichischen Vertrag gegebenen Grundlage zu erneuern. Die im März 1853 mit den süddeutschen Staaten wieder aufgenommenen Verhandlungen führten auf dieser Basis zu einem raschen Abschluß. Der Zollverein ist also aus dieser schweren Krisis vergrößert und gefestigt hervorgegangen.

Die während der kritischen Zeit auf Veranlassung Österreichs beim Bundestag im Anschluß an die Dresdener Konferenzen stattfindenden handelspolitischen Beratungen hatten D. vorübergehend nach Frankfurt geführt und ihn dort in Beziehungen zu Otto von Bismarck gebracht. Am 10. Juli 1851 hatte die Bundesversammlung einen handelspolitischen Ausschuß eingesetzt, der auf Andringen Österreichs beschloß, am 1. Oktober 1851 eine Konferenz von Sachverständigen zusammentreten zu lassen. Preußen entsendete D., dessen Haltung auf diesen Konferenzen durch den Satz gezeichnet ist:

»Je weniger wir die Absicht hatten, am Bunde etwas zustande zu bringen, desto weniger wollten wir den Schein absichtlicher Verschleppung auf uns laden.« In dieser Politik bestand zwischen den Berliner Instanzen, D. und Bismarck, vollkommenes Einverständnis, wie der folgende, vom 5. Okt. 1851 datierte Bericht Bismarcks an den Minister von Manteuffel zeigt (Poschinger I, 44):

»Ich habe mich mit D. dahin verabredet, daß er bis auf Euerer Exzellenz ferneren Befehl im »Allgemeinen« sich zu allem bereit erklärt, im »Besonderen« es aber zu keinem Abschluß kommen läßt, d. h. daß er sich auf dem Gebiete jener überaus wohlredenden und zu nichts verbindenden Erklärungen bewegt, welche Preußen über die Dresdener Verhandlungen abgegeben hat.«

D. selbst berichtet über sein erstes Zusammenwirken mit Bismarck:

»Herr von Bismarck war wenige Wochen vor meiner Ankunft in Frankfurt zum Bundestagsgesandten ernannt; ich fand ihn und seine Frau noch beschäftigt mit der Einrichtung der Villa, welche sie an der Eschenheimer Landstraße gemietet hatten. Wir waren uns in Berlin nur sehr flüchtig begegnet, erst in Frankfurt lernten wir uns kennen. Ich hielt ihn für einen Tendenzpolitiker, der die Förderung der konservativen Interessen zum leitenden Gesichtspunkt für die Behandlung unserer Beziehungen zu den deutschen Staaten machen werde, und war sehr angenehm überrascht, als mir schon nach einigen Tagen klar wurde, daß meine Ansicht irrig gewesen sei. Er war über die Bedeutung des Septembervertrags für unsere Politik nicht im Zweifel, und als er die Überzeugung gewonnen hatte, daß die Erhaltung des hannoverschen Ministeriums für die Ausführung des Vertrags notwendig sei, war er rasch entschlossen, bei der am Bunde schwebenden Beschwerde der hannoverschen Provinziallandschaften gegen die Regierung das konservative Interesse dem preußischen Staatsinteresse zu opfern. Es kam nicht dazu, weil in Hannover die Dinge eine andere Wendung nahmen; meine Meinung über ihn stand aber seit diesem Vorgange fest, so wenig sie auch damals von meinem Berliner Kreise geteilt wurde. Er war angenehm berührt, daß ich gar nichts von einem »Berliner Geheimrat« an mir hatte, und so befanden wir uns in dem besten Einvernehmen.«

Die Jahre nach dem Abschluß der glücklichen Überwindung der den Bestand des Zollvereins bedrohenden Krisis brachten für D. zwar keinen Müßiggang, aber doch eine gewisse Ausspannung. Das Jahr 1853 führte ihn nach England und Amerika: sein Minister sendete ihn als Kommissar zu der damals in New-York stattfindenden Gewerbe- und Kunstausstellung, mit dem Nebenauftrag, in Washington über die im deutschen Interesse liegenden Abänderungen des amerikanischen Zolltarifs zu sprechen. D. benutzte die Ge-

legenheit zu Orientierungsreisen nach Kanada sowie nach dem Westen und Süden der Union. Im Mai 1855 ging er als stellvertretender Vorsitzender der preußischen Ausstellungskommission zur Eröffnung der ersten französischen Weltausstellung nach Paris.

Neben dieser Tätigkeit, die das Angenehme mit dem Nützlichen verband, galten die Arbeiten D.s in dem Jahrzehnt nach der Erneuerung der Zollvereinsverträge der weiteren Erleichterung und Sicherung der auswärtigen Handelsbeziehungen, der Herbeiführung von Verkehrserleichterungen im Innern des Zollvereins sowie der zeitgemäßen Ausgestaltung der wirtschaftlichen Gesetzgebung.

Schon in den Jahren der Zollvereinskrisis war unter D.s. wesentlicher Mitwirkung ein Handelsvertrag mit den Niederlanden zustande gekommen, unterzeichnet am 31. Dezember 1851, »der umfassendste Handelsvertrag, den Preußen jemals geschlossen hat«; er verwirklichte zum erstenmal das Prinzip der unbedingten Meistbegünstigung für Handel und Schiffahrt. Um dieselbe Zeit wurden Additionalkonventionen zu früheren Verträgen mit Belgien und Sardinien abgeschlossen, die wesentliche Verkehrserleichterungen brachten. 1855 bis 1862 wurden die wirtschaftlichen Beziehungen des Zollvereins mit Mexiko, einer Anzahl südamerikanischer Staaten (Uruguay, Argentinien, Paraguay, Chile) durch den Abschluß von Handelsverträgen geregelt. Im Jahre 1862 folgte ein Handelsvertrag mit der Türkei. Im Jahre 1860 wurde eine Mission unter dem Grafen Fritz Eulenburg nach Ostasien geschickt, um sich über die Bedeutung dieser Gebiete für die Industrie und den Handel des Zollvereins zu orientieren und Handelsverträge für den Zollverein, die beiden Mecklenburg und die Hansestädte mit den wichtigsten Staaten abzuschließen. Der Erfolg der Mission bestand in Handelsverträgen mit Japan, China und Siam. »Der sofort in die Augen fallende Gewinn lag in der Stellung, welche wir als Großmacht neben Großbritannien, Frankreich, Rußland und Amerika gegenüber den ostasiatischen Reichen errungen hatten, in der politischen Vertretung des ganzen, nicht zu Österreich gehörenden Deutschland, welche Österreich nicht hatte hindern können, und in dem Eindruck, welchen das Erscheinen unserer Flagge und das Auftreten unserer Diplomatie auf die zahlreichen in Ostasien etablierten Deutschen machte. Es war ein Stück glücklicher aktiver Politik, welches Preußen als gleichberechtigt mit den Seemächten und als Träger der realen Interessen Deutschlands im fernen Orient erkennen ließ.«

Über seinen eigenen Anteil an diesem Erfolg schreibt D.:

»Meine Mitwirkung bei diesen Verträgen konnte sich nur in engen Grenzen bewegen. Ich besprach mit Graf Eulenburg die bei der Aufstellung der Entwürfe festzuhaltenden Gesichtspunkte, ich versah die kaufmännischen Begleiter der Mission mit den natürlich sehr allgemein gehaltenen Weisungen, ich verfolgte mit dem lebhaftesten Interesse den Gang der Verhandlungen, und ich wirkte mit bei den Entschließungen über die Ergebnisse. Erteilung von Instruktionen im Laufe der Verhandlungen war selten möglich und selten nötig, denn eine telegraphische Verbindung gab es noch nicht, und die Antwort auf einen Bericht aus Ostasien fand in der Regel nicht mehr die bei Abgang des Berichts vorhanden gewesene Lage vor, zugleich konnten wir überzeugt sein, daß unser Bevollmächtigter erreichen werde, was zu erreichen möglich war.«

Die Verkehrserleichterungen im Innern des Zollvereins, die in jener Zeit unter D.s Mitwirkung durchgeführt wurden und die zum großen Teil aus

D.s Initiative hervorgegangen sind, bestanden hauptsächlich in der Aufhebung der Durchgangsabgaben und in der Beseitigung oder Ermäßigung der Schiffahrtsabgaben auf den Binnenwasserstraßen. Insbesondere zu erwähnen ist die erhebliche Herabsetzung der Rhein- und Elbzölle und der Schiffahrtsabgaben auf Lippe und Ruhr, die Aufhebung der Moselzölle und die Ermäßigung der Abgaben für das Befahren der Wasserstraßen zwischen der Oder und Elbe und des Bromberger Kanals. Dazu kam eine Reduktion der Hafenabgaben, insbesondere für die zwischen preußischen Häfen verkehrenden Seeschiffe. Auch die im Wege internationaler Vereinbarung erfolgte Aufhebung des Sundzolles, durch die der deutsche Handel von einer ungerechten und schweren Last befreit wurde, ist in erster Linie ein Verdienst D.s gewesen.

Bei der inneren wirtschaftlichen Gesetzgebung jener Jahre war D., so sehr auch der Schwerpunkt seiner Tätigkeit in der Handels- und Verkehrspolitik lag, gleichfalls in erheblichem Umfange beteiligt. Aus seiner Feder stammt der Entwurf zu dem Gesetz vom 17. Mai 1856, durch welches das Zollpfund = 500 g als allgemeines Landesgewicht in Preußen eingeführt wurde. Unter seiner Leitung sind ferner die beiden im Jahre 1861 Gesetz gewordenen Novellen zur Gewerbeordnung ausgearbeitet worden, durch die zahlreiche unhaltbar gewordene Beschränkungen des Gewerbebetriebs aufgehoben oder wenigstens gemildert wurden. Auch an dem Zustandekommen des deutschen Handelsgesetzbuchs, das im Jahre 1861 aus schwierigen und langwierigen Konferenzen der deutschen Bundesstaaten hervorging, hat D. einen wesentlichen Anteil. Das gleiche gilt von allen denjenigen Maßnahmen und Gesetzen, die sich in jener Zeit auf eine Ordnung des Münz-, Papiergeld- und Bankwesens richteten. Insbesondere war er beteiligt an der im Jahre 1856 vorgenommenen Neuorganisation der Preußischen Bank, welche damals ihre für die spätere Reichsbank in den meisten Punkten vorbildlich gewordene Verfassung und die durch das gesteigerte Kreditbedürfnis der wachsenden Volkswirtschaft gebotene Bewegungsfreiheit erhielt; ferner an der gleichzeitigen Beschränkung der Ausgabe des preußischen Staatspapiergeldes und des Umlaufs der außerpreußischen Papiergeldzeichen, der sog. »wilden Scheine«; schließlich an dem Wiener Münzvertrag vom 24. Januar 1857, durch den das deutsche Geldwesen soweit einheitlich gestaltet wurde, als es ohne die Grundlage der politischen Einheit möglich war. Das preußische Münzgesetz vom 4. Mai 1857, durch welches das preußische Geldwesen entsprechend den Bestimmungen des Wiener Münzvertrags neugestaltet wurde, ist von D. verfaßt, der sich allerdings vergeblich darum bemühte, bei dieser Gelegenheit die Zwölfteilung des Groschens durch die dezimale Einteilung zu ersetzen.

Wer D. wegen seiner liberalen wirtschaftspolitischen Anschauungen für einen Doktrinär hält — bei uns in Deutschland ist es ja Sitte geworden, den wirtschaftlichen Liberalismus als doktrinär zu bezeichnen —, der möge sich die Mühe nehmen, die Ausführungen nachzulesen, die D. in seinen Lebenserinnerungen bei der Besprechung der dem Wiener Münzvertrag von 1857 vorausgegangenen Verhandlungen über den damals von Österreich zur Diskussion gestellten Vorschlag auf Übergang zur Goldwährung macht. Bekanntlich hat D. nach der Gründung des Reichs auf das lebhafteste den Übergang zur Goldwährung vertreten; die Gegner behaupten, aus theoretischem Doktrinarismus. Wie wenig das der Fall war, wie sehr vielmehr D. die wirtschafts-

politischen Fragen nach der praktischen Sachlage beurteilte, zeigt seine Begründung der ablehnenden Haltung, die damals — im Jahre 1854 — Preußen gegenüber dem österreichischen Vorschlage einnahm.

Wir kannten — so schreibt D. — sehr wohl die Vorzüge, welche das Gold als Münzmetall vor dem Silber voraus hat, wir waren uns der Vorteile wohl bewußt, welche die Goldwährung für den internationalen Verkehr darbietet, aber wir konnten aus diesen Vorzügen und Vorteilen ein Bedürfnis nicht herleiten, unser wohlgeordnetes Münzwesen unter Aufwendung sehr großer Mittel durch ein anderes zu ersetzen. Und die Annahme eines ganz neuen Münzsystems wurde von uns verlangt. Zwar gestattete der Vorschlag den Übergang zur Doppelwährung, aber für dieses System erhob sich keine Stimme; die Erfahrungen, welche Frankreich gerade damals mit seiner Doppelwährung machte, würden allein schon vor derselben zurückgeschreckt haben. Es blieb nur die Einführung der reinen Goldwährung übrig. Die Voraussetzungen, durch welche 17 Jahre später diese Maßregel möglich gemacht wurde, waren damals nicht vorhanden. Die 660000 kg Gold, welche im Laufe dieser Jahre gewonnen wurden, lagen noch im Schoße der Erde, und wir befanden uns nicht im Besitze der gewaltigen, in Gold realisierbaren Forderungen, welche uns im Jahre 1871 die französische Kriegskostenentschädigung zuführte. Überhaupt aber war die Goldwährung in einem Verein souveräner Staaten nur denkbar, wenn gleichzeitig auf die Umlaufsfähigkeit der von den einzelnen Staaten geprägten Silbermünzen in dem Verein verzichtet wurde. Denn da diese Münzen unterwertig ausgebracht werden mußten, so durften sie nicht in größeren Mengen ausgeprägt werden, als zur Ausgleichung der kleinen Zahlungen unbedingt erforderlich war, und da die Abmessung dieser Menge, in Ermangelung einer Zentralinstanz, den einzelnen Staaten überlassen werden mußte, so hätte eine Gewähr für die Aufrechterhaltung der Goldwährung nur in dem gegenseitigen Verbote des Umlaufs von Silbermünzen gefunden werden können. Nicht eine Verbesserung, sondern eine kaum erträgliche Verschlechterung des bestehenden Zustandes würde eingetreten sein.«

Während der geschilderten Periode des Ausbaus des Zollvereins erfuhr auch die äußere Stellung D.s eine Veränderung; er wurde im Oktober 1859 zum Ministerialdirektor ernannt. Über seinen Geschäftskreis und über das Ziel, das er in der neuen Stellung verfolgte, führt D. in seinen Erinnerungen folgendes aus:

»Die Ministerialabteilung, zu deren Direktor ich ernannt wurde, überragte damals durch die Vielseitigkeit ihres Geschäftskreises alle anderen Ministerialabteilungen: sie umfaßte die Gesamtheit der wirtschaftlichen Interessen des Landes mit Ausnahme der landwirtschaftlichen, die Handelsverhältnisse zum Auslande und die Besteuerung des Verkehrs mit demselben, die Abgaben vom inneren Verkehr, die Einrichtungen zur Förderung des Handels, der Schiffahrt und der Gewerbsamkeit, die gesamte Gewerbepolizei, mit Ausschluß der Preß- und Schankgewerbe, die gewerblichen Unterrichtsanstalten, einschließlich der Schiffahrtsschulen, das Geld- und Bankwesen, Maß-, Gewichts- und Eichungswesen waren ihr überwiesen, bei einem Teil dieser Materien unter Mitwirkung des Finanz- oder Auswärtigen Ministeriums. . . Über das Ziel, welches ich in meiner neuen Stellung zu verfolgen hatte, war ich keinen Augenblick im Zweifel. Es galt die Befreiung des Wirtschaftslebens durch Aufhebung oder Erleichterung von Beschränkungen oder Lasten, welche der inneren Berechtigung entbehrten, oder eine Ermäßigung ohne Gefährdung des allgemeinen Interesse zuließen«.

Für die Arbeit D.s nach dieser Richtung hin eröffnete sich eine neue Ära mit dem am 23. Januar 1860 abgeschlossenen Handelsvertrage zwischen England und Frankreich. Mit diesem Vertrag beseitigte England seine sämtlichen noch vorhandenen Schutzzölle und ging, indem es nur noch Finanzzölle bestehen ließ, zum reinen Freihandelssystem über. Frankreich beseitigte seine Einfuhrverbote und gestand beträchtliche Ermäßigungen seiner Einfuhrzölle

zu. Außerdem enthielt der Vertrag das Prinzip der gegenseitigen Meistbegünstigung. Der Vertrag, durch den das protektionistische Frankreich mit seiner bisherigen Absperrungspolitik brach, erregte in der ganzen Welt das größte Aufsehen und brachte die handelspolitischen Fragen überall aufs neue in Fluß.

Für den Zollverein war die Teilnahme an den Verkehrserleichterungen, die Frankreich gegenüber England zugestanden hatte, geradezu eine Lebensfrage.

»Weder politisch noch wirtschaftlich würden wir, bei unserer geographischen Lage und unserer entwickelten Gewerbsamkeit, es haben ertragen können, von dem vor unserer Tür liegenden Markte des reichsten Landes des Kontinents ausgeschlossen zu sein, wenn dieser Markt, wie sicher zu erwarten war und tatsächlich eintrat, beinahe dem ganzen übrigen Europa geöffnet wurde. Aber dieser Grund, so gewichtig er war, war nicht der allein entscheidende. Von gleichem Gewicht war die Überzeugung, daß unser Tarif sich überlebt habe.«

Dazu kam, daß der englisch-französische Vertrag den Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation enthielt, der in dem Vertrage zwischen dem Zollverein und den Niederlanden vom 31. Dezember 1851 zum ersten Male in Anwendung gebracht und in dem Vertrage zwischen Preußen und Österreich vom 19. Februar 1853 zur vollen Anerkennung gekommen war. »Indem er jetzt für die Beziehungen zwischen Frankreich und Großbritannien angenommen und als für die französische Handelspolitik leitend verkündet wurde, erhob er den Anspruch, die Grundlage des europäischen Vertragsrechts zu werden, und diese Grundlage war in hohem Grade willkommen. Sie war der Ausdruck des handelspolitischen Friedens zwischen den Nationen, denn sie verschloß die Quelle der Verstimmungen, welche die ausschließliche Bevorzugung der Einfuhr eines Landes vor denen der übrigen Länder zur Folge hatte. Wir wußten aus eigener Erfahrung, daß solche Verstimmungen zum Zollkriege führen.«

Frankreich zeigte sich alsbald nach Abschluß seines Handelsvertrags mit England geneigt, Verträge auf gleicher Grundlage mit den übrigen Mächten abzuschließen. Bei den Verhandlungen, die Preußen unter Zustimmung der übrigen beteiligten Staaten für den Zollverein mit Frankreich zu Beginn des Jahres 1861 einleitete, fungierte D. als einer der drei preußischen Unterhändler. Sein Ziel war die Teilnahme des Zollvereins an den Zugeständnissen, die Frankreich England gegenüber gemacht und anderen Staaten angeboten hatte, sowie eine allgemeine Tarifreform auf Grund des mit Frankreich abzuschließenden Vertrags.

Aber auch dieser neue Fortschritt sollte nicht erreicht werden, ohne daß der Zollverein eine neue schwierige Krisis zu überstehen hatte.

Als im Spätsommer 1861 die Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich an einigen Tariffragen ins Stocken gekommen waren, erschien Österreich von neuem auf dem Plan. Österreich hatte zwar stillschweigend auf die im Vertrage von 1853 für das Jahr 1860 in Aussicht genommenen Verhandlungen über eine volle Zollunion verzichtet; jetzt aber erklärte es den gesamten Handelsvertrag mit Frankreich, der diesem die Meistbegünstigung hinsichtlich der künftig vom Zollverein gegenüber anderen Mächten zu machenden Zugeständnisse in Aussicht stellte, als unvereinbar mit dem auf

die Herbeiführung der Zollunion zwischen dem Zollverein und Österreich gerichteten Geiste des Februarvertrags von 1853.

In Preußen ging man über die Einwendungen Österreichs hinweg, nahm die Verhandlungen mit Frankreich Anfang 1862 wieder auf und brachte sie Ende März 1862 zu einem vorläufigen Abschluß. Das Ergebnis wurde in einer Depesche vom 2. April 1862, die eine ausführliche von D. entworfene Begründung des vorläufig vereinbarten Vertrags enthielt, den Vereinsregierungen mitgeteilt. Nunmehr erhob Österreich einen formellen Einspruch gegen den geplanten Vertrag, und als es damit keine Wirkung erzielte, als die preußische Regierung vielmehr, ohne sich um den österreichischen Protest zu kümmern, den Vertrag mit Frankreich dem Landtage zur Genehmigung vorlegte, entschloß sich Österreich zu einem äußersten Schritt und bot in einer Depesche vom 10. Juli den Vereinsregierungen den Abschluß einer Handels- und Zollunion auf der breitesten Grundlage an. In diesem Augenblick war also Österreich bereit, seine bisherige protektionistische Handelspolitik und die protektionistischen Interessen seiner Industrie seiner großdeutschen Politik zu opfern. Der österreichische Vorschlag wurde mit der Motivierung, daß er ausgesprochenermaßen eine Abänderung des mit Frankreich vereinbarten Vertrags involvieren würde, von Preußen alsbald ablehnend beantwortet. Der Handelsvertrag mit Frankreich wurde von den beiden Häusern des preußischen Landtags genehmigt, vom Abgeordnetenhaus mit allen gegen 12 Stimmen, vom Herrenhaus einstimmig, und am 2. August 1862 erfolgte die Unterzeichnung. Sachsen, die thüringischen Staaten und Oldenburg hatten bereits vorher ihre Zustimmung erklärt, der Beitritt Badens, Braunschweigs und Frankfurts schien gesichert. Dagegen lehnten Bayern, Württemberg und Hannover — in Unterstützung der österreichischen Politik — den Beitritt zu dem Vertrage mit Frankreich ab. Die von D. entworfene Antwort schloß mit der Erklärung, daß Preußen die definitive Ablehnung des Vertrags als den Ausdruck des Willens auffassen müßte, den Zollverein mit Preußen nicht fortzusetzen.

Indem sich die preußische Regierung entschlossen zeigte, die Annahme des von ihr abgeschlossenen, für die Entwicklung des Zollvereinstarifs höchst wichtigen Vertrags mit Frankreich durch eine eventuelle Kündigung des Zollvereins zu erzwingen, verfolgte sie dieselbe Politik, die ein Jahrzehnt zuvor bei Gelegenheit des hannoverschen Vertrags einen so glücklichen Erfolg erzielt hatte. Als jetzt die Krisis auf dem Höhepunkt war, trat Herr von Bismarck an die Spitze der Geschäfte (24. September 1862). Dieser benutzte die erste Gelegenheit, um vor dem Landtage sein volles Einverständnis mit der Handelspolitik des abgetretenen Ministeriums zu betonen, und entsprechend dieser Erklärung wurden die handelspolitischen Fragen von D. weiter behandelt. Über sein Verhältnis zu Bismarck, mit dem D. von nun an auf die Dauer zusammen zu arbeiten hatte, bemerkt D.:

»Meine guten Beziehungen zu Herrn von Bismarck waren in den zwölf Jahren seit ihrer Entstehung nicht unterbrochen gewesen. Solange er Bundesgesandter war, besuchte ich ihn alljährlich von Mainz aus; er war in der Zeit meines Mainzer Aufenthalts regelmäßig Strohwitwer, und ich habe manche heitere und interessante Mittage, *tête-à-tête* mit ihm oder im kleinsten Kreise in seiner Wohnung in der Gallenstraße erlebt. Nach seiner Abberufung von Frankfurt sah ich ihn bei seinen Besuchen in Berlin wieder. Ich konnte seines Einverständnisses mit unserer Handelspolitik sicher sein, sowohl nach ihrer wirt-

schaftlichen Seite hin, denn er war, wie damals die ganze konservative Partei, Freihändler, als auch nach ihrer politischen Seite hin, denn es galt die Verteidigung unserer Stellung im Zollverein gegen die Mittelstaaten und Österreich.«

In Konsequenz der geschilderten Politik kündigte Preußen Ende 1863 die Zollvereinsverträge, indem es sich gleichzeitig zu deren Erneuerung auf der Basis des mit Frankreich abgeschlossenen Vertrags bereit erklärte. Die wirtschaftliche Notwendigkeit des Zollvereins war inzwischen auch in den widerstrebenden Staaten und in den schutzzöllnerisch gestimmten Kreisen zu einer so allgemeinen Anerkennung gelangt, und die finanziellen Vorteile des Zollvereins für die beteiligten Regierungen waren so beträchtlich, daß gar nicht daran zu denken war, daß irgend ein Staat sich der Erneuerung des Zollvereins auf der von Preußen als *conditio sine qua non* angebotenen Grundlage würde entziehen können. In der Tat erklärten die Vereinsstaaten im Laufe des Jahres 1864 einer nach dem andern ihren Beitritt zur Erneuerung des Zollvereins. Österreich gab sich mit einem neuen Handelsvertrag zufrieden, der am 11. April 1865 zum Abschluß kam. Der neue Zollvereinsvertrag sollte am 1. Januar 1866 ins Leben treten und abermals für 12 Jahre in Kraft bleiben. Die politischen Ereignisse der folgenden Jahre ließen es anders und besser kommen.

D. hatte die Verhandlungen über den französischen Handelsvertrag mit aller persönlichen Aufopferung nach den verschiedenen Seiten hin geführt und durchgehalten. In welchem Maße er mit diesem seinem Werke innerlich verwachsen war, das war am deutlichsten in Erscheinung getreten, als ihm der König im Mai 1862 die Ernennung zum Handelsminister anbot. D. lehnte, trotzdem der König mündlich und schriftlich auf diese Ernennung zurückkam, die Übernahme des Handelsministeriums ab. Über die Gründe, die er dem König auseinandersetzte, schreibt er:

»In meiner jetzigen Stellung, sagte ich, kann ich gerade jetzt dem Könige und dem Lande mehr nützen, denn als Minister. Der Abschluß mit Frankreich ist unsere größte handelspolitische Tat seit Gründung des Zollvereins, ihre glückliche Vollendung ist für die handelspolitische Stellung Preußens in Deutschland und in Europa entscheidend, und damit auch für seine politische Stellung von unzweifelhaftem Werte. Meine Beteiligung an den dem Abschluß vorhergegangenen Verhandlungen, meine Fachkenntnisse, meine Erfahrung in Zollvereinsangelegenheiten, meine Bekanntschaft mit den auf der Bühne und hinter der Bühne handelnden Persönlichkeiten und das persönliche Vertrauen, welches mir auch unsere Gegner schenken, machen mich, wie ich ohne Überhebung sagen kann, zu dem für die glückliche Vollendung geeignetsten Mann. Dazu gehört aber, daß ich die Dinge vollständig in der Hand behalte; ist das der Fall, so glaube ich den Erfolg verbürgen zu können. Werde ich dagegen Minister, so muß ich einen andern an meine Stelle setzen — wen, weiß ich nicht — und die allgemeine Direktion, welche mir verbleiben würde, reichte nicht aus, um eine Garantie für den Erfolg zu übernehmen.« . . . »Was ich dem König gesagt hatte, bemerkt D. weiter, war meine Überzeugung; daneben lag etwas rein persönliches, über das ich geschwiegen hatte. Es gibt Aufgaben, welche den Menschen so vollständig in Beschlag nehmen, daß er, mag er wollen oder nicht, von ihnen nicht loskommen kann. Eine solche Aufgabe war für mich die Durchführung der Politik geworden, wie sie in dem Vertragstarif und in dem Meistbegünstigungsprinzip ihren Ausdruck fand. Ihre Durchführung aus der Hand zu geben, war ein mir unerträglicher Gedanke, sie war ein Stück meiner selbst geworden, das ich nicht opfern konnte. Daß ich es nicht geopfert habe, habe ich niemals bereut, und, wie ich gleich hinzufüge, der König hat mir nie darob gezürnt.«

Die durch den Vertrag mit Frankreich geschaffene handelspolitische Ordnung wurde alsbald verallgemeinert durch die Handelsverträge mit Belgien (22. Mai 1865), mit Großbritannien (30. Mai 1865), und Italien (31. Dezember 1865). Alle diese Verträge enthielten die Zusage der gegenseitigen Meistbegünstigung, der Vertrag mit Großbritannien stellte den Zollverein in den britischen Kolonien nicht nur auf den gleichen Fuß wie eine meistbegünstigte dritte Nation, sondern wie das britische Mutterland selbst.

Durch die Verträge des Jahres 1865 war das Ziel der auf die Erlangung umfassender vertragsmäßiger Zollerleichterungen und der Meistbegünstigung gerichteten Politik im wesentlichen erreicht; D. konnte mit Recht sagen, daß er am Schlusse des Jahres 1865 nur noch wenige handelspolitische Aufgaben fand, welche der Lösung harrten. Da waren es die großen politischen Ereignisse — der Krieg mit Österreich und die Errichtung des Norddeutschen Bundes, der Krieg mit Frankreich und die Gründung des Reichs —, welche D. vor neue und größere Aufgaben stellten.

In dem Krieg mit Österreich sah D., im Gegensatz zu der überwiegenden öffentlichen Meinung in Deutschland, eine historische Notwendigkeit.

»Seit sechzehn Jahren hatte ich fast ohne Unterbrechung gegen Österreich gekämpft, und wenn ich in dieser langen Zeit etwas gelernt hatte, so war es die Überzeugung, daß für Preußen und Österreich nebeneinander in Deutschland kein Platz sei, und daß Österreich nicht gutwillig Platz machen werde. Ich war mir sehr wohl bewußt, daß die gewaltsame Ergreifung unseres Platzes ein gefährliches und schweres Unternehmen sei, aber ich hoffte zuversichtlich auf sein Gelingen.«

Der Ausgang des Krieges und die Errichtung des Norddeutschen Bundes mußten eine gründliche Umgestaltung des Zollvereins herbeiführen. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes machte die deutschen Staaten nördlich des Main zu einem einheitlichen Zoll- und Handelsgebiet und wies alle auf Zölle, Handel und Schiffahrt sich beziehenden Angelegenheiten der Bundesgesetzgebung zu. Die sich auf diese Materien beziehenden Bestimmungen der Bundesverfassung — §§ 33—40, 54 — sind von D. ausgearbeitet worden. Die notwendige Konsequenz der Verfassung des Norddeutschen Bundes war die Aufhebung des im Zollverein geltenden Erfordernisses der Einstimmigkeit bei verbindlichen Beschlüssen; denn die Zollgesetzgebung des Norddeutschen Bundes durfte in Zukunft nicht mehr durch das Veto eines einzelnen süddeutschen Staates lahmgelegt werden. Durch Verträge des Norddeutschen Bundes mit den Südstaaten vom 8. Juli 1867 erhielt in der Tat der Zollverein eine Verfassung, die nichts anderes war, als eine Erstreckung des Norddeutschen Bundes in Zollsachen auf die Südstaaten. Der Bundesrat des Norddeutschen Bundes wurde durch Bevollmächtigte der süddeutschen Regierungen ergänzt zu einem »Bundesrat des Zollvereins«, ebenso der Reichstag des Norddeutschen Bundes durch Abgeordnete aus den süddeutschen Staaten zu einem »Zollparlament«. Der Bundesrat des Zollvereins und das Zollparlament übten die Gesetzgebung in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Zollvereins aus, einschließlich der Besteuerung von Salz und Tabak. Aus dieser Verfassung des Zollvereins ist vier Jahre später das Deutsche Reich erwachsen, und der Vertrag vom 8. Juli 1867 ist durch den Artikel 40 der Reichsverfassung in Kraft erhalten worden.

Die politischen Wandlungen jener Zeit hatten auch eine Änderung in der persönlichen Stellung D.s zur Folge.

Bekanntlich hat der konstituierende Reichstag des Norddeutschen Bundes eine wesentliche Änderung in dem ihm vorgelegten Vertragsentwurf vorgenommen, indem er den Bundeskanzler, der in dem Entwurf als der vom preußischen Minister des Auswärtigen ressortierende Präsidialgesandte gedacht war, zu dem verantwortlichen Bundesminister machte. Damit war gegeben, daß nur der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, also in dem vorliegenden Falle der Graf Bismarck selbst, als Bundeskanzler in Betracht kommen konnte. Es war ferner klar, daß der Kanzler für die Geschäfte des Bundes eines höheren Beamten als Gehilfen und Vertreters bedurfte. Am 22. Juli 1867 ließ Graf Bismarck D. die prinzipiell und persönlich wichtige Frage vorlegen, ob er seine Vertretung übernehmen wolle, ob die Wahl mehrerer Vertreter, je nach den verschiedenen Zweigen, sich empfehlen möchte, und ob D. die Vertretung neben seiner Stellung im Handelsministerium würde wahrnehmen können. D. erschien die Zusammenfassung der gesamten Verwaltung der Bundesangelegenheiten — gegenüber der Möglichkeit einer Verwaltung der einzelnen Ressorts durch die preußischen Minister gewissermaßen im Nebenberuf — als schlechterdings notwendig. Für den Fall, daß diese Auffassung gebilligt und verwirklicht würde, erklärte er sich bereit, die Vertretung des Bundeskanzlers zu übernehmen, allerdings nicht neben seinen Direktorialgeschäften im Handelsministerium; er überließ dem Grafen Bismarck die Entscheidung darüber, in welcher der beiden Stellungen er nützlichere Dienste werde leisten können.

Die Entscheidung fiel in einem Präsidialerlaß vom 12. August 1867, durch den die Errichtung eines Bundeskanzleramtes genehmigt und D. zum Präsidenten der neuen Behörde ernannt wurde. Das Bundeskanzleramt und spätere Reichskanzleramt, aus dem in der weiteren Entwicklung die einzelnen Reichsämter hervorgegangen sind, war nach D.s Vorschlägen bestimmt für die dem Kanzler obliegende Verwaltung und Beaufsichtigung der durch die Bundesverfassung der Kompetenz des Bundes zugewiesenen Angelegenheiten sowie für die dem Kanzler zustehende Bearbeitung der übrigen Bundesangelegenheiten. Am 30. August 1867 erfolgte D.s Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat. Im Jahre 1868 wurde er zum preußischen Staatsminister ohne Portefeuille ernannt.

Die Neugestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands brachte D. auf die Höhe seines Schaffens. Sein Wirkungskreis wurde räumlich durch die Erstreckung auf ganz Deutschland, sachlich durch die Ausdehnung auf die ganze innere und wirtschaftliche Gesetzgebung beträchtlich erweitert, und zugleich wurde seine Tätigkeit von den Fesseln befreit, durch die sie bisher infolge der Notwendigkeit der fortgesetzten Rücksichtnahme auf Österreichs Stellung im deutschen Bund und auf das Erfordernis der Einstimmigkeit in allen Zollvereinsangelegenheiten beengt gewesen war. Der oberste Leiter der Reichspolitik, der eiserne Kanzler aber, ließ in jener Zeit in wirtschaftlichen Fragen D. in vollem Vertrauen die Zügel.

Ein Bild von der umfassenden und rastlosen Tätigkeit, die D. in den neuen größeren Verhältnissen entfaltete, kann kaum mit besseren Worten gegeben werden, als sie einer der Männer, die in jener großen Zeit mit D.

zusammengearbeitet haben, zu seinem achtzigsten Geburtstage niedergeschrieben hat. Ludwig Bamberger schrieb zum 16. April 1897 in der »Nation«.

»Delbrücks historische Stellung erhebt sich zu ihrer vollen und wahren Höhe erst zugleich mit dem Beginn der großen Zeit der Reichsgründung. Man muß ihn während der Jahre von 1867 bis 1876 an der Arbeit gesehen haben, um ganz beurteilen zu können, was er für die Grundlegung und den Ausbau der Verfassung und Gesetzgebung jener Epoche gewaltigen Schaffens bedeutete. Unter den frischen Eindrücken des selbst Erlebten bezeichnete ich den Präsidenten des Bundeskanzleramtes damals in meinen Zollparlamentsbriefen als den Maschinenmeister und Werkführer des eigentümlichen Apparates, den der Kanzler sich für seinen Bedarf gebaut hatte. Alle Fäden flossen in seiner Hand zusammen, und seine Hand hielt das ganze Getriebe fortwährend in Bewegung. . . . Dann begann mit dem ersten deutschen Reichstage das große Schaffen an der inneren, namentlich der wirtschaftlichen Gesetzgebung, die Deutschland auf die Grundlage eines modernen und homogenen Staatswesens zu erheben hatte. Es war ein freudiges, warmes Zusammenwirken zwischen Regierung und Volksvertretung. Wie viele ausgezeichnete Männer arbeiteten damals in Reih und Glied mit, deren Gleichwertige man jetzt kaum mehr unter den Führern findet! Im Mittelpunkt des Ganzen stand, wie er jetzt hieß, der Präsident des Reichskanzleramtes. Für die Konzeption sowohl wie für die Ausführung hatte er, allen voran, zuerst einzustehen. Man konnte sich das ganze Getriebe nicht denken ohne seine stündliche Gegenwart. Er war der Erste in jeder Reichstagssitzung und ging als der Letzte weg, dazu in den wichtigen Kommissionen, und in wieviel verschiedenen Rollen.«

Zur Bewältigung dieses gewaltigen Arbeitsstoffs hat sich D. einen vortrefflichen Mitarbeiter und Gehilfen in Otto Michaëlis herangezogen. Michaëlis, einer der klarsten und scharfsinnigsten Nationalökonomen jener Zeit, war Redakteur der »Nationalzeitung«, als D. in der Zeit der Kämpfe um den Handelsvertrag mit Frankreich die erste Verbindung mit ihm anknüpfte. D. erzählt, daß er damals — 1862 — Michaëlis zu sich bitten ließ und ihm sagte, er sei davon überzeugt, daß die Opposition seines Blattes gegen die allgemeine Politik der Regierung ihn nicht hindern werde, für die seinen Grundsätzen entsprechende Handelspolitik der Regierung einzutreten; in dieser Überzeugung sei er bereit, ihm alles auf die Verhandlungen über den Handelsvertrag bezügliche Material jetzt und in Zukunft vertraulich zur Verfügung zu stellen, um ihm die für die journalistische Aktion erforderliche vollständige Übersicht zu ermöglichen. Michaëlis habe mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, an dem positiven Schaffen der Regierung mitzuwirken. Er hat dieser Politik als Journalist, als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und als Abgesandter zum deutschen Handelstag sehr schätzbare Dienste geleistet. D. glaubte in ihm den geeigneten Mann zu seiner amtlichen Unterstützung und Entlastung in seinem nach der Gründung des Norddeutschen Bunds so umfangreich gewordenen Arbeitsfelde gefunden zu haben. »Seine Ernennung zum vortragenden Rate im Bundeskanzleramt — so schreibt er — war einer der ersten Personalvorschläge, welche ich, als Präsident der neuen Behörde, dem damaligen Bundeskanzler machte. Größere Verdienste als er, hat keiner meiner Mitarbeiter im Bunde und im Reich sich um die Bundes- und Reichsinstitutionen erworben.« Dieses Urteil D.s sei ergänzt durch die folgenden Worte Bambergers über Michaëlis und dessen Verhältnis zu seinem Chef:

»Er war einer der feinsten und kundigsten Denker auf dem Gebiet der Nationalökonomie und ein von hoher Bildung durchdrungener Geist, der gerade Gegensatz zur Banausität, die später über die Behandlung wirtschaftlicher Angelegenheiten hereingebrochen ist. Aber obwohl,

oder vielleicht auch weil er erst in reifen Jahren vom publizistischen Beruf zum öffentlichen Dienst durch Delbrücks richtige Divination herangezogen war, bewegte er sich in seiner amtlichen Tätigkeit weniger frei als sein Vorgesetzter. Hier konnte man beinahe immer die Probe darauf machen, daß es besser ist mit dem lieben Gott als mit seinen Heiligen zu tun zu haben. Es war auf privatem oder öffentlichen Weg beinah immer vergeblich, Michaëlis von einem für ihn feststehenden Punkte abzubringen. Delbrück, obwohl nichts weniger als unklar und schwankend, war jederzeit allen Einreden oder Vorschlägen in der angenehmsten Weise zugänglich.«

D.s Arbeit an dem neuen Deutschland blieb nicht auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt. In der entscheidenden Zeit wurde er vielmehr auch zu den schwierigen Verhandlungen berufen, aus denen das deutsche Reich und der deutsche Kaiser hervorgegangen sind.

Seine im Zollverein erworbene Kenntnis der Verhältnisse und Personen in den einzelnen süddeutschen Staaten und Regierungen, die glückliche Hand, die er vom Jahre 1851 an bei den Verhandlungen mit den deutschen Einzelstaaten gezeigt hatte, und schließlich das unbedingte Vertrauen, das König und Kanzler in ihn setzten, machten ihn zum berufenen Unterhändler bei der Vereinbarung der Grundlagen des neuen Deutschland.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Sedan, am 5. September 1870 erhielt D. ein Telegramm des Grafen Bismarck, der ihn auf Befehl des König ins Hauptquartier nach Reims berief. Es handelte sich um Erwägungen darüber, wie der Beitritt der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund und das Kaisertum in die Wege zu leiten seien. Bald nach dem Eintreffen D.s in Reims ging dort eine Mitteilung der bayrischen Regierung ein, in der die Überzeugung ausgesprochen wurde, daß die Entwicklung der politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie durch die kriegerischen Ereignisse herbeigeführt sei, es bedinge, von dem Boden völkerrechtlicher Verträge, welche bisher die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde verbanden, zu einem Verfassungsbündnis überzugehen. Die bayrische Regierung knüpfte daran den Wunsch, D. möge zu Verhandlungen über die von ihr ausgearbeiteten Vorschläge nach München entsendet werden.

D. arbeitete, ehe er von dem Hauptquartier abreiste, eine Denkschrift über die künftige Gestaltung aus, die im wesentlichen ein Bild dessen entwarf, was durch die Versailler Verträge später geworden ist. »Der Schluß der Denkschrift — so teilt er in seinen Lebenserinnerungen mit — gab dem alle Geister erfüllenden Gedanken zum ersten Male einen offiziellen Ausdruck: ich begründete die unabweisbare Notwendigkeit für den König, sich zur Annahme der Kaiserwürde zu entschließen.« Bismarck war mit der Denkschrift einverstanden und übergab sie dem König, der sich jedoch in der Kaiserfrage die Entscheidung noch vorbehielt.

Die eingehenden Verhandlungen, die D. in der zweiten Septemberhälfte in München mit der bayrischen Regierung führte und bei denen auch der württembergische Minister v. Mittnacht zugegen war, bestärkten die Überzeugung, daß das deutsche Reich gesichert sei und lieferten die Grundlagen für die Verhandlungen mit den übrigen süddeutschen Staaten, die D. sechs Wochen später in Versailles zu führen hatte. D. nahm in die mit Baden und Hessen in Versailles vereinbarte Verfassung alle bei der Münchener Besprechung von Bayern angeregten und als zulässig erkannten Änderungen

und Erläuterungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes auf, soweit sie allgemeiner Natur waren, ebenso in den Vertrag mit Württemberg die in München besprochene Sonderbestimmung über Post und Telegraphie. Auf diese Weise wurden die in Versailles zu führenden abschließenden Verhandlungen mit Bayern auf ein Minimum von streitigen Punkten reduziert. Daß sie sich trotzdem nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten entwickelten und daß es des größten Taktes und der größten Geschicklichkeit bedurfte, um sie zum glücklichen Ende zu bringen, ist so bekannt, daß es hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht.

Ende November war die Einigung erzielt und D. konnte nach Berlin zurückreisen, um die Reichsverfassung im Norddeutschen Reichstag einzubringen und zu vertreten.

»Das Kaisertum — so bemerkt D. am Schlusse seiner Erinnerungen — hatte keinen Gegenstand meiner Verhandlungen gebildet, und ich kann seine Genesis im einzelnen nicht darstellen. Verschiedene Personen haben das Ergebnis gefördert; das Verdienst, den richtigen Augenblick erkannt und die richtige Form gewählt zu haben, gebührt dem Grafen Bismarck.«

Die Verdienste Delbrücks um die Errichtung des Deutschen Reichs waren der Anlaß dafür, daß ihm im Jahre 1871 eine Dotation von 200000 Taler gewährt wurde. Am 25. Jahrestag der Reichsgründung, am 18. Januar 1896, wurde Delbrück der Schwarze Adlerorden und damit der Adel verliehen.

Was die Tätigkeit anlangt, die D. in der inneren Gesetzgebung und Wirtschaftspolitik in seiner Stellung als Präsident des Bundeskanzleramtes und später des Reichskanzleramtes entfaltete, so erstreckte sie sich auf ein so weites Gebiet, daß die persönliche und intensive Bearbeitung einzelner Materien naturgemäß hinter den Aufgaben der Oberleitung des Ganzen und der Erteilung allgemeiner Direktiven zurücktreten mußte. Wollte man alles, was damals unter D.s Leitung und Mitwirkung geschaffen und in die Wege geleitet wurde, zur Darstellung bringen, so würde man die ganze Geschichte der inneren Gesetzgebung und der Wirtschaftspolitik jener Periode schreiben müssen. Wenn aber in einzelnen Materien D. auf Grund der in seiner bisherigen Tätigkeit gewonnenen Erfahrungen oder auf Grund eines besonderen Interesses in die Einzelheiten der Durchführung hinabstieg, so läßt sich sein persönlicher Anteil an dem Zustandegekommenen mangels eines Dokuments, wie es seine nur bis zum Jahr 1867 reichenden »Lebenserinnerungen« sind, nicht im einzelnen feststellen. Es seien deshalb nur die wichtigsten Züge hervorgehoben.

Ein Teil der Arbeiten auf dem Gebiete der inneren wirtschaftlichen Gesetzgebung, die D. noch als Direktor im preußischen Handelsministerium eingeleitet oder gefördert hatte, kamen erst nach der Errichtung des Bundes im Wege der Bundesgesetzgebung zu ihrem Abschluß. Hierher gehört vor allem die Ordnung des Maß- und Gewichtssystems und der Gewerbegesetzgebung.

D.s Anteil an dem Übergang Preußens zu dem metrischen Gewichtssystem (Zollpfund) ist oben erwähnt worden. Für die Einführung des vollen metrischen Maß- und Gewichtssystems machte sich von der Mitte der 50er Jahre an eine internationale Bewegung geltend, die auch in Deutschland immer mehr an Boden gewann. Preußen beteiligte sich, nachdem es sich anfänglich

zurückhaltend gezeigt hatte, im Jahre 1865 an den beim Bundestag in dieser Angelegenheit stattfindenden Verhandlungen, aus denen ein auf das Meter begründeter Entwurf einer deutschen Maß- und Gewichtsordnung hervorging. Die Einführung dieser Maß- und Gewichtsordnung in den einzelnen Staaten wurde durch die politischen Ereignisse hinausgeschoben; im Jahre 1868 jedoch legte D. den gesetzgebenden Körperschaften des Norddeutschen Bundes eine Maß- und Gewichtsordnung vor, welche auf dem Entwurfe von 1865 beruhte; sie wurde Bundesgesetz und später auf Grund der Versailler Verträge Reichsgesetz.

Auch eine einschneidende Änderung der Gewerbeordnung im Sinne des Ausbaues der Gewerbe- und Koalitionsfreiheit wurde von D. bereits vor der Errichtung des Norddeutschen Bundes vorbereitet. Das preußische Abgeordnetenhaus hatte im Frühjahr 1865 einen Antrag auf Beseitigung der Koalitionsbeschränkungen angenommen, und der Handelsminister Graf Itzenplitz berief alsbald eine Kommission zur Vorbereitung eines entsprechenden Gesetzes. Aber allein schon durch die im Sommer 1866 eingetretene Erweiterung des Gebiets der preußischen Monarchie wurde eine umfassendere Reform der Gewerbegesetzgebung, als sie in den aus den Beratungen der Kommission hervorgegangenen Entwürfen enthalten war, zu einer unabweisbaren Notwendigkeit. Bei der Einrichtung der Verwaltung in den neu erworbenen Provinzen wurde D.s Interesse vor allem anderen durch deren Gewerbegesetzgebung in Anspruch genommen. »In Hannover, Kurhessen, Schleswig-Holstein und Hessen-Homburg bestand noch der Zunftzwang, begleitet von einer Reihe anderer Gewerbebeschränkungen; es wäre ein Bruch mit ihrer ganzen Vergangenheit gewesen, wenn die preußische Verwaltung hier nicht Wandel geschafft hätte. An die Einführung der preußischen Gewerbegesetzgebung, welche durch königliche Verordnung sofort hätte erfolgen können, war nicht zu denken; denn diese Gesetzgebung war zu einem System aneinander gereihter Novellen geworden, welches sich nur da ertragen ließ, wo es allmählich entstanden war, und sie war in Preußen selbst als einer gründlichen Reform bedürftig anerkannt. Es blieb nur übrig, die in den einzelnen Landen bestehenden Gesetze durch königliche Verordnungen von den empfindlichsten Beschränkungen des Gewerbebetriebs zu befreien.« Dieser Weg wurde beschritten.

Die umfassende Neuordnung der Gewerbegesetzgebung im Sinne der möglichst wenig eingeschränkten Gewerbefreiheit erfolgte auf Grund eines im Jahre 1868 vorgelegten Gesetzentwurfs durch die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 21. Juni 1869, deren Wirksamkeit später auf das Reichsgebiet ausgedehnt wurde.

Eine besondere Hervorhebung verdient D.s Anteil an der Neuordnung des deutschen Geld- und Bankwesens. Diese Reform bildete eine der allerdringendsten aber zugleich auch der allerschwierigsten Aufgaben, die das neu geeinte Deutschland zu bewältigen hatte.

Die Mitarbeit D.s beim Wiener Münzvertrag von 1857, bei den Bestimmungen über den Umlauf papierner Geldzeichen in Preußen und bei dem Ausbau der preußischen Bank ist bereits erwähnt. Aber vor der Gründung des Reichs konnte auf diesem wichtigen Gebiete nur Stückwerk geschaffen werden; denn ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, wie es Deutschland

durch den Zollverein geworden war, bedurfte einer einheitlichen Organisation seiner Umlaufsmittel und seines Bankwesens, und eine solche einheitliche Organisation ist nur in einem Einheitsstaate, nicht in einem Staatenbunde durchführbar.

Was Deutschland benötigte war einmal die Münzeinheit an Stelle der sieben verschiedenen Münzsysteme, die auch nach dem großen durch den Wiener Münzvertrag erzielten Fortschritte in Deutschland noch bestanden; ferner eine Beseitigung des Übermaßes papierner Geldzeichen und eine solide Fundierung und einheitliche Gestaltung des Papierumlaufs; außerdem der Anschluß an das System der Goldwährung, dessen Vorzüge an sich schon bei den im Jahre 1854 mit Österreich geführten, oben erwähnten Verhandlungen festgestanden hatten, das inzwischen durch die gewaltige Goldproduktion der fünfziger und sechziger Jahre in der internationalen Geldverfassung das entschiedene Übergewicht erlangt hatte und das infolge der gesteigerten Goldgewinnung und vor allem auch durch die in Gold realisierbare französische Kriegskostenentschädigung für Deutschland durchführbar geworden war; schließlich die Schaffung einer Zentralbank zur Regelung des inneren Geld- und Kreditverkehrs, zur Überwachung der auswärtigen Beziehungen des deutschen Geldwesens und zum Schutze der neu zu schaffenden Goldwährung.

Über den großen persönlichen Anteil, den D. an der Durchführung dieser wichtigen Aufgaben genommen hat, ist der Verfasser dieser Skizze von D. selbst durch mündliche Mitteilungen und durch Überlassung von Dokumenten in eingehender Weise informiert worden. D.s Rolle in der deutschen Geld- und Bankreform sind auf Grund dieser Mitteilungen ausführlich in meiner »Geschichte der deutschen Geldreform« dargestellt.

D. hat von Anfang an die Ziele der Reform und die Wege zu ihrer Durchführung klar erkannt und an diesen trotz zahlreicher und mächtiger Widerstände festgehalten. Sein Operationsplan, der den obwaltenden Verhältnissen durchaus angepaßt war, bestand darin, daß er in Anbetracht der Schwierigkeiten, die innerhalb des Bundesrates einer befriedigenden Ordnung der Frage des Staatspapiergeldes und der Reichsbank entgegenstanden, zunächst mit aller Energie die Reform des Münzwesens erstrebte, um damit die Grundlage für die weiteren Reformen zu schaffen. Von allen maßgebenden Personen war es D., der mit dem größten Nachdruck die möglichst einheitliche Ordnung des Münzwesens verlangte und der nicht nur die Übernahme der Münzgesetzgebung, sondern auch der gesamten das Münzwesen betreffenden Verwaltungstätigkeit auf das Reich befürwortete. Ebenso war es D., der innerhalb der Regierung mit der größten Entschiedenheit den Gedanken der Goldwährung vertrat und darauf drängte, die durch den Ausgang des Kriegs mit Frankreich und die französiche Kriegskostenentschädigung geschaffene günstige Situation ungesäumt zur Durchführung des Währungswechsels zu benutzen.

Schon bei der preußischen Regierung, und in einzelnen Punkten noch mehr bei den Regierungen der Mittelstaaten, fand D. mit diesen Ideen Widerstand. Der preußische Finanzminister Camphausen stellte den weiten Gesichtspunkten D.s einen stark partikularistisch und fiskalisch angehauchten Gedankengang entgegen. Die von D. geplante unitarische und zentralistische

Ordnung des Münzwesens hatte ebensowenig den ungeteilten Beifall des preußischen Partikularisten, wie die bei dem Übergang zur Goldwährung notwendige, aber erhebliche finanzielle Zubußen in Aussicht stellende Silberabstoßung die Sympathien des fiskalisch rechnenden Finanzministers fand. Schon der im Reichskanzleramt ausgearbeitete Gesetzentwurf über die Ausprägung von Reichsgoldmünzen, der am 10. Oktober 1871 dem Bundesrat vorgelegt wurde, war von der Haltung des preußischen Finanzministers beeinflußt, wenn er auch in den Hauptpunkten, namentlich hinsichtlich der einheitlichen Ordnung des Münzwesens, der Auffassung D.s entsprach. Dagegen wurden durch die Beschlüsse des Bundesrats in die geplante deutsche Münzeinheit erhebliche Breschen gelegt. Nicht nur wurde an Stelle der Prägung der »Reichsgoldmünzen« durch das Reich die Prägung auf den einzelstaatlichen Münzstätten und an die Stelle des einheitlichen Gepräges, enthaltend das Bildnis des deutschen Kaisers, ein verschiedenes Gepräge, enthaltend das Bildnis des Landesherrn oder das Hoheitszeichen der freien Städte gesetzt; darüber hinaus wurde auch die Sorge für die Aufrechterhaltung der Vollwichtigkeit des Münzumlaufs und ebenso die Einziehung der alten Landesmünzen zur Sache der Einzelstaaten gemacht. Camphausen wurde der Verfechter dieses geradezu unmöglichen »Kompromisses« im Reichstag, während D., der von vornherein der Unterstützung seiner Ideen durch eine überwältigende Mehrheit im Reichstag sicher sein konnte, bei der dritten Lesung mitunter leichten Herzens die Bestimmungen preisgeben konnte, die Camphausen in der zweiten Lesung mit Eifer verteidigt hatte. Insbesondere der Sachkenntnis und der unermüdlichen Tätigkeit Ludwig Bambergers ist es gelungen, durch die Reichstagsverhandlungen den Entwurf der verbündeten Regierungen so umzugestalten, daß dem Wesen nach eine einheitliche Münzverfassung geschaffen und nur in der Form, namentlich in der Frage des Gepräges, dem Partikularismus einige Zugeständnisse gemacht wurden, daß ferner der Übergang zur Goldwährung gleich in dem ersten sich auf das Münzwesen beziehenden Reichsgesetz, dem Gesetz, betr. die Ausprägung von Reichsgoldmünzen, vom 4. Dezember 1871, im Prinzip entschieden wurde. Der gesetzgeberische Abschluß der eigentlichen Münzreform erfolgte auf den durch jenes erste Gesetz geschaffenen Grundlagen durch das Münzgesetz vom 9. Juli 1873.

Beträchtlich größere Schwierigkeiten fand D. bei der Reform des Papiergeld- und Bankwesens. Allgemein war man der Überzeugung, daß die Ordnung des Umlaufs von Staatspapiergeld und die Neuorganisation der Notenbanken in unmittelbarem Zusammenhang mit der Münzreform gehalten werden müsse, wenn anders nicht das ganze Werk gefährdet werden sollte. Aber hinsichtlich der Art der Lösung dieser Fragen bestanden nahezu unüberwindliche Interessenkonflikte und Meinungsverschiedenheiten einerseits zwischen dem preußischen Finanzminister und den Regierungen der übrigen Einzelstaaten, andererseits zwischen dem preußischen Finanzminister und dem Präsidenten des Reichskanzleramts. Für D. standen als Ziel folgende Punkte fest:

1. Ersetzung des umlaufenden Papiergeldes der Einzelstaaten durch ein Reichspapiergeld in wesentlich geringerem Betrage unter Gewährung möglichster finanzieller Erleichterungen an die zur Einziehung ihres Staatspapiergeldes genötigten Einzelstaaten;

2. Ordnung des Bankwesens unter Umwandlung der Preußischen Bank in eine Reichsbank.

Unter D.s Leitung und Verantwortlichkeit hatte Michaëlis bereits Ende 1872 den Entwurf eines Bankgesetzes ausgearbeitet, dessen Schwerpunkt in der Umwandlung der Preußischen Bank in eine Reichsbank lag. Bismarck hatte den Entwurf bereits gezeichnet, aber noch im letzten Augenblick gelang es Camphausen, seine Einbringung zu verhindern. Camphausen wollte die Notwendigkeit einer Reichsbank nicht einsehen, und es lag ihm sehr viel daran, die Preußische Bank, an deren Reingewinn der preußische Staat beteiligt war, als preußisches Institut zu erhalten. Sein Widerstand bildete ein geradezu unüberwindliches Hindernis für eine Lösung der Bankfrage, welche dem Reichskanzleramt und der öffentlichen Meinung hätte annehmbar erscheinen können. Damit war auch die Ordnung der Papiergeldausgabe wesentlich erschwert; insbesondere Bayern bestand darauf, daß die Papiergeldfrage nur im Zusammenhang mit der Bankfrage geregelt werden dürfe. Außerdem aber sträubte sich Camphausen gegen die Gewährung von Erleichterungen an diejenigen Bundesstaaten, die einen im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung starken Betrag von Papiergeld ausgegeben hatten.

Infolge dieser Konflikte wurde im Jahre 1873 das Münzgesetz vorgelegt, ohne daß gleichzeitig Entwürfe über die Reform des Papiergeld- und Bankwesens eingebracht worden wären. Der Reichstag aber bestand seinerseits auf der schleunigen Inangriffnahme dieser Materien, indem er dem Münzgesetz einen Paragraphen anfügte, der über das Papiergeld und die Notenausgabe einschneidende Bestimmungen traf.

Unter diesem Druck einigte man sich im Bundesrat über einen Gesetzentwurf über die Ausgabe von Reichskassenscheinen, der am 21. April 1874 Gesetzeskraft erhielt. Dieses Gesetz verfügte die Einziehung des Staatspapiergeldes und seinen Ersatz durch Reichskassenscheine im Normalbetrag von 120 Millionen M., die auf die Bundesstaaten pro rata ihrer Bevölkerungszahl verteilt werden sollten. Außerdem erhielten die Bundesstaaten, die einen größeren Betrag an Staatspapiergeld ausgegeben hatten, als ihrem Normalanteil an Reichskassenscheinen entsprach, einen in 15 Jahren zu tilgenden Vorschuß in Reichskassenscheinen.

Nunmehr konnte auch die Einbringung eines Bankgesetzes nicht länger verschoben werden, zumal sich D. bei der Beratung des Reichskassenscheingesetzes im Bundesrat verpflichtet hatte, einen Bankgesetzentwurf so frühzeitig vorzulegen, daß die Beratungen im Bundesrat bis zum Beginn der Herbstsession 1874 des Reichstags erledigt werden könnten. Da Camphausen auf seinem entschiedenen Widerspruch gegen die Umwandlung der Preußischen Bank in eine Reichsbank beharrte, mußte sich D. mit dem Gedanken abfinden, einen Entwurf ausarbeiten zu lassen, der sich darauf beschränkte, die Notenausgabe und den Geschäftskreis der bestehenden Notenbanken zu reglementieren, ohne eine Reichsbank ins Leben zu rufen. Der wenn auch nur vorläufige Verzicht auf den Hauptteil der Bankreform wurde D. und Michaëlis nicht leicht; sie konnten sich einigermaßen damit trösten, daß der Erlaß von Normativbestimmungen für die bestehenden Notenbanken der späteren Errichtung einer Reichsbank in keiner Weise präjudizierte und sie konnten außerdem, ähnlich wie bei der Münzgesetzgebung, auf eine

energische Unterstützung des Reichstags für den Gedanken der Reichsbank rechnen.

Als der Reichstag am 16. November 1874 die erste Lesung des Bankgesetzentwurfs begann, führte D. in seiner die Beratungen einleitenden Rede aus, der Gedanke einer Reichsbank sei dem Reichskanzleramte »nichts weniger als antipathisch« gewesen, aber wegen der Schwierigkeiten einzelner Fragen, wie der Stellung der Reichsbank zu den anderen Notenbanken und der Auseinandersetzung mit Preußen sehe der vorliegende Entwurf von einer Reichsbank ab. Im Reichstag jedoch war eine überwältigende Mehrheit gewillt, kein Bankgesetz ohne Reichsbank zu genehmigen. Die zur Beratung des Entwurfs eingesetzte Kommission beschloß sofort nach ihrem Zusammentreten am 21. November mit 13 gegen 4 Stimmen »daß die Kommission die Diskussion des Bankgesetzes nicht für wünschenswert erachte, ehe ein Beschluß über die Einführung einer Reichsbank gefaßt sei.« Nach diesem Beschluß vertagte sich die Kommission, um die Stellungnahme des Bundesrats abzuwarten.

Nunmehr gab Camphausen endlich seinen Widerspruch gegen die Reichsbank auf; er bequemte sich zu Vorschlägen über die Umwandlung der Preußischen Bank in eine Reichsbank, die der Bundesrat im ganzen annehmbar fand und auf Grund deren die in den Bankgesetzentwurf einzufügenden Bestimmungen über die Reichsbank ausgearbeitet und vom Bundesrat genehmigt wurden. Mit dieser wichtigen Ergänzung wurde der Entwurf vom Reichstag nach eingehenden Kommissions- und Plenarberatungen, die vor allem durch die sachkundige Mitarbeit Ludwig Bambergers ihr Gepräge erhielten, angenommen. Am 14. März 1875 konnte das Bankgesetz vollzogen werden. D. bemerkt in seinen »Lebenserinnerungen« bei der Besprechung eines im Mai 1861 von Preußen ausgearbeiteten Entwurfs einer Vereinbarung zwischen den deutschen Staaten über die Erteilung neuer und die Verlängerung bestehender Notenprivilegien, der ohne Ergebnis geblieben war:

»Es ist eine meiner liebsten dienstlichen Erinnerungen, daß ich dreizehn Jahre später in Gemeinschaft mit Herrn Michaëlis und dem Abgeordneten Dr. Bamberger das Reichsbankgesetz habe zustande bringen und damit die Materie auf die Dauer habe regeln können«.

In handelspolitischer Beziehung, auf D.s ureigenstem Arbeitsfelde, hatten die Umgestaltung des Zollvereins nach dem Kriege von 1866 und schließlich die Begründung des Deutschen Reichs die staatsrechtlichen Schwierigkeiten beseitigt, die bisher dem Ausbau der Tarifpolitik im Wege gestanden hatten. Die freihändlerische Richtung der D.schen Handelspolitik selbst wurde durch diese Umwälzungen nicht berührt. »Im Zeichen der Annäherung an die Handelsfreiheit — so habe ich in meinen Vorträgen über »Handelspolitik« (1901) ausgeführt — war der Zollverein groß geworden, und die deutsche Volkswirtschaft war, trotzdem ihre industrielle Konkurrenzfähigkeit damals gegenüber dem Auslande, namentlich gegenüber England und Frankreich eine wesentlich geringere war als heute, unter der liberalen Tarifpolitik des Zollvereins erheblich vorwärts geschritten. Namentlich von den fünfziger Jahren an, nachdem die kurze Zeit der von Süddeutschland ausgehenden schutzzöllnerischen Reaktion überwunden war und nachdem die Verträge mit Hannover und Österreich erhebliche Zollermäßigungen ge-

bracht hatten, und dann nach dem noch viel mehr freihändlerischen Vertrage mit Frankreich von 1862 hatte Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung einen so merkbaren Aufschwung zu verzeichnen, daß es durchaus erklärlich und natürlich erscheint, wenn die Leiter der Handelspolitik des Zollvereins auch nach der Begründung des Norddeutschen Bundes und des Reichs auf der von ihnen betretenen Bahn weiter zu gehen versuchten.«

Bei der Fortbildung des Zolltarifs im freihändlerischen Geiste wurde die Regierung an Eifer und Radikalismus von der öffentlichen Meinung und der Volksvertretung weit übertroffen. Das zeigte sich, als im Jahre 1868 gleichzeitig mit einem neuen Handelsvertrag mit Österreich, der wichtige Zollermäßigungen enthielt, ein Gesetzentwurf vorgelegt wurde, der im Anschluß an den österreichischen Vertrag eine erhebliche Vereinfachung des Zolltarifs herbeiführen und nach dem Vorbilde Englands ein System reiner Finanzzölle anbahnen sollte. Dieser Gesetzentwurf scheiterte in zwei Sessionen daran, daß die Zollermäßigungen der freihändlerischen Mehrheit des Zollparlaments nicht weit genug gingen; er kam erst im Jahre 1870 zur Annahme, nachdem die Regierung auf den ganz besonders stark angefochtenen Petroleumzoll verzichtet hatte.

Der erste handelspolitische Akt des neuen Reichs war der in § 11 des Frankfurter Friedens enthaltene unkündbare Meistbegünstigungsvertrag mit Frankreich. Man mußte sich mit der bloßen Meistbegünstigung begnügen, nachdem der anfangs erstrebte Abschluß eines neuen Tarifvertrags von Frankreich mit der größten Hartnäckigkeit abgelehnt worden war.

In der Folgezeit war es der Reichstag, der zu einem weiteren Schritte im freihändlerischen Sinne drängte. Im Mai 1873 wurde ein Antrag eingebracht, der die völlige Beseitigung der Eisen- und Maschinenzölle verlangte; unterzeichnet war der Antrag von den konservativen Agrariern und den liberalen Freihändlern. D. beantwortete diesen Antrag mit der Ankündigung einer Tarifnovelle, die wenige Wochen später eingebracht wurde und Zollfreiheit für Roheisen sowie Zollermäßigungen für Eisenwaren und einige andere Artikel enthielt. Die Vorlage wurde in der Fassung angenommen, daß für Roheisen sofort, für Eisenwaren usw. am 1. Januar 1877 Zollfreiheit eintreten sollte.

Dieses Gesetz war der letzte Erfolg der freihändlerischen Politik in Deutschland. Die Folgezeit brachte einen völligen Umschwung in der öffentlichen Meinung, in der Stellungnahme der Volksvertretung und in der Ansicht des Kanzlers, einen Umschwung, dessen erste Vorboten D. veranlassen sollten, von seiner amtlichen Stellung zurückzutreten.

Die schutzzöllnerische Strömung innerhalb der deutschen Industrie, die nie ganz unterdrückt worden war, gewann allmählich wieder an Bedeutung. Nachdem die kardinale Forderung aller wirtschaftlich tätigen Kreise Deutschlands, die Schaffung eines einheitlichen deutschen Zollgebiets, hinter der bisher alles andere zurückgetreten war, im Deutschen Reiche in einer für alle absehbare Zeit gesicherten Form erfüllt war, traten die Einzelinteressen wieder mehr hervor. Die erheblichen Zollermäßigungen und die wichtigen Zollbefreiungen, die seit der Errichtung des Norddeutschen Bundes teils im Wege von Handelsverträgen, teils im Wege der autonomen Zollgesetzgebung herbeigeführt worden waren, hatten die schutzzöllnerisch interessierten Zweige

der deutschen Industrie zu verschärftem Widerspruch herausgefordert. Dazu kam die Handelskrisis von 1873 und in ihrem Gefolge eine schwere industrielle Depression, die namentlich auf der Eisenindustrie lastete. So töricht es wäre, wenn man diese Krisis — statt auf die vorhergegangene starke Überproduktion und Überspekulation — auf die ausländische Konkurrenz zurückführen wollte, so begreiflich ist es andererseits, daß die bedrängten Industrien zur Erleichterung ihrer Lage nach verstärktem Schutze gegenüber dem fremden Wettbewerbe riefen. Zu Beginn des Jahres 1876 wurde zum Zweck einer umfassenden schutzzöllnerischen Agitation der »Zentralverband deutscher Industrieller« gegründet, der in der Folgezeit einen großen Einfluß auf die Gestaltung unsrer Handelspolitik gewonnen hat. Es traten ihm vor allem bei die Eisenindustriellen, die Baumwollspinner, die Soda- und Zuckerfabrikanten.

Ferner bereitete sich in jener Zeit der Übergang der agrarischen Parteien aus dem Lager des Freihandels in das Lager des Schutzzolls vor, in Verbindung mit dem Umschwung, den die Stellung der deutschen Landwirtschaft damals im internationalen Verkehr erfuhr. Die deutsche Landwirtschaft, die noch vor kurzem einen Überschuß an Produkten an das Ausland, namentlich an den englischen Markt abgegeben hatte, fing an, den Druck der zunächst von dem durch Eisenbahnen erschlossenen Rußland ausgehenden Getreidekonkurrenz auf dem deutschen Markte selbst zu spüren; während die deutschen Agrarier bisher nur an der Leichtigkeit des Exports und an dem möglichst billigen Import landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen usw. interessiert gewesen waren und infolgedessen sich durch einen stark ausgeprägten freihändlerischen Radikalismus hervorgetan hatten, erkannten sie jetzt mit einemmal ihr überwiegendes Interesse in der Erschwerung der Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse.

Befördert wurde der Umschwung in den handelspolitischen Anschauungen und Bestrebungen Deutschlands durch die protektionistische Politik, die in jener Zeit fremde Staaten, insbesondere Frankreich, Österreich und Rußland, verfolgten. Fürst Bismarck schien anfangs sich der wachsenden schutzzöllnerischen Strömung entgegenstellen zu wollen; noch am 22. November 1875 bezeichnete er im Reichstag die Aufhebung aller Zölle mit Ausnahme einiger hoher Finanzzölle auf 10 bis 15 Artikel als das erstrebenswerte Ziel. Aber auch bei Bismarck trat bald ein radikaler Wechsel seiner handelspolitischen Auffassung ein, in dem Maße, daß er in den folgenden Jahren mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit die Führung in der schutzzöllnerischen Umkehr der deutschen Tarifpolitik ergriff.

D. war nicht gesonnen, den Umschwung mitzumachen. Als er die ersten Anzeichen der beginnenden Meinungsverschiedenheit zwischen sich und dem leitenden Staatsmanne bemerkte, entschloß er sich, alsbald die Geschäfte, die er seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit soviel Geschick und Hingabe geführt hatte, aus der Hand zu geben. Im Frühjahr 1876 erbat er seine Entlassung, die ihm am 1. Juni 1876 gewährt wurde.

Über den akuten Anlaß und die näheren Umstände von D.s Rücktritt ist bei der vornehmen Diskretion, die dieser Staatsmann stets bewahrt hat, niemals etwas genaueres bekannt geworden. Bamberger erzählt darüber:

»D.s Klugheit und Selbstachtung ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel darüber, was die Glocke geschlagen habe, als der Kanzler bei einem scheinbar geringfügigen Anlaß die nach den amtlichen Regeln herkömmliche Form ihm gegenüber verletzte. Er sagte sich sogleich, daß dies mit Absicht geschehen sei, und mit welcher Absicht, und Bismarck kannte seinen Mann auch genug, um zu wissen, daß hier der leiseste Wink genüge, um verstanden zu werden. Die andern alle, welche nacheinander entfernt werden mußten, um dem Geist der Kanitz und Mirbach die Bahn frei zu machen, waren minder feinfühlig und trennten sich schwerer von Amt und Würde. Man erzählte sich damals, D. habe sofort am Tage der Entdeckung des ersten Symptoms bei Tisch ganz trocken seiner erst seit kurzem ihm angetrauten Gattin gesagt: »Wir wollen uns nach einer andern Wohnung umsehen.« Sie konnte natürlich nicht fassen, warum die großartigen Amtsräume der Wilhelmstraße ihrem anspruchslosen Gemahl nicht genügten, bis er ihr die nötige Aufklärung erteilte.«

Mit seinem Abschiede aus dem Staatsdienste begann für D. der letzte Abschnitt seines Lebens, von dem er selbst sagt: »Er war reich an ruhigem Glück aber arm an erwähnenswerten Begebenheiten.« D., der bis in ein vorgeschrittenes Alter Junggeselle geblieben war, hatte sich am 1. März 1875 verheiratet, und zwar mit Elise von Pommer-Esche, der Tochter des Oberpräsidenten der Rheinprovinz Adolf von Pommer-Esche, mit dem D., seit er ihn bei seinem Eintritt in das Finanzministerium als Geheimen Oberfinanzrat kennen gelernt hatte, in aufrichtiger Freundschaft verbunden gewesen war. »Während des ersten Jahres meiner Ehe«, heißt es in den »Lebenserinnerungen«, nahm mein Amt nicht bloß meine Zeit sondern auch meine Gedanken in solchem Maße in Anspruch, daß es für meine Frau so wenig als für mich, zu einer vollen Befriedigung kam. Ich wurde mir bewußt, daß ich ihr nicht das war, was ich sein wollte, und dieses Bewußtsein, wenn es auch durchaus nicht der Grund meines Scheidens aus dem Dienste war, hat mir den ernsten Entschluß erleichtert.«

Allerdings hat sich D. nach dem Rücktritt aus seiner amtlichen Stellung nicht sofort ganz und gar ins Privatleben zurückgezogen, und noch weniger hat er sich mit seinem persönlichen Interesse von den öffentlichen Angelegenheiten abgewendet. Er war innerlich zu sehr mit seinem Lebenswerke verflochten, als daß er ohne Anteilnahme die Dinge, die er solange geleitet hatte, sich hätte entwickeln lassen können.

Bei den Reichstagswahlen im Sommer 1878, die unter dem Eindruck des Nobilingschen Attentats stattfanden und deren Ausfall entscheidend werden sollte für den Umschwung der deutschen Handelspolitik, wurde D. von einer Anzahl führender Personen in der nationalliberalen Partei zur Annahme eines Reichstagsmandats gedrängt. D. hatte im Jahre 1858 ein ihm angetragenes Mandat für das Abgeordnetenhaus und im Jahre 1860 die ihm angebotene Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses abgelehnt, und zwar um Konflikte zwischen den Pflichten seiner amtlichen Stellung und seiner Zugehörigkeit zu einem der Häuser des Landtags aus dem Wege zu gehen. Ein solcher Gesichtspunkt konnte jetzt, nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste, nicht mehr in Frage kommen. Aber gleichwohl entschloß sich D. nur ungern, dem wiederholten Drängen seiner Freunde nachzugeben und das ihm angebotene Reichstagsmandat anzunehmen. Bestimmend für die Annahme mag schließlich das Gefühl der Verpflichtung gewesen sein, für die von ihm solange praktisch verwirklichten wirtschaftspolitischen Ideen gegenüber der neuen Strömung mit seiner Person und seiner Autorität einzutreten.

D. wurde, ohne daß er irgend einen Schritt der Bewerbung getan hatte, im Wahlkreise Jena gewählt. Das Mandat war ihm angeboten worden ohne die Bedingung des Beitritts zu einer bestimmten Fraktion; er blieb fraktionslos, hielt sich aber zu dem freihändlerisch gebliebenen Flügel der Nationalliberalen.

Die von Bismarck eingeleitete »Tarifreform«, die in der Session 1878/79 nahezu das ganze Interesse des Reichstags absorbierte, gab D. Gelegenheit, seine Sachkenntnis und seine Erfahrung zur Verteidigung der bedrohten Handelsfreiheit einzusetzen. Mit derselben unermüdlichen Pflichttreue und strengen Sachlichkeit, die man an dem Regierungsvertreter gewohnt gewesen war, führte er nunmehr als Abgeordneter im Plenum und in der Tarifkommission des Reichstags den aussichtslosen Kampf gegen eine Handelspolitik, die er für verderblich hielt. In derselben Legislaturperiode beteiligte er sich an der Abwehr der ersten Versuche, die Gewerbefreiheit durch die partielle Wiedereinführung des Zunftzwanges einzuschränken. Ferner nahm er an erster Stelle teil an der Einbringung und Begründung der Interpellation über die Bedeutung der im Mai 1879 vom Reichskanzler verfügten Einstellung der zur Durchführung der Münzreform notwendigen Silberverkäufe.

Aber so sehr von allen Seiten, auch von der gegnerischen, die Autorität und Sachlichkeit D.s anerkannt wurde, seine Stellung im Reichstage gestaltete sich nicht so, daß sie ihm nach dem Vierteljahrhundert leitender und führender Tätigkeit in der Regierung eine Befriedigung hätte gewähren können. Bamberger bemerkt zu dieser Tatsache:

»Es hatte sich gezeigt, daß deutsche parlamentarische und konstitutionelle Zustände noch nicht die Reife erlangt haben, wie in England zweihundert Jahre früher. Alle ehemaligen Minister, die dasselbe Experiment unternahmen, haben dieselbe Erfahrung gemacht. Die Falk, Hobrecht, Achenbach nahmen im Parlament keine Stellung ein, die ihrer früheren entsprach. Ganz natürlich, denn, wie die Dinge bei uns verlaufen, hatten sie auch keine Aussicht, vom Boden der parlamentarischen Opposition wieder auf die Ministerbank zurückzukommen.«

Bei den Neuwahlen im Jahre 1881 lehnte D. mit aller Bestimmtheit die Wiederannahme eines Mandats ab. Aber auch als reiner Privatmann hat er bis an sein Lebensende das lebhafteste Interesse an den öffentlichen Dingen bewahrt, denen er nunmehr in der Hauptsache als philosophischer Zuschauer gegenüberstand.

Ganz besonders widmete er seine Anhänglichkeit und Arbeitskraft dem »Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes«, der von Beuth im Jahre 1821 gegründet worden war und zu dessen Vorsitzenden D. im Dezember 1858 gewählt wurde. Er hat den Vorsitz, der ihm Jahr für Jahr durch Neuwahl wieder übertragen wurde, auch nach seinem Ausscheiden aus seiner amtlichen Stellung bis wenige Jahre vor seinem Tode beibehalten und ihn mit der ihm eigenen Pflichttreue und Umsicht geführt.

Auch unsrer Geld- und Bankverfassung, an deren Begründung D. in so hervorragendem Maße teilgenommen hat, bewahrte D. sein volles Interesse. Als um die Mitte der neunziger Jahre die Bimetallisten einen entscheidenden Vorstoß gegen die Grundlagen unsrer Geldverfassung versuchten und die Reichsregierung einen Augenblick zu schwanken schien, übernahm D. bereitwillig den Ehrenvorsitz des damals gegründeten »Vereins zum Schutze der

Deutschen Goldwährung«, und der Verfasser dieser Skizze ist Zeuge dafür, in welchem Maße der greise Staatsmann aus dem Schatze seiner Erfahrung und seines Wissens die Aufklärungsarbeit auf diesem schwierigen Felde unterstützte.

Als Schriftsteller ersten Rangs hat sich D. durch seine nachgelassenen »Lebenserinnerungen« ein bleibendes Denkmal in der historischen Literatur gesetzt. Zu seinen Lebzeiten hat er, dessen besten Jahre durch den Staatsdienst überreichlich ausgefüllt waren, nur einige kleinere Schriften publiziert, die alle in ihrer klaren Sachlichkeit den Stempel seines Geistes tragen. Im Jahre 1857 veröffentlichte er ohne seinen Namen eine Schrift unter dem Titel »Der Zollverein und das Tabakmonopol«, in welcher er die Einrichtung des Tabakmonopols in Österreich und Frankreich darstellte und auf Grund dieser Darstellung die Unvereinbarkeit dieses Monopols mit den Zollvereinsverträgen nachzuweisen suchte. Zur Zeit der Kämpfe um den Bismarckschen Zolltarif veröffentlichte er im Jahre 1879 — gleichfalls ohne seinen Namen — in den Mitteilungen des »Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit« eine Abhandlung unter dem Titel »Deutschlands Getreideverkehr mit dem Auslande«, deren Zweck der Nachweis war, daß Deutschland der Zufuhr von Getreide aus dem Auslande nicht entbehren kann. Schließlich hat er im Jahre 1881 unter seinem Namen eine Schrift über »den Artikel 40 der Reichsverfassung« herausgegeben, die sich mit den Fragen der in jenem Artikel übernommenen Bestimmungen der Zollvereinsgesetzgebung befaßt. Karl Helfferich.

Meysenbug, Malvida von,[1]) Schriftstellerin, * 28. Oktober 1816 in Kassel, † 26. April 1903 in Rom. — Gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, als — nach Taines Ausdruck — *la France se vida de son meilleur sang*, verließ mit anderen Hugenotten auch ein gewisser Rivalier seine Heimat Nîmes, entkam den Verfolgern und suchte Schutz bei protestantischen Germanen. Seine Nachkommen ließen sich in Hessen nieder, und Philipp Rivalier errang — vielleicht mit Hilfe der Freimaurerloge, in der er zu hohen Würden emporklomm — die Gunst des Kurfürsten Wilhelm I. in solchem Grade, daß er eine glänzende Karriere bei ihm machte, zu seinem persönlichen Rat und Hofmarschall avancierte, 1825 in den Adelstand erhoben wurde und den Titel eines Freiherrn von Meysenbug erhielt. Aus der Ehe, die er, 21 Jahre alt, mit der sechszehnjährigen Johanna Hausel schloß, gingen zehn Kinder hervor, von denen drei in weiteren Kreisen bekannt geworden sind: zwei Söhne Otto und Wilhelm, die im österreichischen und badischen Staatsdienste hohe Stellungen errangen und in die Entwickelung der deutschen Verhältnisse während der verfahrenen Bundesperiode mit nicht eben glücklicher Hand einzugreifen versuchten, und eine Tochter Malvida, die alle ihre Geschwister um eine stattliche Reihe von Jahren überlebte. In ihr wie in den politischen Brüdern lebte der französische Freisinn der väterlichen Ahnen und die bis zum Eigensinn zähe Oppositionslust der Mutter; die verschiedenartige Mischung dieser Elemente führte unter der Einwirkung äußerer Umstände schließlich zu der merkwürdigen Tatsache, daß nach ruhig protestantischer, keineswegs orthodoxer Normal-

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 75*.

erziehung der Bruder in Wien zum Katholizismus und die Schwester in Hamburg zur freireligiösen Gemeinde übertrat. Spezifisch französisch aber ist in Malvida der Hauptzug ihres Wesens: die anmutige Umgangsform, die geselligen Manieren, die vollendete Liebenswürdigkeit, der sie ihre allgemeine Beliebtheit, ja selbst ihre Wirkung auf solche Zeitgenossen verdankte, die in ihr keineswegs einen bedeutenden Geist sahen. Auch die französische Sprache beherrschte sie wenigstens in späteren Jahren tadellos, ja schriftlich besser als die deutsche; unter den nicht seltenen syntaktischen Fehlern, die ihre Schriften durchsetzen, nehmen die Gallizismen einen besonders breiten Raum ein. In ihrem elterlichen Hause sprach man jedoch fast immer deutsch.

Ihre Kindheit verfloß in ungetrübtem Glück. Die Nähe und der Glanz des altväterischen Hofes, die Fürsorge der literarisch wohlgebildeten Mutter, die leichtsinnig genug war gegen alle damaligen Gepflogenheiten auch Theatervolk ins Haus zu ziehen und die Kinder beizeiten an der Geselligkeit der Großen teilnehmen zu lassen, der Wohlstand und Familienkultus führten dem jungen Wesen unablässig angenehme Eindrücke zu; beizeiten erwachten die beiden Triebe, die es nie mehr verlassen sollten, die Lust zu lernen und der Drang in die Ferne. Entschlüpfte sie doch eines Tages allein dem Elternhause, mit der Absicht sich in eine Postkutsche zu setzen und aus eigener Anschauung wie Parsifal »die Ferne« kennen zu lernen, von der sie so viel gehört hatte; der Plan wurde natürlich vereitelt, aber die Freude einer Reise nach Süddeutschland wurde ihr bald zuteil, und von da an bis in ihre letzten Lebensjahre blieb sie fast immer auf der Wanderschaft. Diese Wanderschaft wurde bereits eine unfreiwillige, als Malvida kaum fünfzehn Jahre alt war und die ersten erschütternden Augenblicke durchlebte. Kurfürst Wilhelm II., der seinem 1821 verstorbenen Vater in der Regierung gefolgt war, dachte daß das patriarchalische Dasein Serenissimi und seiner Maitressenwirtschaft immer so weiter gehen würde, als das Jahr 1830 herankam und der Pariser Juli sein obligates Echo in unterschiedlichen deutschen Gauen fand; auch die braven Hessen wollten auf die französische »Anregung« hin ihr Stückchen Revolution haben, und wuterfüllte Massen wälzten sich, Stöcke schwingend und Steine schleudernd, durch die friedlichen Straßen Kassels, ja sie zertrümmerten heroisch einige Fensterscheiben im Hause des verhaßten Hofmannes — freilich beim Anblick zweier Offiziere und einiger Reitersäbel im Hintergrunde zogen sie es vor, zu ihren Kochtöpfen zurückzukehren und ihre Erlösung von den Fesseln der Tyrannis gemütlich abzuwarten. Wirklich ward ihnen eine Lokalkonstitution verliehen und Meysenbug arbeitete sie aus, ohne daß er dadurch bei dem undankbaren Volke beliebter geworden wäre; und da auch sein Jugendgespiele, der Fürst, sich gar zu schwer in die neuen Verhältnisse finden konnte, die ihm zumuteten, seine absolute Herrschermacht mit einer konstitutionellen Regierungsart zu vertauschen, so entschlossen sich die beiden Kameraden tapfer Reißaus zu nehmen, und in der trüben Stille eines frühen Wintermorgens 1832 erfolgte die fluchtartige Abreise. Nun begann eine Periode wahren Zigeunerlebens, da es den Exmonarchen nie lange an einem Orte litt; schließlich war eine Trennung der Eltern Malvidas unvermeidlich, der Vater zog mit seinem Fürsten in der Welt herum, bis dieser sich Frankfurt als dauernden Wohnsitz erwählte, die Familie ließ sich bei der ältesten verheirateten Tochter in Detmold nieder, von wo Malvida

im Winter 1844/45 einen Ausflug in die Provence mitmachen durfte, zog jedoch 1847 ebenfalls nach Frankfurt, wo der Vater am 28. Dezember 1847 fast genau einen Monat nach seinem alten Freunde starb. — Dort erlebte Malvida die Eröffnung des ersten deutschen Parlaments; es ist nur begreiflich, daß der Eindruck ein erhebender war und daß sie an das Ereignis jene Illusionen knüpfte, von deren nur allzu natürlicher Zerstörung sich selbst geschulte Denker noch nach Jahrzehnten nicht erholen konnten.

Inzwischen waren ihr die Jahre vorübergezogen, in denen der Mensch am bildsamsten ist, und ihren Lerntrieb hatte sie fast nur durch Bücher befriedigen können. Schon in der Kindheit hatte für ihr brennendes Verlangen nach Kenntnissen und nach geistiger Vervollkommnung weder die Mutter noch eine Gouvernante ausgereicht; es folgte die wichtigste Periode der Entwicklung, in der jeder Mensch und namentlich jede Frau eines Führers bedarf, der die schlummernden Kräfte erkennt, weckt und in die richtige Bahn lenkt, selbst auf die Gefahr hin, persönlich nach vollbrachtem Werke zum alten Eisen geworfen zu werden: und Malvida blieb das Glück versagt, unter den Einfluß eines begeisternden Lehrers zu geraten, ebenso wie ihr das höchste Liebesglück versagt blieb. Der Mann, der die volle Leidenschaft ihres jungfräulichen Herzens für sich zu entzünden wußte, ein Theologe namens Theodor Althaus, spielte mit ihr wie er mit anderen spielte; sie selbst hat uns dieses Erlebnis, und auch wie sie ihn in seiner letzten Krankheit pflegte, genau beschrieben, und man hat Unrecht getan in die Einzelheiten ihres Berichtes Zweifel zu setzen. Diejenigen aber, die auf ihr Geistesleben persönlich nachhaltigen Einfluß gewannen, lernte sie erst in einem Alter kennen, wo sich zu ihrer Liebenswürdigkeit bereits die Ehrwürdigkeit gesellte. In ihrer Jugend hatte sie zwar der Konfirmandenunterricht, der ihr infolge des Wanderlebens später als den meisten zuteil wurde, zum Nachdenken angeregt, aber im Kampfe mit der Lebenslust unterlag bei ihr das Mysterium, und gerade die Feier der Konfirmation, von der Kirche so klug angesetzt, wurde bei ihr der äußere Anlaß zum Unglauben, zur kirchlichen und infolgedessen auch politischen Opposition. Nun las sie Schriften Bettinas von Arnim und Rahels; sie begann sich Goethe und Byron zu nähern, sie empfand Natur und Musik; sie versuchte sich als Malerin mit Kopien italienischer Landschaftsbilder; sie war oft physisch leidend und hielt sich nicht für schön, sie erging sich in ausführlichen Niederschriften über religiöse Gegenstände; sie heimste verschiedene Heiratsanträge ein, über die sie später ihren Leserinnen mit begreiflicher Gewissenhaftigkeit berichtet hat, und erkannte bald, daß mit Bällen und Diners kein Menschenleben, das diesen Namen verdient, auszufüllen ist; alles trieb sie zu selbständigem, wenn auch nicht tiefem Denken. Noch intensiver wurde dieses von dem Augenblick an, wo ein chronisches Augenleiden sie zwang der Malerei definitiv zu entsagen; und da sie in der Muße der kleinen Städte zeitig den unvergleichlichen Wert der Arbeit schätzen gelernt hatte, so bildete sich bei ihr etwa um das dreißigste Lebensjahr der feste Vorsatz aus, ihre Gedanken in Tätigkeit umzusetzen und ihre Arbeit der Arbeitsamkeit anderer zu widmen. Schon in Detmold versuchte sie einen Arbeitsverein zu gründen; für ihr ganzes Leben aber empfing sie natürlicherweise den stärksten Impuls dadurch, daß der Mann, den sie liebte, überzeugter Demokrat war und sie daher in eine ganz bestimmte

Richtung trieb, die ihr sonst durchaus ferne gelegen hatte. Das Demokratentum, das sie nachher so lebhaft verfochten hat, lag ihr keinesfalls im Blut, es entstand auch trotz allen mütterlichen Oppositionsgeistes keinesfalls aus einem Kontrastbedürfnis oder aus Überdruß an traditionellen Gepflogenheiten; im Gegenteil, die Jugendeindrücke und das Bewußtsein des Kleinadels hatten ihrem Charakter für alle Zeit das eigentliche Gepräge erteilt, und wer ihre Schriften mit Aufmerksamkeit liest, namentlich aber wer ihre Persönlichkeit gut gekannt hat, der muß die Beobachtung machen, daß trotz ihrer einfachen Unterschrift M. M. eine empfindliche Exklusivität ihr eigen war, ein Standesbewußtsein, das bis zum Kastengeist, ja zuweilen bis zum Snobismus ausartete. Aber die Leidenschaft, die einzige wirkliche Leidenschaft, die sich dieser kühlen und gerade wegen ihre Kühle sonst so sicheren Natur in ihrem ganzen langen Leben bemächtigt hat, war auch hier stärker als alle anderen Triebe und wirkte um so nachhaltiger auf die Gedankenwelt des Opfers ein als dieses sich bereits in einem vorgeschrittenen und für solche Einflüsse besonders zugänglichen Alter befand; bedenkt man daneben noch die allgemeinen Empfindungen der Enttäuschung und Unbefriedigtheit, die, wenn auch niemals öffentlich eingestanden, bei einem dreißigjährigen Mädchen unvermeidlich sind; bedenkt man vollends, wie viel die Langeweile der kleinen Residenzen und wie viel der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr starke »Zug der Zeit« hinzutaten, so begreift man wohl wie Malvida zur Demokratin werden mußte, aber man begreift auch wie es in Wahrheit um das Wesen dieses halb unreifen, halb überreifen Demokratismus bestellt war. Man muß diesen Standpunkt festhalten, um gegen ihre Schriften, namentlich gegen gewisse Partien ihrer Memoiren nicht ungerecht zu werden. Es waren nicht historische, rechtsphilosophische oder gar nationalökonomische Studien, überhaupt nicht sachliche Motive, sondern rein persönliche Beweggründe, die für ihre Anschauung aller Dinge maßgebend wurden.

Die Katastrophe trat auch für Malvida im Jahre 1848 ein. Bereits vorher hatte die Passion für den demokratischen Prediger zu einer Entfremdung zwischen Eltern und Tochter geführt; sie sollte diese Existenz völlig entwurzeln, sie nicht nur von ihrer Familie, sondern von ihrer gesamten Vergangenheit, von Heimat, Vaterland und Glauben trennen. Zwar nahm das persönliche Verhältnis zu dem Apostel, aus dem sich übrigens bald ein munterer Zeitungsredakteur entwickelte, schnell das übliche Ende; aber die demokratischen Grundsätze hatten nun einmal in dem verbitterten Herzen des unverstandenen Mädchens Platz gegriffen und wurden nun, genährt durch Frankfurter Parlamentsreden und durch eine Reise nach Berlin, an dessen damals radikaler Kammer sich die Revolutionäre kurze Zeit berauschen konnten, mit jener Zähigkeit durchgeführt, die den Fanatikern aller politischen Parteien eigen ist und so häufig zu festen Positionen verholfen hat. Schon wiederholt hatte sich Malvida mit kleinen Aufsätzen versucht, von denen einzelne in Zeitungen abgedruckt wurden; jetzt schrieb sie Agitationsartikel und fand es bewundernswert, wenn man den bewaffneten Aufstand, also die äußerste Gewalttätigkeit predigte, dagegen erklärte sie es für die schlimmste Ungerechtigkeit, wenn man so einem Hetzkaplan, der von dem sicheren Versteck seines Redaktionstisches aus die verblendeten Massen ins Feuer trieb, einmal den Prozeß machte und ihn für einige Jahre kalt stellte. Solche Ansichten hielt sie ganz ehrlich

für ihre »Idee«, und da sie in deren Durchführung ihre Lebensaufgabe sah, so nannte sie sich später eine »Idealistin« und behielt diesen Titel bis an ihr Ende bei, nicht ohne ihn der Öffentlichkeit gegenüber mit einer gewissen Intensität immer wieder zu betonen. —

Zunächst wurde der Zusammenhang mit der Familie noch eine Weile notdürftig und zur beiderseitigen Qual festgehalten. Aber eine Reise nach Ostende, die Malvida 1849 aus Gesundheitsrücksichten unternahm, zeigte ihr so recht klar, wo sie allein aufatmen konnte und wie sehr sie der Erlösung bedurfte; sie hat diese Reise später in einem eigenen Manuskripte beschrieben, das nach ihrem Tode von ihren Hinterbliebenen zusammen mit einem poetischen Versuch »Himmlische und irdische Liebe« herausgegeben worden ist. Bald nach diesem ersten Blick in die Freiheit erwachte der Plan nach Amerika zu gehen; doch kam sie einstweilen nicht über Hamburg hinaus, wo sie von 1850—52 in vollen Zügen die Wonnen der Freiheit genoß. Sie schrieb dort eine Reihe charakteristischer Briefe an ihre Mutter, die Gabriel Monod in der »Deutschen Revue« 1905/6 veröffentlicht hat. Sie zeigen, wie beharrlich sie ihre Prinzipien festhält, aber auch wie heiter sie das Leben zu nehmen weiß; sie schwelgt in Musik und Theater, Ausflügen und Geselligkeit, freireligiöser Gemeinde und bunter Lektüre; sie wird von Emilie Wüstenfeld an die neu gegründete höhere Mädchenschule berufen und tritt in nahe Verbindung mit Karl Fröbel, der mit seiner Gattin die »höhere Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht« leitet. Dessen Bruder Julius, den Mineralogen, hatte sie bereits in Frankfurt kennen und bewundern gelernt; jetzt wird der Anschluß ein so enger, daß sie durch ihn schnell über alles ausgestandene Leid hinwegkommt und einmal schreibt, er sei »der einzige Mann, den ich nach Theodor Althaus noch lieben könnte«; ein andermal heißt es gar »ich glaube voraussetzen zu können, daß ich durch eine Verbindung mit Fröbel das höchste Herzensglück erlangen würde«. — Dazu kam es nicht; Fröbel ging nach Amerika, wo er beim Panamakanal beschäftigt zu werden hoffte, und seine Karriere — vom Demokraten und Flüchtling bis zum Konsul des Deutschen Reiches in Smyrna und Algier — erinnert stark an den russischen Erfahrungssatz »bis zum dreißigsten Jahr ist er Revolutionär, dann wird er ein braver Staatsbeamter«. Malvida freilich prophezeite »sicher wird sein Name noch neben Humboldt genannt werden«; aber mit dem Orakeln, das sie übrigens bis an ihr Ende liebte, hatte sie nun einmal kein Glück; schrieb sie doch damals mit der vollen Sicherheit überlegenen Wissens: »Schleswig-Holstein wird durch Verrat und Erbärmlichkeit enden.« Dagegen hatte sie schon damals als Frauenrechtlerin Erfolg; und nachdem sie gelegentlich einer norddeutschen Lehrerversammlung im Namen der Frauen fröhlich protestiert hatte, war es ihr wahrlich nicht zu verdenken, daß sie diesen Tendenzen weiter nachhing, bis sie schließlich den Staat sogar zur Züchtung von Ammen und Kindermädchen veranlassen wollte, freilich ohne an maßgebender Stelle diejenige Gegenliebe zu finden, ohne welche jedes »es muß« und »es müßte« ein frommer Wunsch bleibt. Nie aber ist sie aus den Schranken der Weiblichkeit herausgetreten; so beharrlich sie auf ihren Grundsätzen bestand — sie nannte das gerne »Kämpfen« —, so ferne lag ihr jeder vulgäre oder massive Ton; auf diesem Takt beruhte zu jeder Zeit ihre große persönliche Beliebtheit, wie sie denn bei allem Demokratentum stets mit einer

gewissen sehnsüchtigen Bewunderung nach den »Salons« des *Ancien régime* zurückblickte und schon zu Hamburg im stillen hoffte einen solchen selber zu begründen. — Damals bot man ihr an Stiftsdame zu werden, was ihr recht komisch vorkam; sie wollte den Vorschlag annehmen, wenn sie nicht selbst zu kommen brauchte, die Einnahmen aber für ihre Zwecke oder, wie sie es nannte, »im Dienste der Menschheit« verwenden dürfte. Sie handelte also in gutem Glauben, wenn sie wohl die Vorteile, aber nicht die Pflichten der angebotenen Stellung zu übernehmen gedachte; hier wie anderwärts zeigt sich der vorgebliche Idealismus einfach als Naivität. Der Vorgang ist in den Briefen anders geschildert als in den Memoiren; solche Widersprüche sind aber selbst bei den ehrlichsten Autobiographen unvermeidlich. Sogar bei Bismarck und Richard Wagner kann man die Wahrheit des Satzes bestätigt finden, daß Memoiren nur in sehr bedingtem Maße als Geschichtsquellen anzusehen sind.

Die Hamburger Genossenschaften lösten sich bald auf, mehr durch innere Zwistigkeiten, wie der Deutsche sie nun einmal nirgends entbehren kann, als infolge äußeren Druckes; Malvida ging zunächst zu Freunden nach Berlin, und dann, als sie dort von der Polizei belästigt wurde, in das damals allgemeine Asyl verfolgter Politiker, nach England. Noch kurz zuvor hatte sie ihrer Mutter geschrieben »nach England zieht mich auch nicht der leiseste Wunsch.« Jetzt hatte der gute Ruf der gegen Politiker ganz gleichgültigen englischen Polizei, namentlich aber eine rege Korrespondenz mit zahlreichen in London agitierenden Emigranten Malvidens Ansicht geändert; 1852 siedelte sie dorthin über, fand bei Johanna Kinkel, die das Leben der Flüchtlinge in ihrem Roman »Hans Ibeles in London« so anschaulich geschildert hat, liebevolle Aufnahme, und lernte 1853 endlich den Mann kennen, der auf ihr ferneres Leben den weitesten und tiefsten Einfluß gewinnen sollte. Alexander Herzen war der Sohn eines russischen Fürsten und eines deutschen Bürgermädchens; in seiner Heimat hatte er sich durch eben die politischen Umtriebe unmöglich gemacht, die ihm noch jetzt die Sympathien russischer Studenten und sonstiger Umstürzler zuführen. Geistig stand er weit über dem Niveau der Durchschnittsdemokraten; er besaß tief eingewurzelte, freilich verworrene und vielfach unreife Überzeugungen, dazu Geist und Feuer, vor allem aber war er Russe, also nicht nur liebenswürdig und originell, sondern auch mit der Kenntnis eines Landes und Volkes ausgestattet, von dessen Art zu jener Zeit nur vereinzelte Europäer Kenntnis hatten und von dessen großartiger Kunstproduktion nur verschwindend wenige Exemplare nach dem Westen gedrungen waren. Herzen hatte nun schon in seinem Buche »Vom anderen Ufer« versucht, dem Ausland etwas von der politischen Lage seiner Heimat zu erzählen; Malvida hatte dieses Buch bereits in Hamburg 1850 gleich nach seinem Erscheinen kennen gelernt, und da es demokratisch, wenn auch ohne Radikalismus, philosophierte — es sprach von der »blassen Konstitution in Deutschland« und polemisierte gegen Nationalversammlungen *à la* Frankfurt ebenso lebhaft wie gegen absolute Monarchen und Päpste —, so faßte sie eine lebhafte Zuneigung zu ihm und seinem Verfasser, zumal sie für seine stilistischen Ungeheuerlichkeiten ebenso wenig Empfindung besaß, wie für seinen Mangel an politischem Positivismus. Beides gipfelt ungefähr in dem Satze: »die abortierte Demokratie wird im Tode erstarren, indem sie

in die verwelkte Brust der sterbenden Monarchie hineinbeißt.« Die jetzige Generation und vermutlich jede folgende ist etwas empfindlicher; seine Schriften sind vergessen und zwar nicht nur die wirklich veralteten, wie die über »Rußlands soziale Zustände« und die »Briefe aus Frankreich und Italien«, sondern auch die Memoiren eines Russen, in denen er mehr plaudert als spekuliert und deren Inhalt eben kein anderer erzählen konnte als er. Die deutsche Übersetzung dieser Memoiren (4 Bände, Hamburg 1855—59) rührt von Malvida her, was in dem Buche selber nirgends gesagt, aber authentisch ist.

Die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Flüchtlingen gestalteten sich nun in London bald so innig, daß sie ihre Gedanken oft auch dann abends brieflich austauschten, wenn sie im gleichen Hause wohnten und sich den ganzen Tag mündlich ausgesprochen hatten; das Wichtigste war jedoch, daß der Russe, der seine Gattin in tragischer Weise verloren hatte, seine beiden kleinen Töchter dem nunmehr fast vierzigjährigen deutschen Fräulein zur Erziehung überwies. Dieser Aufgabe widmete sie fortan ihre volle Kraft, und was sie hier vollbrachte, ist unstreitig die bedeutendste Leistung ihres Lebens, erheblich wertvoller als alle ihre Bücher; zwar brachte sie einen tieferen Affekt nur dem einen der beiden Kinder, Olga, entgegen, aber die Hingabe an diese war auch eine so innige und vollkommene, daß sie nur durch die mütterlichen Instinkte des Weibes zu erklären ist, und daß hier wirklich ein Verhältnis entstand, wie es sonst nur zwischen Mutter und Tochter existiert, ja daß unreife Schwärmer daraufhin später von Malvida in einem Tone gesprochen haben, wie man sonst auf der Kanzel von Christus spricht; anderseits konnt es auch nicht ausbleiben, daß unwürdiger Klatsch sich dieses schönen Familienlebens bemächtigte und das Außerordentliche — dabei so durchaus Natürliche — in trivialer Weise zu erklären suchte. Malvida ist weder dem Vater ihrer Pfleglinge noch irgend einem anderen Manne jemals näher getreten als sie selbst es berichtet hat; die Erklärungen des über jeden Verdacht erhabenen römischen Chirurgen, der sie während ihrer letzten Krankheit behandelte, haben jeden Zweifel hieran aus der Welt geschafft oder sollten es doch tun.

Bis zum Jahre 1859 dauerte das Emigrantenidyll in England; natürlich blieb Malvida nicht immer in London, sondern auch dort verging kein Jahr ohne größere oder kleinere Reisen. Ihre Begegnungen mit mehr oder weniger berühmten Volksbeglückern hat sie ausführlich genug geschildert: von Garibaldi bis herab zu dem Meuchelmörder Orsini, dessen Bombenattentat sie ebenso eifrig glorifizierte, wie sie gegen die gesetzliche Todesstrafe zu Felde zog, und bis zu dem Anarchisten Mazzini, diesem in seiner maßlosen Wut gegen Cavour schlimmsten Störer der echten italienischen Einheits- und Freiheitsbewegung, dessen Charakter sie in einem Aufsatze der »Neuen Freien Presse« von 1894 und später in ihren »Individualitäten« aus persönlicher Freundschaft so ganz anders dargestellt hat als es die exakte Geschichtsschreibung tut. Sehr viel beachtenswerter ist ihr Verhältnis zu Richard Wagner, zumal sie diesem nicht wie die Meisten durch seine Musik, auch nicht zunächst durch seine Dichtungen, sondern durch seine spekulativen Schriften gewonnen wurde, die anderwärts seiner Kunst so wenig genützt und seiner Person so viel geschadet haben. In Kassel und Detmold, ja

selbst in Hamburg hatte sie begreiflicherweise keine Gelegenheit gehabt, den Fliegenden Holländer oder den Tannhäuser zu hören; nun gerieten ihr einige Abhandlungen des verbannten Dresdener Hofkapellmeisters in die Hände, die Vereinigung von politischem Kommunismus mit künstlerischem Ernst und Freiheitsdrang imponierte ihr, sie schrieb an den Mann, erhielt eine artige Antwort, und als er 1855 zu den denkwürdigen Konzerten nach London kam, da erfolgte die persönliche Bekanntschaft, die später zu einer herzlichen Freundschaft führen sollte. Diese Freundschaft hat sich in manchem kritischen Momente befestigt. Schon 1859 ging Malvida für den Winter nach Paris; am Anfange des Jahres 1860 hörte sie daselbst die vielbesprochenen drei Orchesterkonzerte, die Wagner in der italienischen Oper gab und die ihm zum ersten Male den vollendeten Orchesterklang des Tristanvorspieles, aber hinterher gar schwere moralische Enttäuschungen und jenen materiellen Schaden brachten, der nur durch das großmütige Einschreiten einer kunstsinnigen russischen Fürstin geheilt werden konnte; dann verließ sie noch im selben Jahre England für immer, ging zunächst wiederum nach Paris und wohnte dort der berüchtigten ersten Aufführung des Tannhäuser bei, über die Wagner seinen überaus charakteristischen und lebendig geschriebenen aber, wie die inzwischen veröffentlichten Dokumente ergeben haben, keineswegs zuverlässigen Aufsatz (Gesammelte Schriften[2] VII, 138) in die Welt gesandt hat. Tatsache ist, daß sich an jenem Abende nicht nur die von Wagner angeschuldigten Cliquen, sondern das Publikum aller Schichten pöbelhaft benahm und daß Malvida den Mut hatte gegen die Roheiten der sogenannten Aristokratie, in deren Mitte sie mit Wagners damals noch nicht von seinen Anhängern vervehmten Gattin saß, persönlich energisch zu protestieren. Es ist ihr nicht zu verdenken, wenn sie in einer solchen Zeit, unter dem gewaltigen Eindrucke von Wagners Persönlichkeit, ohne weiteres seine Theorie vom Drama und vom Sprachgesang einsog, oder daß sie sich mit gläubigem Eifer der Schopenhauerschen Philosophie widmete; wie alle Wagnerianer verfocht sie diese Systeme mit mehr Bestimmtheit als Logik, und man wird es begreifen, daß sie ihnen wie der vormärzlichen Demokratie und dem Friedensapostolate bis zum letzten Atemzuge treu blieb, auch wenn eine jüngere Generation die Verkehrtheit jener Theorien erkannt hat und für ihre Sprache kein Ohr mehr besitzt. — Als dann bald nach der unwürdigen Pariser Tannhäuserepisode Wagners Stern großartig aufging, als die Heimkehr nach Deutschland, die Münchener Glanzperiode, die wachsende Popularität folgten, als er im Wirbel dieser Eindrücke seine alten Genossen, auch seine treue Lebensgefährtin verstieß und seinem opferfreudigsten Pionier mit schreiendem Undank lohnte, da war Malvida verständig genug, nicht in das Horn der »öffentlichen Meinung« zu stoßen, die mit billigem Hohn den großen Künstler seine menschlichen Schwächen büßen ließ; doch auch vor der boshaften Geringschätzung Hans von Bülows, die in Wagners Umgebung nach der Katastrophe gepredigt wurde, hat ihr mildes Naturell sie immer bewahrt. »Hans von Bülow war ein bedeutender, geistvoller Mann; sonst hätte ihn auch die Cosima nicht geheiratet«, äußerte sie noch lange nachher. Ihre Verehrung für Frau Cosima war und blieb unbegrenzt, während doch gewöhnlich die Damen, die einen großen Mann umschwärmen, derjenigen, die er schließlich allen anderen vorzieht, nicht gerade wohlgesinnt zu sein

pflegen. Aber Malvida besaß eben ein ehrliches Streben nach Gerechtigkeit; so hat sie denn über die neuerdings so gefeierte Marie Wesendonck, die wirklich nur ein hübsches Püppchen und nicht einmal musikalisch war, ganz anders geurteilt als die übrigen Wagnerianer, denen »der Meister« selbst in seinen Liebesepisoden ein unfehlbarer Erlöser ist. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß seine Gesinnungen gegen die vortreffliche Freundin nicht ganz der Art waren wie sie selbst wohl glaubte; er mochte sie zwar gut leiden, er trieb auch unter Umständen manch übermütigen Scherz mit ihr, aber er war keineswegs von ihrer tiefen Seelenverwandtschaft mit ihm durchdrungen, und zu dem engsten, erhabensten Kreise seiner Olympier hat er sie trotz ihres rührenden Eifers nicht gerechnet. Bekanntlich hat er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine umfängliche Selbstbiographie angefertigt und in wenigen Exemplaren mit einer ihre strenge Exklusivität betonenden Gebrauchsanweisung drucken lassen; Malvida rechnete mit Bestimmtheit auf eines dieser Exemplare, hat es jedoch, soviel man konstatieren kann, niemals erhalten. — Mit welchem Eifer sie dann ihre Liebe zum Ehepaar Wagner auf dessen Sohn übertrug, davon wird gleich die Rede sein.

In Frankreich duldete es sie nicht lange; so gut ihr auch die Pariser Salons behagen mochten, ihr Haß gegen den »Tyrannen« Napoleon war zu groß und bitter. Sie konnte ja nicht ahnen, daß ihr dereinst das republikanische Frankreich durch den Dreyfußprozeß einen ebenso tiefen Schmerz bereiten würde, wie das »freie« England durch den Burenkrieg. Mit Deutschland hatte sie sich noch nicht ausgesöhnt, erst viel später ward auch sie von der unwiderstehlichen Genialität seines größten Staatsmannes zur Bewunderung fortgerissen; so siedelte sie denn 1861/62 definitiv nach Italien über, dem schönen Lande der »liberaloni« und des parlamentarischen Regimentes, der Anarchisten und des triumphierenden »*spirito democratico*«, der Revolutionen und Umzüge, Feuerwerke und Böllerschüsse zu Ehren der Freiheit. Daß gerade in Italien das arbeitsame und alkoholscheue Volk geflissentlich in Dumpfheit, Unwissenheit, Schmutz und Knechtschaft gehalten wird — und zwar nicht durch seine Könige, die nach dem Grundsatz *il re regna e non governa* zu völliger politischer Untätigkeit verurteilt sind; auch nicht durch seine Minister, die in steter Furcht vor dem zerschmetternden Votum der Kammer ein jammervolles Eintagsfliegendasein führen; vielmehr durch die Riesengrundbesitzer und Kapitalisten, vor allem aber durch die 300 Allmächtigen, die nach allgemeinem und direktem Stimmrecht, d. h. hier zumeist nach dem Prinzip der Bestechung gewählten Abgeordneten, und ihre Gesetzgebung —, das konnte sie nicht wissen, das hat ihr »Idealismus« zeitlebens nicht begriffen. Der Idealismus glaubte dem entsetzlichen Elend der römischen Bevölkerung abzuhelfen, indem er bei Spazierfahrten in eleganter Kutsche auf dem Pincio reichlich Soldi unter die Bettler verteilte, deren mancher schon ein stattliches Vermögen angesammelt hat, oder indem er bei zierlichen Teegesprächen für sozialistische Parlamentarier schwärmte und gegen die gerichtliche Verurteilung von Räubern und Mördern protestierte. Seinen Triumph aber, und zwar einen durchaus nicht unverdienten, feierte er in Malvidas literarischem Hauptwerke, den Memoiren einer Idealistin, deren erster Band 1869 zunächst in französischer Sprache in Genf erschien; das deutsche Original wurde dann mit den beiden anderen Bänden 1876 in Stuttgart gedruckt,



nachdem die vielgereiste Verfasserin, die inzwischen auf Wagners Veranlassung mehrmals auch nach Deutschland gekommen war, in Rom ihren endgültigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Die Memoiren reichen bis zur Pariser Tannhäuseraufführung; die folgenden Jahrzehnte hat sie im Lebensabend einer Idealistin (Berlin 1898) geschildert, und für den Rest ihres Lebens gibt der ausgezeichnete Historiker Gabriel Monod, der sich 1872 mit Malvidas Pflegetochter Olga Herzen verheiratet hatte, im Vorworte zu den neuern Auflagen der Memoiren einige ergänzende Mitteilungen. Wie man sieht, wird der selbstgewählte Titel einer Idealistin mit konsequenter Hartnäckigkeit zur Schau getragen. Ob mit Recht? — In den Memoiren läßt die Verfasserin bei der Nachricht vom Tode des Zaren Nikolaus ihren Gefühlen freien Lauf und bricht in einen Jubel aus, daß man sich unwillkürlich fragt, ob es denn unter den Londoner Emigranten keinen Odysseus gab, der dieser Eurykleia ihr Frohlocken an der Leiche verwiesen hätte. Natürlich fand sich in jener Gesellschaft ein solcher Odysseus nicht; natürlich ist es auch, daß Malvida über die wahre Tätigkeit des Zaren nicht gut informiert war, der mit seinem energischen persönlichen Eingreifen über die Köpfe der Höflinge hinweg so häufig nicht das Volk sondern dessen Blutegel, die betrügerischen Bureaukraten packte; vollkommen natürlich war es dann, daß die Exilierte sich über den Tod des Verhaßten, der ihren besten Freund verfolgte, aus vollem Herzen freute. Aber warum man solche Empfindungen gerade als Idealismus anzusehen hat, dafür ist die Verfasserin den Beweis schuldig geblieben. Im übrigen besitzt ihr Buch vortreffliche Eigenschaften. Es ist spontan entstanden, ohne Koketterie und Effekthascherei, ja ohne Prätentionen; es ist von jenem Charme durchdrungen, der das alte Fräulein bis in ihre letzten Lebensjahre hinein auszeichnete, und ihr so viele Seelen, große und kleine, gewann. Es enthält — neben einigen leicht faßlichen Gedanken — allerlei anschauliche Schilderungen aus einer längst verschollenen »guten alten« Zeit und offene Bekenntnisse einer nach Selbständigkeit ringenden Natur; es erzählt in würdigem Tone von Frauenrechten und von Liebe; es ist durchtränkt von Hohn und Erbitterung gegen so veraltete Einrichtungen wie Staat, Militär und Kirche; es plaudert harmlos von kleinen Städten Deutschlands und großen des Auslandes, von Fürsten und Ministern, Salons und Palästen, berühmten Männern und strebsamen Frauen, fremden Sitten und mannigfachen Reisen, kurz von allem was ein deutsches Mädchen gerne liest, und überall in einer ansprechenden, freundlichen, oft durch einen Anflug schelmischer Ironie gewürzten Manier. So bildet es in der an hübschen Memoiren recht armen deutschen Literatur ein Pendant zu den gleichfalls vielgelesenen »Jugenderinnerungen« Wilhelms von Kügelgen, der freilich mit der Selbstbezeichnung »eines alten Mannes« nicht nur den bescheideneren, sondern auch den treffenderen Namen gefunden, übrigens vor Malvida den wesentlichen Vorzug der Kürze voraus hat; und wie seine Erinnerungen ihren starken Erfolg hauptsächlich der Vereinigung von burschikosem Humor und christlicher Frömmigkeit verdanken, so beruht der von Malvidens Buch wohl zumeist auf der Kombination von weiblicher Grazie und individueller Arbeitslust.

Wenn man ihrer schriftstellerischen Tätigkeit gerecht werden will, so soll man von ihren Büchern nur die Memoiren lesen. Als sie etwa dreißig Jahre

nach deren erstem Bande den »Lebensabend« schrieb, da war sie nicht nur erheblich matter und seßhaft geworden (obgleich sie noch immer viel reiste), sondern auch durch literarische und gesellschaftliche Erfolge verwöhnt; sie thronte in ihrem hübschen Salon, den sie sich in einem einfachen Hause auf dem *collis Oppius* mit der Aussicht auf das Kolosseum und den Konstantinsbogen eingerichtet hatte, empfing Alt und Jung, Hoch und Niedrig mit unverwüstlicher (keineswegs gleicher) Liebenswürdigkeit, aber geriet mehr und mehr in die Gewohnheit zu »orakeln«. Ihren Briefen, ja selbst den kleinsten Billets gab sie mit Vorliebe eine pointierte, gesucht literarische Form, als erwartete sie im stillen, daß sie einstmals gedruckt werden würden. — Jungen Leuten, selbst solchen die ihr persönlich ganz unbekannt waren, erteilte sie mit Vorliebe, ob gebeten oder nicht, Empfehlungsbriefe, ohne zu ahnen, mit welchem Lächeln solche zuweilen aufgenommen wurden. — Als eine Dame aus Bukarest ihr über die traurige Lage der Israeliten in Rumänien schrieb, antwortete sie ganz ernsthaft mit Ratschlägen zur Besserung. — Als eines Tages Björnson sie besuchte, empfing sie ihn mit den Worten »Ihr Skandinaven habt jetzt die Welt erobert!« worauf der würdige alte Herr mit ruhigem Stolze zur Antwort gab: »Ja wohl, wir und die Russen.« — Als sie von Pausanias, einem Autor, den sie zuweilen zitiert aber nie gelesen hatte, durch die Vermittelung eines befreundeten Philologen ein ganzes Buch, die Beschreibung Attikas, kennen lernte, äußerte sie zum Übersetzer »Am meisten hat es mich erfreut, daß die Athener dem Mitleid einen Altar gesetzt hatten«. — Dieser Ton durchzieht den ganzen »Lebensabend«, und wenn es sich um politische Feinde handelt, dann wird nicht mehr bloß gejubelt, wie einst beim Tode des Zaren Nikolaus, sondern es wird gelegentlich der Neapler Bourbonen von 1799 das weitere dekretiert, daß »keine Flamme der Hölle heiß genug wäre für solche Unmenschen. . . . Die Vernichtung wäre ein zu großes Glück für solche Wesen. Die müssen braten in ewiger Qual!« — Also spricht der Idealismus, spricht »eine die alt ist, aber treu bis an Ende.« Freilich, Nietzsche hatte andere Erfahrungen mit ihr gemacht. Er lernte sie 1872 in Bayreuth durch Wagner kennen, der damals zur Feier der Grundsteinlegung seines Bühnenfestspielhauses eine imposante Aufführung der neunten Symphonie veranstaltete. Schon vorher hatte Malvida, ebenfalls auf Wagners Anregung, die »Geburt der Tragödie« gelesen, und nun war sie von dem jungen Professor, der ihr so vieles von den Griechen erzählen und dabei so wunderbar Klavier spielen konnte, nicht minder entzückt als von seinem Buche. Aber wie so viele, hat auch sie sich nur so lange für ihn interessiert, wie er als Wagnerschriftsteller gelten konnte. Daß er 1876, wo sie im ersten Bayreuther Festspiele alle Wonnen des befriedigten Wagnerfanatismus durchkostete, unter dem Eindrucke der Proben tief verstimmt das Weite suchte, erfüllte sie bereits mit geheimem Grauen; sie bemitleidete den armen Menschen und hielt ihn für krank, sah aber noch eine Weile ganz gnädig auf ihn herab, und in dem Sorrentiner Winter 1876/77, der den letzten vergeblichen Annäherungsversuch zwischen den beiden großen Männern bringen sollte, vertrug sie sich mit ihm hauptsächlich deshalb, weil ein Schüler Jakob Burckhardts dessen Kollegheft über griechische Kulturgeschichte vorlas und Nietzsche erläuternde Bemerkungen hinzufügte. Auch wußte sie es zu schätzen, daß der Vereinsamte sich in traulichen Teestunden bei ihrem milden Geplauder

behaglich fühlte, und so hat sie einen Teil der schönen Briefe, die er ihr in kindlicher Dankbarkeit sandte, mit einigen halb wohlwollenden, halb wegwerfenden Phrasen veröffentlicht, zunächst in der »Neuen Freien Presse«. Von der ungeheuren markverzehrenden Geistesarbeit, in der er eben bei ihr zeitweilig Erholung suchte, hatte sie keine Ahnung; seine Werke waren ihr gleichgültig, und als er sich im »Fall Wagner« gar erkühnte, an der Unfehlbarkeit Wagnerischer Stilprinzipien zu zweifeln und über die massiven Theaterpuppen Bayreuths die ganze Lauge seines zersetzenden und dabei so unendlich produktiven, echt attischen Spottes auszugießen, da erklärte sie ihm einfach, und zwar immer im Tone von oben herab, daß sie mit ihm nichts mehr zu tun haben wolle. Er schrieb ihr darauf eine Karte, in der er sie mit Kundry verglich und sich »der Gekreuzigte« unterzeichnete; danach mußt er schon verrückt werden, es blieb nichts anderes übrig. Daß sie ihn nie auch nur im geringsten verstanden hatte, beweist am besten ihr Aufsatz über ihn in den Individualitäten (Berlin 1901); das sehr dickleibige Buch, das sonst außer einigen persönlichen Erinnerungen nur Kompilate enthält, zeigt aufs neue, daß sie sich bei Menschen vom Schlage Mazzinis besser befand.

Ihr eigenes Philosophieren hielt sich nach wie vor ruhig in den Bahnen Schopenhauers; am meisten davon findet man in ihren Stimmungsbildern (Leipzig 1879; die zweite Auflage, vermehrt durch eine warm empfundene Parsifalstudie, erschien 1884, die dritte mit einer Biographie Herzens 1900). Auch hier wie in den Betrachtungen über Goethes Leben (Goethe-Jahrbuch XXI) kann von originellen oder treffenden Gedanken nur wenig die Rede sein, während die erzählenden Partien wieder ihre schon gerühmten Vorzüge erkennen lassen. Störend wird mancher vielleicht den allzu häufigen Gebrauch des Wortes »edel« finden; offenbar war es ihr eigenes Bestreben, in allem für »edel« zu gelten, und man wird ihrer etwas altertümlich blassen Schreibweise das Prädikat gerne gönnen, etwa wie man die Korrespondenzen kleindeutscher Hofdamen oder die Lieder ohne Worte Mendelssohns edel zu nennen gepflegt.

Auf jeden Fall stehen ihre betrachtenden und autobiographischen Schriften weit über ihren dichterischen Versuchen: den Gesammelten Erzählungen (Zürich 1885) und vollends dem dreibändigen Romane Phaedra (Leipzig 1885), von dem selbst ihre wärmsten Verehrerinnen nicht mehr zu sprechen wagen. Hier sind in buntem Durcheinander, dabei in strenge kadenziertem Schritte, die verschiedensten Objekte, vom Himmel Griechenlands und der buddhistischen Weltanschauung bis zur sozialen Frage und Prostitution, nicht ohne scharf tendentiöse Prinzipien nach Stilmustern des XVIII. Jahrhunderts behandelt; es ist seltsam, daß ein so belesener Mensch wie Malvida sich so über die eigenen Kräfte täuschen konnte. Immerhin besitzt diese »Phaedra« das Verdienst, den genialsten und geplagtesten Herausgeber von Euripides' Hippolytostragödie, der in seiner Gewissenhaftigkeit die drei Bände durchgelesen hatte, zu einem vielsagenden ironischen Lächeln veranlaßt zu haben.

Dieses Lächeln hat die streitbare Greisin auf manchem geistvollen Antlitz hervorgerufen, z. B. auf dem Theodor Mommsens und Bernhard v. Bülows; ihr »Idealismus« und ihre Kurzsichtigkeit verhinderten sie es zu bemerken und die echte Wirkung ihrer weltverbessernden Vorschläge zu erkennen.

Man bedenke nur: » . . . das Geld, was jetzt für elendes Stückwerk hingegeben wird, sollte verwendet werden, wahre Künstler zu befähigen einmal im Jahr Würdiges, Erhabenes, Vollendetes zu leisten und dies allen, auch den Geringsten im Volke, zugänglich zu machen. Wenn die mit den Geschicken der Völker Betrauten hieran denken wollten, anstatt an blutigen Streit und unfruchtbare politische Kombinationen, so würden sie mächtig dazu beitragen, Schöpfer einer wahren Kulturwelt zu werden, was denn doch der eigentliche Zweck des Daseins sein muß« (Stimmungsbilder[2] 234). Solche und ähnliche Sätze hat der jetzige deutsche Reichskanzler, in dessen Hause ihre Verfasserin viele Jahre lang als intime Freundin verkehrte, massenweise gelesen; sie konnten auf sein sarkastisches Gemüt nicht anders wirken als die »Phaedra« auf das des großen Darstellers der griechischen Literaturgeschichte. Indessen war Malvidens gesellschaftliche Stellung in Rom noch auf etwas anderem basiert als ihrer schriftstellerischen Fruchtbarkeit und ihrem hohem Alter, ihrer Liebenswürdigkeit und adligen Herkunft; das war ihr eminentes musikalisches Talent. In ihrer Jugend hatte sie viel gesungen, während der Hamburger Zeit sogar in a-capella-Quartetten; nur äußere Umstände, darunter auch ihr Augenleiden, hatten sie an eingehenden Instrumentalstudien verhindert. Zu hören bekam sie in England — bis auf vereinzelte Ereignisse — natürlich noch weniger als in Kassel und Detmold; desto ausgiebiger war ihre kontinentale Periode, und in dem langen Verkehre mit Wagner und Liszt (dessen Kompositionen ihr gleichgültig blieben), mit Hans von Bülow und Nietzsche konnte sie ihre Kenntnisse ausdehnen und ihre Auffassung vertiefen. Ein solches Verständnis seitens eines intelligenten Hörers tut jedem ausübenden Musiker wohl, und so genoß sie während der letzten Jahrzehnte ihres Lebens mitten in der römischen Musikwüstenei die herrlichsten Aufführungen in ihrem Hause. Stets hielt sie ein Piano bereit, auf dem sie sich noch als Fünfundachtzigjährige das gesamte wohltemperierte Klavier ausbat; als an ihrem Geburtstage im Jahre 1900 ein Musiker, dessen Wohnung sie nicht ohne Mühe erklomm, in magischem, ihre Augen schonendem Halbdunkel auf einem vorzüglichen Blüthnerflügel ihr und ihrer Familie erst eine Reihe Bachischer Originale, dann ihr erklärtes Lieblingswerk, das große Adagio aus Beethovens Hammerklaviersonate Opus 106, und schließlich Anfang und Ende des Parsifal vorgespielt hatte, da sprach sie mit einer Rührung, die auf wahrhaft künstlerischer Empfänglichkeit beruhte, von der höheren Welt, in die sie bald einzugehen hoffte und deren Wesen sie bei diesen Klängen ahnte. Auch Historiker, wie der geistvolle Beethovenbiograph Romain Rolland, und vorzügliche Geigenkünstler kamen zu ihr, besonders häufig der große Cellist Valentin Müller, der ihr nur allzubald ins Grab folgen sollte, und eine junge russische Violinmeisterin von einzigem Genie, deren hinreißender Ton und Vortrag sie zu einer solchen Begeisterung entflammte, daß sie jahrelang ihre Nähe nicht missen wollte, ihr überschwängliche Briefe schrieb und ihr die Erziehung ihrer Lieblings-Wahlenkelin anvertrauen wollte, ja sie vor Zeugen als heilige Cäcilia begrüßte. So durfte sie in ihrer stillen Klause die erlesensten Duos und Trios genießen; und da die höchsten Werke der Kammermusik, die klassischen Streichquartette und -Quintette, als solche nicht aufgeführt werden konnten (die römischen Musikanten spielen in der Regel nur für Geld und auch dann barbarisch), so half sich die heilige

Cäcilia, indem sie selbst die erste Violinstimme genau nach dem Wunsche der Schöpfer vortrug und alles übrige aus der Partitur auf das Klavier übertragen ließ. Hierbei bewährte nun Malvida ein Empfinden, das sich selbst durch Wagnerische Vorschriften nicht eindämmen ließ. Wagner hat z. B. von Schubert immer nur im Sinne der Trivialtradition, d. h. als vom Liederkomponisten gesprochen; von seinen Instrumentalwundern, soweit er sie überhaupt anhörte, hat er nichts begriffen. Malvida lernte nun an ihrem Klavier das große C-dur-Quintett kennen, dieses höchste Produkt aller Kammermusik überhaupt, das einzige, das geistig und klanglich selbst über Beethovens späteste Quartette hinaus einen Fortschritt bedeutet (den letzten, den diese Kunstgattung getan hat); sie verstand es sofort und ward ihm in seiner ganzen Fülle gerecht. Ein andermal spielte man ihr in gleicher Weise Beethovens Cis-moll-Quartett Opus 131 und las ihr nachher die Deutung vor, die ihm Wagner in seiner Säkularschrift »Beethoven« gegeben hat; da bemerkte sie ruhig und durchaus treffend: »Ja, das ist alles ganz schön, aber es ließe sich doch noch ganz anderes darüber sagen.« Als sie das A-moll-Quartett Opus 132, das den Dankhymnos eines Genesenden an die Gottheit (in der lydischen Tonart) enthält, ebenso gehört hatte, bat sie sich selber eine genaue sachliche und technische Analyse aus; sie rückte ihren Stuhl ans Klavier, folgte trotz ihrer Kurzsichtigkeit dem Interpreten durch jeden Takt der Partitur und fragte ihn schließlich nur staunend »haben Sie sich das alles selber ausgedacht?« — Und noch in einem anderen Punkte wagte sie es, sich von den Gesetzen Wahnfrieds zu emanzipieren. Als 1895 Siegfried Wagner nach Rom kam um ein Konzert mit Werken seines Vaters und Großvaters zu geben, da setzte sie zwar mit nervösem Eifer Himmel und Erde in Bewegung, um dem jungen Anfänger zu günstiger Wirkung zu verhelfen, zumal man ihr brieflich weiß gemacht hatte, daß er ein guter Musiker wäre und »die Massen zu inspirieren verstünde«; aber als er ihr später seine Oper »Der Bärenhäuter« am Klavier anzudeuten versuchte (was infolge technischer Unfähigkeit mißlang, jedoch immerhin die vorhandenen Themen erkennen ließ), da verzog sie keine Miene, und kein Wort der Anerkennung kam über ihre Lippen, während die geschäftige Partei bereits den Sohn als berufenen Nachfolger des Vaters proklamierte und seinen Ruhm in alle Welt posaunte. Selbst die acht wirklich guten Takte, die das Vorspiel zum dritten Akt enthält, gingen spurlos an ihr vorüber, obgleich sie echt wagnerisch klingen und am Klavier besser wirken als im Orchester, wo eine schülerhafte Instrumentation ihren Charakter verwischt. — Ein eigentümlicher Zufall wollte, daß die allerneueste und die allerälteste Musik fast genau gleichzeitig bei ihr Eingang fanden: in denselben Sommertagen 1894, wo sie den ganzen gewaltigen Golgatha-Zyklus von Paul Geisler am Klaviere verfolgte, erfuhr sie durch einen Philologen von den Hymnen aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert, die durch die französischen Ausgrabungen in Delphi zutage gefördert waren. Sogleich veranlaßte sie die Gattin des deutschen Botschafters zu einer Soiree, in der die wichtigsten Bruchstücke des eigentümlichen Fundes durchgesungen wurden. —

Malvidens äußere Erscheinung war klein und zierlich, ihre Konstitution zart und empfindlich; dennoch hatte sie sich, zumal auf Reisen, oft viel zugemutet. Allmählich merkte sie, daß sie aus dem Norden, den sie wegen

ihrer Angehörigen fast jeden Sommer aufsuchte, regelmäßig ein physisches Leiden mitbrachte; doch stellte sie ihre Fahrten auch dann noch nicht ein, sondern suchte während der heißen Monate Erfrischung in Sorrent oder Ischia, einmal auch an der toskanischen Küste neben der Arnomündung, ein andermal in Castel Gandolfo am rebenreichen Abhange des Albanerberges, und noch im letzten Sommer ihres Lebens in einer kleinen Villa am Volskerstrande von Nettuno. Aber die schmerzhaften Anfälle wurden häufiger und intensiver; dann suchte sie Heilung bei der Arimondaschen Elektrisiermaschine, an deren Wunderkraft sie so felsenfest glaubte, daß sie nach jedem Gebrauche ihres Stromes frischer erschien und überzeugt war neue Lebenskraft gewonnen zu haben. Endlich, als auch dieses Mittel versagte, mußte sie einen Arzt zu Rate ziehen; sie vertraute sich einem hervorragenden römischen Chirurgen an, der sie seit Jahren aus intimem Verkehr gut kannte und dem sie auch persönlich lebhaft zugetan war. Er konstatierte in mühsamer Untersuchung einen Darmkrebs, der nur durch eine komplizierte und gefährliche Operation zu entfernen war. Ohne weiteres wollte die beherzte Greisin sich ihr unterziehen; der Arzt lehnte es jedoch ab, ein so kostbares und gebrechliches Leben aufs Spiel zu setzen. So behandelte er sie vorsichtig mit Palliativmitteln, bis sie an einem hellen Frühlingstag im Beisein ihrer Angehörigen verlosch. Ihrem Wunsche gemäß wurde ihre Leiche im Krematorium an der Via Tiburtina verbrannt; die Asche wurde unter den Zypressen des protestantischen Friedhofes bei der Cestius-Pyramide beigesetzt. Unter einem einfachen Tempelchen aus hellem Travertin steht die dunkelrote Marmorvase, unter ihr die Inschrift *Amore Pace*, über ihr ein Bronzemedaillon, das die Züge der Verstorbenen in arger Entstellung wiedergibt. Auch das Lenbachsche Porträt, dessen Reproduktion den »Lebensabend« schmückt, ist weder ähnlich noch charakteristisch, vielmehr eine brutale Karikatur von manirierter Ausführung, des großen Malers ebenso unwürdig wie des dargestellten Wesens; dagegen enthalten die neuesten Auflagen der Memoiren eine ansprechende Photographie aus Malvidens besten Jahren.

Rom. Friedrich Spiro.

Mauthner, Gustav Ritter von,[1]) hervorragender österreichischer Finanzmann, Direktor der k. k. priv. österreichischen Kredit-Anstalt für Handel und Gewerbe, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, * am 16. April 1848 zu Hořic in Böhmen, † im 55. Lebensjahr am 19. Mai 1902 zu Vöslau bei Wien. — Die Familie, der M. entstammte, hat sich bedeutende Verdienste um die Entwicklung der Textilindustrie in Österreich erworben. M.s Großvater errichtete in der kleinen Stadt Hořic bei Königgrätz in Böhmen eine Weberei. Dieser Ahnherr der zahlreichen Familie M., von der heute einzelne Zweige in Österreich, in Ungarn und im Deutschen Reich ansässig sind, war ein wahres Wunder seiner Zeit: er erreichte nämlich ein Alter von 105 Jahren, blieb bis zu seinem Lebensende körperlich und geistig rüstig und war bis kurz vor seinem Tode noch unermüdlich in seinem Geschäfte tätig. Von der außerordentlichen Lebenskraft und Arbeitsfreudigkeit dieses Patriarchen ist ein gut Teil auf seine Nachkommen übergegangen, und der

[1]) Totenliste 1902 Bd. VII 77*.

Ahn konnte noch viele seiner Kinder und Enkel in hervorragenden und glänzenden Stellungen sehen. Einer seiner Söhne war der Vater des im Jahre 1904 verstorbenen Präsidenten der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, des Mitgliedes des österreichischen Herrenhauses und kaiserlichen Rates Max Freiherrn von M.

Kinder eines Schwiegersohnes, Emanuel M.s, der nach dem Tode des Schwiegervaters die von diesem gegründete Weberei in Hořic übernahm und dieselbe zu einer heute noch dort bestehenden, mit Dampfkraft betriebenen Fabrik ausgestaltete, waren Gustav M. und dessen jetzt noch lebende Geschwister: Ernst M., heute Besitzer einer bedeutenden Spinnerei und Weberei zu Bubentsch bei Prag, der gegenwärtig in Berlin lebende Schriftsteller Fritz M., dann Alfred M., heute Direktorstellvertreter der Ungarischen Allgemeinen Kredit-Bank in Budapest und Frau Marie Kuh, Gattin des ehemaligen Präsidenten des Prager medizinischen Doktorenkollegiums, Dr. Rudolf Kuh.

Gustav M. erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung; sein Studiengang umfaßte gleich dem, den junge Leute, welche sich dem Handel oder der Industrie widmen wollen, in Österreich auch heute noch gewöhnlich einzuschlagen pflegen, die realistischen Fächer: er besuchte die deutsche Oberrealschule in der Nikolandergasse in Prag und nach Absolvierung derselben die Prager deutsche Handelsakademie. Im Jahre 1864 trat er, noch nicht siebzehnjährig, bei der kurz vorher in Prag errichteten Hauptagentur der Gesellschaft für Lebens- und Rentenversicherungen »Der Anker« als Kontorist ein. Die ziemlich eintönige Arbeit in dieser damals unter der Leitung des Sekretärs Schlesinger stehenden Agentur vermochte aber den jungen Mann mit seinem lebhaften Geiste nicht zu befriedigen. Als sein Bruder Ernst M. im Jahre 1866 nach Wien übersiedelte, um sich dort eine Existenz zu gründen, gab Gustav seinen Posten beim »Anker« auf und schloß sich dem Bruder an. Es gelang ihm aber nicht sofort, in der Hauptstadt ein Arbeitsfeld zu finden, das seinen Anlagen und Neigungen, die ihn zum Bankfache zogen, vollständig entsprochen hätte; er nahm also zunächst eine Stellung in einem Fabrikskontor an, die er durch drei Jahre bekleidete. Endlich ging sein langgehegter Wunsch, einen Posten in einer Bank und damit ein größeres Gebiet für seine Tätigkeit zu erlangen, in Erfüllung: am 3. August 1869 trat er als Beamter bei der Wiener Zentrale der österreichischen Kredit-Anstalt für Handel und Gewerbe ein. Dieses große Bankinstitut, eine Gründung des Finanzministers Freiherrn von Bruck, bestand zwar damals noch nicht ganz 14 Jahre — die Kredit-Anstalt wurde am 31. Oktober 1855 auf 90 Jahre konzessioniert — spielte aber vermöge seiner für jene Zeit ganz gewaltigen Kapitalskraft und seiner großen Rührigkeit neben der Notenbank der Monarchie, der privilegierten österreichischen Nationalbank, die erste Rolle unter den Wiener Banken. Das Aktienkapital der Kredit-Anstalt, das ursprünglich bei der Gründung der Anstalt mit 100 Millionen Gulden ö. W. festgesetzt, aber nur mit 60 Millionen Gulden ö. W. eingezahlt worden war, betrug im Herbste des Jahres 1869 nach vorhergegangener zweimaliger Herabminderung 40 Millionen Gulden ö. W., während gleichzeitig das eingezahlte Aktienkapital der nach der Nationalbank und der Kredit-Anstalt kapitalskräftigsten unter den damaligen Wiener Banken, der 1869 gegründeten Franko-Österreichischen Bank, sich nur auf 8 Millionen Gulden ö. W. Silber belief. Die Kredit-Anstalt besaß bereits

Filialen zu Pest, Brünn, Lemberg, Prag und Triest und eine Agentur in Troppau; ihre bis zum Jahre 1869 bestandene Repräsentanz in Alexandrien hatte sie in diesem Jahr im Vereine mit der Anglo-Österreichischen Bank in die Austro-Egyptische Bank umgestaltet.

M. war in das Bankfach zu einer Zeit eingetreten, wie sie so interessant, so ereignisreich und so wildbewegt in der Geschichte des Bankwesens der Österreichisch-Ungarischen Monarchie nie vorher dagewesen war und auch nicht so bald wiederkommen dürfte. Es war die sogenannte »Periode des volkswirtschaftlichen Aufschwunges«, oder, wie sie nach der großen Börsenkrise vom 9. Mai 1873 genannt wurde, die »Ära des Gründungsschwindels«. Die seit dem Jahre 1867 in geradezu stürmischer Weise eingetretene wirtschaftliche Aufwärtsbewegung war nach einem kurzen Rückschlag im Hochsommer 1869 in eine wilde Spekulation übergegangen, die bald zum tollsten Schwindel ausartete. Gleich Pilzen schossen die Banken, die Eisenbahn-, Industrie- und Baugesellschaften aus der Erde. Der Bedarf an leitenden Kräften für alle diese Institute war ein ganz ungeheuerer, und eine glänzende Zukunft schien jedem zu winken, der es verstand, diese günstige Lage der Dinge für sich entsprechend auszunützen. Scharenweise entliefen die jungen Beamten ihren Bureaus, ja selbst die Handelsakademiker den Lehrsälen, um als Bureau- und Abteilungsvorstände, wenn nicht gleich als Direktoren neugegründeter Institute wieder aufzutauchen oder sich selbständig als Börsenspekulanten zu etablieren. Auch der junge M. konnte der Versuchung, der so viele erlagen, nicht widerstehen. Er verließ nach kaum dreijähriger Tätigkeit in der Kredit-Anstalt im Jahre 1872 seinen dortigen Posten und trat in die im Jänner 1871 von der Anglo-Österreichischen Bank in Verbindung mit drei anderen kleineren Banken gegründete Österreichische Allgemeine Bank ein, deren geschäftsführender erster Prokurist und späterer Direktor Karl M., sein Bruder, war. Die Österreichische Allgemeine Bank übernahm von der Österreichischen Zentralbank, einem der drei kleineren bei der Gründung der Österreichischen Allgemeinen Bank beteiligten und später mit dieser fusionierten Institute, die dieser Bank gehörige große Wechselstube am Stock-im-Eisen-Platz in Wien nebst dem Haus, in welchem sich diese Wechselstube befand. M. wurde der Leiter dieser Wechselstube, die zu den bedeutendsten von Wien gehörte und sich eines sehr großen Kundenkreises erfreute. Er war damals kaum 25 Jahre alt, nach heutigen Begriffen also für den selbständigen Chef einer so wichtigen Abteilung des Bankgeschäftes noch ganz außerordentlich jung. Aber das war zu jener Zeit nichts Auffallendes; gab es doch damals selbst Bankdirektoren, die nicht mehr Lebensjahre zählten; ja älteren Besuchern der Wiener Geldbörse ist noch wohl die Gestalt eines ungefähr zwanzigjährigen Bürschchens erinnerlich, das im Jahre 1872 nach Aufgeben seiner bescheidenen Stellung in einem Manufakturwarengeschäft am Franz Josephs-Quai sich der Börse zugewendet hatte, um sich dort mit großem Eifer auf die Spekulation in Maklerbankaktien zu werfen. Der junge Mensch mit dem zierlichen Monocle im Auge erzielte, obwohl fast ohne jedes Kapital zur Börse gekommen, glänzende Erfolge und besaß bald eine prächtig eingerichtete Wohnung, Wagen und Pferde und selbstverständlich auch eine elegante und kostspielige »Freundin«, bis die große Börsenkatastrophe im Mai 1873 diesem »Roman eines Kindes« ein Ende machte, und

der knabenhafte Spekulant unter Hinterlassung von 3/4 Millionen Gulden ö. W. unbeglichener Differenzen aus Kostgeschäften wieder in der Dunkelheit seiner früheren Lebensstellung verschwand. Die Krise machte auch der Österreichischen Allgemeinen Bank und damit der weiteren Laufbahn M.s in derselben ein frühzeitiges Ende. Die am 7. September 1873 veröffentlichte, per 30. Juni 1873 abgeschlossene Bilanz dieser unglücklichen Bank, die ein eingezahltes Aktienkapital von 12 Millionen Gulden ö. W. gehabt hatte, gestand bereits einen Verlust von 4.3 Millionen Gulden ö. W. des Aktienkapitals zu; die auf 200 Gulden ö. W. lautenden Aktien der Anstalt, die vor Ausbruch der Krise den Kurs von 375 erreicht hatten, sanken infolgedessen auf 90 und bald noch tiefer; die Bank trat am 13. Mai 1874 in Liquidation. Jetzt bewarb sich M. wieder um seinen früheren Posten bei der Kredit-Anstalt. Er mußte bei dieser aus seiner vorherigen dortigen Tätigkeit ein sehr gutes Angedenken zurückgelassen haben, denn die Anstalt nahm — ein seltener Fall — den reuig zurückkehrenden Flüchtling mit offenen Armen wieder auf, und von nun an blieb M. der Kredit-Anstalt treu. Seine Lehr- und Wanderjahre waren zu Ende, in raschem Fluge strebte er jetzt der Meisterschaft zu.

Zunächst als Börsenvertreter beschäftigt, war er im Jahre 1876 bereits als Adlatus des Bankdirektors im Korrespondenzbureau der Zentrale der Kredit-Anstalt tätig; im Jahr 1878 wurde er nach dem Ausscheiden des Direktors Hermann Ritter von Wolff aus der Direktion als Direktorstellvertreter in das Direktorenkollegium berufen; im Jahre 1880 wurde er Direktor.

Ein Jahr vorher hatte M. die einzige Tochter des Kredit-Anstalt-Direktors Karl Weiß Ritters von Weißenhall als Gattin heimgeführt; er wurde also jetzt der Kollege seines Schwiegervaters. Das Familienband, das M. mit Weiß verknüpfte, sollte sich auch für die Kredit-Anstalt als sehr segensreich erweisen. M., der an seinem Schwiegervater bis zu dessen Ableben mit großer Verehrung hing, wurde der treue Schüler des viel älteren Kollegen, der seinerseits redlich bemüht war, seine reichen geschäftlichen Kenntnisse und Erfahrungen seinem Schwiegersohne zugute kommen zu lassen.

Karl Weiß war früher ein angesehener Kaufmann gewesen, der vornehmlich den Verkehr mit den italienischen Provinzen der Monarchie gepflegt hatte. Als das Lombardo-Venetianische Königreich für Österreich verloren gegangen war, hatte sich Weiß einen anderen Wirkungskreis gesucht und trotz mehrseitigen Abratens die Stelle eines Direktors der Kredit-Anstalt angenommen. Die Lage der Kredit-Anstalt war damals eine ziemlich ungünstige; der Kurs ihrer Aktien war nahezu auf die Hälfte des eingezahlten Betrages gesunken. Weiß, der sich als Kaufmann eines tadellosen Rufes und eines großen Ansehens in der Geschäftswelt erfreute und Mitglied der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und des Zensorenkollegiums der privilegierten österreichischen Nationalbank sowie der Zensorenkollegien anderer Institute gewesen war, hatte sich als Direktor der Kredit-Anstalt bald durch seinen ungeheueren Fleiß, seine Tatkraft und seine geschäftliche Gewandtheit einen entscheidenden Einfluß auf die Geschäftsführung der Anstalt erworben. Seiner Vorsicht war es zum großen Teile zu verdanken gewesen, daß die Kredit-Anstalt ohne Einbuße an Kapital und Kredit aus den Erschütterungen der fürchterlichen Krise von 1873 hervorgegangen war, während welcher die

ältesten Geschäftshäuser der Monarchie ins Wanken gekommen, und Institute wie die k. k. privilegierte allgemeine österreichische Boden-Kredit-Anstalt, Firmen wie Johann Liebieg & Comp. genötigt gewesen waren, um Staatshilfe anzusuchen. Die kluge Zurückhaltung des Direktors Weiß vor und während der großen Krise hatte wesentlich dazu beigetragen, das Vertrauen zu ihm in der Bankwelt zu festigen und zu erhöhen.

Das Beispiel dieses ausgezeichneten Mannes war nun bestimmend für die weitere Entwicklung M.s, und die vornehme und vorsichtige Geschäftsführung in der Kredit-Anstalt wurde auf diese Weise zur Tradition.

Als Direktor Weiß, der bis zu seiner im Jahre 1888 erfolgten Wahl in den Verwaltungsrat den Vorsitz in der Direktion geführt hatte, sich im Jahre 1889 vollständig auf sein Altenteil, die Stelle eines Präsidenten des Verwaltungsrates der Kredit-Anstalt, zurückzog, trat M. als Vorsitzender an die Spitze der Direktion; nach den Statuten der Kredit-Anstalt obliegt nämlich die Oberleitung der Geschäfte dem von der Generalversammlung gewählten, aus mindestens 15 und höchstens 20 Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrate, das Vollzugs- und unmittelbare Verwaltungsorgan der Gesellschaft ist aber die aus mindestens drei Direktoren bestehende Direktion; ihre Mitglieder werden vom Verwaltungsrat ernannt, der auch stets einen Direktor zum Vorsitzenden der Direktion bestellt. Den Posten eines Vorsitzenden der Direktion bekleidete M. nunmehr durch dreizehn Jahre bis zu seinem Tode. Seine hervorragende Bedeutung in der Kredit-Anstalt begann jedoch nicht erst mit dem Zeitpunkte seiner Ernennung zum Vorsitzenden der Direktion, sondern schon mit seiner Berufung in das Direktorenkollegium, und von 1880 an war er bereits der eigentliche leitende Geist der Anstalt. und sein Einfluß auf die Geschäftsführung neben dem seines Schwiegervaters der maßgebende.

Unter den außerordentlich zahlreichen Geschäften der Kredit-Anstalt während M.s 22jähriger Direktionsführung nehmen die Geschäfte mit der österreichischen und der ungarischen Finanzverwaltung, obgleich nicht mehr von der überwiegenden Bedeutung für die Anstalt wie früher, immer noch einen sehr hervorragenden Platz ein; daß sie ungefähr seit 1880 eine wesentlich andere Gestalt angenommen haben wie vorher, war wohl zum weitaus größten Teile durch die Verhältnisse bedingt, gleichwohl dürfen aber auch M.s Verdienste um diese geänderte Gestaltung nicht unerwähnt bleiben. Die Kredit-Anstalt war aus der Finanznot der Staatsverwaltung heraus geboren worden; den Zweck, zu dem sie gegründet worden war, bildete eingestandenermaßen in erster Linie die Geldbeschaffung für den Staat, der in der absolutistischen Zeit oft sehr große Not mit der Unterbringung seiner sich rasch folgenden Anlehen hatte, so daß das österreichische Finanzministerium damals stets einen eigenen Sektionschef besaß, dessen Aufgabe es war, im Auslande Geld für die Finanzverwaltung aufzutreiben; der letzte dieser für das österreichische Finanzministerium im Auslande reisenden Sektionschefs war der nachherige Gouverneur der k. k. privilegierten allgemeinen österreichischen Boden-Kredit-Anstalt und später der Österreichisch-ungarischen Bank, Alois Moser, gewesen. Die Anlehensunterhandlungen zwischen der Finanzverwaltung und der Kredit-Anstalt trugen zu jener Zeit trotz des großen Einflusses, den sich der Staat statutenmäßig auf die Leitung der Anstalt

gewahrt hatte — die Wahl des Präsidenten und der beiden Vizepräsidenten sowie die Bestellung aller Direktoren der Kredit-Anstalt bedürfen der Genehmigung seitens der Staatsverwaltung — häufig den Charakter von Duellen, bei welchen jeder der beiden Kontrahenten einen möglichst großen Vorteil über den anderen zu erringen suchte, und da die Finanzverwaltung der bedürftige, die Kredit-Anstalt der gewährende Teil war, überdies in der Anstalt auch meist die gewiegteren Finanzmänner saßen, so nahmen die Verhandlungen nicht selten ein für die Finanzverwaltung nicht eben erfreuliches Ende.

Das änderte sich gewaltig, als es den beiden Staaten der Monarchie endlich gelang, dank der wenn auch langsam fortschreitenden Zunahme des allgemeinen Wohlstandes aus dem Zustande der alljährlichen Fehlbeträge im Staatshaushalte heraus und zu einer geordneten Finanzwirtschaft zu gelangen. Jetzt waren es nicht mehr die Finanzverwaltungen, die sich um Anlehen, sondern die Kredit-Anstalt und ihre Geschäftsfreunde, die sich um die Geschäfte bewarben, und das gab den Verhandlungen ein anderes Gesicht. Es ist aber M.s unleugbares Verdienst, daß er die gewaltigen Kapitalsansammlungen, wie sie die modernen Großbanken darstellen, nicht ausschließlich vom Standpunkte des Geschäftsmannes nur als Werkzeuge zum Geldverdienen ansah, sondern daß er die soziale Bedeutung dieser Institutionen richtig erfaßte und sich auf den Standpunkt stellte, eine Großbank gleich der Kredit-Anstalt sei nicht lediglich dazu da, um eine möglichst hohe Dividende zu verteilen, sondern sie habe auch gewisse Verpflichtungen gegenüber der Allgemeinheit. Diese seine moderne und man möchte sagen ideale Auffassung von dem Zweck einer Bank bewirkte, daß er bei den häufigen Verhandlungen mit den Finanzministern der beiden Staaten der Monarchie niemals den Patrioten vollständig hinter dem Bankdirektor verschwinden ließ; sein Verhältnis zu den Finanzverwaltungen wurde ein geradezu freundschaftliches, und bei all' den zahlreichen österreichischen und ungarischen Finanzministern von Dunajewski und Szapáry angefangen bis zu Böhm-Bawerk und Lukács war M. außerordentlich beliebt und galt für einen wohlmeinenden Berater und treuen Freund der beiden Finanzministerien. Daß dieses angenehme Verhältnis ihres leitenden Direktors zu den Schatzkanzlern der Monarchie auch der Kredit-Anstalt zustatten kam, ist natürlich.

Von den großen in den Jahren 1880 bis 1902 in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zur Durchführung gelangten staatsfinanziellen Operationen, bei welchen M. in hervorragender Weise mitwirkte, und unter denen, entsprechend der Ordnung der Finanzen und dem gefestigten Kredite der beiden Staaten der Monarchie, die Konversionen die Hauptrolle spielten, seien hier nur die wichtigsten hervorgehoben:

In den Jahren 1881 bis 1884 führte die Kreditanstalt im Vereine mit den ihr befreundeten Großbanken und Bankiersfirmen — man nannte diese Vereinigung, der auch das Wiener Bankhaus S. M. v. Rothschild angehörte, nach diesem Bankhause gewöhnlich kurzweg »die Rothschildgruppe« — die Konversion der ungarischen 6%igen Goldrente in eine 4%ige Goldrente durch; innerhalb eines Zeitraumes von ungefähr vier Jahren wurden von der Kredit-Anstalt 400 Millionen Gulden in 6%iger Goldrente aus dem Verkehre gezogen, und dagegen 545 Millionen Gulden in 4%iger Goldrente in Umlauf

gesetzt; es war dies das größte bis dahin von der Kredit-Anstalt durchgeführte Finanzgeschäft.

Im Jahre 1893 folgte die Konversion der 5%igen österreichischen Notenrente und der 4¾%igen und 5%igen Eisenbahnstaatsschuldverschreibungen der Kronprinz Rudolf-Bahn und der Vorarlberger Bahn in 4%ige österreichische Kronenrente und 4%ige Eisenbahnstaatsschuldverschreibungen; es wurden im ganzen um 299852100 Gulden ö. W. 4¾%ige und 5%ige Obligationen eingezogen, und dagegen 648345800 Kronen in 4%igen Renten- und Eisenbahnstaatsschuldverschreibungen ausgegeben. In das gleiche Jahr fällt die große Konversion von 465962510 Gulden ö. W. 5%iger ungarischer Notenrente und diverser Eisenbahn-Obligationen und -Aktien und von 16704400 Gulden 5- und 6%iger ungarischer Eisenbahngoldprioritäten gegen 1062 Millionen Kronen 4%iger ungarischer Kronenrente und 18 Millionen Gulden 4%iger ungarischer Goldrente.

In demselben Jahre 1893 begann auch die bedeutende, im Jahr 1895 glücklich zu Ende geführte Operation der Goldbeschaffung für die Zwecke der 1892 von den Parlamenten Österreichs und Ungarns beschlossenen Währungsreform. Das Konsortium der Kredit-Anstalt übernahm von der österrreichischen Finanzverwaltung 150 Millionen Gulden 4%iger österreichischer Goldrente und von der ungarischen Finanzverwaltung 24 Millionen Gulden 4%iger ungarischer Goldrente mit der Verpflichtung, den Gegenwert in effektivem Golde zu leisten. Es war in erster Linie der außerordentlichen Geschicklichkeit, mit der M. diese große Transaktion leitete, zu danken, daß es gelang, die erwähnten bedeutenden Goldmengen, die vornehmlich zur Einziehung der österreichisch-ungarischen Staatsnoten bestimmt waren, ohne jede Beunruhigung der auswärtigen Geldmärkte und der auswärtigen großen Notenbanken in die Monarchie zu ziehen.

Durch die österreichisch-ungarische Währungsreform wurde M. auch noch vor eine andere Aufgabe gestellt: ihm wurde die Durchführung des unterm 20. Februar 1892 zwischen Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche hinsichtlich der österreichischen Vereinstaler getroffenen Abkommens übertragen. Die österreichischen Vereinstaler waren die auf Grund des deutschen Münzbundes von 1857 in den Jahren 1858 bis 1868 in Österreich geprägten Taler und Doppeltaler, die im ganzen Gebiete des Münzbundes von 1857 gesetzliches Kurantgeld waren. Als das Deutsche Reich im Jahre 1873 zur Goldwährung überging, setzte es die österreichischen Vereinstaler außer Kurs; diese Verfügung wurde jedoch im Jahr 1874 widerrufen. Die Folge dieses Widerrufes, eines der unbegreiflichsten Fehler der deutschen Münzgesetzgebung, war, daß die österreichischen Vereinstaler in Deutschland drei Reichsmark in Gold galten, auch noch zu einer Zeit, als durch das Sinken des Silberpreises der innere Wert dieser Taler schon weit unter den Wert von drei Reichsmark gefallen war. Als im Jahr 1879 das fortgesetzte Sinken des Silberpreises die Finanzverwaltungen Österreichs und Ungarns zur Einstellung der freien Prägungen von Silber bewog, und das österreichische Währungssilbergeld, weil es nicht mehr dem Bedarf entsprechend vermehrt werden konnte, zu seinem Silberwert auch noch einen Seltenheitswert erhielt und dadurch bedeutend über den Wert des Barrensilbers hinausstieg, da ergab sich nun der merkwürdige Fall, daß eine und dieselbe Münze, der öster-

reichische Vereinstaler, in Deutschland und in Österreich-Ungarn in gleicher Weise gesetzliches Kurantgeld war, dabei aber in jedem dieser Staaten einen verschiedenen und zwar einen weit über den Silbergehalt der Münze hinausgehenden Wert besaß; in Deutschland galt der Taler drei Mark, in Österreich-Ungarn 1½ Gulden ö. W.; in Deutschland war der Wert des Vereinstalers gegenüber dem Gold ein fester, in Österreich-Ungarn, wo bis zum Jahr 1892 kein gesetzliches Verhältnis zwischen dem österreichischen Währungssilbergeld und dem Golde bestand, war er ein schwankender, erreichte aber nie die Höhe wie in Deutschland. Infolge dessen waren die österreichischen Vereinstaler bald fast vollständig nach Deutschland, als dem Lande, wo sie höher bewertet wurden, ausgewandert, und im Jahre 1891 lagen 26 Millionen Taler oder 78 Millionen Mark in österreichischen Vereinstalern in den Kellern der Deutschen Reichsbank. Als nun in Österreich-Ungarn die Festsetzung eines gesetzlichen Verhältnisses, einer Relation, zwischen dem österreichischen Währungssilbergeld und dem Gold erwogen wurde, forderten einige übereifrige Verfechter des »Staatsinteresses«, man solle die österreichischen Vereinstaler von der Relation ausnehmen und einfach außer Kurs setzen, wodurch diese Taler, die bisher in Österreich-Ungarn 1½ Gulden ö. W. gegolten hatten, hier sofort auf ihren Barrenwert gefallen wären, der damals nur beiläufig 1 Gulden ö. W. für den Taler betrug. Gegen ein solches Vorgehen erhoben sich aber gewichtige Stimmen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich-Ungarn selbst; hier war es besonders der damalige Referent für die Währungsangelegenheiten in der Österreich-Ungarischen Bank, der die Anschauung vertrat, ein Staat müsse seine Prägung ebenso respektieren, wie seine Unterschrift, und er habe kein Recht, eine Landesmünze bloß deshalb einfach außer Kurs zu setzen, weil hiedurch nicht Angehörige des eigenen, sondern solche eines fremden Staates einen Verlust erleiden würden; durch ein solches Vorgehen würde das Ansehen und der Kredit der Monarchie im Auslande geschädigt werden, gerade in einem Augenblick, in welchem sie beider besonders bedürfe. Die Finanzverwaltungen Österreich-Ungarns taten das, was unter den obwaltenden Umständen das Klügste war: sie leiteten diplomatische Verhandlungen mit Deutschland ein, bei welchen sich die deutsche Reichsregierung außerordentlich entgegenkommend zeigte. Das Ende war ein Vergleich, wonach Österreich-Ungarn sich verpflichtete, den dritten Teil der in Deutschland angesammelten österreichischen Vereinstaler zum Preise von 1½ Gulden ö. W. für den Taler zu übernehmen und einzuschmelzen; den Verlust, der sich an den übrigen zwei Dritteln dieser Taler durch den Unterschied zwischen dem Werte des österreichischen Währungssilbers und des Barrensilbers ergab, nahm das Deutsche Reich auf sich. An den Verhandlungen, die zu diesem für Österreich-Ungarn sehr günstigen Ergebnisse führten, nahm M. wohl nicht teil; ihm wurde aber von den Finanzverwaltungen der Monarchie die Durchführung der Vereinbarung übertragen, wonach von Österreich-Ungarn 8⅔ Millionen Taler zu übernehmen, und dem Deutschen Reiche dafür die Gegenwerte anzuschaffen waren. M. führte diese Transaktion in Berlin im persönlichen Verkehre mit dem Präsidenten des deutschen Reichsbankdirektoriums Dr. Richard Koch mit so vollendetem Geschick und zu so großer Zufriedenheit der Reichsbank durch, daß der Präsident des Reichsbankdirektoriums

sich bewogen fand, eine hohe deutsche Auszeichnung für M. zu beantragen.

Das Jahr 1897 brachte der Kredit-Anstalt beziehungsweise der Rothschildgruppe ein weiteres großes Staatsgeschäft: die Gruppe übernahm von der österreichischen Finanzverwaltung 116901000 Kronen und von der ungarischen Finanzverwaltung 60 Millionen Kronen in den von den beiden Finanzverwaltungen neu geschaffenen 3½%igen Investitionsrententitres.

Die letzte große staatsfinanzielle Operation, an der M. mitwirkte, war die Konversion der 4½%igen ungarischen Schankregalobligationen sowie einer Reihe von 4½%igen und 5%igen ungarischen Eisenbahnobligationen gegen 1087470000 Kronen 4%iger ungarischer Kronenrente, welchen Riesenbetrag die Gruppe im Jahre 1901 von der ungarischen Finanzverwaltung übernahm. M. war, als dieses Geschäft verhandelt wurde, schwer erkrankt. Gleichwohl ließ er es sich nicht nehmen, bei den Verhandlungen mitzuwirken; die Besprechungen fanden wiederholt an seinem Krankenlager statt. Die Beendigung dieser Operation, die erst im Laufe des Jahres 1902 vollständig zur Durchführung gelangte, hat er nicht mehr erlebt.

Neben diesen großartigen Finanzgeschäften führte die Kredit-Anstalt während M.s Direktion teils allein, teils in Verbindung mit ihren Geschäftsfreunden eine zahllose Menge von kleineren Operationen, vornehmlich von verschiedenen Emissionen für die Staatsverwaltungen, für Städte, Eisenbahngesellschaften usw. durch. Ungleich manchen seiner Vorgänger legte M. jedoch auf die Finanzgeschäfte weniger Gewicht als auf die Ausgestaltung der eigentlich bankmäßigen Geschäfte, die mehr als die sich nicht regelmäßig wiederholenden und hinsichtlich ihres Erfolges oft von so vielen Umständen abhängigen Finanzgeschäfte geeignet sind, einer großen Bank ein jährlich wiederkehrendes, sicheres Einkommen zu bieten; das Kommissions-, das Eskompte-, das Kontokorrent-Geschäft usw. erfuhren unter ihm die sorgfältigste Pflege und nahmen einen gewaltigen Aufschwung. Diese Steigerung des regulären Bankgeschäftes ließ schließlich das seit 1869 auf 40 Millionen Gulden ö. W. verminderte Aktienkapital der Kredit-Anstalt zu gering erscheinen. Es wurde also im Jahre 1899 eine Erhöhung des Kapitals um 10 Millionen Gulden ö. W. auf 50 Millionen Gulden ö. W. oder 100 Millionen Kronen durch Ausgabe von 62.500 neuen Aktien beschlossen. Obwohl die neuen Aktien außer dem Nominalbetrage von 20 Millionen Kronen, auf den sie lauteten, noch mehr als 20 Millionen Kronen Agiogewinn hereinbrachten, welcher Gewinn zur Bildung eines eigenen Kapitalsreservefonds verwendet wurde, die gesamte Kapitalsvermehrung also über 40 Millionen Kronen betrug, war es doch möglich, diesen ganzen Mehrbetrag im laufenden Geschäfte fruchtbringend zu verwenden.

Weniger glücklich als im Finanz- und im eigentlichen Bankgeschäfte war M. mit seinen industriellen Gründungen. Gleich in die erste Zeit seiner Direktionsführung fiel außer einigen kleineren Gründungen wie jener der Mineralöl-Raffinerie-Aktien-Gesellschaft in Budapest usw. eine der größten Unternehmungen dieser Art: 1883 gründete die Kredit-Anstalt im Vereine mit der *Banque Impériale Ottomane* und der Firma S. Bleichröder die *Société de la Régie Co-intéressée des Tabacs de l'Empire Ottoman* oder die Tabak-Regie-Gesellschaft des Türkischen Reiches. Sei es nun, daß M. durch die Kinder-

krankheiten, mit denen dieses Institut längere Zeit zu kämpfen hatte, geschreckt worden war, sei es, daß er fühlte, daß industrielle Gründungen überhaupt »ihm nicht lagen« — er verhielt sich seither gegen derlei Unternehmungen ablehnend. Als er endlich, von seiner Umgebung und zum Teil auch von den Aktionären gedrängt, sich seit 1892 doch wieder zu einigen solchen Geschäften entschloß, ließen gerade die bedeutenderen derselben zunächst den erwarteten Erfolg vermissen. In dem letzten von M. verfaßten Geschäftsberichte der Kredit-Anstalt, jenem über das Jahr 1901, mußte er zu seinem Schmerze mitteilen, daß eine Anzahl der von der Kredit-Anstalt seit 1892 gegründeten Unternehmungen, darunter auch die große Skodawerke Aktiengesellschaft in Pilsen keine günstigen geschäftlichen Ergebnisse erzielt hatte. Seither hat sich jedoch bei der Mehrzahl dieser Unternehmungen eine Wendung zum Besseren vollzogen, und einige erfreuen sich sogar schon eines besonderen Gedeihens.

Der soliden Art M.s entsprach es, daß er bemüht war, die Kredit-Anstalt, deren Aktie Jahrzehnte lang das beliebteste Spielpapier an den Börsen Österreich-Ungarns und Deutschlands war, von allem, was an ungesunde Spekulation oder an Spiel erinnerte, fernzuhalten. Die von ihm aufgestellten Bilanzen waren klar und gaben insbesondere viele vor seiner Zeit häufig vermißte Detailnachweisungen über den jeweiligen Effektenbesitz der Anstalt. Durch sorgfältige Reservierungen war er bestrebt, die Dividende auf einer möglichst gleichförmigen Höhe zu halten, und tatsächlich geschah das vor ihm Unerhörte, daß die Kredit-Anstalt öfter zwei und selbst drei Jahre hinter einander eine gleich hohe Dividende bezahlte. Von den früher mitunter anläßlich der Bilanzveröffentlichungen vorgekommenen »Überraschungen« wollte er nichts wissen; um die spekulative Bewegung einzudämmen, die sich früher viel mehr als jetzt stets an das Bekanntwerden der Bilanzziffern der Kredit-Anstalt knüpfte, traf er die Einrichtung, daß die Bilanzen immer erst zu vorgerückter Tagesstunde nach Schluß der Börse veröffentlicht wurden.

M.s Solidität war aber durchaus nicht nach dem Geschmacke der spiellustigen Elemente der Börse und auch nicht nach dem Geschmack aller Aktionäre. In der letzten Generalversammlung der Aktionäre, an welcher M. teilnahm, in jener vom 3. April 1902, beanstandete der Aktionär Alexander Scharf die Höhe der Dividende als zu gering und erklärte die Kapitalserhöhung von 1899 für die größte Schädigung der Kredit-Anstalt. M.s Antwort wurde zum geflügelten Worte: »Die Kredit-Anstalt ist kein Dividenden-Automat«, rief er dem Tadler zu und führte aus, daß, je größer die Summe der einer Anstalt anvertrauten Kapitalien sei, umso breiter auch die Grundlage der eigenen Mittel sein müsse, um das Vertrauen nicht zu erschüttern. »Dieses Vertrauen«, sagte er, »ist das Ergebnis der harten Arbeit von 45 Jahren; verlieren kann man das Vertrauen aber in einer einzigen Nacht«. Die Mißstimmung der Börsenspieler gegen M. fand einen geradezu klassischen Ausdruck darin, daß auf die Nachricht von M.s plötzlichem Tode der Kurs der Kreditaktien an der Wiener Börse stieg. Es tauchte damals das Gerücht auf, diese rätselhafte Steigerung sei auf Deckungskäufe zurückzuführen, die zur Lösung von großen Baisseoperationen des Verstorbenen unternommen worden seien. Dem war aber nicht so; M. war durchaus kein Börsenspieler, nicht einmal ein Spekulant. »Hätte ich nur mit dem Finger gewinkt«, sagte

er einmal, »so wären die Kreditaktien im Jahr 1895 auf fünfhundert gegangen« — die Aktien notierten damals noch in Gulden — »aber ich wollte nicht; ich bin kein Spekulant, und auch die Kreditaktien sollen mit meinem Willen nicht turbulenten Spekulationen dienen«. Von Haus aus in günstigen Verhältnissen, in jungen Jahren schon im Besitze sehr großer Einkünfte, dabei bescheiden, ohne große Bedürfnisse, ohne kostspielige Passionen und nicht habgierig, stand er der ungeheueren Versuchung, die seine Stellung mit sich brachte, mit kühler Ruhe gegenüber.

Die geschäftlichen Verbindungen der Kredit-Anstalt mit ihr befreundeten Gesellschaften oder von ihr gegründeten Unternehmungen brachten M. auch in die Verwaltung zahlreicher anderer Institute. Er war seit 1883 Mitglied des Verwaltungsrates der Tabak-Regie-Gesellschaft des Türkischen Reiches, seit 1888 Präsident des Verwaltungsrates der Aktien-Gesellschaft der Lokomotiv-Fabrik, vorm. G. Sigl in Wiener-Neustadt und seit 1890 Mitglied des Verwaltungsrates der von der Kredit-Anstalt im Jahre 1888 gegründeten Aktiengesellschaft Pečeker Zuckerraffinerie in Peček. Im Jahre 1890 wurde er auch Mitglied der Direktion der von der Kredit-Anstalt im Jahre 1882 gegründeten Mineralöl-Raffinerie-Aktien-Gesellschaft in Budapest, im Jahre 1896 Mitglied des Verwaltungsrates der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft in Wien und Mitglied des Direktionsrates der Ungarischen Allgemeinen Kredit-Bank in Budapest, welches Bankinstitut im Jahre 1867 unter Mitwirkung der Kredit-Anstalt, die später ihre Pester Filiale aufließ, ins Leben gerufen worden war. Im Jahr 1897 wurde er Mitglied des Verwaltungsrates der von der Kredit-Anstalt in diesem Jahre gegründeten Hirtenberger Patronen-, Zündhütchen- u. Metallwaren-Fabrik, vormals Keller & Comp. in Wien, Präsident des Verwaltungsrates der in dem gleichen Jahr auch von der Kredit-Anstalt gegründeten Aktiengesellschaft für Naphta-Industrie in Lemberg und Präsident des Verwaltungsrates der »Providentia« allgemeine Versicherungsgesellschaft in Wien, ebenfalls einer in diesem Jahr erfolgten Gründung der Kredit-Anstalt. Bei der im Jahre 1899 erfolgten Umwandlung der Pilsener Skoda-Werke in eine Aktiengesellschaft wurde er Vizepräsident und nach dem Tode des Präsidenten Emil Ritter von Skoda am 10. August 1900 Präsident des Verwaltungsrates der Skodawerke Aktiengesellschaft; im Jahre 1900 trat er auch in die Direktion der Kaschau-Oderberger Eisenbahn. Alle diese zahlreichen Stellen bekleidete M. bis zu seinem Tode, nur aus der Verwaltung der Prager Eisen-Industrie-Gesellschaft war er im Jahre 1899 ausgeschieden.

Obwohl seit seinem 17. Lebensjahre praktisch tätig, war M. doch weit davon entfernt, einer jener öden »Praktiker« zu sein, deren geistiger Horizont über die oft recht engen Grenzen ihrer geschäftlichen Erfahrungen nicht hinausreicht, und die darum jeder neuen Erscheinung ebenso verständnis- als hilflos gegenüberstehen. Mit unermüdlichem Fleiß, unterstützt von einem regen Geist und einer ungemein raschen Auffassungsgabe, hatte er sich ein gründliches theoretisches Wissen erworben. Eine glänzende Probe hievon legte er ab, als er im Jahre 1892 vom österreichischen Finanzministerium zum Mitgliede der damals zur Beratung der Währungsfragen einberufenen Währungs-Enquête-Kommission ernannt wurde. M.s in der sechsten Sitzung der Kommission am 14. März 1892 erstattetes Referat erregte durch seine Sachlichkeit und Klarheit selbst in dieser Versammlung der hervorragendsten

Volkswirte Österreichs Aufsehen; er stimmte im Anschluß an die Ausführungen des gleichfalls der Kommission angehörenden früheren Generalsekretärs der privilegierten österreichichen Nationalbank, Wilhelm Ritter von Lucam, für die Einführung der reinen Goldwährung und sprach als der erste unter den Kommissionsmitgliedern ein freies Wort über die damals viel umstrittene Frage der Relation. Im Jahr 1896 wurde M. von der österreichischen Regierung zu der damals stattgefundenen Enquête über das Aktien-Regulativ beigezogen.

An äußeren Ehren hat es M. auf seiner so erfolgreichen Laufbahn nicht gefehlt. Im Jahre 1883 war ihm für seine Wirksamkeit bei der Gründung der türkischen Tabak-Regie-Gesellschaft der türkische Medschidié-Orden I. Klasse verliehen worden; im Jahre 1884 wurden seine Verdienste um die glückliche Durchführung der großen ungarischen Goldrentenkonversion durch die Verleihung des österreichischen kaiserlichen Ordens der Eisernen Krone III. Klasse anerkannt, womit nach den damaligen Ordensstatuten die Erhebung in den erblichen Ritterstand verbunden war; 1893 wurde ihm aus Anlaß der in diesem Jahre zustande gekommenen großen österreichischen und ungarischen Konversionsoperationen der Orden der Eisernen Krone II. Klasse verliehen; im Jahre 1894 erhielt er in Anerkennung der von ihm bei den Transaktionen hinsichtlich der Vereinstaler geleisteten Dienste den preußischen Kronenorden II. Klasse mit dem Stern; im Jahr 1899 wurde M. endlich die seltene, vor ihm noch nie von einem Bankdirektor in Österreich erreichte Auszeichnung zu Teil: am 21. September 1899 erfolgte seine Ernennung zum lebenslänglichen Mitgliede der österreichischen Pairskammer, des Herrenhauses. M. nahm seine Aufgabe als Mitglied dieser hohen gesetzgebenden Körperschaft, in der er sich der Verfassungspartei anschloß, sehr ernst; er beteiligte sich eifrig an den Arbeiten des Hauses und galt dort bald als eine Autorität in volkswirtschaftlichen Fragen. Hervorgetreten ist M. im Herrenhaus als Berichterstatter der Spezialkommission zur Vorberatung der von der Regierung im Herrenhaus eingebrachten Gesetzesvorlage betreffend fundierte Bankschuldverschreibungen. Dieser Entwurf bezweckte die Ausdehnung des in Österreich nach der großen Börsenkrise von 1873 durch das Gesetz vom 24. April 1874 gewährleisteten Schutzes der Rechte von Pfandbriefbesitzern auch auf die Rechte der Besitzer fundierter Bankschuldverschreibungen; das sind nämlich die von Banken unter Hinweisung auf eine besondere Fundierung (als Kommunal-, Eisenbahn-, Meliorations-, Industriekredit-Schuldverschreibungen usw.) zur Ausgabe gelangenden verlosbaren Obligationen, die in Österreich in den letzten Jahrzehnten in großen Summen in Verkehr gesetzt wurden. Die Anträge der Kommission wurden von M. in den Sitzungen des Herrenhauses vom 17. Oktober und vom 27. November 1901 vertreten, und M., der Nichtjurist, verteidigte dieselben siegreich gegen die Angriffe zweier der bedeutendsten österreichischen Rechtsgelehrten, des damaligen Hofrates und jetzigen Ministers Ritter von Randa und des Hofrates und Universitätsprofessors Grünhut.

Von dem großen Vertrauen, das M. sowohl bei der Regierung als in den Kreisen der Hochfinanz genoß, zeugt es, daß im Jahr 1892, als Freiherr von Hopfen seine Stelle als Präsident des Verwaltungsrates der Südbahngesellschaft zurücklegte, allgemein M. als der berufenste Nachfolger Hopfens und

als der Einzige bezeichnet wurde, der geeignet wäre, diese größte österreichisch-ungarische Privatbahn aus ihren mißlichen Verhältnissen — die Dividende der Südbahn war damals unter 1% gesunken — herauszuführen. Es kam jedoch anders: Hopfens Nachfolger wurde einer der ersten Aristokraten der Monarchie, Prinz Egon zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.

Im Jahre 1901 war M., wohl infolge von Überarbeitung, schwer erkrankt. Die ersten Anzeichen eines Nierenleidens stellten sich ein. Von ärztlicher Seite wurde ihm geraten, sich aller Anstrengungen zu enthalten. Mit schwerem Herzen verzichtete M. auf sein Lieblingsvergnügen, die Jagd, aber von der ihm nahe gelegten Zurückziehung von den Geschäften wollte er nichts wissen; er scheint seinen Zustand selbst nicht für gefährlich gehalten zu haben. Als ein Wiener Blatt das Gerücht verzeichnete, M. beabsichtige, seinen Direktorsposten in der Kredit-Anstalt zu verlassen, und solle in den Verwaltungsrat der Anstalt kooptiert werden, da beeilte er sich, diese Nachricht energisch zu dementieren. Aber ein Gewaltigerer sollte bald ihn selbst dementieren. Er hatte sich zwar in kurzer Zeit scheinbar wieder erholt und versah seine Berufsgeschäfte mit gewohntem Eifer; aber seine eingefallenen Züge und seine totbleiche Gesichtsfarbe verrieten den fortschreitenden körperlichen Verfall. Im April 1902 fühlte sich M. wieder sehr leidend und wurde von schweren asthmatischen Anfällen heimgesucht.

Um Erholung zu finden, übersiedelte er am 19. Mai mit seiner Familie in den Badeort Vöslau bei Wien, wo er im Hotel Back Wohnung nahm. Am Abende dieses Tages wurde er plötzlich, nachdem er eben mit gutem Appetite gespeist und mit einem seiner Söhne eine Partie Schach gespielt hatte, von Atemnot befallen und stürzte bewußtlos zusammen. Der rasch herbeigerufene Vöslauer Badearzt, Dr. Krischke, konnte nur noch den eingetretenen Tod feststellen; M. war einem Herzschlag erlegen. Sein Leichenbegängnis, das am 22. Mai in Wien stattfand, gab Zeugnis von der allgemeinen Verehrung und Beliebtheit, deren er sich erfreut hatte; mehr als 200 Kränze schmückten seine Bahre, und Tausende von Leidtragenden begleiteten ihn zu seiner letzten Ruhestätte. M., der als Jude geboren war, ist auch als Jude gestorben; er hatte die größten bis dahin in der Monarchie dagewesenen finanziellen Konversionen geleitet, aber zu einer religiösen Konversion war er nicht zu bewegen gewesen, obgleich oder vielleicht gerade weil ein Glaubenswechsel ihm manchen Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt hätte, und er auch den Schein meiden wollte, als mache er, der Geschäftsmann, Geschäfte mit seiner Überzeugung.

M. war von mittlerer Größe und von gedrungenem, kräftigem Körperbaue; sein Gesicht war bis zu seiner schweren Erkrankung voll und von gesunder Farbe; das Haar und der starke wohlgepflegte Schnurrbart, der ihm fast das Aussehen eines Offiziers in Zivil gab, waren in seinen jungen Jahren dunkel, aber frühzeitig ergraut, die Augen blau und von sehr freundlichem Ausdruck. Ein wohlgetroffenes Bild M.s brachte die Österreichische Illustrierte Zeitung in ihrer Nummer vom 25. Mai 1902.

Im persönlichen Verkehre war M. von außerordentlicher Liebenswürdigkeit und einer bei Bankdirektoren nicht immer vorkommenden Bescheidenheit; gegen seine Untergebenen wohlwollend und gerecht. Er war in der Kredit-Anstalt über die Köpfe einer Menge von Vordermännern hinweg vom kleinen

Beamten bis zum leitenden Direktor aufgestiegen und hatte lange Jahre das Personalreferat in der Anstalt geführt, zwei Tatsachen, von denen jede für sich allein gewöhnlich schon hinreicht, um den Betreffenden bei der Beamtenschaft mindestens nicht beliebt zu machen; bei M. war dies jedoch anders: die Trauer um ihn war unter den Beamten der Kredit-Anstalt allgemein, und aus eigenem Antriebe veranstaltete die Beamtenschaft ihrem hingeschiedenen Chef am 24. Mai 1902 im Vestibüle des Anstaltsgebäudes eine würdige Totenfeier.

M.s liebenswürdiges Wesen, sein durch und durch vornehmer Charakter hatten ihm viele Freunde in allen Kreisen der Gesellschaft erworben; er war ein häufiger Gast bei den Hochwildjagden des Chefs des Wiener Hauses Rothschild, des Freiherrn Albert von Rothschild. Ein besonders freundschaftlicher Verkehr hatte sich, seit die Boden-Kredit-Anstalt der Rothschildgruppe beigetreten war, zwischen M. und dem Direktor der Boden-Kredit-Anstalt, Theodor Ritter von Taussig, entwickelt; an schönen Tagen konnte man die beiden Bankgewaltigen häufig miteinander in den Straßen der Stadt lustwandeln sehen, und wohl manches große Geschäft mag so in peripatetischer Weise konzipiert worden sein.

M. war ungemein musikalisch, ein großer Freund der Oper, der selten eine Première versäumte. Die Musik bildete neben der Jagd und dem Bergsport — er war ein tüchtiger Tourist und begeisterter Naturfreund — vornehmlich seine Zerstreuung. Auch für die schöne Literatur hatte er ein großes Interesse; der vielbeschäftigte Finanzmann fand nicht nur Zeit, sich mit allen hervorragenden Werken der Dichtkunst, aus denen er gerne zu zitieren pflegte, vertraut zu machen, er war auch selbst poetisch tätig. Außer einer Menge formschöner lyrischer Gedichte hat M. auch 2 Theaterstücke geschrieben: ein Schauspiel »Der moderne Timon«, dessen Tendenz sich — charakteristisch für M. — gegen die Anbetung des goldenen Kalbes kehrt, und ein Lustspiel »Die mißglückte Kur«; diese beiden Dramen ließ er im eigenen Verlag als Manuskript drucken, sie sind jedoch nicht im Buchhandel erschienen, die Exemplare wurden von M. nur an seine intimsten Freunde verteilt. Als Fachschriftsteller hat sich M. durch eine Reihe von Zeitungsartikeln, von denen die meisten in der »Neuen Freien Presse« erschienen sind, bekannt gemacht.

M. war seit 1879 mit Helene Weiß von Weißenhall, der Tochter des früheren vorsitzenden Direktors und späteren Präsidenten des Verwaltungsrates der Kredit-Anstalt, Karl Weiß Ritter von Weißenhall, vermählt gewesen. Aus dieser Ehe, die sich sehr glücklich gestaltete, entstammen drei Söhne und eine Tochter. Das Familienleben M.s war ein außerordentlich inniges; seine Familie ging ihm über alles, in ihrem Kreise suchte und fand er nach der aufreibenden Arbeit des Tages am liebsten seine Erholung.

M. war wohl kein bahnbrechender Geist auf dem Gebiete des Bankwesens, er hatte nicht die Genialität und den weiten Blick Lucams und nicht die Vielseitigkeit Hopfens, auch der stürmische Tatendrang und der kühne Wagemut seines Kollegen von der Boden-Kredit-Anstalt, des Direktors Taussig, waren seinem ruhigeren Wesen fremd; aber er besaß im höchsten Grade das, was die Franzosen *bon sens* nennen: gesunden Menschenverstand und praktische Klugheit; er war die verkörperte kaufmännische Anständigkeit und

Solidität. Gerade diese Eigenschaften ihres leitenden Direktors waren aber für die Kredit-Anstalt und damit für die ganze Bankwelt Österreich-Ungarns in den Jahren nach der großen Krise von 1873, durch die das Vertrauen in das gesamte Bank- und Aktienwesen aufs tiefste erschüttert worden war, wertvoller, als es himmelstürmende Genialität gewesen wäre. Das Ansehen der Kredit-Anstalt im Auslande beruhte mit auf dem Zutrauen, das man der Persönlichkeit M.s entgegenbrachte. »Wir waren seit vielen Jahren auf die finanziellen Auslassungen und Maßnahmen Gustav M.s in Würdigung seines Genies gespannt hinzuhorchen gewohnt, weil wir in seinen Urteilen und Handlungen die höchste finanzwirtschaftliche Klugheit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie verkörpert sahen«, so schrieb der »Hannoverische Courier« in seiner Nummer vom 24. Mai 1902. Während der langen Dauer seiner Direktionsführung war M. in Wahrheit, wie er sich wohl auch gerne nennen hörte, »der gute Hausgeist der Kredit-Anstalt«.

Friedrich Schmid.

Lohmeyer, Julius,[1]) Schriftsteller, * 6. Oktober 1835 zu Neiße, † 24. Mai 1903 zu Charlottenburg. — L. war der Sohn eines Apothekers. Er verlebte als Knabe eine glückliche reiche Jugend. Sein Vater war ein Mann von hervorragender Begabung und besonders naturwissenschaftlicher Bildung, der mit größtem Eifer die Entdeckungen und Erfindungen, vor allem auf galvanisch-elektrischem Gebiet, welche die vierziger und fünfziger Jahre brachten, verfolgte. Sein Arbeitszimmer glich einem chemisch-physikalischen Kabinett. Er trat mit Gauß und Weber in Göttingen, Steinheil in München, den großen Erfindern jener Tage, in Verbindung und erbaute damals den ersten elektromagnetischen Telegraphen in Preußen (siehe offizieller Bericht für Post und Telegraphie). Vor allem als Botaniker und Sammler auf verschiedenen Naturgebieten bereiste er seine Heimatsprovinz, stets von seinen beiden Söhnen begleitet, die mit allen erdenklichen Fangapparaten für ihre ansehnlichen Naturaliensammlungen beladen waren.

Julius L. sollte die väterliche Apotheke übernehmen und wurde von einem Freunde seines Vaters in diesen Stand eingeführt. Seine Neigungen aber gingen schon von der Schülerzeit an auf Dichtung und Literatur. Er studierte Naturwissenschaft und übernahm nach abgelegtem Staatsexamen die königl. Hofapotheke in Elbing.

Als Festspiel- und politischer Dichter trat er in jener Zeit mit dem »Kladderadatsch« in Verbindung, an dem er im nationalen Sinne seit 1866 mitarbeitete und wurde 1868 von Ernst Dohm in die Redaktion berufen. L. machte sich vor allem in den Kriegsjahren 1870/71 durch seine vaterländischen Gedichte, die jetzt vielfach in Sammlungen und Schulbücher übergegangen sind, bemerkbar (Kriegsgedenkbuch des »Kladderadatsch«, 2. Auflage) mit seinem Freunde Johannes Trojan.

1872 begründete er das nationale Jugendwerk »Deutsche Jugend«, unter Mitwirkung namhafter Dichter und Künstler, vor allem Joh. Trojan, Victor Blüthgen, Frida Schanz. Hermann Kletke u. a., ein Werk, das während seines

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 71*.

fast 25jährigen Bestehens einen weitgehenden Einfluß auf die gesamte Jugendliteratur nach der künstlerisch-poetischen Richtung hin ausübte und besonders höchste Anerkennung in den Kreisen der pädagogischen Welt fand, auch von seiten des Unterrichtsministeriums als »Muster der Jugendliteratur« empfohlen wurde. War doch die Jugendliteratur bis zu jener Zeit mit wenigen Ausnahmen: Güll, Hey, Robert Reinick, dem trockensten Dilettantismus verfallen gewesen; vor allem förderte die »Deutsche Jugend« und die aus dieser hervorgegangene Jugendliteratur wieder Humor, Phantasie, poetisch-künstlerischen Geschmack und Sinn für technisch edlere Form in des Kindes Seele. Denn auch bedeutende Künstler wandten, angeregt durch L.s Bestrebungen, der deutschen Jugendliteratur ihre Meistergaben zu. — In den Jahren bis 1885 gab L. eine Reihe von mehr als 20 Kinderbüchern mit namhaften Künstlern, vor allem Fedor Flinzer, mit dem er eine ganze Reihe beliebt gewordener Bücher schuf, Oskar Pletsch, Paul Thumann, Carl Röhling, Woldemar Friedrich, Herman Vogel, Paul Mohn, Alexander Zick heraus, die wohl zu dem schönsten gehören, was die künstlerische Kinderliteratur hervorgebracht hat, und an Robert Reinicks Jugendkalender und Ludwig Richters köstliche Schöpfungen anknüpften. Wir nennen unter diesen: »Unser Hausglück«, »Fragemäulchen«, »Komische Tiere«, »König Nobel«, »Kater Murr«, »Lachende Kinder«, »Die Prinzenreise«, »Die Reise ins Meer«, »So gehts in der Welt« (»Sprechende Tiere« 3. Teil), »Sonnenscheinchen«, »Fahrt zum Christkind« erschienen in großen Auflagen. Außerdem L.s Jugenderzählungen »Junges Blut« und »Jugendwege und Irrfahrten« (Union, Stuttgart, 2. Auflage), »Bunter Strauß« (Geibel & Humblot). In jene Zeit fällt auch die Begründung von »Julius Lohmeyers Vaterländischer Jugendbücherei« (F. J. Lehmann in München), die von einer großen Reihe namhafter Patrioten unterstützt und gefördert wurde.

L.s Bestrebungen, die Anschauungswelt in der Jugend zu pflegen, leiteten ihn zu der Herausgabe der Wandtafeln für den historischen Unterricht (1—24), der Bilder zum Neuen Testament (1—12) und schließlich mit seinem Freunde Felix Dahn zu der Veröffentlichung von Anschauungsbildern aus deutscher Sage und Götterlehre.

Mehr und mehr wandte sich L.s Interesse der Popularisierung der Kunst zu. Seine bei den großen Berliner Künstlerfesten zur Aufführung gelangten bei Georg Stilke und später in Meyers Volksbüchern erschienenen Künstlerfestspiele: »Albrecht Dürer«, »Die Malerhölle«, »Tizian« u. a. und eine große Reihe von Kunstartikeln leiteten diese Periode seines Schaffens ein, die 1880 zur Herausgabe der Studienmappen deutscher Meister (1—12 C. T. Wiskott) führte, an denen Ludwig Knaus, Adolf Menzel, Franz Defregger, Ludwig Passini, Geselschap, Paul Meyerheim und andere namhafte Künstler sich beteiligten. In den neunziger Jahren erschienen seine »Gedichte eines Optimisten« (Liebeskind, Leipzig), »Auf Pfaden des Glücks«, Lebenssprüche (Georg Wiegand, Leipzig), die Novellenbände »Die Bescheidenen« (Carl Reißner, Dresden) und »Wir leben noch« (Adolf Bonz & Co., Stuttgart), »Humoresken« (3. Auflage. G. Grotes Verlag), »Kinder-Lieder und Reime« (L. Fernau, Leipzig), »Der Stammhalter«, Lustspiel.

Seine immer wachsenden Beziehungen zu vielen unserer ersten Künstler, zu Schriftstellern und Männern der Wissenschaft fanden ihren umfassendsten

Ausdruck in der Schöpfung des großen Gedenkwerkes »Das Goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende« (J. J. Weber, Leipzig), das eine Gesamtüberschau namhaftester Fachmänner über deutsche Kultur unter Vorführung der Hauptvertreter unter den Lebenden auf allen Gebieten des Staates, der Wissenschaft, der Technik, Literatur und Kunst in Bild, Wort und biographischer Charakteristik bietet.

Als die vaterländische Bewegung sich vor allem auf Anregung Kaiser Wilhelm II. der Schaffung einer starken Seemacht zuwandte, begründete L. zur Unterstützung der von den Gegenparteien bedrohten zweiten Flottenvorlage die seinerzeit vielgenannte »Freie Vereinigung für eine starke deutsche Flotte« (sogenannte Professorenvereinigung), unter deren Mitgliedern die erlauchtesten Männer in Wissenschaft, Literatur, Kunst und Technik als Kronzeugen für die Notwendigkeit einer Vermehrung und Stärkung deutscher Seemacht eintraten. Im Verfolg dieser Bestrebungen, vor allem auch für die Jugend, als der Zukunft unseres Volkes, ließ L. die Sammlungen »Zur See mein Volk!«, See- und Flottenlieder und Meerespoesien (Breitkopf & Haertel), »Unter dem Dreizack« (Velhagen & Klasing), »Auf weiter Fahrt« (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Th. Weicher), Selbsterlebnisse deutscher Seeoffiziere und Kolonialtruppenführer, folgen. Von Letzterem erschienen vier Bände.

Seine gesamten nationalen Bestrebungen faßte er seit Herbst 1901 in der »Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart« zusammen, einer nationalen Revue großen Stiles, welche die ersten Männer der Literatur und Wissenschaft unter ihre Mitarbeiter zählt und als eine Hochwarte deutscher Kultur im nationalen Sinne immer breiteren Fuß in den Kreisen unserer Gebildeten faßt.

Nach dem Tode des Dichters erschien: Julius Lohmeyer, Gesammelte Dichtungen, von seiner Gattin herausgegeben, mit einem Vorwort von Viktor Blüthgen und dem Bildnis des Verstorbenen. Verlag von W. Vobach & Co., Berlin-Leipzig. — Gedächtnisrede für Julius Lohmeyer von Prof. v. Soden und Hof- und Garnisonsprediger Johannes Keßler, Charlottenburg 27. Mai 1903. — Die von Lohmeyer begründete Literarische Vereinigung in Berlin, der Verein »Berliner Künstler« und die Stadt Charlottenbnrg stifteten ein Grabdenkmal mit dem Relief des Dichters. Auch wurde eine neue Straße in der Nähe des Charlottenburger Schlosses »Lohmeyerstraße« benannt. R. R.

Haffner, Traugott,[1]) Stadtschultheiß von Marbach a. N., * 24. Juni 1853, † 24. Juni 1903. — Nach dem Besuch der Lateinschule seiner Vaterstadt Marbach wandte sich H. der Notariatslaufbahn zu. Von 1877—1883 Polizeikommissär in Ludwigsburg, wurde er 1883 zum Stadtschultheißen (Bürgermeister) von Marbach gewählt. Dieses Amt, in welchem er überaus segensreich gewirkt hat, brachte es mit sich, daß ihm auch die Obhut über Schillers Geburtshaus mit seinen Reliquien, Handschriften und Bildnissen anvertraut war. In der Hauptsache waren diese Schillererinnerungen im Jahre 1859 in das damals aus Privatbesitz erworbene Schillerhaus gestiftet worden, besonders von den Nachkommen Schillers; in den folgenden Jahrzehnten war nur hin und wieder noch ein Stück hinzugekommen. Die erste wirkliche Bereicherung seit 1859 erfuhren sie, als im Jahre 1890 die Erben von Schillers Schwieger-

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 45*.

tochter aus dem Nachlaß von Schillers ältestem Sohn Karl zwölf Familienbildnisse nach Marbach stifteten, darunter die von Ludovike Simanowiz während Schillers Aufenthalt in Schwaben (1793/94) gemalten Bildnisse Schillers und seiner Frau. Einen weiteren Ansporn, diesen Besitz an Bildnissen und Handschriften zu mehren, gab H. die aus Anlaß des vierten Deutschen Neuphilologentages in Stuttgart vom Württembergischen Verein für neuere Sprachen während der Pfingstwoche 1890 veranstaltete Ausstellung von Handschriften, Bildnissen usw. schwäbischer Dichter, in der Schiller besonders reich vertreten war. Ihr ist die Anregung zu einem Museum und Archiv der schwäbischen Dichter überhaupt zu verdanken, das dauernd vereinigen sollte, was hier vorübergehend zu sehen war. H. suchte die ihm durch diese Ausstellung bekannt gewordenen Bildnisse und Handschriften Schillers aus dem Privatbesitz für Marbach zu gewinnen; an käufliche Erwerbungen von Bedeutung konnte der von ihm geleitete, seit 1835 bestehende Marbacher Schillerverein jedoch nicht denken. Da fand H. durch Vermittlung des Dichters J. G. Fischer in dem Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian v. Steiner in Stuttgart einen freigebigen Förderer seiner Bestrebungen. Auf Schillers Todestag 1891 machte dieser zum erstenmal eine Stiftung von Handschriften nach Marbach, der in den nächsten Jahren weitere, äußerst wertvolle Zuwendungen von Handschriften und seltenen Drucken folgten. Diese umfangreichen Vermehrungen führten mit Notwendigkeit zu dem Gedanken, für die in den unzureichenden Räumlichkeiten des Schillerhauses angesammelten Schätze, die dort nicht feuersicher bewahrt und nicht entsprechend aufgestellt werden konnten, ein besonderes Gebäude zu erstellen, ein Ziel, dessen Verwirklichung über die Kräfte des kleinen Marbacher Schillervereins weit hinausging.

Bei wiederholten Besuchen in Marbach hatte König Wilhelm II. von Württemberg mit großer Freude von dem raschen Anwachsen und der erhöhten Bedeutung der Sammlungen des Schillerhauses Kenntnis genommen. In einem Handschreiben vom 8. Mai 1895 an H. erklärte es der König »für eine Pflicht und Aufgabe des ganzen Landes, das den Ruhm genießt, die Heimat Friedrich Schillers zu sein, das Werk, welches seine Geburtsstadt begonnen hat, in einer der Bedeutung Schillers entsprechenden Weise weiterzuführen und zu vollenden.« König Wilhelm II. gab die Anregung zur Umbildung des Marbacher Schillervereins zu einem Schwäbischen Schillerverein, der außer der Erstellung eines Museumsgebäudes und Fortführung der Sammlungen alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen sollte, »was die Verbreitung der Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern vermag«. Die Anregung des Königs, der sich als erstes Mitglied des Schwäbischen Schillervereins einzeichnete und das Protektorat über denselben übernahm, fand freudigen Widerhall und opferwillige Förderer weit über Württemberg und das Deutsche Reich hinaus. Schon im Mai 1901 konnte der Grundstein zum Schillermuseum gelegt werden, das sich dem 1876 enthüllten Standbild des Dichters gegenüber erheben sollte. Als stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer des Schwäbischen Schillervereins war der ebenso bescheidene wie tatkräftige H. im Verein mit den beiden Vorsitzenden, Kabinettschef Frhr. v. Griesinger und Geh. Kommerzienrat Dr. v. Steiner, unermüdlich tätig, selbst als ein beginnendes

Leiden, das ihn hin und wieder aufs Krankenlager warf, ihm die Arbeit überaus erschwerte. Er hatte die Freude, daß Dank der Liberalität Steiners und anderer Freunde der Sache neben zahlreichen auf Schiller, seine Familie und seinen Kreis bezüglichen Handschriften auch der ganze im Besitz von Uhlands Erben befindliche Nachlaß dieses Dichters, der von Justinus Kerner, Gustav Schwab und Berthold Auerbach, der Hauff-Köllesche Nachlaß und eine große Anzahl von Handschriften und Briefen anderer schwäbischer Dichter dem alten Marbacher Grundstock in rascher Folge hinzuwuchsen. Auf den Tag, der für die Einweihung des mit einem Kostenaufwand von rund 260000 Mark erstellten Schillermuseums in Aussicht genommen war, den 8. Mai 1903, verlieh ihm der König von Württemberg die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am Band des Friedrichsordens; die Einweihung selbst aber mußte auf den 10. November verschoben werden, besonders auch mit Rücksicht auf eine neue Erkrankung H.s. Am 24. Juni 1903, seinem 50. Geburtstag, erlag er seinem schweren Leiden, bis in die letzten Tage beschäftigt mit dem Werk, mit dem sein Name unlösbar verknüpft bleiben wird. Seine Züge bewahrt das Ölgemälde, welches von dem dankbaren Marbach zu dauerndem Gedächtnis des um seine Vaterstadt hochverdienten Mannes auf die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag in das Schillermuseum gestiftet wurde.

Wenn auch eigene literarische Tätigkeit ihm ferne lag, so war H. im Laufe der Jahre doch mit allem, was Schiller betrifft, aufs beste vertraut worden und hat mehr als einen Schillerforscher durch Nachweise und anderes aufs uneigennützigste unterstützt. Richard Weltrich, auf dessen Anregung hin er mit großem Erfolg um die Aufhellung von Schillers Stammbaum bemüht war, hat darum (Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 2. März 1899, Nr. 51) H. mit vollem Recht einen Mann genannt, »dessen wissenschaftlichem Eifer, zuverlässiger Sachkenntnis und treuer, selbstloser Hingabe die Schillerforschung manchen schätzenswerten Aufschluß verdankt.«

Otto Güntter.

Volkmann, Diederich,[1]) Geheimer Regierungsrat und Rektor a. D. der kgl. preuß. Landesschule Pforta, * 13. September 1838 in Bremen, † 13. Juli 1903 in Tabarz. — Sohn eines Bremer Gymnasiallehrers, wandte sich V. selbst 1857 durch das Studium der klassischen und deutschen Philologie in Bonn und Breslau — 1861 promovierte er — der Lehrerlaufbahn zu; er begann sie Michaelis 1861 an der Landesschule Pforta und beschloß sie an derselben Schule 37 Jahre später; nur wenige Jahre wirkte er an andern Schulen: vom Sommer 1873 bis Herbst 1874 war er Direktor des Gymnasiums in Görlitz, von da an bis zum August 1878 des Elberfelder Gymnasiums. Im Oktober 1878 kehrte er als Rektor nach Pforta zurück und hat 20 Jahre lang die Landesschule in segensreicher Tätigkeit geleitet, bis zunehmende Nervosität ihn veranlaßte, Herbst 1898 in den Ruhestand zu treten. Er zog nach Jena, wo er erst aufs erfreulichste sich zu erholen schien, dann aber, kurz vor Abschluß einer mit regstem Eifer wieder aufgenommenen wissen

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 117*.

schaftlichen Arbeit, im Beginn des Jahres 1900 nervösem Siechtum anheimfiel, das ihm nur selten erlaubte sich von der Lagerstatt zu erheben. Im Juli 1903 suchte er Erleichterung in dem Thüringer Waldort Tabarz; dort erlag er wenige Tage nach seiner Ankunft einer hinzugetretenen Lungenentzündung. Verheiratet war V. seit 1866 mit Clementine Breslau, Schwester des nachmaligen Oberbürgermeisters von Erfurt; von seinen fünf Söhnen hat sich der zweite, seit 1894 Offizier der südwestafrikanischen Schutztruppe, 1904 ganz besonders verdient gemacht bei der Bekämpfung der aufrührerischen Hereros.

Aus der kurzen Darlegung des äußerlich so einfach verlaufenen Lebensganges erhellt, daß von Vs. Tätigkeit sprechen davon sprechen heißt, wie er an der Landesschule Pforta gewirkt hat. Als V. in Pforta eintrat, waren so ausgeprägte Persönlichkeiten an ihr tätig, wie der Geschichtsforscher Carl Peter, der Platoniker Steinhart, der Literaturhistoriker Koberstein, der Sprachforscher Corssen u. a. mehr, denen von Wilamowitz-Moellendorff in der Vorrede zu seinen Reden und Vorträgen einen den Schreiber wie die zu Rühmenden gleichmäßig ehrenden Nachruf geschrieben hat; als er Pforta verließ, lehrten dort Männer, die pädagogisch den erstgenannten nicht nachstanden, didaktisch ihnen gewiß überlegen waren, aber doch, dem nivellierenden Zuge der Zeit gemäß, nicht einen so tiefgreifenden Einfluß auszuüben vermochten wie jene Lehrer des gelehrten von Wilamowitz. V. war es gewiß nicht zu Dank, daß er selbst mitwirken mußte, dem Drange der Zeit nach Vielseitigkeit im Lehrplan der alten Schule nachzugeben und so manche Eigentümlichkeit — ich nenne z. B. die lateinische Versifikation — aufzugeben. An den durch das Alter bewährten eigenartigen Einrichtungen des Alumnats ließ er aber nicht rütteln, ohne sich freilich Änderungen im einzelnen und wirklichen durch neue Anschauungen gegebenen Besserungen zu verschließen; im besonderen war die in das Alumnatsleben wie den Lehrplan gleichmäßig eingreifende Einrichtung des „Studientages“ (eines den Schülern in jeder Woche zur Privatlektüre besonders in den klassischen Sprachen freigegebenen Tages ohne Unterrichtsstunden) ein von ihm mit Erfolg verteidigtes *Noli me tangere.* Als Leiter der Schule wollte er, wie er selbst einmal sagte, seine Untergebenen, jedem seine Eigenart lassend, nur auf das gemeinsame Wohl der Schule „stimmen“. Vielleicht hätte er in manchen Fällen, bei Lehrern wie Schülern, kräftiger zufassen können, vielleicht hätte er seine Abneigung gegen die vielen Formalien, gegen die ärgerlichen Berichte an die vorgesetzte Behörde, die, wie sonstige unangenehme Arbeiten, öfter über Gebühr liegen blieben (und die er doch so meisterhaft und, wenn die Zeit drängte, so schnell abzufassen wußte), mit größerer Energie bekämpfen sollen; aber der Mann, als Ganzes in seinem Tun und Lassen genommen, war doch ein ganz hervorragender *Rector Portensis.* Eine hoch aufgeschossene, schlanke Gestalt, das Gesicht umrahmt von frühzeitig ergrautem, frühzeitig weiß gewordenem, kurzem Vollbart, das Auge Milde und Wohlwollen blickend, strahlte er eine natürliche Würde aus, der sich jeder beugte, und zugleich eine Liebenswürdigkeit, die das Herz aller, die zu ihm in nähere Beziehung treten durften, gewann. Ihm war nichts so zuwider, wie sich in Pose zu setzen; er ließ im Verkehr mit dem Jüngsten wie dem Ältesten so gar nicht den Vorgesetzten fühlen; doch kam es darauf an,

so wußte er, namentlich nach oben hin, den Standpunkt des *Rector Portensis* mit vollem Bewußtsein zu vertreten. Wie V. in den Tagen der Gesundheit im gern aufgesuchten geselligen Kreise ein vorzüglicher Erzähler war voll entzückenden Humors, der doch nie verletzte, so war er auch bei den vielen Gelegenheiten, die seine Stellung zu öffentlichem Auftreten bot, ein ausgezeichneter Redner, zumal wenn er frei sprach; seine vorbereiteten und abgelesenen Reden waren trefflich, aber zuweilen etwas akademisch. Aber sonderbar: derselbe Mann, welcher, ob er nun Schülern eine Strafrede zu halten hatte oder ob er vor großer auserwählter Corona die Jahrhunderte alte Schule vertrat, kaum je ein Wort gesprochen hat, das er oder andere nachher ungesprochen zu wünschen nötig hatten, derselbe Mann ängstigte sich vor jedem solchen Auftreten, und eine unbedeutende Tischrede, die er halten sollte, konnte ihm den Schlaf rauben. Als im Jahre 1893 das 350-jährige Jubiläum der Schulpforte bevorstand, war V. vor Aufregung über die ihm dabei als Rektor bevorstehenden Aufgaben geradezu krank und kaum noch arbeitsfähig; und wie hat er doch nachher, als er vor den vielen hunderten von studierten Leuten den glückwünschenden Ansprachen nun zu antworten hatte, das meisterlich zu tun verstanden, voll Würde und voll Humor, in herzlicher Einfachheit und doch getragen von dem Bewußtsein, daß er an historischer Stätte sprach! Es liegt wohl auf demselben Felde, wenn der überzeugte Anhänger des klassischen Altertums, der seinen Anschauungen auch auf der Dezemberkonferenz in Berlin 1890 unumwundenen Ausdruck gab, der feinsinnige Philologe, der in alten wie neuen Sprachen vielseitige und tiefgehende Kenntnisse und überzeugende Urteilskraft besaß, nur wenig und nichts von größerer Bedeutung veröffentlicht hat; er konnte auch da nicht zu rechter Zeit den Abschluß finden, war mit dem Erreichten nicht zufrieden; und als er im Ruhestande endlich mit seinen Arbeiten über die *Scriptores rerum Alexandri Magni* kurz vor der Fertigstellung zum Druck stand, da nahm ihm, tragisch genug, lähmende Krankheit die Feder für immer aus der Hand.

V. war begeisterter Patriot, ein mit Herz und Mund seinem Bismarck und seinen Königen ergebener Mann, aber — ein Sohn einst der Republik Bremen — ein freier Mann und abhold jedem Anflug von Byzantinismus; er war ein herzensfrommer Christ und regelmäßiger Kirchgänger, aber feind jedem Zurschaustellen äußerer religiöser Formen und leerem Gepränge und jedem Übergriff der Kirche ins weltliche Gebiet.

Vgl. Ecce der Landesschule Pforta 1903 (von H. Schreyer) und danach Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Altertumswissenschaft, Bd. 123 (Biogr. Jahrb.), S. 1—9.

Max Hoffmann-Pforta.

Buchner, Otto,[1]) Kunsthistoriker, * 25. August 1869 in Krefeld, † 18. August 1903 in Erfurt. — Er besuchte das Realgymnasium, später das Gymnasium seiner Heimatstadt und trat aus der Sekunda 1886 bei der Firma G. D. Bädeker in Essen ein, um sich als Buchhändler auszubilden. Nach Abschluß der Lehrzeit fand B. 1889 bis 1893 Anstellung bei der Verlagsgesellschaft »Union« in Stuttgart, war hierauf vorübergehend Privatsekretär bei Fr. v. Lipperheide

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 18*.

in Tirol und dann wieder in Halle a. d. Saale und Krefeld als Buchhändler tätig. Im Jahre 1895 gab er seinen bisherigen Beruf auf und ward in Solingen bis 1898 Redakteur der »Solinger Zeitung«. Da erwachte in ihm eine unbezwingliche Neigung zu den Kunstdenkmälern vergangener Zeiten und veranlaßte den Neunundzwanzigjährigen abermals zu einschneidendem Berufswechsel. Als Student der Kunstgeschichte trat er 1898 an der Universität München wiederum in die Reihen der Anfänger. In Berlin und Jena setzte er seine Studien fort und schloß sie 1902 in Heidelberg ab mit einer hervorragenden Doktordissertation über »Die mittelalterliche Grabplastik in Nord-Thüringen unter besondrer Berücksichtigung der Erfurter Denkmäler« (in erweiterter Form zu Straßburg bei Heitz erschienen). Von Ostern 1902 bis dahin 1903 nahm B. als Gehilfe von Prof. Paul Weber in Jena an der Einrichtung des dortigen städtischen Museums teil und wandte sich, als diese Arbeit vollendet war, nach Weimar, wo er sich sogleich in die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt vertiefte und Stoff zu Vorträgen darüber sammelte. Die Leiter der kunstgeschichtlichen Ausstellung, die im Herbst 1903 in Erfurt stattfand, beriefen ihn Anfang August d. J. nach Erfurt als Hilfsarbeiter bei Vorbereitung und Anordnung der Ausstellung. Mitten in dieser Tätigkeit wurde B. von einer hitzigen Krankheit befallen, die seinem hoffnungsvollen Leben am 18. August frühzeitig ein rasches Ende setzte; die Feuerbestattung fand in Eisenach statt. Außer der Doktorarbeit erschienen von B., und zwar zumeist erst nach seinem Tode, verschiedene gehaltvolle Abhandlungen, nämlich in der »Zeitschrift für christliche Kunst« 1903f.: »Über die gravierten Grabplatten im Erfurter Dom«; »Über den sogenannten Wolfram und die älteren Bronzekunstwerke des Erfurter Domes«; »Über Tiersymbolik in der christlichen Kunst«; »Liturgische Saugröhrchen«; und in den »Mitteilungen des Erfurter Geschichtsvereins« eine umfängliche Arbeit über den »Severisarkophag zu Erfurt und seinen Künstler, samt Übersetzung der *Vita et translatio Sancti Severi*«.

Mitteilungen der Familie. — *Vita* in der Dissertation. — Leipz. Illustr. Zeitung 1903 Nr. 121 S. 334. — Overmann im Erfurter »Allgemeinen Anzeiger« vom 21. August 1903. — Möller in der Zeitung »Deutschland« (Weimar) Nr. 232 vom 25. August 1903, zweites Blatt. — Mitteilungen des Erfurter Geschichtsvereins XXV S. VII. P. Mitzschke.

Oldenbourg, Rudolf,[1]) * 15. Dezember 1811 zu Leipzig, † 10. Oktober 1903 in München, Verlagsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer, Begründer der unter der Firma seines Namens in München (mit Zweigniederlassung in Berlin) bestehenden angesehenen Verlags- und Buchdruckereifirma, Inhaber des kgl. bayer. Verdienstordens vom hl. Michael 4. Klasse. — O. war der Sohn des Leipziger Großhändlers Georg Martin Oldenbourg und dessen Ehefrau Karoline geb. Lübeck, einer Tochter des Hofgerichtsadvokaten Lübeck zu Weimar. Die Vorfahren seines Vaters lebten in Hannover, in der Gegend von Hoya an der Weser. O. besuchte das Nikolaigymnasium in Leipzig. Der Aufenthalt in der Stadt des Buchhandels mag ihm die Anregung gegeben haben, sich auch seinerseits auf diesem Gebiete zu versuchen. Jedenfalls trat er 1827 als 15½jähriger Jüngling in eine Buchhandlung in Lübeck ein, um den

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 83*.

Buchhandel zu erlernen. Hatte er während seiner fünfjährigen Lehrzeit nicht selten Veranlassung, über die Behandlung zu klagen, der er sich nach den strengen Anforderungen der damaligen Zeit ausgesetzt sah, so gestaltete sich sein Leben um so angenehmer, als er 1832 zur Übernahme einer Gehilfenstelle in der bekannten Frommannschen Buchhandlung nach Jena ging. Hier verbrachte er fast anderthalb Jahre. Als er aus dem Frommannschen Kreise schied, ließ der buchhändlerische und geistige Ertrag jener Jahre erkennen, wie gut er seine Zeit zu nützen verstanden hatte.

Er wandte sich nun nach London, wo er durch Vermittlung eines Leipziger Freundes eine Anstellung in einer Buchhandlung erhalten hatte, deren Inhaber ein Deutscher war. Das Geschäft war bei seinem Eintritt im entschiedenen Niedergang begriffen und deshalb nicht dazu angetan, ihm ein längeres Verweilen darin wünschenswert erscheinen zu lassen. Da ihm auch sonst das englische Geschäftsleben keine Befriedigung gewährte, so ergriff er die erste sich ihm darbietende Gelegenheit, um nach Deutschland zurückzukehren.

Wieder in der Heimat, war es zunächst die Buchhandlung von Schmerber in Frankfurt a. M., die ihm anregende und lohnende Beschäftigung bot. Diese Stellung war wohl an sich schon eine solche, wie sie seinen damaligen Wünschen und Neigungen am meisten entsprach. Eine ganz besondere Bedeutung sollte sie aber für ihn dadurch erhalten, daß sie ihm den Eintritt in die große Cottasche Buchhandlung in Stuttgart vermittelte und damit seiner Laufbahn endgültig Richtung und Ziel wies.

Eine Annäherung an das Cottasche Geschäft zu suchen, war O. durch seinen Prinzipal und Freund Schmerber selbst veranlaßt worden, der die latenten Kräfte in ihm, die ihn zu einer Wirksamkeit im größeren Betriebe befähigten, früh wahrgenommen und sich vorgesetzt hatte, ihm die Möglichkeit zu ihrer Verwertung zu verschaffen. Dank dieser Unterstützung erreichte er es, daß die Cottasche Buchhandlung ihn 1836 zum Geschäftsführer ihres Münchener Zweiggeschäftes, der literarisch-artistischen Anstalt, ernannte.

In München sah er sich einem umfangreichen Pflichtenkreise gegenüber. Man hatte ihm neben den rein buchhändlerischen Angelegenheiten auch die Wahrnehmung der geschäftlichen Interessen der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«, eines weiteren großartigen Unternehmens des Cottaschen Verlages, anvertraut. Wie viele Reisen hat er in jenen Tagen nicht nach Stuttgart und Augsburg unternommen, um in mündlicher Aussprache zu ordnen, was sich schriftlich nicht so rasch und so gründlich hätte erledigen lassen! Es würde hier zu weit führen, alle Unternehmungen aufzuzählen, die damals vorwiegend durch ihn ins Leben gerufen wurden. Nur einer der größten mag gedacht werden:

Im Jahre 1843 gründete er die Bibelanstalt der Cottaschen Buchhandlung. Den neuen Geschäftszweig wußte er in kurzer Zeit so zu entwickeln, daß er lange eine Quelle beträchtlichen Gewinns blieb, an dem er partizipierte, da er für diesen Geschäftszweig inzwischen Handlungsgesellschafter der Firma geworden war.

Man sollte meinen, daß eine so weit verzweigte Tätigkeit, zu der sich noch die tägliche Not der kleinen Aufgaben des laufenden Geschäftes gesellte, O. völlig beansprucht hätte. Das war jedoch keineswegs der Fall.

Er fand noch die Zeit, im Jahre 1858 ein weiteres Geschäft zu eröffnen und mit Billigung der übrigen Gesellschafter unter der Firma seines Namens für eigene Rechnung zu betreiben. Durch dieses legte er den Grund zu seinem später so großen Verlage.

Der erste Verlagsartikel, der seine Firma trug, war das heute noch blühende und im hohen Ansehen stehende »Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung«. Der mit diesem Unternehmen eingeschlagenen Richtung ist sein Verlag immer treu geblieben, auch als später noch andere Materien in den Bereich der Verlagstätigkeit gezogen wurden. Es ist O. als ein besonderes Verdienst anzurechnen, daß er als einer der ersten deutschen Verleger das Aufblühen der technischen Wissenschaften in Deutschland, das etwa um jene Zeit einsetzte, richtig erkannte und buchhändlerisch zu verwerten wußte, wie außer der genannten Zeitschrift auch noch andere Unternehmungen technischen Charakters bezeugen, die auf seine Anregung hin entstanden.

Unterdessen hatte zunehmende Kränklichkeit in dem Hauptinhaber der Cottaschen Buchhandlung, dem Freiherrn Georg von Cotta, den Wunsch nach möglichster Verringerung der auf ihm ruhenden Geschäftslast entstehen lassen. Als daher die Münchener Niederlassung der Firma in der Zeit von 1860—1868 aufgelöst wurde, erwarb O. ansehnliche Teile von ihrem Verlag und führte sie seinem eigenen Geschäfte zu, indem er unter völliger Beschränkung seiner Wirksamkeit auf dieses zugleich endgültig aus der Cottaschen Buchhandlung ausschied.

Durch die Erwerbungen aus dem Cottaschen Verlage vermehrte O. die Zahl seiner Unternehmungen so beträchtlich, daß sein Geschäft schon von dem Augenblicke an, wo es allein für sich auftrat, zu den größeren seiner Art gezählt werden mußte. Es immer weiter auszubauen und der Größe entgegenzuführen, in der es heute eine Zierde des deutschen Buchhandels bildet, blieb von nun an seine stete Sorge. Er erwarb zu diesem Zwecke 1873 die Pustetsche Buchdruckerei, übernahm das Jahr darauf den bayer. Zentral-Schulbücherverlag und gründete in den Jahren 1883/1884 eine eigene Groß-Buchbinderei. Alle diese großangelegten Unternehmungen, die die weitgehendsten Anforderungen an sein Können stellten, wußte er in der geschicktesten Weise einzuleiten und durchzuführen. Die wichtigste, aber auch die, die ihm die meiste Mühe verursachte, war dabei wohl die Angliederung des umfangreichen Schulbücherverlages an seine Firma.

Hand in Hand mit diesem mehr kaufmännischen Wirken ging seine eigentliche verlegerische Tätigkeit. Ihr waren neben anderen Werken Unternehmungen wie die 30 Bände umfassende naturwissenschaftliche Volksbibliothek »Die Naturkräfte«, die in 62 Bänden erschienenen drei Sammlungen »Novellenschatz«, Baumeisters Denkmäler des klassischen Altertums und in neuerer Zeit H. v. Sybels siebenbändige Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. zu danken. Von diesen wiederum beansprucht wohl das zuletzt genannte Werk die größte Beachtung, jedenfalls war es diejenige Unternehmung, die O. mit besonderer Genugtuung erfüllte, und die ihm in der Art ihres literarischen und buchhändlerischen Eindruckes den Abend seines Lebens verschönte.

Es versteht sich von selbst, daß O. zu den geistigen Größen Münchens beinahe von Beginn seines Aufenthaltes in dieser Stadt an in rege Beziehungen

getreten war. Emanuel Geibel, Justus v. Liebig, die Mehrzahl der bedeutenden Männer, die König Max II. von Bayern um sich vereinigte, Paul Heyse, Leuthold und viele andere waren seine Freunde, ebenso die großen Gelehrten Martius, Pettenkofer, Sybel und Voit, die ihm auch als Autoren seines Verlages nahe standen. Das Band treuer Freundschaft, das ihn mit Heinrich v. Sybel verknüpfte, wurde erst durch dessen Tod gelöst.

Dies der äußere Rahmen, in dem sein den Zeitraum von fast 80 Jahren umspannendes Berufsleben sich bewegte. Welche inneren Kräfte seines Wesens waren es nun, die ihn befähigten, in der geschilderten Weise erfolgreich tätig zu sein? Sicherlich vor allen sein durchdringender Verstand, seine durch nichts zu lähmende Tatkraft und seine strenge Rechtschaffenheit. Aus dem ersterwähnten erwuchs ihm der scharfe Überblick über große Verhältnisse im Leben und in der Literatur und die klare Einsicht in das Wesen der Dinge. Die Vereinigung beider aber schützte ihn vor Fehlgriffen, indem sie ihm das richtige Augenmaß für die Faktoren gab, mit denen er bei seinen Unternehmungen zu rechnen hatte. Während dann seine Tatkraft ihn zu festen Entschlüssen und zum Handeln führte, war es hauptsächlich seine Rechtschaffenheit, die ihm den guten Ruf gründete und das Vertrauen seiner Autoren erwarb.

Erscheint O. so bereits als eine bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, als ein offener und zuverlässiger Charakter, so werden einige weitere Züge seines Wesens diesen Eindruck noch vertiefen. Er war von großer Treue gegen alle, die ihm näher getreten waren. Besonders schön zeigte sich das in seinem Verhältnis zu seinen Angestellten. Hier betonte er stets, daß jeder, der in seinem Hause tätig sei und seine Pflicht tue, mit dem Gefühl erfüllt werden müsse, daß er ein sicheres Unterkommen gefunden habe. Zu rühmen ist ferner die hohe Auffassung, mit der er seinem Beruf gegenüberstand. Sie ließ erkennen, daß er, wenn er als guter Geschäftsmann auch zunächst darauf aus war, finanziell realisierbare Werte zu schaffen, doch höhere Interessen als das bloße Geldverdienen hatte. In diesem Zusammenhange sei auch des regen Eifers gedacht, mit dem er bis in das höchste Alter hinein das unermeßliche Kapital idealer Bildung zu mehren sich angelegen sein ließ, das sich ihm schon in den Tagen fröhlicher Jugend tief in Herz und Geist gesenkt hatte.

In seiner äußeren Erscheinung war O. ein kräftiger, über die mittlere Größe hinausragender Mann mit gut entwickelten Gesichtszügen unter einer in der Jugend dunklen, später weißen Haarfülle und mit kurzgehaltenem Backenbart. Seine Bewegungen waren energisch, und bei der Unterhaltung, die er durch geistvolle Bemerkungen zu beleben wußte, ließ auch das Spiel seiner Mienen seinen beweglichen und lebhaften Geist erkennen. Nach Betätigung und Anerkennung im öffentlichen Leben zu streben, lag ihm fern; er hat öffentliche Ämter mit Ausnahme des eines Handelsappellrichters und verschiedener Ehrenämter im Dienste des Börsenvereins der deutschen Buchhändler stets abgelehnt. Politisch hielt er zur liberalen Flagge in München, ohne indessen als Parteimann hervorzutreten. Staunenswert war das Interesse, das er noch in hohen Jahren für Menschen und Dinge an den Tag legte. Die sinnliche Frische und Lebenskraft des Jünglings waren auch dem Greise fast ungeschwächt erhalten geblieben.

Sein Lebensbild wäre unvollständig, wollte man nicht auch seines Familienlebens Erwähnung tun. Hier war er ganz Mensch und hier kannte er nur den einen Ehrgeiz, ein liebevoller Gatte und treusorgender Vater zu sein. Er hatte sich am 6. Juni 1843 mit Emilie Blochmann, einer Tochter des weitbekannten Pädagogen Dr. Karl Blochmann in Dresden, verheiratet. Mit ihr, dem Vorbild einer deutschen Hausfrau, ist er mehr als 60 Jahre in glücklichster, mit vier Söhnen und fünf Töchtern gesegneter Ehe vereinigt gewesen. Nichts Reizvolleres ließ sich denken, als ihn im letzten Jahrzehnt seines Lebens bei größeren Familienfesten inmitten der Seinigen zu sehen. Wie ein Patriarch alter Zeiten war er da von seiner Gattin, seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln umgeben. Nach Menschenlos hat es ihm dann freilich auch an schwerem Leid nicht gefehlt: zwei verheiratete Töchter und eine verheiratete Enkelin sah er vor sich ins Grab sinken.

So hat er bis kurz vor seinem Ende gelebt. Erst als der Tod sich ihm nahte, fand er einen müden Mann; während er noch seinen 90. Geburtstag in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit unter ehrender Teilnahme des bayerischen Herrscherhauses und weiter Kreise der Bürgerschaft und des Buchhandels hatte feiern können, war dann doch nicht allzu lange danach ein merkliches Schwinden der Kräfte eingetreten. Dann ist er hingesunken wie ein welkes Blatt, das der Herbstwind zur Erde hinabträgt, wie es in dem Nachruf stimmungsvoll heißt, den eine große Münchener Zeitung ihm widmete.

Unter den Segnungen, die ihm im Laufe eines langen Lebens zuteil geworden, ist nicht die geringste, daß er in seinen Söhnen treue und verständnisvolle Mitarbeiter fand. Sie führen jetzt sein Lebenswerk in seinem Geiste weiter, indem General-Konsul und Kommerzienrat Rudolf Ritter von O. und k. b. Handelsrichter Paul O. die Verlagsabteilung der Firma leiten, während Kommerzienrat Hans O. deren technischen Betrieben vorsteht. Die Firma beschäftigt zurzeit ein Personal von über 400 Beamten und Arbeitern.

Benutzte Literatur: Tageszeitungen und die im vorstehenden größtenteils wörtlich wiedergegebene biographische Einleitung des Verfassers zum Jahrgang 1905 des Offiziellen Adreßbuches des Deutschen Buchhandels, das auch ein sehr gutes Bild (Kupferstich) Oldenbourgs nach einer Photographie aus den siebziger Jahren enthält.

Max Bierotte.

Polenz, Wilhelm Christoph Wolf von,[1] * 14. Januar 1861 zu Ober-Cunewalde in der sächsischen Oberlausitz als der älteste Sohn des Kammerherrn und Klostervogts von Polenz, † 13. November 1903 zu Breslau. — P. stammt aus einem alten thüringisch-sächsischen Adelsgeschlecht, dessen historisch verbürgte Urkunden bis zum Jahre 1180 zurückgehen; bis zum 14. Jahr von Hauslehrern unterrichtet, kam P. dann in das Internat des »Vitzthumschen Gymnasiums« zu Dresden, wo Professor Diestel, ein von vielen Seiten gerühmter Pädagoge, für P. von Einfluß wurde. Im Elternhause fand der Knabe besonders bei seiner genial veranlagten Schwester Hertha Verständnis, welche auch später als Schriftstellerin mit Erfolg an die Öffentlichkeit trat. Nach Ablegung des Abiturientenexamens diente P. zunächst im

[1] Totenliste 1903 Band VIII 87*.

Dresdener Gardereiterregiment, dessen Rittmeister Moritz von Egidy auf P. starken und nachhaltigen Eindruck machte, sein Freiwilligenjahr ab.

Nach Ablauf des Militärjahres studierte P. mehr seinem Vater zu Liebe als eigener Neigung folgend, in Breslau, Berlin und Leipzig Rechtswissenschaft. In Berlin wirkte auf P., der auch viele außerhalb seines Fachs liegende Kollegien besuchte, besonders Heinrich von Treitschke. Nach Beendigung seiner Rechtsstudien trat P. bei dem Dresdener Gericht als Referendar ein. Immer offener treten jetzt bei dem jungen P. literarische Interessen an den Tag, die ihm nicht selten aus den Kreisen seiner Geburt offene Anfeindung eintragen. Als P. sich mit Emily Beatrice Robinson, einer jungen Engländerin, verlobt hatte, trat er endgültig aus dem Staatsdienst, um sich nunmehr ganz der Literatur zu widmen. Jetzt ging P. nach Berlin, wo er auch mit dem Naturalismus und seinen wichtigsten Vertretern in Berührung kam. Hier in Berlin trat P. besonders Moritz von Egidy nahe, dessen Persönlichkeit und dessen Ideen auf den jungen Schriftsteller von großem Einfluß waren. Bald zog sich P., für das Großstadtleben nicht geschaffen, auf das väterliche Landgut Ober-Cunewalde zurück, das er dann kurz darauf selbst übernahm, um es bis an das Ende seines Lebens, das fast ausschließlich der Landwirtschaft und freier Schriftstellerei gewidmet war, zu verwalten. Aus seiner Ehe gingen vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen hervor. Noch kurz vor seinem Tode hatte P. noch eine eingehende Studienreise nach Amerika gemacht.

Mit dem im Jahre 1893 erschienenen dreibändigen Roman »Der Pfarrer von Breitendorf« errang nun Polenz seinen ersten großen Erfolg. Das in den späteren Auflagen um einen Band gekürzte Werk eröffnet einen aus drei Romanen bestehenden Zyklus, in dem P. vorwiegend das ländliche Leben seiner Heimat darstellt. Im »Pfarrer von Breitendorf« wird das Ringen eines Menschen um eine feste individuelle Lebensanschauung in einer Weise dargestellt, die P. sogleich als hervorragenden Psychologen erkennen läßt. Es ist ein ethischer, aber kein künstlerischer Fehler, daß der Held des Buches, ein liberal gesinnter, von unbezähmbarem Wahrhaftigkeitsdrang erfüllter Landgeistlicher, zu einer festen Weltanschauung trotz alles Kämpfens nicht kommt.

Das künstlerisch Wertvollste an dem »Pfarrer von Breitendorf« ist neben der kulturellen Bedeutung der darin behandelten Probleme und der auftretenden Typen, das reiche, warme Innenleben dieses Pfarrers, der auf der Suche nach Wahrheit und Menschen in die Gefahr kommt, zugrunde zu gehen. Die Wandlung, die Gerland durchmacht, läßt sich in einem Worte ausdrücken: »Er hat die negative Seite des Christentums, die es auf eine unerhörte Daseinsentwertung abgesehen hat, überwunden und findet Gott von neuem, nach dem er sich des Freien und Göttlichen in sich bewußt geworden ist. So weicht das Christentum der Demut bei ihm einem Christentum heiligen Stolzes, und aufrecht, selbst ein Teil Gottes, verehrt er nun den, den er vorher im Staube seines Angesichts angebetet hatte.

Die bedeutendste Dichtung, die P. überhaupt geschaffen, ist der nach dem »Pfarrer von Breitendorf« erschienene Roman: »Der Büttnerbauer«. Das Buch gehört in die Reihe der Werke, die wie Immermanns »Oberhof«, Kleists »Michael Kohlhaas«, Otto Ludwigs »Erbförster«, Dichtungen spezifisch männlichen Naturempfindens, Natur aus erster Hand geben.

Der »Büttnerbauer« schildert den langsamen, aber unabwendbaren Verfall eines bäuerlichen Besitzes. Es ist ein hoher künstlerischer Vorzug, daß P. hierbei nichts auf den Zufall gestellt hat, und daß die ganze Geschichte von einer inneren, unerbittlichen Notwendigkeit beherrscht wird. Traugott Büttner geht nicht an irgendwelchen verhängnisvollen Eigenschaften zugrunde, kein Unfall beschleunigt — wie so oft in unseren Romanen — das Verhängnis, natürlich, wie ein Tag auf den andern, reiht sich Glied an Glied, bis der Mann, den wir gesund und aufrecht kennen lernten, seinen Hof und seine Heimat im Besitze eines intriguanten Juden sehend, sich erhängte. Der Untergang des Bauern hat etwas Typisches und erscheint wie ein Ausschnitt aus dem Leben der Allgemeinheit. Nicht bei allen wird der Mund im Schmerze so verstummen wie bei diesem Bauern, aber alle, die den unerbittlichen Gesetzen der fortschreitenden Natur und der Geschichte gegenüber so hartnäckig auf dem Boden der Tradition und des Natürlichen verharren, müssen so oder ähnlich zugrunde gehen. So ist der »Büttnerbauer« nicht nur die Tragödie des Bauern, sondern die Tragödie des schlichten Naturmenschen überhaupt. Diejenigen, die auf die hohen künstlerischen Qualitäten des »Büttnerbauer« bei seinem Erscheinen besonders aufmerksam gemacht haben, sind Theodor Fontane und Leo Tolstoi.

Nach dem »Büttnerbauer« erschien als Beschluß des großen Tryptichon der »Grabenhäger«, dasjenige Werk des Dichters, in welchem, wenn es auch an Bedeutsamkeit dem »Büttnerbauer« nachsteht, das reichste Leben herrscht. Der Roman zeigt uns, wie ein leichtlebiger und flacher Kavalier von zwei Seiten noch einmal erzogen und zu einem andern Menschen gemacht wird: durch sein Weib und die tägliche Pflichtübung, die die Aufrechterhaltung seines verschuldeten Besitztums erfordert. Diese Wandlung wird in diesem Romane meisterhaft geschildert.

Das Leben und Treiben auf einem großen Rittergute — P. hatte zu diesem Roman eingehende Studienreisen nach Ostelbien unternommen — ist noch nie in einem deutschen Roman mit solcher Sachkenntnis und Anschaulichkeit geschildert worden.

Das Künstlerische aber hat bei aller Sachlichkeit nicht gelitten. Die Menschen auf Grabenhagen sind vorzüglich gezeichnet und ihre Beziehungen zu einander mit fast Zolascher Naturtreue geschildert. — Nie aber verfällt P. ins Lüsterne. Er ist offen und vorurteilsfrei genug, um zuzugeben, daß es auch in den Kreisen, aus denen er selbst stammt, nicht allzuweit her ist. Mit Interesse sehen wir in dem so wahrheitsgetreuen Buche, wie der Rittergutsbesitzerstand ebenso wie der Kaufmann in der Stadt und der Industrielle heute dem Materialismus verfallen ist. Geld ist hier ebensosehr der angebetete Götze als irgendwo anders. Der Geburtsadel macht, wie die Gestalt und das Gebahren eines reichen Kommerzienrates zeigt, mit dem Geldadel schon längst gemeinsame Sache.

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist das in dem Buche behandelte soziale Problem. So hat es auch, von den künstlerischen Qualitäten abgesehen, für alle Sozialethiker fast wissenschaftlichen Wert. — So stellen diese drei großen Romane ein Werk von kulturhistorischer Bedeutung dar. Die großen Fragen unserer Zeit, die religiöse Frage, die Frage nach der sozialen Stellung des Arbeiters und des Arbeit-

gebers sind in wenigen deutschen Erzählungen unserer Zeit mit so viel Sachkenntnis und ruhiger Sachlichkeit und mit so wenig aufdringlicher Tendenz behandelt worden.

Von den noch übrigen drei Erzählungen großen Stiles, welche P. geschrieben hat, verdient der zweibändige Roman »Thekla Lüdekind« die ernsteste Beachtung. Er führt uns seit seinem ersten Roman »Sühne« zum ersten Male wieder in das Leben und Treiben des Stadtlebens hinein. Auch hier ist P. durchaus zu Hause, auch hier bringt er — P. selbst hat ja viele Jahre in der Stadt zugebracht — nur Selbstbeobachtetes. Aber man merkt wohl, daß er hier nicht so aus dem Vollen schöpft und mit dem Milieu so verwachsen ist wie da, wo er uns auf die Dörfer und in den Wald führt oder mit uns durch wogende Kornfelder schreitet. Die Frauenfrage ist der Inhalt des Romans. Im Mittelpunkt steht das Leben einer Frau. Nicht umsonst ist der Untertitel dieses Buches »Geschichte eines Herzens«. P. offenbart in diesem Buche eine eindringende Kenntnis der weiblichen Psyche, wie sie unsere modernen Romanschriftsteller selten oder fast nie aufzuweisen haben. Es ist wahr, daß es in dem Buche vielfach an Temperament fehlt. Wirklich leidenschaftliche Akzente werden kaum angeschlagen. Die abgeklärte und nie aufdringliche Art indessen, in der P. hier zur Frauenfrage Stellung nimmt, entzieht das Buch dem Tendenziösen und verleiht ihm wieder, wie den Vorgängern, kulturgeschichtlichen Wert.

Die Philosophie, die P. in dem Buche predigt, gipfelt in dem Schlußwort des Romanes: »Nicht mit dem Kopfe bauen wir unser Leben, sondern mit dem Herzen.« Dieser Satz ist für alle Wendungen der Erzählung maßgebend. Aber gerade die Lebensgeschichte Thekla Lüdekinds ist, ohne daß es P. beabsichtigt hat, ein Beweis dafür, wie sich auf dieser Philosophie ein glückliches Leben nicht aufbauen läßt. Der Weltanschauung, der P. in diesem Buche Ausdruck gegeben, wird nicht jeder beipflichten; in psychologischer Hinsicht hingegen ist »Thekla Lüdekind« vielleicht der beste Frauenroman unserer realistischen Schule.

Nach der »Thekla Lüdekind« erschien der Roman »Liebe ist ewig«. Er spielt in der bayrischen Hauptstadt und führt ebenfalls ein Frauenschicksal vor. Das Buch ragt weit über einen Unterhaltungsroman üblicher Art hinaus, stellt aber ebensowenig wie der sehr akademisch gehaltene, das moderne Literatentum nicht immer richtig schildernde »Wurzellocker« einen Fortschritt in dem Schaffen des Dichters dar. Beide Werke bedeuten wenig neben den epischen Dichtungen, die uns P. bis dahin geschenkt hatte. Im Nachlasse des Dichters hat sich indessen ein sehr bemerkenswertes Romanfragment, »Glückliche Menschen«, vorgefunden, welches beweist, daß P. bei längerer Lebensdauer wieder den Weg zu seiner Kunst gefunden hätte, welche weit über seinen letzten beiden Romanen stand.

Neben diesen großen epischen Dichtungen hat P. noch eine große Reihe von Erzählungen und Novellen geschrieben, unter denen die Novelle »Wald« und die Studie »Versuchung« besondere Beachtung verdienten. Die Novelle »Wald«, sicher die künstlerisch vollendetste des Dichters, ist eine durch und durch deutsche Herzens- und Seelengeschichte, wie sie gerade in der modernen deutschen Novellenliteratur ganz einzig dasteht. Die Heldin der Erzählung ist die von unsern Romanschriftstellern immer wieder

dargestellte »unverstandene« Frau, die schließlich ihrem Gatten und ihrer Pflicht untreu wird, um sich einem andern zu ergeben. Mit großer Künstlerschaft ist geschildert, wie allmählich die Liebe in der Seele der verbitterten Frau erwacht, welche jahrelang dumpf und gleichgültig neben ihrem rauhen, verschlossenen, ganz in seinem Waidmannsberuf aufgehenden Gemahl dahingelebt hat. Der Wald aber lebt in dieser Novelle wie in wenigen anderen deutschen Erzählungen.

Außer den genannten Novellen hat P. noch von kleineren Dichtungen eine Sammlung von Dorfgeschichten unter dem Titel »Luginsland« veröffentlicht. Auch diese anspruchslosen Erzählungen entbehren poetisch und kulturgeschichtlich nicht eines gewissen Wertes. Der stiernackige Großbauer, der »die Glocken von Krummseifenbach« stiftet, wirkt wie eine Zeichnung Leibls. Die prächtigste Studie des Bandes ist aber die Schlußgeschichte »Zittelgust's Anna«.

Auch auf dramatischem Gebiet hat sich P. wiederholt versucht. Im Buchhandel sind drei Dramen von ihm erschienen, das vieraktige Trauerspiel »Heinrich von Kleist«, die Tragödie »Andreas Bockholdt« und die Dorftragödie »Junker und Fröner«. »Heinrich von Kleist« wurde in Dresden zur Aufführung gebracht. Das Stück hatte bei dem Publikum einigen Erfolg, wurde aber von der Kritik mit Recht abgelehnt. Als psychologische Studie hat das Stück seinen Wert, als Drama hat es keine Qualitäten. Ganz dasselbe gilt von dem Trauerspiel »Andreas Bockholdt«, das zum großen Schmerze P.s nie aufgeführt wurde. Dies Drama steht ganz unter dem Einfluß Egidys und wurde zu der Zeit, als P. im engsten Verkehr mit diesem stand, konzipiert. Andreas Bockholdt, ein vielbeschäftigter Gefängnisarzt, versucht in seinem Berufe die schöne, aber naive Weltanschauung Egidys in die Tat umzusetzen, und tut dies mit einer Konsequenz, die ihn in mehr tragikomische als tragische Situationen bringt. Die bei weitem wertvollste unter den dramatischen Arbeiten P.s ist ohne Zweifel die Dorftragödie »Junker und Fröner«. Hier bietet P. zum ersten Male einen ländlichen Stoff im dramatischen Gewande. Aber nicht der moderne Bauer, sondern der Bauer der Fronzeit wird uns vorgeführt. Das Stück spielt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, da bereits die Aufklärung in voller Blüte stand und trotzdem der deutsche Bauer formell noch Leibeigener war. In diesen Widerspruch sind die Repräsentanten des Junker- und Bauernstandes hineingestellt. Der wackere Bauer Christian Noack geht im Kampfe um sein Recht zugrunde. In diesem Stück sind wirkliche Ansätze zu einer echten Tragödie enthalten. Besonders der zweite Akt hat ergreifende Partien und ist dramatisch sehr geschickt aufgebaut.

Was an Gedichten von P. vorliegt, hat einen sehr ungleichen Wert. Die ersten Gedichte waren dem Novellenbande »Karline« beigegeben. Die Gedichte dieses Bandes zeigen neben der stark erzieherischen Tendenz, die fast in jedem Stücke zum Ausdruck kommt, einen auffallenden Mangel an lyrischem Schmelz und an der echten Lyrikern wie Goethe, Mörike und Heine stets eigenen Weichheit in der Linienführung. Aus dem Nachlaß P.s ist indessen ein Gedichtband »Erntezeit« veröffentlicht worden, der poetisch viel wertvollere und reifere Dichtungen enthält als der Band »Karline«. P.s letztes Werk ist »Das Land der Zukunft«. Es ist die Frucht seiner eingehenden Studien-

reise durch Amerika und bietet, da sie keine Reisebeschreibung gewöhnlichen Stiles ist, des Interessanten und Fesselnden genug, um speziell in der Literatur über Amerika einer der bemerkenswertesten Beiträge zu sein.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

Niessen, Wilhelm (Joseph), Bildhauer, Architekt und Maler, * 29. Juni 1827 zu Köln a. Rhein, † 17. November 1903 in München, Sohn des Kaufmanns Anton Niessen und dessen Gattin Rosa Rebekka Niessen, verwitwete Euskirchen, geb. Bourscheidt. — N. widmete sich, nach Ableistung des Militärdienstes, unter dem seit 1845 in Köln tätigen Dombildhauer Christian Mohr der Kunst, übersiedelte 1850 an die Münchener Akademie, wo er bei Max Widemann die Antike studierte und seit 1852 bei Xaver Schwanthaler (dem Vetter des am 28. November 1848 verstorbenen berühmten Ludwig Schwanthaler) an der Vollendung der Giebelgruppen für die Propyläen Verwendung fand. Später in der von Jos. Gabriel Mayer, (vgl. Allg. Deutsche Biographie« 1885, XXI, 120) gegründeten und heute noch unter der Direktion des Kommerzienrates Franz Mayer einen wahren Weltruf genießenden »Kunstanstalt für kirchliche Arbeiten« lieferte N. die Modelle zu 32 Figuren und begründete, seit 1855 selbständig schaffend, sein eigenes Atelier, aus welchem zahlreiche Aufträge hervorgingen, u. a. eine Madonnenstatue« (in Holz), ein »Trauernder Genius« als Grabdenkmal (in Bronze ausgeführt), die Figuren der vier »Evangelisten« und die Statuen von »Petrus und Paulus« in dem nach M. Bergers Zeichnungen durch A. Siekinger (1807 und 1873) für die Münchener Frauenkirche ausgeführten Hochaltar, welcher außerdem von Moritz von Schwind mit Bildern und von Jos. Knabl mit plastischen Gruppen prachtvoll geschmückt wurde. Damals hatte der Künstler wohl noch keine Ahnung, daß er in demselben Bauwerk eine weitere Stätte seiner ersprießlichen Tätigkeit, ja geradezu eine auszeichnende Lebenstätigkeit finden werde. Nachdem N. zur vollen Zufriedenheit der Besteller einen nach eigenen Plänen erbauten und mit Plastik augestatteteten Altar für die klösterliche Erziehungsanstalt zu Zangberg vollendet und mit Frl. Apollonia Rommerskirchen aus Köln zu München seinen eigenen Herd begründet hatte, wurde unserem Künstler der Auftrag zu einem großen Altarbau in der »Johann Nepomuk-Kapelle« der vorgenannten Frauenkirche. Die bestimmt ausgesprochenen Wünsche der Stifter gewährten der gestaltenden Phantasie sehr willkommenen Spielraum. Die aus drei Stämmen bestehende Familie des Grafen von Arco (Arco-Zinneberg, -Stepperg und -Valley) verlangte die Ausschmückung der früheren Apollonia-Kapelle, wofür N., im Gegensatz zu der in der Frauenkirche seither beliebten polychromierten Holzarchitektur, die Verwendung des Steinmaterials in Vorschlag brachte, so zwar, daß zu den Figuren weißer Marmor, zu dem ornamentreichen Aufbau aber roter Sandstein ohne weitere Fassung dienen sollte. N. versprach sich gegenüber der farbenprächtigen Wirkung der alten Glasfensterbilder einen imposanten Eindruck der Ruhe, ein Projekt, welches freilich, vereinzelt und gegen die herkömmliche Tradition, sich hier nur teilweise erfüllte. Man experimentierte damals noch etwas zuviel; die Kunst des »Restaurierens« mußte durch viele bittere Erfahrungen und Fehlgriffe erst zum (immerhin noch fraglichen) Nutzen der Neuzeit errungen und erprobt werden. Auch nahm N. die dem Kölner Dom zukommende sog.

»Frühgotik« zum Vorbild, während die Entstehung der Frauenkirche einer der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entsprechenden, speziell süddeutschen Bauperiode angehört. N. rechnete mit nicht völlig gleichwertigen Koëffizienten. Das Resultat war jedoch immer originell und ehrenwert. Auch der Wechsel von lebensgroßen Figuren und halbmeterhohen Statuetten brachte erfreuliche Wirkung, ebenso wie der architektonisch-klare Aufbau durch den reizenden Austausch der Ornamente und anderen bildnerischen Schmuckes völlig in ausklingenden Wechsel gebracht wurde. Da die vielköpfige Zahl der Patrone der gräflichen Stifter, deren Frauen und Kinder in der gewissermaßen sakralen Adoration der Welterlösung gipfelte, so ergab sich neben der dogmatischen Symbolik noch eine Fülle von fialenbewachten Nischen und Konsolen, übersponnen von Krappen und heraldischem Beiwerk: ein wahrer Wald von zierlicher Schönheit und streng logischer Stylistik, unterbrochen von selbstredenden, dem Auge Ruhepunkte gewährenden Reliefs und figürlichen Gruppen, welche sich an den drei Seiten der Kapelle, zweimal sogar bis auf zwanzig Meter Höhe, aufbauen. Kein Wunder, daß N., bisweilen mit zehn Gehilfen arbeitend, die Zeit von 1867—77 zur Ausführung brauchte. So entstand ein in seiner Weise wahrhaft unvergleichliches Werk, welches hoffentlich noch einer späten Nachwelt Zeugnis ablegt für echte, adelige Pietät und sinnige deutsche Kunstfertigkeit. Dann wird auch eine Reproduktion des Ganzen und seiner einzelnen Teile erfolgen, woran vorerst noch niemand dachte. Auch die Zeitgenossen ließen wenig darüber verlauten, mit Ausnahme von Anton Mayer, welcher in einer kleinen Schilderung der Frauenkirche (München 1863), insbesondere in seiner weitläufigen »Geschichte und Beschreibung der Domkirche« (M. 1868, S. 338 ff.) und in einem »kleinen Begleiter durch die Dom- und Pfarrkirche« (1875, S. 69 ff.) eingehend referierte. Ein Bericht erfolgte auch in der Beilage 69 der »Augsburger Postzeitung« vom 28. Oktober 1875. F. A. Specht in der Festschrift zur vierten Säkular-Feier der Einweihung (M. 1894 bei Braun und Schneider S. 12) hatte jedoch nur wenige Zeilen dafür. In der Folgezeit entstanden neben kleineren Leistungen ein »Kreuzweg« mit 14 Reliefstationen in Kalkstein für Fronhofen und eine Wiederholung in Eichenholz für die von M. Berger erbaute und von J. Knabl mit Altären und Standbildern ausgestattete Pfarrkirche zu Haidhausen (vgl. Nr. 322 »Bayerischer Kurier« vom 19. November 1880). N. setzte sich auch jetzt noch nicht zur Ruhe. Zur Ausführung seiner großen Arbeiten hatte er in der vielbelebten, zum südlichen Campo-Santo führenden »Spitalstraße« zwei Häuser erworben und seine Ateliers dahinein verlegt. Als er derselben nicht mehr bedurfte, baute N. die Räume um und versah die Häuser mit einer einheitlichen Fassade in dem von ihm so wohl gekannten und geliebten strengen und doch gefälligen Spitzbogenstil. Auch hier gab es Statuen und Hauspatrone, die einen Erker und Balkon flankieren, vielfach verschlungenes, ornamentales Zierwerk, wodurch das Ganze als echtes Künstlerheim sich präsentiert. Hier oblag N. zu seines Herzens stiller Erquickung der Malerei. Was seine an dieses Material nicht gewöhnte Hand schuf, war einfach gräßlich. Scheffel sagt mit Recht: »'s ist ein eigner Spaß, daß jeder das am liebsten treibt, wozu er just am wenigsten Beruf hat«. Einmal brachte N. einen ganzen Saal voll Skizzen und Landschaften nebst Studienköpfen in den Kunstverein. Die auf seinen Namen überhaupt nicht dressierte Presse

— N. haßte alle Reklame — schwieg. Und das war gut. Als es fünfzig Jahre waren, daß der Künstler in München weilte und schuf, da veranstaltete N. eine Kollektivausstellung aller seiner architektonischen und plastischen Arbeiten in dem prächtigen Rahmen des eigenen Hauses, mit demselben Erfolge. Erst zu seinem Grabe kamen ehrende Deputationen der »Münchener Künstler-Genossenschaft«, vom »Freien Künstler-Bund« mit Reden und Kränzen, auch vom Offizierkorps des zweiten Infanterie-Regiments, bei welchem Dr. Niessen, der einzige Sohn des Künstlers, als Oberstabsarzt eine geachtete Stelle bekleidet; auch der Sängerkreis der »Alten« ließ seine Trauerklage um den Geschiedenen stimmungsvoll erklingen.

(Vgl. den Begräbnisbericht in Nr. 546 »Neueste Nachrichten« 21. November 1903). Nur die Kunsthistorie ist noch im Rückstand: Pecht in seiner »Gesch. der Münchener Kunst« 1888, S. 308 nennt bloß den »hübschen Arco-Altar«, Singer 1898 II, 306 und Bötticher 1898 II, 151 widmen ihm wenige Zeilen und in Merlos Lexikon der »Kölner Künstler« (sogar in der zweiten Ausgabe von Richartz-Keußen 1895, S. 622) ist nur der Name seines Bruders, des Malers Johann Niessen, verzeichnet. Hyac. Holland.

Renner, Ludwig,[1]) Oberkonsistorialrat, Hofprediger, *Dr. theol.*, *Dr. phil.*, * 10. April 1834 im Forsthaus Lohra, † 29. November 1903 in Wernigerode. — Nach Abschluß seiner theologischen Studien in Halle 1853—56, wo besonders Tholuck und Julius Müller nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübten, wurde R. als Erzieher der Prinzen Heinrich XVIII. und XIX. von Reuß-Köstritz bestellt und verdankte diesem Vertrauensamt, neben vorübergehender Tätigkeit am Gymnasium zu Gütersloh, wohin er seine Zöglinge begleitete, 1860 längeren Aufenthalt an den Bildungsstätten am Genfer See: Genf, Vevey, Lausanne und sodann in Italien, speziell in Rom selbst. Als Frucht seiner Studien hier erwuchs ihm eine Arbeit über »Die Kunst in den Katakomben«, auf Grund deren er nach seiner Rückkehr in Leipzig zum *Dr. phil.* promovierte. 1865 schloß sich dann die in Halle abgelegte Prüfung für das höhere Lehramt an, bei welcher er mit Ehren sich für drei Fächer die Unterrichtsfakultas bis Prima erwarb. Schon stand er mit einem Schritt im höheren Schulamt, da ihm bereits im folgenden Jahre eine Lehrstelle am Domgymnasium in Magdeburg angetragen wurde. Doch gleichzeitig bot sich ihm ein Pfarramt in Suderode am Harz, und er entschied sich für das letztere. Aber Zeit seines Lebens hat er darum doch den schulischen Dingen sein lebhaftes und tätiges Interesse bewahrt. 1870 wurde ihm das Oberpfarramt in Langensalza übertragen unter gleichzeitiger Ernennung zum Superintendenten der Ephorie. Fünf Jahre darauf siedelte er als Superintendent nach der alten, schönen Harzresidenz Wernigerode über, die ihm von nun an seine bleibende Heimat wurde. Durch das Vertrauen des fürstlich-stolbergischen Hofes wurde er bald — seit 1877 — zum Schloßpfarrer und Hofprediger berufen und hat dies Amt fast 25 Jahre, bis 1901 seine Gesundheit erlahmte, verwaltet. — In seiner weiteren kirchlichen Tätigkeit innerhalb der preußischen Landeskirche ist R. einer der Begründer und tätigsten Förderer der »positiv-unierten« Gruppe geworden. Insbesondere ist seine Mitwirkung an den synodalen Arbeiten — sowohl in der Provinzial- wie in der Generalsynode

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 91*.

— eine dauernde und erfolgreiche gewesen. Bereits 1875 wurde er von Langensalza aus zur ersten, neu ins Leben getretenen Provinzialsynode entsandt; späterhin war er regelmäßig durch königliche Ernennung deren Mitglied; dem Provinzialsynodalvorstand hat er von 1884 bis 1893 angehört und ist 24 Jahre lang als Synodaldeputierter Mitglied der theologischen Prüfungskommission beim Konsistorium in Magdeburg gewesen, wo er wesentlich die praktischen Fächer (Ethik, Pädagogik u. a.) vertrat. Auf seine Anregung hin, die auf der Tagung der Provinzialsynode von 1896 als sein Antrag zum Beschluß erhoben wurde, ist 1897 für die Theologie-Kandidaten der Provinz das sog. Lehrvikariat — Einführung in das praktische geistliche Amt durch einen bewährten Geistlichen während eines Jahres zwischen I. und II. theologischer Prüfung — obligatorisch gemacht worden. In der Generalsynode ist seine Arbeit besonders in der Vorbereitung und Einführung der neuen Agende hervorgetreten. Ein wesentlicher Teil des Entwurfs war ihm 1891 zur Ausarbeitung übertragen. So hatte er auch als Obmann der Agendenkommission in der über die Annahme entscheidenden Sitzung vom 10. November 1894 das wichtige, die Besprechung einleitende Referat, und als bei den Beratungen über das Ordinationsformular sich über die Stellung und Bedeutung des Apostolikums in demselben tiefgehende prinzipielle Meinungsverschiedenheit ergab, fand er den vermittelnden Ausweg, der das Werk vor dem Scheitern rettete. In demselben Jahre hat die theologische Fakultät in Halle seiner wissenschaftlichen und kirchlich-praktischen Tätigkeit durch Verleihung der Doktorwürde ihre Anerkennung bezeugt, die sich auch auf eine 1886 veröffentlichte Schrift »Lebensbilder aus der Pietistenzeit« stützen konnte. — Besonders in die Kämpferreihen der »positiven Union« hat sein Tod, wenn auch nicht unerwartet, eine schmerzlich empfundene Lücke gerissen.

Kohlschmidt.

Ringhoffer, Emanuel Ritter von, Professor, k. k. Regierungsrat, * 23. Dez. 1823 zu Prag, † 1. Dez. 1903 ebenda. — R. erhielt seine fachmännische Ausbildung am Polytechnikum in Wien, nach dessen Absolvierung er die Akademie der bildenden Künste in Wien besuchte; er wirkte hierauf durch sechs Jahre als Assistent an der Lehrkanzel für Bauwissenschaften in Wien und wurde 1850 zum supplierenden Professor dieser Wissenschaften an der technischen Lehranstalt in Brünn ernannt. Vor Antritt seines Lehramtes unternahm er mit Bewilligung des Ministeriums eine Reise nach Deutschland und Frankreich behufs eingehenden Studiums der Organisation der technischen Institute. Im Jahre 1851 wurde R. ordentlicher Professor in Brünn; 1864 wurde er an das polytechnische Landesinstitut zu Prag berufen, wo er bis zu seiner Pensionierung verblieb, um die er aus Gesundheitsrücksichten schon im Jahre 1882 ansuchen mußte. Im Jahre 1871 war R. Rektor des Polytechnikums; außerdem war er sechs Jahre als Fachvorstand tätig. An der Ausführung größerer Bauten hat er sich nicht beteiligt; er lebte nur in seinem Lehramte. 1864 erschien sein damals rühmlich bekanntes Werk „Lehre vom Hochbau“, das im Jahre 1878 eine zweite Auflage erlebte. Im Jahre 1879 erhielt R. den Titel eines Regierungsrates, bei seiner Pensionierung wurde ihm der Orden der Eisernen Krone III. Klasse verliehen und einige Jahre später der erbliche Ritterstand. Trotzdem blieb er immer der bescheidene, anspruchslose Mann,

der sich nicht gerne in den Vordergrund drängte und den alle, die ihn kannten, seiner vielseitigen Kenntnisse und seines biederen Charakters wegen verehrten und schätzten. A. Birk.

Hagemann, Georg,[1]) *Dr. phil.*, Professor der Philosophie an der Universität Münster i. W., * 17. November 1832 zu Beckum in Westfalen, † 6. Dezember 1903 zu Münster i. W. — H., ein bedeutender Philosoph der katholischen Richtung, besuchte das Gymnasium zu Recklinghausen, hierauf die Akademie zu Münster. 1856 wurde er zum katholischen Priester ordiniert. 1855/56 löste er die Preisfrage der philosophischen Fakultät, was für seine künftige philosophische Lehrtätigkeit von entscheidendem Einflusse war. Einige Jahre war er hierauf Erzieher im Hause des Grafen von Galen; 1860 wurde er Präses in dem gräflich Galenschen Konvikte für adelige Gymnasiasten zu Münster; 1861 erwarb er den philosophischen Doktorgrad an der Münsterer Akademie; 1862 habilitierte er sich zu Münster als Privatdozent für Philosophie. Kurz vorher (1862) war der frühere Ordinarius der Philosophie in Münster, Franz Jakob Clemens, gestorben. Auf seine Stelle wurde Dr. Albert Stöckl von Eichstätt berufen. Als derselbe 1870 freiwillig wieder nach Eichstätt zurückkehrte, verhinderten die damaligen religiös-politischen Bewegungen (Vatikanum, Altkatholizismus, Zentrumsbildung, Kulturkampf) die Beförderung des Privatdozenten Dr. H. zum Professor. Erst 1881, nach fast 20 Jahren, wurde er außerordentlicher, vorerst noch unbesoldeter Professor in Münster; 1884 endlich ordentlicher Professor der Philosophie.

Allgemein wird an H. dessen treue und gewissenhafte Amtsführung, Bescheidenheit und Herzensgüte gerühmt; desgleichen seine hervorragende Tüchtigkeit als Dozent: sein Vortrag zeichnete sich durch Klarheit der Gedanken und Lebendigkeit aus und war durch ein prächtiges Organ unterstützt.

Trotz beständiger reger Geistestätigkeit hinterließ H. (abgesehen von Artikeln in Zeitschriften, z. B. dem Literarischen Handweiser von Hülskamp in Münster) nur drei Werke größeren Umfanges, nämlich: 1. Logik und Noetik, erstmals erschienen 1868, bei Herder in Freiburg. 2. Metaphysik, 1869. 3. Psychologie, 1869. Sämtliche drei Werke sind seitdem oftmals in Neuauflagen erschienen und bilden zusammen die »Elemente der Philosophie«, einen Leitfaden für akademische Vorlesungen sowie zum Selbstunterrichte. Die weiter geplanten Teile dieses Leitfadens (Ethik und Juridik, Ästhetik, Geschichte der Philosophie) sind leider nicht zur Ausführung gelangt. H. konnte nur schwer zu einem Abschluß seiner Arbeiten gelangen.

Schon 1872 rühmte ein Kritiker (v. Hartsen) von den H.schen Schriften: Dieselben nähmen eine hervorragende Stelle in der neueren Literatur ein, hätten einen bedeutenden Wert für den angehenden Studierenden der Philosophie; seien keine bloße Kompilation, zeichneten sich aus durch sittlichen Ernst, Scharfsinn und Kritik, Vollständigkeit und Reichtum des Inhaltes, Streben nach Klarheit, unterhaltende Schreibweise, reiche Literaturkenntnis, interessante Daten usw.

H. vertrat in der Philosophie den christlichen, näherhin katholischen Standpunkt, im Anschlusse an Aristoteles und die mittelalterliche Scholastik,

[1]) Totenliste 1903 Band VIII 45*.

mit einigen anderen Männern (z. B. der Jesuitenschule, Clemens, Kleutgen usw.), schon bevor Papst Leo XIII. durch seine Enzyklika »*Aeterni Patris*« 1879 die alte aristotelisch-scholastische Philosophie in der Form des Thomismus zunächst für die katholische Welt wieder nachdrücklich in Erinnerung brachte.

Doch kann H. nicht als Thomist bezeichnet werden; dazu war der Einfluß der modernen Wissenschaften auf ihn ein viel zu großer. Seine Lehrbücher wurden dann auch von strengen Thomisten (wie Commer, Schneider, Gloßner) einer Kritik unterzogen. Auch die Bezeichnung Neuscholastiker oder Neuaristoteliker paßt nicht auf ihn. Zwar übernahm er viele erprobte Grund- und Bausteine aus der alten aristotelisch-scholastischen Philosophie, aber in Detailfragen weicht er vielfach von der »alten Schule« ab, zumeist wenn Ergebnisse der modernen, bes. naturwissenschaftlichen Forschung in Betracht kommen. H. will nichts wissen von einer bloßen Repristination des Alten, sondern hat ein organisches Weiterentwickeln und Weiterbauen auf den alten bewährten Grundlagen im Auge. Mit gutem Grunde kann man H. einen Anhänger der sogenannten »immerwährenden Philosophie«, *philosophia perennis*, nennen, von welcher bereits Leibniz redet als von einem ewigen, nicht auf die Denkarbeit eines einzigen Philosophen aufgebauten Systeme, an welchem alle aufrichtigen und ernsthaften Forscher zu ihrem Teile partizipieren.

An H.s Logik und Noetik rühmte die Kritik die durchsichtige Darstellung, die erstaunliche Literaturkenntnis, den Reichtum an gut gewählten Beispielen. Die strengen Thomisten tadelten freilich die Abhängigkeit von modernen Prinzipien (der sog. Bewußtseinstheorie), sowie die zu geringe Berücksichtigung der Scholastiker und der späteren Kommentatoren des Aristoteles.

H.s Psychologie wird als das beste unter seinen Werken bezeichnet. Er will darin die richtige Mitte einhalten zwischen einseitigem Apriorismus und Empirismus, zwischen reinem Idealismus und einer mechanischen Welt- und Seelenerklärung. Im Gegensatz zur aristotelisch-scholastischen Psychologie verwirft H. den sog. Gemeinsinn, wie überhaupt die inneren Sinne, desgleichen die Unterscheidung in konkupiszible und iraszible Affekte; er will nichts wissen von einem sinnlichen und intellektuellen Gedächtnisse, ebensowenig von einem sinnlichen und geistigen Bewußtsein. Die Wolffsche Unterscheidung von rationaler und empirischer Psychologie wird abgelehnt. Desgleichen wird der sog. tätige Intellekt verworfen, welchen die aristotelisch-scholastische Philosophie zur Erklärung des Abstraktionsprozesses eingeführt hatte, usw. Gerade in der Psychologie zeigt sich die Vertrautheit H.s mit den modernen psychologischen und physiologischen Theorien. H. bekennt selber, daß er hier vielfach von Ulrici abhänge, dem bekannten 1884 verstorbenen Vertreter eines sogenannten spekulativen Theismus. Im Anschlusse daran ist H. besonders bemüht, die mechanische Seelentheorie Herbarts zu bekämpfen, die Selbsttätigkeit und Willensfreiheit der Seele zu retten.

Auch die Metaphysik H.s zeichnet sich durch Vollständigkeit und Reichtum des Inhalts aus, wenn auch über die Beweiskraft mancher Ausführungen verschiedene Ansichten möglich sind.

H. wird unter den neueren auf katholischem Boden stehenden Philosophen, z. B. Tilmann Pesch, Gutberlet, Willmann, Braig usw., immer einen hervorragenden Platz einnehmen.

Literatur: 1. Philosophische Monatshefte, 24. Bd. 1888 (Thiele). — 2. Zeitschrift für Philosophie und philosoph. Kritik, 61. Bd. 1872 (v. Hartsen). — 3. Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft, 2. Bd. 1890 (Grupp). — 4. Literarische Rundschau für das kath. Deutschland, hrsg. v. Hoberg, 28. Jhrg. 1902. — 5. Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, 5. Jhrg. 1891; dann 10. Jhrg. 1896, sowie 13. Jhrg. 1899 (Gloßner, Commer, Schneider). — 6. Literarischer Handweiser, hrsg. v. Hülskamp, 1903 Nr. 788. — 7. Chronik der k. Universität Münster 1903/04.

Dr. St. Schindele.

Mommsen, Theodor,[1]) * 30. November 1817 in Garding, † 1. November 1903 in Charlottenburg. — I. Lehrjahre. (Christian Mathias) Theodor Mommsen wurde am 30. November 1817 in Garding im südwestlichen Schleswig als der älteste Sohn des zweiten Predigers (Diakons) Jens M. (geb. 1783), eines geborenen Friesen, und dessen Gattin Sophie Elisabeth, geb. Krumbhaar aus Altona, geboren. Als der Knabe drei Jahre alt war, wurde der Vater nach Oldesloe in Holstein versetzt, nachdem er in einer Eingabe darauf hingewiesen hatte, daß die Notwendigkeit, Privatstunden zu geben, und die Marschluft seine Gesundheit schon sehr angegriffen habe; hier wuchs Theodor in dem einsam auf einem Hügel gelegenen Pfarrhause mit seinen beiden jüngeren Brüdern Tycho (geb. 1819) und August (geb. 1821) und zwei Schwestern, von denen eine in zartem Alter starb, heran. Der geräumige Garten war das Revier der drei Knaben, die nur wenig mit anderen Kindern in Berührung kamen; und unter dem Birnbaume, der den Garten überragte, wie der Garten das Städtchen, mag Theodor seine ersten Gedichte geträumt haben. Der Vater, dessen amtliche Einkünfte (376 Rtlr.) auch jetzt nicht ausreichten, um Frau und Kinder, sowie seine alte Mutter und durch Elementarereignisse verarmte Schwestern zu ernähren, war offenbar ein vorzüglich humanistisch gebildeter Mann, in dem, wenn er auch in enge und ihn bedrückende Verhältnisse gebannt war, mehr steckte, als ein Dorfpfarrer; er wußte sich durch seine Humanität und seine liebevolle Fürsorge die Liebe seiner Pfarrkinder in hohem Maße zu erwerben, konnte es aber trotz wiederholter Suppliken nicht erreichen, daß ihm eine Pfarre übertragen wurde; »ihm verdanken wir«, so schreibt Tycho in seiner Autobiographie (veröffentlicht von J. Ziehen in Bursians Jahresber. über die Fortschr. d. klass. Altertumswiss. für 1904, Biograph. Jahrbuch 27, S. 103ff.) »die Liebe für alles Sprachliche und die Neigung zur Poesie, welche er in uns nach seiner sanften und innigen Weise zu übertragen wußte, ohne daß wir ein Soll und Muß dabei kennen lernten; meiner Mutter dagegen, die sich durch ihre schlichte Rechtlichkeit und praktische Verständigkeit auszeichnete, das, was dieser Art Gutes in uns zu finden sein mag. Sie ließ nicht immer, wie der Vater, alles, was an Wildheit und Unart der Knaben vorkam, gelten, und wir sind ihr dafür noch im Grabe den höchsten Dank schuldig.« Der Vater allein unterrichtete die Knaben in den — allerdings nicht regelmäßig abgezirkelten — Stunden, die er von seinen Amtsgeschäften und Lektionen erübrigte; seine Bezüge hätten nicht dazu ausgereicht, seinen Söhnen einen Hauslehrer zu halten oder sie von früher Jugend an in ein Internat zu schicken. Doch legte er

auf ihre Erziehung das größte Gewicht. Und wenn er ihnen, die weniger als andere Knaben vom Lernen abgezogen wurden, die Liebe zur Wissenschaft einimpfte, so mußte andererseits das ländliche Milieu dazu beitragen, ihre Körper zu stählen und neben der Erziehung der Mutter die kernhafte, tüchtige Art der Schleswig-Holsteiner, aus denen gerade in jener Zeit so viele hervorragende Menschen hervorgegangen sind, ihnen ein Beispiel zur Selbsterziehung des Pflichtbewußtseins geben. Dem Manne, der später berufen war, das hohe Lied von der Tüchtigkeit des altitalienischen Bauernstandes anzustimmen, mögen mitunter die Eindrücke, die er aus seiner nordischen Heimat mit sich ins Leben genommen hatte, in den Bildern aus uralter Zeit wieder lebendig geworden sein. Und man wird auch nicht irre gehen — mag auch in dem abgeschiedenen Pfarrhause wenig politisiert worden sein —, wenn man vermutet, daß die Keime zu M.s politischen Anschauungen sich schon in jener Atmosphäre entwickelten, in welcher der selbstbewußte Unabhängigkeitssinn des freien und intelligenten Bauern und der nationale Widerstand gegen die dänische Herrschaft zugleich mit dem Sehnen nach einem einigen und starken Deutschland erstarkt waren. —

Es zeugt schon von einem hohen Grade von Energie und Ruhe, daß die beiden älteren Brüder, als es notwendig wurde, die Studien in einen regelmäßigen Lehrplan ausmünden zu lassen, »nach einem selbstgemachten, nur vom Vater gebilligten Lektionsplan arbeiteten, wobei wir« — so erzählt der eine von ihnen — »zugleich Lehrer und Schüler waren.«

Am 4. Oktober 1834, also in verhältnismäßig nicht jungen Jahren, trat Theodor M. zusammen mit Tycho in die Prima des Christianeum in Altona ein und wurde ein Jahr später in die Selecta versetzt, der er 2½ Jahre angehörte.[2]) Ein Stipendium der Schröderschen Stiftung ermöglichte dem Sohne des Landpfarrers das Studium. In welcher Weise die einzelnen Lehrer, der Direktor Eggers, der als feiner Philologe geschildert wird, der Senior des Professorenkollegiums Klausen, den er in einem Festgedichte feierte, u. a. auf M. eingewirkt haben, läßt sich kaum mehr feststellen. Wohl aber mußte es von der größten Bedeutung für die Entwicklung der Brüder sein, daß sie aus der Enge der heimatlichen Verhältnisse zum ersten Male dauernd, wenn auch nicht inmitten, so doch neben das Getriebe einer Stadt wie Hamburg versetzt wurden, deren weitreichende geschäftliche und gesellschaftliche Beziehungen notwendig den Gesichtskreis dessen erweitern mußten, der mit ihr in Berührung kam; eine Anzahl von Frauen und Männern, auch außerhalb der Schule, übten bedeutenden Einfluß auf Herz und Charakter aus. Nichtsdestoweniger wurde es den beiden Brüdern, die an die stille und harmonische Würde des Vaterhauses gewöhnt waren, anfänglich schwer, sich in den ihnen roh erscheinenden Ton ihrer Mitschüler zu schicken, und namentlich Theodor entbehrte in seinem starken Empfinden für die Schönheiten der Natur das Landleben. Die Großstadt erschien ihm öde, wie die Wüste, und er fühlte sich vereinsamt. Der erste Verlust, der ihn tief ergriff, war der seiner jungen Schwester. Aber auch sonst überkamen den heranwachsenden Jüngling niedergeschlagene, weltschmerzliche Stimmungen, die ihren Ursprung nicht nur in der Nachempfindung zeitgenössischer Poesie, sondern auch in einem ureigenen Zuge seines Wesens hatten, das sich damals zuerst, faustisch und Goethes hohes Ideal vor der Seele, auf sich selbst gestellt, durch die großen Probleme

des Lebens durchzuringen begann. Er rang sich vom Christen zum Deisten, vom Deisten zum Atheisten durch, da sein Wahrheitsdrang ihm nicht gestattete, zu postulieren und seine Kritik unbezwinglich rege wurde. Aber gerade die Schärfe seiner Kritik machte ihm vor sich selbst bange, bis er sein melancholisches Selbstverzweifeln, »daß wir nichts wissen können«, wieder überwand.

Da ihn, wie er selbst bekennt, die eigentlich grammatische Philologie nur wenig anzog und er auch der in Tabellen aufgelösten Geschichte keinen Geschmack abgewann, trieb er neben der Schule was sich ihm gerade bot, neuere Literatur, besonders englische und französische, kursorische Lektüre der alten Schriftsteller, die ihn gerade anzogen, und was der Tag mit sich brachte. In einem »wissenschaftlichen Vereine« interpretierten die Schüler der Selecta lateinische Schriftsteller, stellten Redeübungen an und schrieben und disputierten auch über allgemeine Themen; »er ersetzte manches, was die Schule nicht bot, besonders im Deutschen«; M. trat im Herbst 1837 bei; als Quästor und Archivar, als Präses und Sekretär konnte er zum ersten Male sein Organisationstalent betätigen. »Mir ist es in diesem Kreise«, so schreibt er in viel späteren Jahren, »zum erstenmal nach einer fast einsam verlebten Jugend deutlich geworden, daß der Mensch sich am Menschen schleifen muß, wie der Diamant am Diamanten, und welcher fruchtbare Segen in diesem gemeinsamen Streben liegt. Weiter bringt es keiner, als einer in der Reihe der Mitstrebenden zu sein, und es ist auch nicht nötig, denn es gibt nichts höheres«. Wohl aber erkannten seine Genossen schon damals das »Kraftgenie« ihres Mitarbeiters, wenn ihm auch manche Kritik nicht erspart blieb. Er seinerseits beteiligte sich nicht nur lebhaft an den Kritiken der von anderen, auch von Bruder Tycho eingelieferten Aufsätze, deklamierte nicht nur Goethesche Gedichte und interpretierte Horazische und Klopstocksche Oden, sondern hielt auch »halbextemporäre« Reden über gegebene Themata und lieferte schriftliche Arbeiten ein. Der von ihm vorgetragene Aufsatz »Zur Einleitung in die Schriften des jungen Deutschlands« bezeichnet als das Hauptziel des jungen Deutschland allseitige Emanzipation, Befreiung von allem Widernatürlichen, sieht in dem »jungen Deutschland« die Äußerung des Zeitgeistes und schließt: »Der Liberalismus, nicht mehr auf Politik beschränkt, gewinnt immer mehr geistigen Boden, breitet sich immer weiter in den Gemütern der Menschen aus. In Berlin entstehen ganze Gesellschaftskreise, die mit Herz und Sinn modern sind, namentlich — auch ein Fortschritt der Kultur — von ausgezeichneten Frauen (Rahel Varnhagen, Charlotte Stieglitz). Wir selbst endlich, die wir doch auch liberal sein wollen, sind wir junge Deutsche oder nicht? Habt ihr erkannt, daß der heilige Geist in dem jungen Deutschland ist, so verleugnet ihn nicht.« Auch die anderen Aufsätze, die M. dem Vereine einreichte, gestatten einen Einblick in den Gedankenkreis des Zwanzigjährigen, und wenn es auch töricht wäre, das Bild eines fertigen Mannes in ihnen zu suchen, so weisen sie doch neben vorübergehenden Einflüssen solche auf, die dauernd auf ihn eingewirkt haben, und zeigen wesentliche Züge seiner Persönlichkeit.

Am überraschendsten ist wohl in formeller Beziehung die vollständige Abhängigkeit vom Schillerschen Stile, nur hie und da können einzelne Pointen an den späteren M. erinnern. Aber auch inhaltlich tritt keine

Einwirkung so stark hervor, wie die der deutschen idealistischen Aufklärungsphilosophie Kants und Schillers; diese hat aber, so sehr er spekulativen philosophischen Erörterungen abgeneigt war, über seine Jugend hinaus in ihm nachgewirkt. So hat er sich schon damals so weit von dem Pfarrhause emanzipiert, daß er die »Lehre von der Vorsehung« ablehnt, namentlich weil sie der menschlichen Freiheit widerstreite, und dadurch u. a. die lebhafte Kritik des Ehrenmitgliedes des Vereins, eines Pastors Möller,3) hervorgerufen. Die vernunftgemäße Entwicklung, der Fortschritt des Menschengeschlechts scheint ihm selbstverständlich; obwohl er aber im ganzen unter dem Einflusse des zeitgenössischen Liberalismus steht, so will er doch den Egoismus als »Grundtrieb« nicht anerkennen. Mit historischen Fragen beschäftigt er sich namentlich in dem Aufsatze »Welches sind die Erfordernisse einer guten Biographie?«, in welchem er Drumann tadelt, daß er durch eine Aneinanderreihung von Biographien die Geschichte zu ersetzen dachte, als Hauptaufgabe jeder Lebensbeschreibung die Charakteristik betont und, indem er als Vorbedingung psychologische Erfahrung und praktisch erworbene Menschenkenntnis fordert, doch die subjektiven Grenzen der Annäherung an die Wahrheit betont — und in dem Aufsatze »Genies sind notwendige Übel«, in welchem er die Kernfrage der Bedeutung des Individuums behandelt; »die Gegenwart«, so schreibt der junge M., »ist die Tochter der Vergangenheit und in dieser ist die Richtung des ganzen und des einzelnen begründet«; »der Zeitgeist beruht auf dem Kausalitätsverhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart«; »das Genie ist der Apostel des Zeitgeistes, der mit leisem Ohre das, was zur weiteren Entwicklung nötig ist, die Zeitbedürfnisse erlauscht, der, selbst ein Sohn des Zeitgeistes, ihn hervorruft und hegt, der, das Künftige ahnend im Busen tragend, seiner Zeit vorausgeeilt ist, der die Zukunft ins Leben ruft und mit prophetischer Begeisterung verkündigt.« — Die eigene Zeit erschien ihm allerdings unproduktiv, der damaligen Gesamtstimmung entsprechend, weil die Kritik das schaffende Element überwiege und unterdrücke, und aus dieser Stimmung heraus ist kurze Zeit vor seinem Abschiede von Altona, nach einer mehrwöchentlichen Krankheit und inmitten der Vorbereitungen zur Prüfung, der letzte Aufsatz: »Warum schadet vieles Kritisieren?« verfaßt; die hier niedergelegten inneren Erlebnisse sind nicht nur für den jungen M. charakteristisch, sondern bilden vielfach den Schlüssel auch für seine späteren Stimmungen und Taten, für jenen Kampf zwischen eindringendem, mitunter zersetzendem Scharfsinne, in welchem er eine Gefahr für mutiges Handeln erblickte, und temperamentvoller Begeisterung, aus welcher er den kategorischen Imperativ der Pflicht und den Mut zum Handeln schöpfte. Es ist kein Zufall, daß er, der schon damals gelegentlich intuitiv und mit durchdringender Skepsis seine Kritik an den römischen Sagen und ihrer Überlieferung übte, doch seine Antrittsrede als Präses des wissenschaftl. Vereins über den Text: »Immer strebe zum Ganzen!« hielt, und daß er seinen Zuhörern die Maxime einzuprägen suchte: »Wissen und handeln, erkennen und wirken — das sind die beiden großen Ideen, deren eine, je nach seinem Charakter, den Menschen fesseln muß.« Der Zweifel erscheint ihm als Unglück. »Wenn wir uns für eine Partei entschieden haben und dennoch auf unsere Meinung nicht schwören, nicht alles an ihre Richtigkeit setzen können, so sind wir nicht glücklich. Gewiß zu sein, aus Überzeugung zu glauben, ist ein nur zu oft vergeblich

und gerade von den Besten vergeblich ersehntes Glück.« Die Selbstkritik ist ihm etwas Selbstverständliches: »Man sagt wohl, daß die meisten eher geneigt sind, ihre Leistungen zu überschätzen, allein bei den wenigsten, die einigermaßen scharfsichtig sind, wird dies der Fall sein. Gewöhnlich kritisiert man sich selbst am schärfsten und findet das von den anderen Gelobte oft so schlecht, daß man sich über ihre Verblendung wundert.« Dagegen führt die Kritik oft zur »Erkältung des Herzens«. »Jede erhebende, jede begeisternde Idee ist aus Wahrem und Falschem gemischt, und wenn nun die Kritik an die Stelle des schönen Wahns die nackte Wahrheit setzt, . . . so ist es dem Menschen, der diese Erfahrung öfter machte, nicht zu verdenken, wenn er gegen alles Gute und Große mißtrauisch wird und den Menschen im allgemeinen für ebenso schlecht als dumm erklärt.« Und so fragt er »ob es nicht vorzuziehen sei, manchmal seine Begeisterung falsch zu richten, als sie ganz aufzuopfern.« —

M. verließ in Begleitung seines Bruders Tycho, nachdem er bei dem üblichen Festakte eine lateinische Rede über die Vorteile, welche das Gymnasium dem Vaterlande gewährt, gehalten hatte, — eine Rede, die er freilich bei der privaten Abschiedsfeier in rechter Abiturientenstimmung selbst als Produkt einer in der Zwangsanstalt hergestellten »Galeerensklavenarbeit« bezeichnete — mit dem Zeugnis der Reife ausgestattet, am 6. April 1838 das Christianeum; im Vaterhause, in der Schule und durch eigenes Studium trefflich vorbereitet, mit den schärfsten Waffen, mit kritischem Drange und warmer Begeisterung, ausgerüstet, bezog er die Landesuniversität Kiel, um in das Heiligtum der Wissenschaft einzudringen.

Am 4. Mai 1838 inskribierte er sich, wie er selbst sagt, von einem Hange zur Jurisprudenz gezogen, an der juristischen Fakultät, und obwohl der Lehrkörper der Universität damals nicht groß war, so umfaßte er doch in jenen Jahren eine Anzahl von Gelehrten, die später zu großer Berühmtheit gelangten, so G. Hanssen, dessen kameralistische Vorträge M. besonders interessierten, und den er noch nach 40 Jahren als seinen hochverehrten Lehrer nannte; den Privatdozenten Ed. Osenbrüggen, der damals u. a. über römische Staatsaltertümer vortrug und sich auch speziell mit römischem Strafrechte befaßte, und den M. neben dem o. Professor der Jurisprudenz Burchardi als seinen Lehrer in der Jurisprudenz und den Altertümern bezeichnete; vor allem aber Otto Jahn, an dessen Besprechungen über antiquarische Gegenstände M. mit Eifer und Nutzen teilnahm, so daß er sich gerne als dessen Schüler in der Epigraphik bezeichnete; auch G. Waitz, dessen Kolleg über deutsche Geschichte M. in seinem letzten Universitätsjahre besuchte; aber auch Wilda, dessen grundlegendes Buch über das germanische Strafrecht in jener Zeit erschien, und J. G. Droysen; ferner den weniger bekannten Michelsen, der über römische Geschichte »nach Niebuhr« vortrug. Er hörte aber auch bei N. Falck, der ein Freund seines Vaters war, Verfassungsgeschichte und vaterländisches Recht und Vorlesungen über Kriminalrecht von E. Hermann.

M. selbst legte in seinem *Curriculum vitae* seine Studien dar. »Ich hörte«, so schreibt er, »Institutionen bei Prof. Burchardi, Pandekten bei Prof. Kierulff; in diesen Vorträgen bot sich mir auf der einen Seite ein reiches, sorgfältig geordnetes Material, auf der andern eine geistreiche, scharfe Auffassung der leitenden Prinzipien, und nachdem ich die Pandekten, wie

es zu gehen pflegt, eine Zeitlang angestaunt hatte und zu der Ahnung gekommen war, daß in diesem formlosen Stoff ein wunderbarer Geist wohne, machte ich mich mit Ernst daran, und es gelang mir bald, in dieser Wissenschaft wenn auch nicht heimisch zu sein, doch mich in ihr heimisch zu fühlen. Ich wäre auch schwerlich zu anderen Beschäftigungen übergegangen, wenn mich nicht äußere zum Teile ökonomische Rücksichten bewogen hätten, die im Herbste 1840 angeschlagene Preisaufgabe zu bearbeiten.« »Die antiquarischen Studien, die ich jetzt kennen gelernt hatte, fesselten mich; die *leges iudiciariae*, die römische Komizialverfassung, das Studium der römischen Inschriften, zu der mir meine zu anderen Zwecken erworbene Kenntnis des Italienischen den Weg bahnte, endlich die *lex Servilia repetundarum* und das Kriminalrecht aus der Zeit der *quaestiones perpetuae* beschäftigten mich lange Zeit und drängten die eigentliche Jurisprudenz sehr zurück, und nur meine Überzeugung, daß auch der römische Staat erst von der römischen Jurisprudenz sein Licht empfange, hielt mich von dem gänzlichen Übertritt zu einem anderen Fache zurück.« In dem wissenschaftlich, literarisch und politisch interessierten Universitätskreise namentlich bei den jüngeren Dozenten, aber auch bei den Studienkollegien gab es der Anregungen genug, die bei M. erstaunlich reiche Früchte zeitigten, wenn er auch wenige Jahre später, von Verehrung für Borghesi erfüllt, gewiß seiner wahren Empfindung Ausdruck leiht, indem er schreibt, daß ihm in seiner Studentenzeit das Glück nicht geworden sei, mit Männern zu verkehren, die ihm imponiert hätten. Die erste Preisarbeit aus dem Jahre 1841 über die *Tribuni aerarii* ist ungedruckt geblieben.[4]) Zu Ostern 1843 legte er das juristische Amtsexamen in Kiel ab und erhielt den ersten Charakter. Während er dann durch 1½ Jahre als Mädchenlehrer an einer von Verwandten in Altona geleiteten Schule wirkte, promovierte er *summa cum laude* mit einer Dissertation, »*Ad legem de scribis et viatoribus et De auctoritate*«, die er am 8. November 1843 gegen drei Opponenten, unter denen Nitzsch war, verteidigte, nachdem er schon im Frühjahre seine erste bedeutendere, unter den Auspizien Jahns verfaßte Schrift: »*De collegiis et sodaliciis Romanorum*«, die ebenfalls aus einer Preisaufgabe hervorgegangen war, hatte erscheinen lassen. In dieser Zeit in Altona schrieb er auch eine Anzahl eingehender Kritiken und Abhandlungen, und noch im Jahre 1844 gab er eine schon vor Jahren begonnene an jene erste Preisschrift anknüpfende Schrift »Die römischen Tribus in administrativer Beziehung« heraus, die seinem Bruder Tycho gewidmet ist. »Dir bin ich es schuldig geworden« — so schreibt er in der Widmung —, »daß ich über den Pandekten den Homer nicht vergessen habe; ohne die philologische Anregung, die ich in unserem ununterbrochenen Verkehr empfing, hätten meine Forschungen schwerlich die Richtung genommen, wovon diese Abhandlung zeugt.« Schon seine Dissertation machte auf Professor Barkow in Greifswald, der sie durch einen neuen Kollegen O. Jahn erhalten hatte, solchen Eindruck, daß er den jungen Mann der Fakultät, allerdings vergeblich, zum Professor vorschlug. Auch Savigny, Lachmann, Rudorff wurden auf ihn aufmerksam.

Es ist in der Tat nicht nur die Fruchtbarkeit seines geistigen Schaffens, die schon bei dem jungen Mommsen überrascht, sondern weit mehr, daß — wenn auch mancherlei Einzelresultate seiner damaligen Forschung veraltet sind — manche der Grundpfeiler seiner späteren Auffassungen schon ganz

feststehen, daß seine Methode schon damals eigentlich ausgebildet ist und daß ihn diese Methode im Zusammenhange mit seiner erstaunlich ausgebreiteten Quellen- und Literaturkenntnis schon damals befähigt, sich und der Wissenschaft den Weg für Dezennien vorzuzeichnen. Man pflegt mit Recht als seine Vorgänger Rubino und Niebuhr zu bezeichnen; M. selbst charakterisiert ihre Forschungsweise, indem er von ihnen sagt[5]: »Die gründliche Erforschung jedes einzelnen Punktes wirft Licht auf das ganze Altertum und dieses wieder in seiner Totalität erleuchtet das Einzelne, so daß durch diese Wechselwirkung zuletzt das Detail wie der Begriff ins klare tritt.« Nichtsdestoweniger tritt er von Anbeginn den »Phantasien« und »Konstruktionen« Niebuhrs und vor allem den »Postniebuhrianern« entgegen. Und wenn er auch sich »nie mit einzelnen Resultaten, sondern erst mit der ganzen Wahrheit, mit dem vollen Bilde der Sache befriedigen will«, so betont er doch von vornherein die Notwendigkeit der Detailuntersuchungen als Grundlage der geschichtlichen Darstellung und der »modernen philologischen Jurisprudenz«; »den strengen Fleiß, die gründliche Kenntnis und den sorgfältigen Gebrauch des kritischen Handwerkszeugs« als »Base jeder bleibenden Leistung« — eine Forderung, welche wohl heute dank M.s Lebensarbeit wenigstens theoretisch zu den Selbstverständlichkeiten gehört, aber in einer Zeit, in welcher das Naturrecht nicht überwunden und die spekulative Philosophie auf der Höhe ihrer Entwicklung war, nur von den Wenigsten erfüllt wurde und erfüllt werden konnte. Es ist für M.s wissenschaftliche Eigenart bestimmend geworden, daß er in einer Zeit, als sich die historische Rechtsschule unter Savignys Führung die Herrschaft zu erringen begann, als Jurist von der Philologie, die damals auf sprachlichem und monumentalem Gebiete vordrang, die Forschungsmethode entlehnte, die er selbst kennzeichnet als: »die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und andern Rechenschaft legende Wahrheitsforschung.«[6]) Als Jurist ist M. an das von den Romanisten, die infolge der praktischen Bedeutung des römischen Rechtes doch wesentlich Zivilisten blieben, allzu sehr vernachlässigte, erst gerade in jenen Jahren wegen seines historischen Interesses ernsthafter behandelte römische Strafrecht herangetreten und von vornherein sich klar darüber gewesen, welche Unmenge von Detailuntersuchungen angestellt werden mußten, bevor eine befriedigende Gesamtdarstellung möglich wäre; so ist es kein Zufall, daß sein letztes großes Werk, der Schlußstein seiner Lebensarbeit, das römische Strafrecht gewesen ist, — wenn er auch 50 Jahre vor dessen Erscheinen gleichsam intuitiv die Hauptprobleme, z. B. die Frage und Bedeutung der Provokation, die Untrennbarkeit des römischen Strafrechtes vom Strafprozesse richtig erfaßt hatte. Es gehörte aber dazu vor allem eine richtige Auffassung vom römischen Staate, der seinerseits »erst von der römischen Jurisprudenz sein Licht empfängt« und dessen Zentralbegriff, das *Imperium*, schon dem Sechsundzwanzigjährigen so deutlich war, wie keinem seiner Zeitgenossen. Aber der Staat, sein Zivilrecht, wie sein Straf- und Staatsrecht konnten in ihrem historischen Werden nur verstanden werden, wenn er aus sich heraus verstanden und nicht moderne Kategorien in ihn hineingetragen wurden. Es mußte also, nachdem Niebuhr die Kritik der Überlieferung weit gefördert hatte, in dem vollen Bewußtsein,

daß »den Gegensatz reinster Auffassung der Tradition und idealster Rekonstruktion, den wir alle bezwingen möchten, vollkommen niemand lösen kann«, der Wiederaufbau dadurch vorbereitet werden, daß alle Quellen, welche noch zu uns sprechen können, gesammelt und gesichtet und daß sowohl die Sprachwissenschaft, der die großen Meister gerade neue Wege gewiesen hatten, als auch Epigraphik und Numismatik, die im großen ganzen noch mehr von Dilettanten aus Sport betrieben wurden, in den Dienst der Gesamtaufgaben gestellt wurden. Schon M.s Erstlingsschriften zeigen dies Bestreben; er erzählt selbst, daß ihn an der Universität besonders »das Studium der römischen Inschriften lange Zeit beschäftigt und die eigentliche Jurisprudenz sehr zurückgedrängt habe«; das Büchlein über die Kollegien schließt aber mit einem Hinweis auf Boeckhs griechisches Inschriftenwerk und mit dem heißen Wunsche, daß ein vollständiges Corpus der lateinischen Inschriften ausgearbeitet werde, als dessen Leiter M. sich seinen Lehrer Otto Jahn erhofft. —

M.s überquellendes Temperament hat sich aber niemals in die Gelehrsamkeit eingeschlossen; er mochte die Bücher nicht als Ersatz für das lebendige Leben betrachten, und Geselligkeit war ihm Bedürfnis, eine Geselligkeit, welche die Interessen erweiterte und Witz und Laune beim Glase Wein die Zügel schießen ließ. Aus dieser Geselligkeit heraus ist das »Liederbuch dreier Freunde« geboren, der beiden Brüder Theodor und Tycho und ihres Studiengenossen Theodor Storm. Im Juli 1843, bei Gelegenheit eines Besuches Storms in Altona, wurde der Plan, eine Auswahl von Gedichten anonym herauszugeben, besprochen, aber da sich kein Verleger hierfür fand, entschloß man sich die Namen beizufügen. Obwohl Storm der einzige Dichter unter den dreien war und Tycho später wenigstens als Übersetzer Pindars und Shakespeares bekannt wurde, ist doch Theodor M. der Führende in dem Terzette7), der, wenn er auch als Jüngling mitunter den Dichterberuf in sich zu fühlen glaubte und noch bis in sein spätes Alter Lust und Freude an dichterischer Gelegenheitsproduktion hatte und (mit Wilamowitz zusammen) Gedichte Carduccis und Giacosas »Eine Partie Schach« ins Deutsche übertrug, doch niemals eigentlich von der Zunft war. Ein so gewaltiger Meister der Sprache er auch geworden ist, ein so feines Empfinden für Poesie in seiner großen und deshalb künstlerisch veranlagten Seele Platz fand, sind seine Jugendverse doch bei aller mitunter gewollten Künstlichkeit des Reimes hart. Der Inhalt und die Schärfe des Gedankens scheinen häufig die Form zu sprengen. So ist es auch bezeichnend, daß in der Sammlung kein einziges Liebesgedicht von Th. M. ist, daß sein Name aber im ersten und im dritten Buche weitaus vorwiegt, in welchen die Stoffe sich an Sagen und Märchen anlehnen oder dem Leben der Gegenwart entnommen sind, das seiner scharfen Satire und Kritik freien Spielraum gewährt. Der Spott ergießt sich namentlich gegen die zeitgenössische Literatur seit Chamissos Tode, gegen die Clique:

> »Das bückt sich und das streichelt sich, das drängt sich und das treibt sich,
> Das gibt ein Buch und einen Band, da schickt ihr's dann nach Leipzig« —

so wird sie charakterisiert. »Der Bandwurm der Makhamen« findet ebensowenig Grade, wie »Mondscheinduft und Lindenglanz, um aus der Haut zu fahren!«, wie »die Herren von Adel, die sich am Parnasse drängen« und wie Heinrich Heine, gegen welchen M. die folgenden Verse einrückt:

»Auch ich war von der Gemeinde
Und trug dein Bandelier:
Einstmals da waren wir Freunde —
Bewahre mich Gott vor Dir!«[8])

Und doch ist im »Liederbuch«, wie in jener Zeit fast selbstverständlich, der Einfluß Heines neben dem von Goethes Faust nicht zu verkennen. Aber das Urteil, das sich in M.s Strophen ausspricht, ist unwillkürlich nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein ethisches. Zwar heißt es im »Exodus«:

»In dieser Zeit ist's nicht genug, wenn uns ein Lied geraten;
Politisch soll der Dichter sein, das heißt man Liedertaten.
Es ist die Welt doch weit genug und viel kann drinne wohnen,
Und sind doch nicht bloß Pressen drin und Konstitutionen.
Man liebt und phantasiert so fort, und das ist keine Schande;
Im Herzen hat gar Vieles Raum noch bei dem Vaterlande.
Ihr sollt nicht alle Pauken sein, was Wenigen nur ziemte,
Und Stimmen gebe nicht der Zeit, als wer die Zeiten stimmte« —

dann aber weiter:

»Es ist nicht leicht, die Poesie zu paaren der Gesinnung;
Nur Einen fand ich, der's verstand, und groß ist doch die Innung.
O ihn, aus dem die Jugend spricht, nicht den Lebendigen tadl' ich;
Ein Dichter ist er, das ist wahr, und also ist er adlig.«

Wenn sich aber auch hier die Begeisterung für den »Lebendigen«, für G. Herwegh, ausspricht, so wird doch das Lob nach der zweiten Sammlung (»21 Bogen«), die Herwegh herausgab, eingeschränkt. Auch der Streit zwischen Herwegh und Freiligrath (»im Sandmeer die Oase«) wird mit Interesse verfolgt. Die volle Bewunderung gehört aber Ed. Mörike, von dem M. singt:

...»Da fand ich in dem eignen Bett von Moose
Erblühend im geheimsten Tal von Schwaben
Des reichen Liedersommers letzte Rose.« — —

Daß und warum das »Liederbuch« selbst eigentlich unpolitisch sein will, kündigt M. im Einleitungsgedichte an:

...»Fremd bleiben wir in Schiras und Egypten,
Denn unsre ganze Kunst ist, mit den treuen
Gesellen uns am guten Tag zu freuen,
Zu weinen wiederum mit den Betrübten.

Wohl habt ihr Recht, daß unsre Lieder anders
Noch klingen sollen, daß sie klingen werden
Wie Schwerterklang am Ufer des Skamanders.

Doch ist es noch nicht Zeit sich zu geberden,
Als trügen uns die Planken eines Branders,
Denn seht! wir mauern jetzt noch in der Erden!«

Aber doch läßt M. den Kaiser Barbarossa mit sehr deutlich politischem Hinweise in einem Kyffhäuser-Gedichte aus dem J. 1841 sagen:

»Geht heim ihr Kinder! denn der Morgen grauet,
Bald wird mein Adler seine Flügel breiten.
Nicht jenem, welcher vor- und rückwärts schauet —
Ihm, der nur vorwärts streckt den schwarzen Nacken,[9])
Hab ich des Kampfes Hitze anvertrauet.«

Zum Schluß aber heißt es:

»Bis dahin lasset immerhin euch unser Lied gefallen!
Man horcht ja andern Vögeln auch, nicht bloß den Nachtigallen.
Wir finden wohl ein Publikum, denn seit dem König Necho,
Dem ersten, welcher Kapwein trank, fand jedes Lied sein Echo.
Es ist uns etwas Übermut im Leben nachgeblieben,
Den haben wir für's Publikum in Versen aufgeschrieben.
Für's Handwerk sind sie freilich nicht, noch für die Abgemuckten,
Dem jungen Volk zu Liebe ist's, daß wir sie alle druckten.
Fragt ihr in Deutschland nur nicht lang, wo dieser Vers gewachsen!
Die Veilchen sind dieselben ja in Holstein und in Sachsen.
Euch legen wir sie an das Herz, des Landes lieben Leuten!
Am besten wisset ihr es doch, wohin die Lieder deuten.« —

Aber weder Wissenschaft noch Dichtung waren geeignet, dem Kandidaten und dann dem *Doctor juris* das Leben zu fristen. Obwohl O. Jahn, der seinen Schüler auch von Greifswald aus nicht aus dem Auge verlor, nicht daran zweifelte, daß dieser über kurz oder lang zur akademischen Karrière übergehen werde, mußte er sich doch zunächst durch Privatunterricht seine Existenz sichern. Es wurde ihm dies dadurch erleichtert, daß ihm verwandte Damen, bei denen er schon als Gymnasiast und als Student verkehrt hatte, Inhaberinnen zweier Mädchenpensionate in Hamburg waren. So wurde er Mädchenlehrer und unterrichtete Geographie und Geschichte, Literatur und deutschen Aufsatz, aber auch Französisch und Latein. Er fand sich auch in diese neue Tätigkeit und gewann ihr manche freundliche Seiten ab, obwohl seine Gesundheit, offenbar durch das Übermaß verschiedenartiger Arbeit, litt. Dabei schrieb er nicht nur gelegentlich für die »Neuen Kieler Blätter«, an deren Gründung, wie es scheint, sein Studienfreund Carstens beteiligt war, politische Beiträge,[10] sondern auch gelegentlich für den »Merkur«, sammelte für das »Volksbuch« mit Storm schleswig-holsteinsche Sagen und Reime[11]) und trat mit Wienbarg, dem Kritiker des »Jungen Deutschland«, und mit dem von ihm im »Liederbuche« verspotteten Dr. Wille in Verbindung und übernahm Korrespondenzen aus Hamburg für Wienbargs Organ, die literarisch-kritischen Blätter der »Hamburger Börsenhalle«; diese Tätigkeit führte ihn öfters ins Theater, das er freilich im allgemeinen nicht loben konnte; doch erlebte er hier wohl seine erste Faustaufführung, sah Grillparzers »Traum ein Leben«, konnte Fanny Elsler bewundern und begeisterte sich namentlich für Döring. Bei alledem kam die Geselligkeit nicht zu kurz, die ihn außer zu seinen Verwandten in literarische Kreise und in die Häuser Hamburger Großkaufleute führte, mit denen er gelegentlich über den Sozialismus diskutierte, und wenn Jahn, Preller, Olshausen durch Hamburg kamen, tauschte er mit ihnen seine Gedanken aus. Bald aber eröffnete sich ihm eine weitere Bahn. Im April 1844 erfuhr er, daß ihm das dänische Reisestipendium, für zwei Jahre je 300 Speziestaler, verliehen worden sei. Erleichtert atmete er auf, daß ihn das Glück doch nicht verlassen habe, und noch mehr als 30 Jahre später hat er dankbar anerkannt, was ihm damit gegeben worden war, als er im preußischen Abgeordnetenhause bei Gelegenheit der Stiftung von Privatdozentenstipendien erklärte: »Ich wäre ohne Zweifel nicht Gelehrter, wenn ich nicht als geborener Schleswig-Holsteiner in der Lage mich befunden hätte, als — wie man es da-

mals offiziell formulierte — königlich dänischer Untertan ein Reisestipendium zu erlangen, welches in dieser Weise keinem preußischen Studenten gegeben wird«.[12]) Mit Rücksicht offenbar auf seine eigenen Erfahrungen erschien ihm stets das Stadium zwischen Doktorat und Habilitation als die eigentlich ausschlaggebende Zeit für den künftigen wissenschaftlichen Lebenslauf. Als offizielles Ziel seiner geplanten Reise nach Italien galt die Vorbereitung für eine aus erster Hand geschöpfte Ausgabe der römischen Gesetzesurkunden, welche den alten Haubold ersetzen sollte. Jahn verwendete sich bei der Berliner Akademie, damit diese sein Unternehmen unterstütze, und M. brachte sich Rudorff und namentlich Savigny dadurch in Erinnerung, daß er seine oskischen Studien bei der Zeitschrift für historische Rechtswissenschaft einreichte, da er keine Lust hatte, sich vor Sr. Exzellenz dem Staatsminister Savigny persönlich zu verneigen, so unendlich er auch den Rechtsgelehrten verehrte. Zugleich wendete er sich an die Pariser Akademie, damit diese ihm in dem von ihr geplanten *Corpus inscriptionum* den Teil *de legibus et senatus consultis* übergebe. Während aber der letztere Plan zu keinem Ziele führte, gewährte die Berliner Akademie eine kleine Unterstützung.[13])

II. Wanderjahre. Als M. das Schuljoch abgeschüttelt und jeder seiner Schülerinnen Verse ins Album geschrieben, als er von der Heimat und seinen Nächsten, von manchen guten Freunden und Freundinnen nicht ohne Wehmut Abschied genommen hatte und Mitte September im Hamburger Hafen das Schiff bestieg, das ihn zunächst nach Havre bringen sollte, erschien ihm, der seine wissenschaftlichen Ziele fest ins Auge gefaßt hatte, die nächste Aufgabe, die er übernommen, nur als eine erste Etappe seiner weiteren wissenschaftlichen Entwicklung und der allgemeinen Erweiterung seines Gesichtskreises; er fühlte es selbst, daß er bisher nur in der Provinz gelebt hatte und wollte das Versäumte nachholen in der bestimmten Hoffnung einst, wenn auch vielleicht mit leeren Mappen, er doch sicherlich mit erweitertem Blick und freierem Sinn in seine Heimat zurückzukehren. Er wollte nicht nur sehen, was auf Steinen und Pergament stand, sondern auch die weite Welt und ihr Leben. Allerdings kam er sich wie hineingeschneit in die Weltstadt Paris vor und mußte sich erst besinnen, bevor er so recht zum Arbeiten und zum Sehen kam. Aber wie er sich schon in Rouen an der ihm neuen französischen Gothik erfreut hatte, so bewunderte er in Paris, das ihm auch als Stätte der Julirevolution und als letzte Ruhestätte Börnes ein geweihter Boden war, die herrlichen modernen Bauwerke, namentlich die Madeleine, und brachte anfangs jeden Morgen im Louvre zu, um sein Auge an die Meisterwerke zu gewöhnen. An den Abenden bewunderte er die Rachel als *Phèdre*, aber auch die kleinen Theater, an denen die ausgezeichnetsten Komiker wirkten. Hase, von Geburt ein Deutscher, Konservator der Manuskripte an der Bibliothek, nahm ihn freundlich auf, und er vertiefte sich in die handschriftlichen Inschriftensammlungen, in Nonius und Asconius und in die Briefe Ciceros. Dabei fand er Zeit zum Verkehr mit französischen Gelehrten, wie mit einer früheren Schülerin, die in Paris verheiratet war, und mit Dr. Emil Braun, dem Sekretär des Deutschen archäologischen Instituts in Rom, der zufällig zur selben Zeit in Paris weilte.

Aber trotz aller Schönheit und trotz fruchtbarer Arbeit zog es ihn gewaltig nach dem gelobten Lande Italien hin. So ging er im November über

Lyon nach Montpellier, wo sich zuerst des Südens tiefblauer Himmel über ihm wölbte, und Nimes, dessen Amphitheater der erste gewaltige Rest antiker Baukunst war, dem er nahen konnte; dann über Genua nach den toskanischen Städten, Pisa, wo er die Kunst des Ducento bewundernd in sich aufnahm, Pistoia und Florenz, wo das Studium der Ciceronischen Briefe in der Laurentiana nicht selten durch Wanderungen im Arnotale und nach Fiesole unterbrochen wurde; von da nach Weihnachten nach Siena und, sobald eine Diligenza gefunden war, unaufhaltsam nach Rom. Eine dunkeläugige Italienerin, welche die Gedanken des Forestiere nicht unliebsam durch ihre Neckereien gestört hatte, wies ihm von der letzten Station, La Storza, die Peterskirche, die sich gewaltig vom Abendhimmel abhob. Als er am Abend des 30. Dezember durch die Porta Flaminia einfuhr, war das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, und jubelnd brach er in die Worte aus: »Welt geh nicht unter, Himmel fall nicht ein!« Er meldete sich gleich im »preußischen« archäologischen Institute auf dem Monte Tarpeo und, nachdem er gastlich empfangen und ihm eine Wohnung zugewiesen war, eilte er noch nächtlicherweile auf das Forum, um vor den erhabenen Trümmern des Altertums seine Andacht zu verrichten. Und in seiner Wohnung auf dem Kapitole umwehte ihn das Weben seiner historischen Phantasie. Er hörte den Wind um seinen Hügel pfeifen, wie er wohl um Romulus gepfiffen hatte, und dann vertrieb er sich den Traum mit einem kritischen: »Via! an den glauben wir ja nicht mehr.«

Nun nahm er Rom in vollen Zügen in sich auf. In Gesellschaft von Hettner u. a. wurden untertags Museen und Ruinen durchstreift, und am Abende fand man sich in einer Osterie oder im *Caffè dei Greci* oder auch im Karneval auf dem Korso beim Kampfe der Moccoli zusammen. M. hatte das lebhafteste Gefühl, hier in Rom die glücklichste Zeit seines Lebens zu verleben. Die plastische Kunst, überall herrlich, schien ihm doch in Rom am mächtigsten zu wirken, und er dankte seinem Schicksale, ihre schönsten Werke noch in einem Alter gesehen zu haben, das volle Empfänglichkeit besitzt. Und nicht minder wertvoll war es ihm, daß er Gesellen gefunden hatte, wie er meinte, daß man sie sonst nur auf einer deutschen Universität finden könne, so daß ihm in Rom eine neue, schönere Studentenzeit anging. Der Mittelpunkt dieser Gesellschaft aber war das archäologische Institut. Das von Gerhard mit Unterstützung Niebuhrs und Bunsens gegründete »preußische« archäologische Institut auf dem Kapitol war schon damals der Mittelpunkt der deutschen und der italienischen, wie der fremdländischen archäologisch - antiquarischen Forschung. Nach mancherlei finanziellen Kalamitäten war die Privatvereinigung, die es erhielt, gerade damals durch die Unterstützung Friedrich Wilhelms IV. und des Herzogs von Luynes in ihrem Bestande gefestigt worden, und die Aufgaben des Instituts erweiterten sich von Jahr zu Jahr.[14]) Neben Dr. E. Braun, der als erster Sekretär die Verbindungen mit allen Teilen Italiens, aus denen Fundberichte und Demonstrationsobjekte zusammenströmten, in rühriger Weise anknüpfte und unterhielt und in den Adunanzen und Führungen die Kunstschätze des Altertums temperamentvoll erläuterte, wirkte als zweiter Sekretär Wilhelm Henzen, der unter den Auspizien Borghesis, des Gönners und Bundesgenossen des Institutes, sich in die epigraphischen Studien vertieft hatte, die immer mehr zur Geltung kamen. So wurde das Institut für die jungen oder bejahrten

Ragazzi, die über die Alpen kamen, die hohe Schule der Altertumswissenschaft, die hier an Ort und Stelle nicht als etwas Fremdes erlernt, sondern mit geradezu leidenschaftlicher innerer Anteilnahme gepflegt wurde. Hier wurde in Gegenwart M.s in der Adunanz vom 10. Januar 1845 dessen Buch über die Tribus von Dr. Braun vorgelegt und seither war M. auch ein regelmäßiger Teilnehmer an den Sitzungen. Er bemächtigte sich mit der ihm eigenen Energie und Orientierungsfähigkeit des neuen wissenschaftlichen Materiales, das jeder Stein in Rom darbot. Schon am 31. desselben Monats teilt er eine topographische Untersuchung über das römische Comitium mit und beteiligte sich dann sowohl an der Polemik mit dem Jesuiten Secchi, dessen wissenschaftliche Unehrlichkeit ihn empörte, als auch an jeder Diskussion über neu auftauchende epigraphische Fragen, welche hier von den besten Sachkennern erörtert wurden, im engen Vereine mit Henzen, mit dem ihn bald warme Freundschaft verband. Bis zum Jahre 1847 weisen die Publikationen des Institutes ein halbes hundertmal M.s Namen auf, neben denen von Braun und Henzen und den damals schon berühmten von Gerhard, Welcker, Thiersch, die in diesen Jahren Rom besuchten.

Aber gerade die genauere Kenntnis des Materials mußte M. in seiner Überzeugung von der Mangelhaftigkeit der mehr zufälligen, unsystematischen Einzelarbeit und der in Deutschland üblichen antiquarischen Methoden bestärken. Es war damals seine Absicht, zusammen mit Heinrich Brunn eine Übersetzung der epigraphischen Abhandlungen Bart. Borghesis herauszugeben, um die wissenschaftliche Welt, jenseits der Alpen mit den Forschungen des einzigen Mannes bekannt zu machen, der damals in umfassender Weise mit wissenschaftlicher Akribie und Kritik epigraphische und numismatische Fragen in vorbildlicher Weise behandelte und seine Untersuchungen nicht der Lokalhistorie, sondern der wissenschaftlichen Erforschung des römischen Altertums dienstbar machte. M. erhoffte davon geradezu eine Revolution in der antiquarischen und historischen Literatur, die Möglichkeit dort wieder anzuknüpfen, wo Scaliger aufgehört hatte. Seinen nie verweigerten Rat erbat M. zunächst schriftlich, kaum daß er in Rom angekommen war, und ihn besuchte er, nachdem er eine epigraphische Reise durch Umbrien gemacht und in Florenz abermals kollationiert hatte, am 14. Juli 1845 in seinem weltabgeschiedenen Felsenneste Sn. Marino. Dieser Tag, an dem der Altmeister der italienischen Wissenschaft und der 27jährige Deutsche Ragazzo, der sich als seinen Schüler bekannte und über die Alpen gekommen war, um die Grundlagen für eine neue antiquarische Wissenschaft zu legen, einander nahe kamen, verdient in der Geschichte der Wissenschaften festgehalten zu werden. »Ich muß mich mit Gewalt daran erinnern, daß er aufhört und ich anfange, um nicht an meinen epigraphischen Studien ganz zu verzagen«, schreibt M. an Henzen und trägt in sein Tagebuch ein: »Der hat mir imponiert als Gelehrter wie noch niemand.«[15]) M. weihte Borghesi in alle seine Pläne ein, und dieser unterstützte ihn bei jeder Einzelheit mit seiner reichen epigraphischen Erfahrung. Der wichtigste dieser Pläne war das *Corpus inscriptionum Latinarum*, für welches, nachdem der seit 1835 bestehende erste Entwurf mit seinem Urheber Kellermann zu Grabe getragen war, die Berliner Akademie Otto Jahn in Aussicht genommen hatte. Im Frühjahre 1845 hatte Jahn M. zu künftiger Mitarbeit bestimmt. M. hielt damals sein Schicksal schon für so

gut wie entschieden. »Meine goldene Freiheit!« so schreibt er: »Ich habe angenommen — wie konnte ich anders? aber es reißt an meinem Herzen, daß ich Vaterland, wissenschaftliche Bestrebungen, gewohnte und liebe Verhältnisse tauschen soll — um einer Carrière willen.« Aber er bedang sich aus, daß in Italien nur gesammelt, in Deutschland, wo die wissenschaftlichen Hilfsmittel vorhanden waren, redigiert würde. Er will sich nicht »auf ewig in die hesperische Gefangenschaft verbannen« und ist entschlossen, wegen des *Corpus inscriptionum* und der mit ihm verbundenen vielfach mechanischen Tätigkeit nicht alle seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu Grabe zu tragen. »Wie viel lieber als anderen Leuten Ziegel machen, baute ich selbst Häuser!« so ruft er aus und er gesteht, daß er, »obgleich ein armer Teufel, leichtsinnig genug gewesen wäre, das schnöde Gold für seine besten Jahre zurückzuweisen«, wenn er es nicht für Pflicht gehalten hätte, »daß wo solche Not ist, wie hier, jeder zugreifen muß, wer da kann, und daß die wahre Tüchtigkeit darin besteht, an der Ecke, wo man eben steht, sei es Offizier, sei es Soldat zu spielen.« Indessen war es noch nicht so weit. Die Schwierigkeiten häuften sich. Die französische Akademie hatte im Jahre 1845 ihren eigenen Plan, ein *Corpus inscr. Lat.* ausarbeiten zu lassen, noch nicht aufgegeben, und da sie schon Borghesi für einen Teil der Arbeit gewonnen hatte, schien M. eine Konkurrenzarbeit gänzlich untunlich sowohl mit Rücksicht auf die Unentbehrlichkeit Borghesis als auch zur Vermeidung einer wissenschaftlich unfruchtbaren und verbitternden Konkurrenz zwischen deutschen und französischen Forschern, welche die Stellung beider Teile den Italienern gegenüber nur erschwert hätte. Aber auch als diese Schwierigkeit beseitigt war, verblieb die größere, daß einer starken Partei der Berliner Akademie die materiellen Lasten zu groß und M. und Jahn weniger geeignet erschienen, die Arbeit zu übernehmen, als der Oberlehrer Zumpt, dessen Oheim selbst in der Akademie war. Trotzdem Borghesi den Plan mit Begeisterung begrüßte, trotzdem Savigny, Lachmann, Gerhard sich mit aller Energie für den von Jahn mit M. ausgearbeiteten Entwurf[16]) einsetzten, schien der Plan doch schon im Jahre 1846 gescheitert zu sein. M. machte den Vorschlag einer Probearbeit, und da Jahn aus verschiedenen Gründen davon nichts wissen wollte und dem jüngeren Genossen freiwillig alles weitere überließ, reichte er die Bearbeitung der Inschriften Samnium ein, nachdem die Akademie auf Anraten Savignys den Vorschlag angenommen und 600 Rth. als Subvention bestimmt hatte; unter diesen 600 Rth. waren 200, welche Savigny persönlich durch Abtretung seines akademischen Gehaltes zur Verfügung gestellt hatte.[17]) Während dieser Verhandlungen hatte M. rüstig weitergearbeitet. Als nächstes Ziel hatte er sich in Übereinstimmung mit Borghesi die epigraphische Durchforschung des damaligen Königreiches Neapel gesetzt, dessen inschriftliche Überlieferung wenig bekannt und durch Fälschungen verdunkelt war. Von Sn. Marino zog er die adriatische Küste entlang südwärts und dann nach Neapel, wo er die ganze neapolitanische Inschriftenlitteratur, namentlich die Munizipalgeschichten durcharbeitete und die Inschriften des *Museo Borbonico* kopierte. Im Oktober schiffte er sich mit dem Numismatiker Julius Friedländer, durch den er zuerst in die Numismatik eingeführt wurde, und Dr. Schrader nach Palermo ein und blieb drei Wochen in Sizilien. — Nach einem Winteraufenthalt in Rom durchstreifte er im

Sommer und Herbst 1846 Süditalien abermals nach allen Richtungen hin, zeitweise wiederum in Begleitung Friedländers und seines Bruders Tycho. Mit diesen beiden war es ein fröhliches Wandern; eine Zeichnung Friedländers, in der übermütigen Laune des Augenblickes hingeworfen, zeigt M. in recht bedenklicher Stellung, halb auf dem Mulo, halb auf der Leiter eine Inschrift eines Brückenbogens abschreibend. Aber bei den einsamen Streifungen galt es auch die größten Strapazen ertragen und mitunter die größten Schwierigkeiten überwinden und in dem großenteils unwirtlichen Lande, in welchem der Fremde auf das Entgegenkommen der Eingeborenen angewiesen war, der Preti und Landedelleute, die zum Teile mißtrauisch, zum Teile neugierig dem Forestiere entgegenkamen, die gewonnen, deren lokalpatriotische Empfindungen geschont werden mußten. Manche der Beziehungen, die M. damals anknüpfte, haben Dezennien hindurch vorgehalten, und der gute Humor hat ihn nur selten verlassen. Aber in Momenten der Mißstimmung, die schon den Jüngling gelegentlich ergriffen haben muß, haderte er wohl mit dem Geschicke, das ihn dazu verdammte »zu sammeln und in infinitum zu sammeln unter Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten, von denen sich niemand eine Idee machen kann, der nicht die Freunde und die Gasthäuser in den neapolitanischen Provinzen kennt« — und schildert, wie die Menge ihm über die Schulter sieht, während er auf einem öffentlichen Platze eine Inschrift abschreibt, und sich über den fränkischen Narren lustig macht, der alle Buchstaben abschreiben will. Da sehnte er sich wohl nach dem ruhigen Schreibtische zurück, bis er auf der Piazza von Sorrent sich über das Treiben des Volkes belustigend oder in Neapel oder in Rom im Kreise der heiteren Genossen bei Falerner oder Wein von den Kastelli nicht nur auf die Abenteuer, sondern auch auf die wissenschaftlichen Ergebnisse mit Freude zurückblickte.

Aber nicht nur, daß er damals das vollständige Material für die Sammlung der neapolitanischen Inschriften zusammenbrachte und sich über die Grundlagen jeder wissenschaftlichen Inschriftensammlung klar wurde und daß von seiner Hauptarbeit eine ganze Reihe epigraphischer Analekten abfielen, anknüpfend an seine oskischen Studien wurde er durch die unteritalischen Inschriften weiter zum sprachlichen Studium der unteritalischen Dialekte geführt, deren Frucht das im Jahre 1850 erscheinende Werk »Die unteritalischen Dialekte« war, das für diesen Teil der Sprachwissenschaft wie für die vorrömische Geschichte Italiens grundlegend geworden ist, wenngleich sich grade M. seiner Mängel bewußt war. Ebenso legten seine damaligen numismatischen Studien den Grund zu seiner ebenfalls 1850 erscheinenden Abhandlung über das römische Münzwesen.

Kaum einen anderen seit Goethe hatte Italien so reich beschenkt, wie M., weil keiner wie er dem reichen Lande seine Gaben abzugewinnen wußte. Nachdem er im Mai 1847 Borghesi nochmals besucht und ihm seine epigraphischen Manuskripte vorgelegt hatte, kehrte er über die Alpen zurück. Er ging über Wien, und Ende Juli war er in Berlin, wo, nachdem M. die Bearbeitung der Inschriften von Samnium und eine Denkschrift »über Plan und Ausführung eines *Corpus inscr. Lat.*« vorgelegt hatte,[18]) durch Savignys Bemühen sich eine günstige Wendung in der Angelegenheit der Inschriftensammlung anzubahnen schien. An den Forderungen des Herrn Zumpt und

seiner Anhänger scheiterte sie abermals, obwohl M. zu Konzessionen bereit war. Lachmann trat infolgedessen aus der Akademiekommission aus. M. fand harte, aber gerechte Worte gegen die Schwäche und Halbheit der Akademiker und schrieb: »ich verzichte, freilich mit blutendem Herzen auf ein Werk, in dem ich eine Stellung nach außen und für mich einen Lebenszweck zu haben meinte.« [19])

Nach der Heimat zurückgekehrt, sonnte er sich in dem väterlichen Garten in Oldesloe und freute sich des Wiedersehens mit manchen Jugendfreunden in Altona. In Kiel schien sich ihm schon zum zweiten Male, freilich nur vorübergehend, die Aussicht auf eine Professur zu eröffnen, und Jahn riet ihm sich in Leipzig zu habilitieren. Vorläufig aber mußte er aus materiellen Gründen wieder seinen Unterricht in der Mädchenpension aufnehmen.

Nichtsdestoweniger suchte M. die Früchte seiner italienischen Reise unter Dach zu bringen und namentlich das neapolitanische Inschriftenwerk. Als er es nach zwei Jahren bis auf die *Indices* fertiggestellt hatte, entschloß er sich, wenn auch mit Widerstreben, von der Berliner Akademie eine Subvention von 1200 Talern zu erbitten. Obwohl er über M.s Verhalten in den früheren Verhandlungen erbittert war, stellte Boeckh doch den Antrag die Hälfte dieser Summe zu gewähren, so daß, dank der Opferwilligkeit des Verlegers G. Wigand, die Borghesi — »*magistro patrono amico*« — gewidmeten *Inscriptions regni Neapolitani Latinae* nach zweijährigem Drucke im Jahre 1852 erscheinen konnten. — Neben den Vorarbeiten zu dieser Mustersammlung war M. im Winter 1847—48 mit einer Unzahl von Detailuntersuchungen und Arbeiten auf jenen anderen von ihm in Italien in Angriff genommenen Gebieten beschäftigt.

Alle wissenschaftlichen Entwürfe und Pläne konnten aber M. nicht verhindern, als der Frühling des Jahres 1848 anbrach, seine ganze Person in den Dienst der Politik, des Vaterlandes und der Freiheit zu stellen; der kategorische Imperativ der Pflicht rief ihn, wie damals die besten Männer Deutschlands, unter die Fahnen, und er hat im Jahre 1848 so wenig wie in seinen letzten Jahren es verstanden, wie sich die Ängsterlinge in der Studierstube zurückhielten, wenn der Ruf zur Tat an sie erging. Er nahm an einem Tumulte in Hamburg teil, und nur eine Verletzung, die er sich dabei zuzog und die, obwohl unbedeutend, ihn dienstuntauglich machte, zwang ihn von seinem Plane abzustehen, sich, wie seine Brüder Tycho und August, den gegen Dänemark ziehenden Freischaaren in Schleswig-Holstein anzuschließen. Um so freudiger ergriff er die Gelegenheit, Deutschland und seinem engeren Vaterlande mit der Feder zu dienen, als er auf Olshausens Wunsch in die Redaktion der in Rendsburg erscheinenden »Schleswig-Holsteinischen Zeitung« eintrat, die seit dem 15. April als Organ der provisorischen Regierung herausgegeben wurde. Obwohl an ihr auch andere hervorragende Männer gelegentlich mitarbeiteten, war doch M., dessen erster Leitartikel am 24. April erschien, durch Monate hindurch die eigentliche Seele des Blattes. Der Schwung und die Begeisterung der Zeit trugen den jungen Journalisten und, indem er bald Berichte schrieb, bald staatsrechtliche Tagesfragen in klarer Weise auseinandersetzte, bald in flammenden Worten zur Tat aufrief, bald mit beißender Ironie die Lauen verspottete, bildete er sich jenen glänzenden Stil, der ihn später befähigte, nicht nur das Aktuelle,

sondern auch das scheinbar Tote wieder lebendig zu machen — während er zugleich durch sein tatkräftiges Eingreifen in die Politik aus nächster Nähe all die kleinen Triebkräfte kennen lernte, die zu den großen Resultaten der Geschichte führen.[20]) Es waren arbeitsreiche Monate. Am 23. April wurde die Schlacht bei Schleswig geschlagen, über die M. am 25. in seiner Zeitung berichtete; noch 40 Jahre später schrieb er an einen Freund: »Ich denke immer noch gern an meine Beschreibung der Schleswiger Schlacht, die ich als journalistischer Schlachtenbummler mitgemacht habe und dann, nachdem ich die Nacht die 6 Meilen von Schleswig nach Rendsburg gelaufen war, den anderen Tag beschrieb.« Am 25. wohnte er einer Versammlung des Zentralwahlkomitees in Neumünster bei, in welcher u. a. Droysen und Waitz, von Mommsen auch in seiner Zeitung wärmstens empfohlen, als Kandidaten für das Frankfurter Parlament aufgestellt wurden, während Prof. (Lorenz) Stein aus Kiel infolge von M.s Einspruch abgelehnt wurde. Es schien ihm am wichtigsten, Männer von Gesinnung zu wählen. »Sie sollen nicht die Form allein schaffen für Deutschlands Einheit, sie sollen in vielen Teilen Deutschlands auch den Geist schaffen; sie sollen die Pommern zu Deutschen, sie sollen die Mörder Gagerns zu Bürgern machen. Das alles müssen sie tun durch ihre sittliche Kraft, gehoben durch den Zwang von außen und den Drang von innen.« Dagegen sollten ausgeschlossen sein »alle verdächtigen Charaktere, alle Feilen und Lauen, alle Schwankenden und Phantasten, alle Volks- und Fürstenschmeichler« — aber auch »die in die alte Staatsmaschine eingepreßten Geister, die Schreibmaschinen der Bureaus, die devoten Pfründner der Staatskirche, die gehorsamen Leutnants und Majore, die ihres beschränkten Untertanenverstandes sich bescheidenden Spießbürger, die Männer der Hundetreue.« Dies schien M. um so wichtiger, als ihm »die Gefahr einer Reaktion im Schoße des deutschen Parlamentes selbst« — infolge der Unreife großer Teile des Volkes — schon damals »nicht so chimärisch« erschien. Man solle »nicht zu viel Gewicht auf die Schlagfrage: Republik oder Monarchie« legen, da diese nur zu Mißverständnissen und unnützen Diskussionen führte und ihm auch die Fürstengewalt nur als eine historische Kategorie erschien, sondern von den Kandidaten vielmehr fordern, daß sie für spezielle Dinge, namentlich für das allgemeine aktive Wahlrecht und für eine gewisse Zentralisation eintreten; daß sie versprechen dazu mitzuwirken, alle diplomatische und militärische Wirksamkeit von den bisherigen Bundesstaaten auf die Zentralgewalt zu übertragen, den Schwerpunkt der Zentralverwaltung auf das Nationalparlament zu verlegen und das künftige Bundeshaupt mit wahrhaft konstitutionellen Garantien zu umgeben, und sich namentlich in der Frage: Republik oder Monarchie? dem Ausspruche der Majorität zu unterwerfen. M. selbst gab das Schlagwort aus: »Keine Isolierung, keine Reaktion, keine Anarchie.« Dem entsprach die politische Haltung der Schleswig-Holsteinischen Zeitung selbst: »Um jeden Preis die Einheit Deutschlands«; dem gegenüber sollte die Verfassungsfrage zurücktreten; und wenn auch die Gefahr einer Hausmachtpolitik, welche die Folge des Erbkaisertums sein konnte, hervorgehoben und eine nicht monarchische Spitze der Zentralgewalt prinzipiell bevorzugt wird, wird doch die Meinung ausgesprochen, daß die Zentralisation unter einem Erbkaiser zustande kommen wird wegen der Stärke und des berechtigten Anspruches auf Hegemonie Preußens, das eben

bestehe, während der einheitliche deutsche Staat erst geschaffen werden müsse. »Wir andern Deutschen brauchen Preußen notwendiger, als Preußen uns.« — Nichtsdestoweniger polemisiert M. am 10. Juni gegen die Deutsche Zeitung von Gervinus, weil sich das Erbkaisertum mit der Natur eines Bundesstaates nicht vereinigen lasse und nur dem Doktrinarismus entsprungen sei; eine definitive Lösung der Frage sei derzeit noch nicht möglich. Die staatlichen Formen müßten sich eben nach den Bedürfnissen richten. — Sehr energisch trat M. für den konstituierenden Charakter der Frankfurter Nationalversammlung, der »alleinigen Inhaberin der deutschen Staatsgewalt« ein; es war recht deutlich, gegen wen sich die Worte richteten: »wer ihren Beschlüssen den Gehorsam weigert, der ist ein Rebell, und die Behauptung, daß ein Beschluß der Nationalversammlung nicht bloß insinuiert, sondern akzeptiert werden muß, ist Hochverrat gegen Deutschland.« Aber obwohl auch allgemeinere Fragen, z. B. die soziale Frage unter Berufung auf englische Ökonomen und auch auf Engels' »Lage der arbeitenden Klassen in England« in einem liberalsozialpolitischen Sinne in dem Blatte behandelt wurden und M. die österreichischen Verhältnisse im Sinne ungarischer Sympathien und mit scharfer Verurteilung der Kamarilla und des Panslawismus besprach und ausdrücklich feststellte, daß Deutschland auch von Österreich absehen könne, traten doch allmählich die lokalen Fragen immer mehr in den Vordergrund. In einer Versammlung in Rendsburg am 13. Juni, an welcher M. als Schriftführer teilnahm, wurde eine Resolution für die augenblickliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, für allgemeines Wahlrecht in dem von der Ständeversammlung zu beschließenden Wahlgesetze für die Provinzialversammlung und gegen jede Teilung Schleswigs gefaßt, und in den folgenden Wochen verfolgt M. in seinem Blatte die Tätigkeit der Stände und kritisiert ihre Tätigkeit, berichtet über die finanziellen Vorlagen und preist eine reine Einkommensteuer, nicht ohne immer wieder gegenüber der partikularistischen Antiquität des »meerumschlungenen Patriotismus« den gesamtdeutschen Standpunkt zu betonen. Die Dinge gingen nicht, wie M. gehofft hatte. Waren ihm ohnedies die Hände in mancher wichtigen Frage gebunden, so ließ er sich nicht hindern, in den Angelegenheiten seiner engeren Heimat energische Worte zu finden gegen die Schlaffheit und den bösen Willen einer nicht geringen Minorität der Stände. Er hatte schon seit dem Juni das Gefühl, daß das Regiment weder der einen noch der anderen Partei gehörte, sondern ausschließlich den Ungeschickten und daß es seine tägliche Beschäftigung war, sich über die Lauen und über die Renommisten zu ärgern. Zu Michaelis wollte er seinen Abschied nehmen und bat daher Jahn, jetzt die Leipziger Angelegenheit zu fördern. Persönliche Oppositionsartikel führten aber schon jetzt zu heftigen Interpellationen von Seite der Stände, und die Regierung wies nun ihre Zeitung an, die Stände ungeschoren zu lassen. Da Versuche, das Blatt in Privathände zu bringen, fehlschlugen, ging M. schon Anfangs Juli mit der Überzeugung, in seiner Heimat überflüssig zu sein, und mit dem Gefühle der Scham, daß die großartig angekündigte Schilderhebung in nichts verlief. — Um seine Existenz zu fristen, suchte er möglichst bald wieder Beschäftigung bei einer Zeitung, und ging nach Frankfurt, wo ihm der Gegensatz zwischen der »Parlamentsidylle«, für die die verschiedenen Wirren nur Redestoffe seien, zwischen der Beratung der Grundrechte auf der

einen Seite und der tatsächlichen Haltung der Regierungen auf der anderen, der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis viel zu denken gaben. Er war Zuhörer bei einer Beratung der Linken im »Deutschen Hofe«, bei welcher ihm auch R. Blums vorsichtige Zurückhaltung auffiel, die ihn ebenfalls für die Zukunft nichts Gutes ahnen ließ. In dieser wenig freudigen Stimmung erhielt er die Nachricht, daß der sächsische Minister v. d. Pfordten sich Jahn gegenüber bereit erklärt hatte, M. von Michaelis 1848 an mit einem Gehalte von 400 Rth. als außerordentlichen Professor der Jurisprudenz in Leipzig anzustellen.

Dann trat der Wendepunkt in Schleswig und in Deutschland überhaupt ein, als es durch den Vertrag von Malmö klar wurde, daß Preußen von der nationalen Politik sich lossagte. Noch am 29. August, als Olshausen aus der provisorischen Regierung ausgetreten war, polemisierte die Schleswig-Holsteinische Zeitung zwar gegen die Berliner Junkerpartei, sah aber doch in Preußen den »Staat des Fortschritts«, der »sich zu Deutschland erweitern müsse«. Dann schlägt sie heftigere Töne an, fordert den Landtag zum Handeln, zur Steuerverweigerung auf, greift die neue verhaßte Regierung an und droht: »es wäre möglich, daß vor der lauten Anklage einer Politik, worin die deutschen Fürsten abermals Schmach gehäuft haben auf das deutsche Volk, die noch keineswegs gesicherten Throne wiederum erzittern«. Doch erkennt sie resigniert an, daß sich Schleswig-Holstein einem von der Nationalversammlung und den konstituierten Gewalten rechtsgültig abgeschlossenen Waffenstillstande fügen müsse und wirft noch in mehreren Artikeln (16.—21. Sept.) auf Grund der der Nationalversammlung vorgelegten Aktenstücke einen Rückblick auf die Geschichte des Waffenstillstandes. M. scheint in dieser Zeit wieder mitgearbeitet und von Kiel aus die »Briefe über die Landesversammlung« und die neuen Parteibildungen geschrieben zu haben, legte aber Ende September die Feder nieder.

Das ihm eigene strenge Pflichtgefühl, das er auch von den anderen forderte, hatte ihn in den politischen Kampf geführt, und er hatte ausgeharrt mit der aus seinem starken Temperamente entspringenden Begeisterung, die er als eine Grundbedingung des Erfolges betrachtete, solange er glaubte, nützlich wirken zu können. »Gehen wir zugrunde, so sind schuld daran die Klagenden und die Zagenden, die bedenklichen kränklichen Seelen, die superklugen Politiker, die den großen Text der Geschichte mit ihren Frage- und Ausrufungszeichen versehen, die nachhinkenden Kleinmeister, welchen der herrlichste Sieg nicht genug Resultate gibt, die armen Seelen, welche keinen Glauben haben an den Gott in der Geschichte, kurz all die hoffnungslose Feigheit, die kopfschüttelnde Klugheit, die wie ein bleiernes Schwergewicht den edlen Enthusiasmus Deutschlands niederziehen möchte.« Aber es liegen genug Äußerungen vor, die beweisen, daß er von vornherein die tatsächlichen Machtverhältnisse, das Widerstreben der Machthaber gegen die neue Entwicklung, die Unreife des Volkes, die Stärke der Reaktion und die philiströse Furcht vor der Anarchie richtig beurteilte. Darum wird er auch am leidenschaftlichsten und beredtesten, wenn er die wirklichen Verhältnisse mit beißender Satire dem erstrebten Ziele gegenüberstellt. Schon am 31. Mai schreibt er in einem Artikel, der überschrieben ist: »Die Einheit Deutschlands praktisch angewandt« u. a.: »Wir haben uns sehr geirrt. Die Idee eines

einigen und starken Deutschlands hat in der Praxis einen Kommentar erhalten, der geeignet ist, die ruhige Vernunft zum Wahnsinn und die Thorheit zur Ehre zu bringen. — Das einige Deutschland ist ein solches, wo jeder deutsche Regent im militärischen und politischen Verhalten zum Ausland seinen eigenen Willen hat, wo Preußen gar nicht zu wollen braucht, was Hannover will, und umgekehrt. Das einige Deutschland schließt nicht aus, daß ein deutscher Fürst sich weigert sein Kontingent zu stellen. Das einige Deutschland schließt nicht aus, daß ein deutsches Land einen Separatfrieden schließt. Das einige Deutschland kann viel vertragen, unbeschadet seiner Einheit, gerade wie das heilige römische Reich, trotz Neutralitätserklärungen und Baseler Friedensschlüsse, das heilige römische Reich blieb. Das einige Deutschland ist eine Koalition mehrerer Fürsten, mit einer Phrase dazu. Das einige Deutschland ist ein periodisch wiederkehrender Traum des deutschen Michel, der in Versen vortrefflich, in Prosa schlecht und in der Praxis nirgends an seinem Platze ist. Das einige Deutschland ist ein Hohn der Dänen, die Schadenfreude Englands. Aus Versehen ist Deutschland einig gewesen vier Wochen lang; aber umsonst erschraken die Nachbarn, daß es nun Ernst werden möchte. Schon lenken wir ein in das alte zerfahrene Geleise des ewigen Zwiespaltes, und das erste Opfer ist Schleswig-Holstein.« Wenn er trotzdem noch ausharrt und »von den deutschen Fürsten, deren viele sind und uneinige, an das deutsche Volk, das eine und Gott geb' es einige« appelliert, die Organisation des Volkskrieges gegen Dänemark verlangt und die Pläne einer wirksamen Wehrverfassung für Schleswig-Holstein diskutiert, wenn er immer wieder zur Tat aufruft, so entspringt dies, wie bei manchen seiner Zeitgenossen weniger dem Glauben an die Möglichkeit, die ersehnten Ziele zu erreichen, als dem Gefühl der Verpflichtung, kein Mittel unversucht zu lassen und den Kampf nicht aufzugeben. Den Schlüssel zu dieser Stimmung gibt M. selbst, in viel späterer Zeit, wo er[21]) von Ludwig Bambergers revolutionären Unternehmungen und der »in seinem Kopfe wie in zahlreichen anderen damit vereinigten Einsicht in die so gut wie vollständige Aussichtslosigkeit des Beginnens« spricht und hinzufügt: »Aber wer jene Zeiten mitdurchlebt hat, wird sich der Jugendstimmungen erinnern, der Zeit, wo die junge Welt meinte, das einige, freie Deutschland dadurch schaffen zu helfen, daß jeder, für sein Teil wenigstens, sich aufopferte.« —

Seine Berufung nach Leipzig, wo er im Herbste 1848 eintraf, betrachtete M. »als eine der vielen unerwartet glücklichen Fügungen« ..., woran er erkenne, daß er ein Sonntagskind sei, und als eine Erlösung von »der Gold in Goldschaum verwandelnden, alle intensive Arbeit tötenden Beschäftigung mit dem Journalisieren.«[22]) In Leipzig, einem der geistigen Brennpunkte Deutschlands, wohnte er zusammen mit Jahn im Hause G. Wigands; es wurde ihm dank der geistig angeregten und gleichgestimmten, ernsten und humorvollen Geselligkeit, zu der sich außer M. und Jahn, Haupt und dem Lessingbiographen Danzel die Verleger S. Hirzel, K. Reimer, G. Wigand regelmäßig zusammenfanden, zur zweiten Heimat.[23]) Auch seine wissenschaftliche Tätigkeit beschränkte sich keineswegs auf seine Vorlesungen, obwohl die acht- und zehnstündigen Pandekten- und Institutionenkollegien dem des Lehrens und der Pandekten Ungewohnten genügend Zeit rauben mußten; im Jahre 1850 kündigte er außerdem eine Vorlesung »Abschnitte aus der römischen

Geschichte« an, deren Thema mit seinen damaligen Arbeiten wohl in engerem Zusammenhange stand. Den wissenschaftlichen Vereinigungspunkt bildete die neu gegründete Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften, in deren Berichten und Abhandlungen M. der eifrigste Mitarbeiter war; hier erschienen u. a. seine grundlegenden Untersuchungen über das römische Münzwesen, seine Abhandlung über den Chronographen vom Jahre 354, die der Ausgangspunkt für eine Reihe chronologischer Untersuchungen sowie für seine später wieder aufgenommene Beschäftigung mit den Quellen des ausgehenden römischen Reiches wurde. Geradezu bedeutsam für die Geschichte der Wissenschaften war in diesem Leipziger Kreise das Zusammentreffen bedeutender Gelehrter und kluger, gebildeter, weitausschauender Verleger. M. hat es G. Wigand nie vergessen, daß er in uneigennütziger Weise den Druck der neapolitanischen Inschriften trotz eines nur ungenügenden Zuschusses der Berliner Akademie ermöglichte, und mit Hirzel nnd Reimer schloß M. damals die Verträge über das römische Staatsrecht und die römische Geschichte. Namentlich Karl Reimer, der in dem Freunde nicht nur den führenden Geist, sondern auch die Energie erkannte, mit der er wissenschaftliche Pläne zu Ende führte, hat ihn auf jede Weise in großzügiger Weise unterstützt. — Aus demselben Kreise ist auch das literarische Zentralblatt hervorgegangen, an welchem M. anfangs eifrig mitarbeitete; die vielen von ihm besprochenen Schriften zeigen, in wie mannigfaltiger Weise er sich auch außerhalb des Faches geistig betätigte. Der freundschaftliche Umgang mit Gust. Freytag, der damals in Leipzig die »Grenzboten« redigierte, mit Danzel, mit Hirzel, dem Goethe-Sammler, regten den dichtenden Gelehrten auch literarisch an. Namentlich Goethe, den er kannte und liebte, wie wenige, war und blieb der literarische Schutzgott dieses Kreises. Sein hundertster Geburtstag wurde festlich begangen, und unmittelbar darauf unternahmen die Genossen eine gemeinsame Wallfahrt nach Weimar.

Auch dies Idyll der Arbeit und der Freundschaft wurde durch die leidige Politik gestört. Schon vor seiner Berufung nach Leipzig hatte Jahn seinen Freund M. scherzhaft gebeten, seine Sympathien für die Linke bis zum linken Zentrum zu mäßigen und sich an den gutmütigen Fortschritt des »Deutschen Vereins« in Leipzig zu gewöhnen. M. nahm in der Tat mit seinen engeren Freunden lebhaft teil an den Verhandlungen dieses Vereines, der für die Anerkennung der vom Frankfurter Parlament zu beschließenden Verfassung und für die preußische Spitze eintrat. Im Januar wurde an die sächsische Regierung und den Landtag wegen Publikation der Frankfurter Grundrechte petitioniert. Auf das Gerücht von einer Ministerkrise, welche das offene Einlenken in die Bahnen der Reaktion bedeutet hätte, verfaßte M. im Auftrage seiner Freunde[24]) am 23. Januar eine Adresse an den Minister von der Pfordten, in welcher, gegenüber einem partikularistischen Beschlusse der sächsischen Kammer, das Vertrauen ausgesprochen wird, daß der Minister auch künftig nicht vergessen werde, daß er vor allem ein Deutscher sei. Es heißt da: »Ist auch der souveräne Unverstand für den Augenblick zur Herrschaft gelangt, so sind doch seine Tage gezählt; die betörte Mehrheit im Volke wird die Augen öffnen und endlich begreifen, daß nur in und mit Deutschland für unser sächsisches Land eine bessere Zukunft gedeihen kann.« Am 2. März sprach u. a. M. »über den gegenwärtigen Stand der Deutschen

Verfassungsfrage«, und es wurde eine Adresse an das Frankfurter Parlament um möglichste Beschleunigung der zweiten Lesung der Verfassung, sowie eine energische Erklärung in betreff der Rechtsverbindlichkeit der deutschen Reichsverfassung, wie sie aus den Beratungen der Nationalversammlung hervorgehen würde, beschlossen. Als dann M. von einer Osterreise zur Hochzeit seines Bruders und zu seinen Verwandten zurückgekehrt war, auf der er mit Schmerz gesehen hatte, wie die Dinge in Schleswig-Holstein ihren Lauf gingen, bereitete sich auch schon die letzte große Krise vor, die allen Hoffnungen ein Ende machte. Am selben Tage, an welchem die preußische zweite Kammer aufgelöst wurde, am 27. April, stellte Haupt im Deutschen Vereine den Antrag, dem Rate und den Stadtverordneten von Leipzig den Dank auszusprechen für die Schritte, welche diese an den König und das Gesamtministerium getan hatten, um auf Anerkennung der deutschen Verfassung zu dringen; der Antrag wurde angenommen und in der Zuschrift an die Stadtverordneten zugleich erklärt, daß die Sachsen keinem deutschen Volkstamme nachstehen werden an Mut und Entschlossenheit, das Palladium der deutschen Einheit und Macht siegreich zu behaupten. Mommsen unterstützte den Antrag und wies zugleich darauf hin, daß in Württemberg der Widerstand des Volkes den König zum Nachgeben bewogen habe. Jahn stellte sogar zur Erwägung, ob es nicht angebracht wäre, daß der Verein sich noch energischer äußere, als die Stadtverordneten. Der Antrag Haupts wurde einstimmig angenommen und ferner beschlossen, den Vereinsausschuß zu allen Schritten zu ermächtigen, die er zur Herbeiführung des notwendigen Zieles, Anerkennung der Verfassung, für geeignet halte. Aber schon am 30. April hatte Beust über seine liberalen Kollegen im Ministerium gesiegt und den Landtag aufgelöst; am 3. Mai schon wurden in Dresden Barrikaden gebaut. In Leipzig aber hatten sich alle politischen Vereine zu gemeinsamem Handeln für die Durchführung der Reichsverfassung geeinigt. Da aber auf den Beschluß des Kommunalgardeausschusses, nicht allen, die sich meldeten, Waffen zu verteilen, die radikaleren Vertreter in dem Ausschuß der gesamten politischen Vereine remonstrierten, weil sie den bewaffneten Zuzug nach Dresden organisieren wollten, erklärten der Deutsche und der Vaterlandsverein, daß sie aus dem Gesamtausschusse »ausgetreten seien, weil die Mehrzahl dieses Ausschusses den Beschluß gefaßt habe, gegen die Kommunalgarde und die Behörde der Stadt Gewalt zu brauchen.« Auch als am folgenden Tage, dem 5. Mai, versucht wurde, die Spaltung auf ein Mißverständnis zurückzuführen, blieb der Deutsche Verein bei seinem Beschlusse und hielt sich ferne. Auch der Grund von M.s Austritt war, daß er gegen jede Unterstützung des Dresdener Aufstandes eingetreten war, den er offenbar für völlig aussichtslos ansah.

Aber es brach die Zeit heran, in welcher auch sehr gemäßigte Gesinnungen nicht vor Verfolgungen eines so skrupellosen Gegners wie Beust schützten. Als der Leipziger akademische Senat sich weigerte, nach der oktroyierten Verfassung einen Abgeordneten zu wählen wurden M., Haupt und Jahn suspendiert und wegen ihrer Tätigkeit im Deutschen Vereine Kriminaluntersuchungen gegen sie eingeleitet, die im Oktober 1850 in erster Instanz zur Verurteilung M.s zu 9 Monaten, Haupts zu 1 Jahr Landesgefängnis und zur Freisprechung Jahns führte. In zweiter Instanz wurden alle drei *ab instantia* freigesprochen. M. erhielt die Nachricht, als er im Februar 1851 am Sterbe-

bette seines Vaters weilte. Sobald er in Oldesloe, tief bewegt durch den eigenen Verlust und durch den ehrfurchtgebietenden Schmerz seiner Mutter, die dringendsten Angelegenheiten geordnet hatte, eilte er nach Berlin an das Krankenlager Lachmanns, in dem der ganze Leipziger Kreis seinen *pater familias* und in wissenschaftlichen wie in menschlichen Dingen seine höchste Instanz verehrte. Nach Lachmanns Tode (13. März 1851) nach Leipzig zurückgekehrt, mußte er mit seinen beiden Genossen Beusts unappellabeln Spruch über sich ergehen lassen, durch welchen alle drei »zum Besten der Universität«, weil sie während der Maitage »öffentliches Ärgernis gegeben und ein sehr schlechtes Beispiel für die akademische Jugend aufgestellt« hätten, ihres Amtes, trotz des gerichtlichen Freispruches, enthoben wurden (22. April). So kam alles zusammen: Zerstörung aller politischer Hoffnungen, die schwersten persönlichen Verluste, Vernichtung der materiellen Existenz. M. hat mit staunenswerter Spannkraft, allerdings in jeder Weise gestützt durch seine Freunde, unter denen Karl Reimer vor allen genannt zu werden verdient, in ungeschwächter Arbeitskraft die Krise überwunden. In jene Zeit fallen außer dem Drucke der *Inscriptiones regni Neapolitani* M.s Arbeiten über das Preisedikt Diokletians und seine Erläuterungen zu den römischen Feldmessern in der Lachmannschen Ausgabe, sowie außer verschiedenen epigraphischen Analekten und Besprechungen die Anzeigen literarischer nnd historisch-politischer Werke im Zentralblatte, die zeigen, daß trotz allem seine Anteilnahme an der deutschen Frage und namentlich an Schleswig-Holstein nicht vermindert war. Und daß trotz allem auch der Humor nicht zu kurz kam, beweisen mancherlei literarische Späße, die aus dem Freundeskreise hervorgingen.[25])

Ein Ruf als Professor des römischen Rechtes nach Zürich, den ihm wahrscheinlich S. Hirzel vermittelt hatte, entriß ihn der schwierigen Situation. Aber trotz des freundlichen Empfanges, der ihm im Mai 1852 zuteil wurde, trotzdem die Züricher Regierung ihm unaufgefordert im Frühjahre 1853 den vollen Ordinariatsgehalt zubilligte, was er dankbar anerkannte, gelang es M. während seines mehr als zweijährigen Aufenthaltes in Zürich (Frühjahr 1852 bis Sommer 1854) nicht, sich in die damals sehr engen Verhältnisse der Stadt hineinzugewöhnen. Die deutschen Professoren betrachteten damals Zürich nur als Durchgangsstation, und M., der den angeregten Leipziger Kreis, mit dem er freilich brieflich in regem Verkehr blieb, schwer vermißte, litt sowohl an Vereinsamung, als an dem Zwange der steifen obligaten Professorendiners, während er sich nur dem Physiologen Ludwig und Hitzig freundschaftlich anschloß und gegen Ende seines eigenen Aufenthaltes den Abgang seines Fakultätskollegen Erxleben lebhaft bedauerte. Weder die politischen Verhältnisse des Kleinstaates, die ihm nicht zusagten, noch auch seine Lehrtätigkeit konnten ihm einen Ersatz bieten, da er über die mangelhafte Vorbildung der Studenten mit Ausnahme derer, welche aus den Züricher Kantonsschulen hervorgegangen waren, zu klagen hatte und höchstens auf zehn Hörer rechnen konnte. Um so mehr vertiefte er sich in seine wissenschaftlichen Arbeiten. Außer der Arbeit an der römischen Geschichte, die auch eine Arbeitskraft wie die M.s hätte ganz in Anspruch nehmen können, nützte er aus, was ihm die Umgebung an Material für seine wissenschaftlichen Zwecke bot; wenn auch ungerne, unterzog er sich der Pflicht einen populären Vortrag

vor dem ihm nicht sympathischen Publikum zu halten und sprach über die Schweiz in römischer Zeit, sammelte und gab die lateinischen Inschriften der Schweizer Eidgenossenschaft für die Züricher antiquarische Gesellschaft heraus, deren Mitglieder, namentlich F. Keller, er schätzen gelernt hatte[26]); er wurde mit den Resten des Altertums in der Schweiz so vertraut, daß er es auch übernahm, den Schweizer Baedeker in antiquarischer Beziehung umzuarbeiten. Aus demselben Arbeitskreise gingen in Fortsetzung früherer Arbeiten seine Studien über die nordetruskischen Alphabete hervor. Dazu kam aber seit dem Jahre 1853 die ermüdende, in diesem Stadium großenteils mechanische Arbeit am *Corpus inscriptionum*, namentlich die Herstellung der Scheden. Denn die Neapolitaner Inschriften hatten so deutlich gezeigt, daß nur M. geeignet sei, das ganze *Corpus* zu schaffen, daß die Berliner Akademie ihren Zumpt fallen ließ. Diese Bedingung hatte auch Ritschl in Bonn gestellt, als er sich in Verbindung mit M. der Akademie gegenüber zur Bearbeitung der archaischen Inschriften, die gleichsam den *Prodromus* zum *Corpus* bilden sollte, bereit erklärte. Auch M.s sonstige Bedingungen, durch Gerhard abermals energisch befürwortet, wurden jetzt angenommen, insbesondere auch die Mitwirkung Henzens, namentlich für die stadtrömischen Inschriften, und de Rossis, die er forderte. Im Juni 1853 wurden diese beiden Gelehrten und M. zu Korrespondenten der Akademie ernannt, und M. wurde für die Vorarbeiten zum *Corpus* für 6 Jahre eine Remuneration von je 400 Rth. bewilligt.

Dabei genoß M. trotz allem die wunderbare Natur, und eine fröhliche Wanderung auf den Rigi und nach Meiringen, welche die drei Leipziger Genossen M., Haupt und Karl Reimer im Sommer 1852 gemeinsam unternahmen, erfrischte ihn nach den Mühen des ersten Züricher Semesters; ein andermal überkam ihn die Lust am Klettern bei Gelegenheit eines Ausfluges nach Haiden so sehr, daß er den Säntis bestieg. Von Karl Reimer immer wieder aufgefordert, entschloß er sich zu Ostern 1854 ihn und die anderen Freunde in Leipzig zu besuchen. Es zog ihn wohl schon ein geheimer Wunsch dahin, den er erst in einem Briefe äußerte, als er nach mehrwöchentlichem Aufenthalte Leipzig verließ, um über Eisenach, wo er Bruder Tycho und seine Mutter besuchte, nach Berlin zu gehen. In Marie Reimer, der schönen Tochter Karls, glaubte er den Ernst und die Heiterkeit gefunden zu haben, die man brauche, um das schwere Leben mit Würde und Anmut zu ertragen; und dieser Glaube an die Frau, die durch nahezu ein halbes Jahrhundert seine treue Gefährtin werden sollte, täuschte ihn nicht; sie hatte nach ihres eigenen Vaters Zeugnis eine gewisse Stärke, über Nebendinge keine Grillen zu fangen; sie wußte ihm die kleinen Dinge des Lebens zu ordnen, wie sie sich in den großen der Führung seines starken Geistes unterordnete. M. wagte den Schritt in die Ehe, weil er seiner Frau jetzt eine wenn auch bescheidene Häuslichkeit bieten konnte, zu der sein Gehalt als Züricher Professor (700 Rth.!) nebst seiner Remuneration aus Berlin, seinen Kollegiengeldern und seinen literarischen Einnahmen ausreichte, ohne daß er befürchten mußte, durch ökonomische Sorgen geknickt zu werden; allerdings setzte er auch die Hoffnung auf eine glänzendere materielle Zukunft in seine verständige Rechnung ein. Am 16. April 1854 wurde die Verlobung publiziert, ohne daß gerade die Vielen, die derartige Ereignisse immer vorausahnen, überrascht gewesen wären. Mitten in den Sorgen um seine erkrankte Braut, um die

Einrichtung der neuen Häuslichkeit in Zürich, um die Beschaffung des Heimatscheines für die Hochzeit, die dem politisch Gebrandmarkten von dem dänischen wie von dem sächsischen Polizeistaate auf jede Weise erschwert wurde, traf ihn ein Ruf des preußischen Unterrichtsministers Raumer. Er sollte als Ordinarius für römisches Recht an die Universität Breslau kommen und seine Professur mit einer Bibliothekarstelle verbinden. Da er jedoch die Bibliothekarstelle auf Rat seiner Freunde ablehnte, entschloß sich der Minister, ihm auch, abgesehen von diesem Nebenamte, auskömmliche Bedingungen zu stellen. Die Hauptsache für M. war, daß er nach Preußen kam, daß er hoffen konnte, von der preußischen Regierung für das Inschriftenunternehmen der Berliner Akademie, so oft es nötig wurde, Reiseurlaub zu erhalten, und daß er und seine Freunde von vornherein Breslau nur als eine Etappe auf dem Wege nach Berlin betrachteten. Auch hoffte er in Breslau größere Kollegien zu haben, als in Zürich. Darin täuschte er sich allerdings; denn nachdem er im Hause seines Schwiegervaters, der eben im Begriffe war, mit seinem Geschäfte nach Berlin zu übersiedeln, am 10. September 1854 seine Hochzeit gefeiert und nach kurzer Hochzeitsreise in Breslau angekommen war, wurde es ihm rasch klar, daß hier die Studentenschaft sehr flau, die Einpaukerei in vollem Flore war. Das Beste daran war, daß er in diesem Wintersemester von allen Vorlesungen frei war, da sich für sein Privatkolleg (Obligationenrecht) nicht bloß kein einziger Student gemeldet hatte, sondern auch in die erste Vorlesung nicht einmal die Neugier einen Hospitanten geführt hatte; erst im Sommersemester brachte er es auf 12 Hörer. Auch mit seinen Kollegen war er nicht sonderlich zufrieden, noch auch mit der Geselligkeit; an wenige Personen, darunter Wattenbach und Roepell, schloß er sich in Breslau an; er bemühte sich auch hier, nach dem Muster der Leipziger Gesellschaft, die wissenschaftliche Arbeit an der Breslauer Universität zu organisieren, während er selbst bei rastloser Arbeit an der römischen Geschichte und den Inschriften noch Muße fand, in unglaublich kurzer Zeit seine bedeutende Untersuchung über die neugefundenen Stadtrechte der latinischen Gemeinden Salpensa und Malaca durchzuführen. Sein glückliches Daheim und seine Arbeit brachten ihn über manchen Schmerz, den Tod seiner Mutter, über Überarbeitung und manche Unannehmlichkeiten hinweg. Namentlich drückten ihn auch die trostlosen politischen Zustände in dem Preußen nach Olmütz, in dem Lande, auf welches er für Deutschland seine Hoffnungen gesetzt hatte. In Breslau selbst fand er nichts als Zopftum, Schlaffheit und schlesischen Partikularismus. Auch nach dem Tode des Zaren Nikolaus, als manche wohlmeinende Personen auf eine Emanzipation Preußens vom russischen Einflusse hofften, erklärte er, keine Hoffnung auf eine Änderung der politischen Zustände zu haben, solange Friedrich Wilhelm IV. regierte. Nichtsdestoweniger nahm er wieder gelegentlich am politischen Leben teil und tat in Verbindung mit Freunden das Seinige, um entschiedenere Liberale, z. B. Simson, bei den Wahlen durchzubringen. Schon dies, dazu die Ernennung zum Ehrendoktor der Philologie in Greifswald bei einer oppositionellen Universitätsfeier, genügte in Verbindung mit seiner politischen Vergangenheit, ihm von Berlin aus eine wohlmeinende private Verwarnung vonseiten des Ministerialreferenten Joh. Schulze zuzuziehen, die er mit der ebenfalls auf privatem Wege, durch Reimer, zurückgesendeten Antwort quittierte, daß er

sich nie, auch nur durch Stillschweigen, an dem mitschuldig machen werde, was er aus Überzeugung mißbillige. Diese Umstände schienen seine von ihm und von Karl Reimer wie von Haupt in Berlin herbeigesehnte Berufung nach Berlin weiter in die Ferne zu rücken als je. Sachliche Rücksichten hätten sie entschieden befürwortet. Denn M. hatte die Redaktion des *Corpus* unter der stillschweigenden Voraussetzung übernommen, daß der Druck nicht früher beginnen sollte, bevor er in Berlin angestellt sei. Er arbeitete in den Breslauer Jahren außer an der Geschichte hauptsächlich an den Vorarbeiten für das *Corpus*, das ihm immer unendlicher, »*une mere à boire*«, erschien, wenn man es nach den strengen Grundsätzen der Kritik, die er in seinen Neapolitaner Inschriften angewendet hatte, und nicht nach Boeckhscher Art machen wollte. Als man ihn nichtsdestoweniger von Berlin aus drängte, mit dem Drucke zu beginnen, antwortete er mit dem Anerbieten seiner Demission. Zu gleicher Zeit kam ein Ruf aus München unter günstigen Bedingungen, da sich namentlich der König von Bayern für die Berufung M.s interessierte. M. lehnte nichtsdestoweniger ab, da sich Aussicht auf Beilegung der Krise im *Corpus* und Hoffnung auf eine Berufung nach Berlin ergab. Auf einer epigraphischen Reise, die er im Sommer und Herbste 1857 nach Wien, Siebenbürgen, Pest, Venedig und dem Friaul unternahm, traf ihn die Nachricht von seiner Berufung nach Berlin als Akademiker mit einem Gehalte von 1500 Talern laut einem Erlasse, welchen der Prinz von Preußen am 27. Oktober, also wenige Tage nachdem er die Stellvertretung seines Bruders übernommen, vollzogen hatte, dank der nie nachlassenden Zähigkeit Haupts und der Intervention Alex. von Humboldts. Im Frühjahr 1858 siedelte M. nach Berlin über. Er hatte die Empfindung, jetzt auf einen Posten gestellt zu sein, wo er eine große Unternehmung mit großen Mitteln durchsetzen konnte und wo er hingehörte.

Auf diesem Posten hat er noch 45 Jahre lang ausgeharrt. Aber schon als er nach Berlin kam, war seine wissenschaftliche Stellung klar umrissen. Wenn er sich zu Beginn seiner Wanderjahre seine Ziele gesteckt hatte, so hatte er in den 14 Jahren, die seitdem verflossen waren, schon alle Fundamente gelegt, auf denen er nunmehr das Gebäude der römischen Altertumswissenschaft in unermüdlicher Arbeit neu aufbaute. Er selbst hat in weit späteren Jahren seine Stellung in der Wissenschaft und die Einflüsse, die auf ihn in seiner Werdezeit eingewirkt haben, in den folgenden Worten zusammengefaßt: »Es ist mir beschieden gewesen, an dem großen Umschwung, den die Beseitigung zufälliger und zum guten Teil widersinniger, hauptsächlich aus den Fakultätsordnungen der Universitäten hervorgegangener Schranken in der Wissenschaft herbeigeführt hat, in langer und ernster Arbeit mitzuwirken. Die Epoche, wo der Geschichtsforscher von der Rechtswissenschaft nichts wissen wollte, in der der Rechtsgelehrte die geschichtliche Forschung nur innerhalb seines Zaunes betrieb, wo es dem Philologen wie ein Allotrium erschien, die Digesten aufzuschlagen, und der Romanist von der alten Literatur nichts kannte als das *Corpus iuris*, wo zwischen den beiden Hälften des römischen Rechts, dem öffentlichen und dem privaten, die Fakultätslinie durchging, wo der wunderliche Zufall die Numismatik und sogar die Epigraphik zu einer Art von Sonderwissenschaft gemacht hatte und ein Münz- oder Inschriftenzitat außerhalb dieser Kreise eine Merkwürdigkeit war — diese Epoche gehört der

Vergangenheit an, und es ist vielleicht mit mein Verdienst, aber vor allen Dingen mein Glück gewesen, daß ich bei dieser Befreiung habe mittun können. Was ich, ausgegangen von ernsten Studien des römischen Privatrechts, dabei meinen älteren philologischen Freunden, vor allen Jahn, Haupt, Welcker, Lachmann, an innerer Anregung und äußerer Förderung verdanke, wie dann das Land Italien mit dem ewig belebenden Atem seines Bodens und in Italien die Lehre unseres Altmeisters Borghesi, die treue Arbeitsgemeinschaft mit meinen Freunden Henzen und Rossi befreiend und den Blick erweiternd auf mich gewirkt haben, das habe ich lebhaft und dankbar immer empfunden, wo ich in die Lage kam, mir zu vergegenwärtigen, was ich gefehlt und was ich recht getan.« . . .[27])

Allerdings beziehen sich diese Worte auch schon auf die gewaltigen Werke der zweiten Hälfte seines Lebens. Aber so gewaltig sie sind, so waren sie doch nur die Ausführung jener genialen Intuition in bezug auf Kritik und Rekonstruktion, zu der nur gelangen konnte, wer sich schon frühe wie M. eine zentrale und universale Stellung zum Gesamtgebiete seiner Wissenschaft erobert hatte, wie sie in der Römischen Geschichte zum Ausdrucke kommt.

III. Die römische Geschichte. Welcher Zufall die Veranlassung dazu war, daß dasjenige Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts entstand, das zum eisernen Bestande der Weltliteratur wurde, erzählt M. selbst in einem Briefe an G. Freytag:[28]) »Wissen Sie, wie ich dazu gekommen bin, die römische Geschichte zu schreiben? Ich hatte in meinen jungen Jahren alle möglichen anderen Dinge im Sinn, Bearbeitung des römischen Kriminalrechts, Herausgabe der römischen Legalurkunden, allenfalls ein Pandektenkompendium, aber dachte an nichts weniger als an Geschichtschreibung. Da traf mich die bekannte Kinderkrankheit der jungen Professoren, dem gebildeten Leipzig zu gegenseitiger Belästigung einen Vortrag über irgend etwas zu halten, und da ich eben an dem (thorischen) Ackergesetz arbeitete und mit diesem selbst doch bei meiner künftigen Frau mich allzu schlecht eingeführt haben würde, so hielt ich einen politischen Vortrag über die Gracchen. Das Publikum nahm ihn hin, wie ähnliche Dinge auch, und ergab sich mit Fassung darein, von dem berühmten Brüderpaar auch ferner nur eine dunkle Ahnung zu haben. Aber unter dem Publikum waren auch K. Reimer und Hirzel gewesen, und zwei Tage darauf kamen sie zu mir und fragten mich, ob ich ihnen nicht für ihre Sammlung eine römische Geschichte schreiben wollte. Nun war mir das zwar sehr überraschend, da mir selbst diese Möglichkeit noch nie in den Sinn gekommen war, aber Sie wissen ja, wie es in jenen Jahren der Wirren und Irren herging, jeder traute sich alles zu, und wenn man einen Professor neckte: wollen Sie nicht Kultusminister werden? so sagte er gewöhnlich zu. So sagte ich denn auch zu, aber ich sagte es doch auch mit darum, weil jene beiden Männer mir imponierten, und ich dachte: wenn die dir das zutrauen, so kannst du es dir selber auch zutrauen. Wer von ihnen beiden den Gedanken gefaßt hat, weiß ich nicht, und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen. Sie wissen, wie grundverschieden die beiden Persönlichkeiten auch waren, in ihrem Wirken und Schaffen schieden wir die Weidmänner nicht . . . . Das aber möchte ich, daß Sie dem Publikum sagen: wenn es richtig ist, wie ich es ja wohl glauben muß, daß mein Geschichtswerk dankbare Leser gefunden hat, so gehört ein guter Teil des

Dankes, vielleicht der beste, den beiden Männern, die mir diese Aufgabe gesetzt haben.« Im Oktober 1849 schreibt M. an Henzen, daß er sich vorläufig in das Studium der Kaisergeschichte vertieft habe, und im Juni 1850 heißt es in einem Briefe an denselben: »Ich habe teils meiner Subsistenz wegen, teils weil die Arbeit mich sehr anmutet, zugesagt und wirklich angefangen, eine lesbare, nicht allzu ausführliche römische Geschichte — Darstellung, nicht Untersuchung — zu schreiben. Zu solchen Arbeiten ist es wahrlich hohe Zeit; es ist mehr als je nötig, die Resultate unserer Untersuchungen einem größeren Kreise vorzulegen, um uns nicht gänzlich vom Platz verdrängen zu lassen.«[29]) Der Plan hatte aber noch keineswegs alle Fährlichkeiten überstanden. Als M. im Sommer 1851 schon an dem Entwurfe eifrig arbeitete, aber »gedrückt durch die unendliche Schwierigkeit des Unternehmens« an sich verzweifelte, wendete sich Prof. Peter durch Preller an M., damit dieser ihm für seine römische Geschichte in drei Bänden einen Verleger verschaffe; M. schlug ihn als Ersatzmann für sich vor, erhielt aber von den »Weidmännern« einen Korb. Dann war es aber auch die materielle Lage des suspendierten und disziplinierten Professors, die M. zum Ausharren zwang. Er nahm einen Vorschuß von 350 Tlr. auf das ausbedungene Honorar, und K. Reimer, der bei der Teilung der Weidmannschen Buchhandlung den Kontrakt über die römische Geschichte übernommen hatte (Ende 1852), steigerte freiwillig das ausbedungene Bogenhonorar auf 15 Tlr. Gold für die erste Auflage von 2000 Exemplaren und auf 10 Tlr. Gold für eine zweite Auflage von 3000 Exemplaren. M., der sich anfangs gegen die Honorarerhöhung sträubte, erschien diese letztere Bestimmung ganz überflüssig, und er war im Gegensatze zu der Zuversicht des weitblickenden Verlegers der Ansicht, daß sein Buch beim Publikum auf eine schlechtere Aufnahme zu rechnen haben werde als die in derselben Sammlung erscheinende griechische Geschichte von Curtius, nicht nur wegen der konzilianteren Natur von Curtius, sondern auch, weil es zwar hergebracht sei, die Marathonkämpfe zu bewundern, dagegen die römische Geschichte nicht als politisch indifferent angesehen werde. Reimer jedoch blieb bei seinem Entschlusse und war auch ferner der kluge, ruhige und praktische Berater und Förderer. — Daß aber nichtsdestoweniger diese Römische Geschichte nur von M. geschrieben werden konnte, ist nicht nur in dem Sinne richtig, daß nur ein Gelehrter von jener zentralen wissenschaftlichen Stellung der Rechtskunde, den Monumenten und der Philologie gegenüber, daß nur eine Persönlichkeit von dem inneren Reichtum und der speziellen Anschauungsweise M.s sie schreiben konnte, sondern auch in dem engeren Sinne, daß seine keineswegs bewußt zum Zwecke der Geschichtschreibung durchgeführten wissenschaftlichen Vorarbeiten für Form und Stoffverteilung mitentscheidend geworden sind. Es ist nicht unwesentlich, daß ihre Veranlassung die Beschäftigung mit einem Ackergesetze und mit den Gracchen war, daß sich M. gerade an der Lachmann-Rudorffschen Ausgabe der römischen Feldmesser beteiligte und durch das Studium der Urkunden des römischen Staates zu der Auffassung der sozialen Entwicklung geführt wurde, welche die Grundlage seiner Darstellung von der hundertjährigen Katastrophe der römischen Republik bildet; es ist nicht unwesentlich, daß er sich eingehend mit der lebendigsten Quelle für die Agonie des römischen Freistaates, mit den Cicerobriefen,

beschäftigte und, hierin Drumanns Spuren folgend, die lebendige und der traditionellen Darstellung widersprechende Anschauung von den auf der politischen Bühne agierenden Persönlichkeiten gewann; und ebensowenig ist es unwesentlich, daß seine älteren kriminalistischen Arbeiten ihn zum Verständnisse der zentralen Begriffe des römischen Staatsrechtes, seine sprachvergleichenden Studien, zu welchen er zufällig durch seine Beschäftigung mit dem oskischen Gesetzestexte geführt war, zu einer klaren Auffassung der ältesten Völkerschichtung in Italien, seine numismatischen Arbeiten ihn zur Anschauung der Verkehrsverhältnisse hingeleitet hatten — so daß die Frühzeit wie die Spätzeit der römischen Republik ihm in einem neuen Lichte erschienen.

Das Werk war ursprünglich auf drei Bände veranschlagt, von denen der dritte die Geschichte des römischen Kaiserreiches enthalten sollte. Aber die bisherige Arbeitsrichtung M.s sowohl wie auch namentlich das Bewußtsein, daß eine erschöpfende Darstellung des Kaiserreiches vor der Sammlung der lateinischen Inschriften nicht gut möglich sei, machen es begreiflich, daß die Ausarbeitung des geplanten dritten Bandes immer mehr in den Hintergrund trat, während die Geschichte der römischen Republik M. als ein Ganzes erschien. Das Brouillon des ersten Bandes wurde in Zürich schon in den letzten Tagen des Jahres 1852 beendigt, obwohl die Pandekten M. mehr als ihm für die Einheitlichkeit des Werkes zuträglich erschien, in Anspruch nahmen. Aber die mit der Schlußredaktion verbundene Abschrift machte viel Ärger und Arbeit. Die Kapitel über die Literatur, in der er nicht genügend zu Hause zu sein glaubte, sendete er an Ritschl zur Durchsicht. Große Überwindung kostete es ihm bei der Abschrift, massenweise Seitenblicke auf die moderne Zeit, die eigentlich mehr auf die Gegenwart als auf die Vergangenheit ein Streiflicht warfen, hinauszustreichen, weil, wie er selbst gestand, sein Herz dieser Dinge voll war. An Henzen schrieb er nach dem Erscheinen des ersten Bandes: »Über den modernen Ton wäre viel zu sagen. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß er nicht gewählt ist, um das Publikum zu kajolieren. Direkte Anspielungen, die sich hundertfach darboten, sind durchgängig verschmäht. Aber wollen Sie eins bedenken: es gilt doch vor allem die Alten herabsteigen zu machen von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, sie in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gezimmert, phantasiert und geschwindelt wird, den Lesern versetzen — und darum mußte der Konsul ein Bürgermeister werden usw. Es mag zu viel geschehen sein; glauben Sie nicht, daß ich eigensinnig gegen den Tadel mich opponiere, aber meine Intention, denke ich, ist rein und richtig; die möchte ich vertreten.«[30]) — Er arbeitete sich müde an dem ersten Bande und ließ ihn ohne das Literaturkapitel in die Welt gehen, weil er ungeduldig war ihn abzustoßen und auch mit anderen, persönlichen Dingen beschäftigt war. Im November 1853 ging das Manuskript an Reimer; anfangs Juni 1854, als M. schon verlobt war, erhielt er die ersten gedruckten Exemplare, mit der Dedikation an seinen Freund Haupt geziert. Damals arbeitete er schon am zweiten Bande, an der Darlegung der sullanischen Verfassung, die ihm als eine der interessantesten, aber bei dem Mangel an einer Hauptquelle und der Zerstückelung des Quellenmateriales auch als eine der schwierigsten Partien erschien. Gerade deshalb dachte er damals auch daran, für »die quellenlose, die schreckliche Zeit vom

Ende des erhaltenen Livius bis auf Cicero« die Belege in einem eigenen Bändchen zu geben — ein Plan, der jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Die Literatur der gracchischen Zeit machte ihm abermals Bedenken, weil er meinte, der *Graeca* nicht genügend Herr zu sein. Nach mancherlei Unterbrechung nahm er die Arbeit an Cäsar und Pompeius nach seiner Heirat in Breslau wieder auf, war sich aber noch im Februar 1855 noch nicht darüber klar, ob er das Werk bis Actium oder nur bis zur Schlacht bei Philippi fortführen werde. Er arbeitete nun mit der größten Heftigkeit, überarbeitete sich, um aus der Arbeit herauszukommen, in der er sich nun schon so lange bewegt hatte, daß sie ihm wie eine Zwangsjacke erschien. Am 1. April 1855 beendigte er das Brouillon, und im Juni begann der Druck, während M. noch an dem letzten Teile arbeitete. Aus praktischen Rücksichten erschien eine Teilung wünschenswert, und so erschien der jetzt sogenannte zweite Band zu Weihnachten 1855, der dritte Band im Frühjahr 1856, jener den Züricher Freunden Ludwig und Hitzig zugeschrieben, weil er noch größtenteils in Zürich konzipiert war, dieser Otto Jahn. — Aber schon war auch eine neue Auflage von 4—5000 Exemplaren nötig geworden. M., der das Gefühl hatte, daß ihm mancherlei klarer geworden war, als zur Zeit, da er zu schreiben begann, und daß die letzten Bände genauer und ebenmäßiger gearbeitet waren als der erste, machte sich sofort mit Freude an die Revision, obwohl er damals schon wieder tief in den Inschriften steckte. Am meisten schien ihm in der Darstellung der Anfangsepoche zu ändern, wo er infolge der hypothetischen und problematischen Natur des Dargestellten immer wieder einreißen wollte; deshalb wurde das erste Buch wesentlich verändert; ein Literaturkapitel wurde hinzugefügt, wie er es denn überhaupt am liebsten gesehen hätte, wenn Jahn die Zeit gefunden hätte, die Literatur- und Kunstabschnitte für die zweite Auflage kritisch zu lesen, und wenn Bötticher, nach dessen »Tektonik« er sich gerichtet hatte, zu bewegen gewesen wäre, die Abschnitte über die Kunst durchzuarbeiten. Dazu kamen außer der Verwertung der neu aufgefundenen Fragmente des Licinianus seine neueren Untersuchungen, namentlich über die staatsrechtliche Stellung der römischen Untertanen, ein tieferes Eingehen auf die Verhältnisse des Ackerbaues — zu welchem Zwecke er nicht nur nochmals die römischen Ackerbauschriftsteller durcharbeitete, sondern sich auch in Schriften über moderne Landwirtschaft zu orientieren suchte. Außerdem wurde noch das Werk äußerlich übersichtlicher gestaltet und eine Karte der römischen Chausseen beigegeben. Aber vom dritten Buche an sollte alles im wesentlichen beim alten bleiben. M. versuchte eben nur eine Anzahl schwieriger Fragen, die in der ersten Bearbeitung entweder ganz beiseite gelassen oder nach der hergebrachten Meinung besprochen worden waren, nach eigener Untersuchung schärfer und sicherer zu bestimmen. Die »Prinzipien« sind dieselben geblieben — nur daß er allerdings versuchte, den umgehenden Mißdeutungen und Mißverständnissen gegenüber seinen Standpunkt scharf zu betonen. Eine solche Selbstinterpretation, auf die M. selbst den größten Wert legte, ist namentlich die Einschiebung auf Seite 457—59 der 2. Auflage des 3. Bandes, die unverändert auch in die folgenden Auflagen übergegangen ist:

»Wohl aber wird es gerade hier am Orte sein, das, was der Geschichtsschreiber stillschweigend überall voraussetzt, einmal ausdrücklich zu fordern

und Einspruch zu tun gegen die der Einfalt und der Perfidie gemeinschaftliche Sitte, geschichtliches Lob und geschichtlichen Tadel von den gegebenen Verhältnissen abgelöst als allgemeingültige Phrase zu verbrauchen, in diesem Falle das Urteil über Cäsar in ein Urteil über den sogenannten Cäsarismus umzudeuten. Freilich soll die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte die Lehrmeisterin des laufenden sein, aber nicht in dem gemeinen Sinne, als könne man die Konjunkturen der Gegenwart in den Berichten über die Vergangenheit nur einfach wieder aufblättern und aus denselben der politischen Diagnose und Rezeptierkunst die Symptome und Spezifica zusammenlesen; sondern sie ist lehrhaft einzig insofern, als die Beobachtung der älteren Kulturen die organischen Bedingungen der Zivilisation überhaupt, die überall gleichen Grundkräfte und die überall verschiedene Zusammensetzung derselben offenbart und statt zum gedankenlosen Nachahmen vielmehr zum selbständigen Nachschöpfen anleitet und begeistert. In diesem Sinne ist die Geschichte Cäsars und des römischen Cäsarentums, bei aller unübertroffenen Großheit des Werkmeisters, bei aller geschichtlichen Notwendigkeit des Werkes wahrlich eine schärfere Kritik der modernen Autokratie, als eines Menschen Hand sie zu schreiben vermag. Nach dem gleichen Naturgesetz, weshalb der geringste Organismus unendlich mehr ist, als die kunstvollste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr als der genialste und humanste Absolutismus; denn jene ist der Entwicklung fähig, also lebendig, dieser ist, was er ist, also tot. Dieses Naturgesetz hat auch an der römischen absoluten Militärmonarchie sich bewährt und nur um so vollständiger sich bewährt, als sie, unter dem genialen Impuls ihres Schöpfers und bei der Abwesenheit aller wesentlichen Verwicklungen mit dem Ausland, sich reiner und freier als irgendein ähnlicher Staat gestaltet hat. Von Cäsar an hielt, wie die späteren Bücher dies darlegen werden und Gibbon längst es dargelegt hat, das römische Wesen nur noch äußerlich zusammen und ward nur mechanisch erweitert, während es innerlich eben mit ihm völlig vertrocknete und abstarb. Wenn in den Anfängen der Autokratie und vor allem in Cäsars eigener Seele noch der hoffnungsreiche Traum einer Vereinigung freier Volksentwicklung und absoluter Herrschaft waltet, so hat schon das Regiment der hochbegabten Kaiser des julischen Geschlechts in schrecklicher Weise gelehrt, inwiefern es möglich ist, Feuer und Wasser in dasselbe Gefäß zu fassen. Cäsars Werk war notwendig und heilsam, nicht weil es an sich Segen brachte oder auch nur bringen konnte, sondern weil, bei der antiken auf Sklaventum gebauten, von der republikanisch-konstitutionellen Vertretung völlig abgewandten Volksorganisation und gegenüber der legitimen in der Entwicklung eines halben Jahrtausends zum oligarchischen Absolutismus herangereiften Stadtverfassung, die absolute Militärmonarchie der logisch notwendige Schlußstein und das geringste Übel war. Wenn einmal in Virginien und den Carolinas die Sklavenhalteraristokratie es so weit gebracht haben wird wie ihre Wahlverwandten in dem sullanischen Rom, so wird dort auch der Cäsarismus vor dem Geiste der Geschichte legitimiert sein;[31]) wo er unter anderen Entwicklungsverhältnissen auftritt, ist er zugleich eine Fratze und eine Usurpation. Die Geschichte aber wird sich nicht bescheiden, dem rechten Cäsar deshalb die Ehre zu verkürzen, weil ein

solcher Wahlspruch den schlechten Cäsaren gegenüber die Einfalt irren und der Bosheit zu Lug und Trug Gelegenheit geben kann. Sie ist auch eine Bibel, und wenn sie so wenig wie diese weder dem Toren es wehren kann, sie mißzuverstehen, noch dem Teufel, sie zu zitieren, so wird auch sie imstande sein, beides zu ertragen, wie zu vergüten«.

In dieser inhaltlich wie stilistisch meisterhaften Stelle ist zum Teil in polemischer Form in der Tat M.s Gesamtauffassung aufs deutlichste niedergelegt für alle, die sehen wollen und nicht blind sind. Daß er aber mißverstanden wurde, zum Verteidiger des modernen Cäsarismus, zum Heroenverehrer und Erfolganbeter im gewöhnlichen Sinne gestempelt wurde, nicht nur vom deutschen und ausländischen Publikum, das durch das Kunstwerk hingerissen wurde, sondern auch von der gelehrten Welt, welche noch die Anmerkungen zu dem Kunstwerke vermißte, hatte seine Ursache nicht nur in der Darstellungsweise, die darauf ausging, nicht den antiken Geist durch moderne Anschauungen zu ersetzen, wohl aber antike technische Ausdrücke durch moderne zu veranschaulichen — sondern vor allem auch darin, daß M.s durchaus evolutionistische Auffassung in den fünfziger Jahren nur von wenigen erfaßt werden konnte und die Schlagworte, die für die M.sche Geschichtsschreibung damals geprägt wurden, ohne eingehende Überprüfung, wie es zu gehen pflege, von der folgenden Generation übernommen wurden und um so lieber übernommen wurden, als sie mit manchen neueren politischen Strömungen übereinzustimmen schienen. Das Große aber in M.s Römischer Geschichte, wodurch sie für alle Zeiten — ganz abgesehen von der kritischen Forscherarbeit und der künstlerischen Gestaltungskraft — einen Markstein in der Geschichte der Geschichtsschreibung bilden wird, ist gerade die zum ersten Male konsequent durchgeführte evolutionistische Geschichtsauffassung, die dazu führte, daß er einerseits die verschiedenen Seiten des Volkslebens einheitlich und zusammenhängend auffaßte und darlegte, und daß er andererseits die Triebkräfte der Entwicklung historisch-induktiv in einer Weise aufzeigte, die vielfach den von Darwin in der Geschichte der organischen Welt aufgewiesenen analog ist. Er erkennt es als Aufgabe des Geschichtsforschers, »die sukzessive Völkerschichtung in dem einzelnen Lande darzulegen, um die Steigerung von der unvollkommenen zu der vollkommenen Kultur und die Unterdrückung der minder kulturfähigen oder auch nur minder entwickelten Stämme durch höherstehende Nationen so weit möglich rückwärts zu verfolgen« (R.G. I, 8). »Die Elemente der ältesten Geschichte sind die Völkerindividuen, die Stämme« (R.G. I, 9), und deshalb wird dieser Kampf ums Dasein, wie man es später nannte, der zum Überleben des Lebensfähigsten führt, an dem Kampfe der Völker nachgewiesen. »In dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte, der alle nicht gleich dem Stahl harten und dem Stahl geschmeidigen Völker unerbittlich zermalmt« (R.G. III, 299), gewann das römische Volk, das diese Eigenschaften in hervorragendem Maße besaß, die Oberhand, allerdings erst allmählich; denn »alle Geschichte geht nicht von der Einigung, sondern von der Zersplitterung der Nation aus« (R.G. I, 40) und »die Geschichte einer jeden Nation, der italischen aber vor allen, ist ein großer Synoekismos« (R.G. I, 82). Der Gegensatz der nationalen Zentralisation und der kantonalen Selbständigkeit ist ein allgemeiner; dem Umstande, daß Rom den »Einheitsgedanken folgerichtiger, ernstlicher und glücklicher festhält, als irgend-

ein anderer italischer Gau«, dem System der Zentralisierung hat Rom seine Größe lediglich zu verdanken (R.G. I, 101). Zu dieser Zentralisierung gehört nicht nur die straffe Zusammenfassung der staatlichen Befehlsgewalt im *imperium*, sondern auch die durch die Gleichheit des Rechtes zuerst in der alten Bauerngemeinde, dann in der Verschmelzung der plebeischen Neubürger mit den Altbürgern sich ausdrückende Gemeinsamkeit und Einheitlichkeit der *cives Romani*, sowie »die tiefe sittliche und staatliche Anlage, auf welche alles Gute und Große in der menschlichen Entwicklung sich gründet« (R.G. I, 324; vgl. 259). In der römischen Gemeinde war alles, »was gut und groß, das Werk der bürgerlichen Gleichheit« (R.G. I, 812). »Die große nationale Entwicklung« war aber »überall eine Tochter der Not«, da »den Nationen die Ausgestaltung des Volkstums nur aus schwerem Kampf und wohlbestandener Gefahr erwächst« (R. und A. 123); so wurde der Volksstamm der Kelten »wie der Erbfeind, so auch der unfreiwillige Begründer der italischen Nationalität« (R. und A. 321); denn daß in dem Kampf mit den Kelten »Rom die Führung nahm, das ist der Ausgangspunkt der römischen Hegemonie oder des römischen Reiches oder des geeinigten Italiens« (R. und A. 127). In dem schwersten Kampfe, den Rom zu bestehen hatte, ist sein großer Gegner Hannibal nicht etwa an der Genialität römischer Feldherren, sondern an der Organisation des römisch-italischen Gesamtreiches gescheitert, an dem römischen Bürgersinne und dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Bundesgenossen, das von M. dem Vögte- und Plantagensystem der Karthager gegenübergestellt wird (R.G. I, 499). Die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, das durch den Gegensatz der antiken Stadtverfassung und der Weltherrschaft bedingte Abweichen von der politischen Grundrichtung, die damit zusammenhängende Entwicklung einerseits der Demagogie und andererseits des übermächtigen Prokonsulates führten zu dem Endresultate des Cäsarismus, den M. nicht idealisiert, aber begriffen hat.

Mit M.s evolutionistischer Grundauffassung hängt auch sein historisches Werturteil zusammen. »Die Geschichte, der Kampf der Notwendigkeit und der Freiheit, ist ein sittliches Problem«, nicht ein mechanisches (R.G. II, 451).[32]) Von Kants Freiheitsbegriff und der Auffassung des Gesetzes als sittlicher Notwendigkeit (R.G. III, 205) ausgehend, glaubte M. von früher Jugend bis in sein Alter »an den notwendigen endlichen Sieg des Edlen über das Gemeine« (R. und A. 89), welcher sich in dem historischen Prozesse vollzieht. Da »das ethische Fundament schließlich die Entscheidung gibt« (R. und A. 193) und die Ethik ein gesellschaftlicher Begriff ist, der sich im Staate ausdrückt, werden die Menschen nicht in Schlosserscher Art abgekanzelt, sondern in die gesellschaftliche und staatliche Entwicklung hineingestellt und aus ihr heraus begriffen, nach ihrem Verhältnisse zu dieser Entwicklung beurteilt. Deshalb erscheint Cäsar mit seinen Vorgängern seit Gaius Gracchus als historisch durchaus gerechtfertigt, weil er der große »Werkmeister« eines historisch notwendigen Werkes war; weil er, »wo er zerstörend auftrat, nur den ausgefällten Spruch der geschichtlichen Entwicklung vollzogen« hat (R.G. III, 567); weil »sein mächtiges Ideal: eines freien Gemeinwesens unter einem Herrscher — ihn nie verlassen« hat (R.G. III, 211). Aber nicht die persönliche Größe entscheidet für M. das historische Werturteil. Bei dem politischen Gegenpol Cäsars, bei Sulla »einer von den wunderbarsten, man darf vielleicht sagen einer einzigen

Erscheinung in der Geschichte« (R.G. II, 366), dem Vertreter der römischen Oligarchie, »über die es kein Urteil gibt, als unerbittliche und rücksichtslose Verdammung«, stellt M. ausdrücklich fest: »Das von der Genialität des Bösen bestochene Lob versündigt sich an dem heiligen Geist der Geschichte« (R.G. II, 371), wenn er auch rückhaltlos anerkennt, was Sulla trotz allem geleistet hat.

Aus seiner evolutionistischen Auffassung aber ergibt sich für M., obwohl er von Kant ausgegangen ist, eine Ablehnung jedes absoluten, nicht der Geschichte entnommenen Maßstabes, sowie die Verachtung der sehr weit verbreiteten sozusagen kriminalistischen, formal-juristischen Beurteilung historischer Vorgänge. »Für die Geschichte gibt es keine Hochverratsparagraphen; wer eine Macht im Staat zum Kampf aufruft gegen die andere, der ist gewiß ein Revolutionär, aber vielleicht zugleich ein einsichtiger und preiswürdiger Staatsmann« (R.G. II, 93); über nichts ergießt er so bitteren Spott, wie über die Legitimisten aller Art. »Wenn eine Regierung nicht regieren kann, hört sie auf legitim zu sein und es hat wer die Macht auch das Recht, sie zu stürzen«; in diesem Falle ist die »aus der sittlichen Empörung der Tüchtigen und dem Notstande der Vielen« heraufbeschworene Revolution legitim (R.G. III, 93). —

Mit M.s Gesamtauffassung würde es sich nicht vertragen, wenn er in der Tat, wie wohl mit Hinblick auf seine glänzenden Charakteristiken der Scipionen und Gracchen, des Marius und des Sulla, des Cicero, Cato, Pompeius, wie Cäsars selbst, behauptet wurde, die große Einzelpersönlichkeit als das eigentlich Treibende, Schöpferische angesehen hätte. Zusammenfassend hat sich M., während er an seiner Römischen Geschichte arbeitete, in seiner Schrift »Die Schweiz in römischer Zeit« über das Problem ausgesprochen: »Die rechte Geschichtsschreibung sucht nicht in möglicher Vollständigkeit das Tagebuch der Welt wiederherzustellen, auch nicht den Sittenspiegel zu exemplifizieren; sie sucht die Höhen und die Überblicke, und von glücklichen Punkten in glücklichen Stunden gelingt es ihr herniederzusehen auf die unwandelbaren Gesetze des Notwendigen, die ewig feststehen, wie die Alpen, und auf die mannigfaltigen Leidenschaften der Menschen, die wie die Wolken um sie kreisen, ohne sie zu ändern«.[33]) Allerdings »das Moment der sittlichen Freiheit waltet in jeder Volksgeschichte« und darf »auch in der römischen nicht ungestraft verkannt« werden (R.G. II, 451), wenn auch gerade das römische Volk »das einzige Problem gelöst hat, sich zu beispielloser innerer und äußerer Größe zu erheben, ohne einen einzigen im höchsten Sinne genialen Staatsmann«. Aber M. ist auf dem Standpunkte geblieben, den er in seinem Gymnasialaufsatze dargelegt hatte, oder hat sogar dem Milieu in seiner R.G. noch größeren Einfluß zugeschrieben, als in seiner Jugend. Er sagt von Sulla: »Der Staatsmann baut nur, was er in dem ihm angewiesenen Kreise bauen kann« (R.G. II, 373) und von Cäsar: »Es gehört dies mit zu Cäsars voller Menschlichkeit, daß er im höchsten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward; denn eine Menschlichkeit an sich gibt es nicht, sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigentümlichkeit und in einem bestimmten Kulturzug stehen. Nur dadurch war Cäsar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigen-

tümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein anderer in sich trug; wie denn auch sein Hellenismus nur der mit der italischen Nationalität längst innig verwachsene war« (R.G. III, 468). M.s Interesse hängt darum auch eigentlich nicht an dem »besonderen Ereignis, dem individuellen Menschen, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen«, sondern an der »genetischen Konstruktion« (R.G. II, 451) und eine authentische Äußerung, die er während der Niederschrift des III. Bandes getan hat, geht dahin, daß dieser Prozeß Cäsar gegen Pompeius, der Prätendentenkampf, wo nicht Nation gegen Nation streitet, unsäglich öde sei. Allerdings ist es aber auch M.s Überzeugung, daß der gewöhnliche Mensch zum Dienen bestimmt ist und sich nicht sträubt Werkzeug zu sein, wenn ein Meister ihn lenkt (R.G. III, 377). Wenn er deshalb auch die »freie und gemeinschaftliche Bewegung der Massen nach dem als zweckmäßig erkannten Ziel« als das anerkennt, was die Übelstände des Parteilebens vergütet (R.G. II, 71), so weist er doch der Intelligenz die Führung zu (R.G. II, 94). Deshalb könne »nur der Ängsterling und wer mit der albernen Angst der Menge Geschäfte macht, den Untergang der bürgerlichen Ordnung in Sklavenaufständen oder Proletariatsinsurrektionen« prophezeien (R.G. II, 79; vgl. III, 471), wenn auch »die Aufgabe, das Proletariat zu beseitigen, die ganze Macht und Weisheit der Regierung erfordert und zu oft übersteigt«; deshalb sei jede bloß auf das Proletariat gebaute Herrschaft des Staatsoberhaupts unsicher (R.G. II, 108; vgl. 204). Auch sonst fehlt es natürlich nicht an politischen Urteilen allgemeiner Art; es ist für M. selbstverständlich, daß »schöpferisch ... unbedingt und ausschließlich die Freiheit« ist (R.G. III, 333); daß, wenn »eine absolute Monarchie ein großes Unglück für die Nation« ist, so doch ein »minderes als eine absolute Oligarchie« (R.G. II, 115); daß eine gewisse Erblichkeit in dem Wesen der Aristokratie liegt, »insofern staatsmännische Weisheit und staatsmännische Erfahrung von dem tüchtigen Vater auf den tüchtigen Sohn sich vererben und der Anhauch des Geistes hoher Ahnen jeden edlen Funken in der Menschenbrust rascher und herrlicher zur Flamme entfacht« (R.G. I, 789); ein gewisser Hohn richtet sich gegen die Männer der materiellen Interessen, gegen das Kapital, das seinen Kampf gegen die Arbeit »natürlich wie immer in strengster Form Rechtens« (R.G. II, 74) führt, wenn auch gerade M. nicht verkennt, daß die Tendenzpolitik einem Kampf gegen die materiellen Interessen selten gewachsen ist (R.G. III, 170). —

Daß M., der Pompeius vorwarf, daß er zwar »nicht grausam war, wie man ihm vorwarf, aber, was vielleicht schlimmer ist, kalt und im guten wie im bösen ohne Leidenschaft« (R.G. III, 11),[34] die Geschichte, die er schrieb, innerlich miterlebte mit aller Leidenschaft, deren er fähig war, ist selbstverständlich; er wäre sonst kein großer Historiker geworden. Er hat es auch — in Entgegnung einer Besprechung von Preller — ausgesprochen, daß es an der Zeit sei, daß diejenigen, welche, wie er, Geschichte miterlebt hatten und miterlebten, jenes törichte *sine ira et studio* beiseite legten und anfingen zu begreifen, daß Geschichte weder gemacht noch geschrieben wird ohne Haß und Liebe. Und deshalb ist richtig, was Gutzkow[35]) in einer Besprechung, die M. als gescheiter als ziemlich alle anderen bezeichnete, schrieb: »Mommsen lebt in seinem Werke«; »M. schwebt nicht, wie der Geist über den Wassern, über dem politischen Treiben; er ist mitten darin — und mit welcher Leidenschaft!« Richtig

ist aber auch, was derselbe sagt: M. »berücksichtigt nicht bei seinem Urteil allein die Moral der zehn Gebote und des bürgerlichen Friedens, welche die Heidelberger Historiker als den Zollstab der Größe gebrauchen; er ist ein Staatsmann . . .« Das soll aber nicht heißen, daß M. seinen Parteistandpunkt in die Geschichte hineingetragen hätte. Der Parteistandpunkt, für den er sich leidenschaftlich erwärmt, ist vielmehr das, was er mit einem Lieblingsausdruck als den »heiligen Geist« der Geschichte selbst bezeichnet, eine Vorstellung, die allerdings von der kantischen vernunftgemäßen Freiheit ausgegangen, aber durch das Medium des Entwicklungsgedankens hindurchgegangen ist. —

Das unvergleichliche Buch, das ein nationaler Schatz des Deutschen und durch die zahlreichen Übersetzungen ein Bestandteil der Weltliteratur geworden ist, ist ein in sich abgeschlossenes, auf sich beruhendes Kunstwerk. Deshalb bewahrte auch M. ein richtiges Gefühl davor, es in den späteren Auflagen in irgendwie wesentlicher Weise zu verändern; wenn er auch einzelnes nach den positiven Resultaten neuerer Forschung verbesserte, eingreifend waren diese Änderungen nicht. Man hat wohl mit Recht hervorgehoben, daß seine Darstellung der älteren republikanischen Geschichte noch stärker unter dem Einflusse des Livius steht, als es der Fall gewesen wäre, wenn er sie nach den Untersuchungen über den Quellenwert Diodors geschrieben hätte; auch sonst hat er ja selbst in den besonders feinen Untersuchungen, die er in den beiden »Römische Forschungen« genannten Sammelbänden zusammenfaßte, in den beiden Dezennien von 1858 bis 1878 Ergänzungen und Verbesserungen zu seiner Römischen Geschichte geliefert. Sie waren nicht so einschneidend wie diejenigen, welche sich für die erste Hälfte des ersten Bandes ergeben hätten, wenn er die Entwicklung der Sprachvergleichung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, der Prähistorie, deren Anfängen er mit wohl berechtigtem Mißtrauen gegenüberstand, und wohl auch der wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtungsweise nachträglich hätte berücksichtigen wollen. Er hat es absichtlich nicht getan, um die Einheit des literarischen Kunstwerkes nicht durch eine Restaurierung zu gefährden. Der zweite und dritte Band haben auch im engeren wissenschaftlichen Sinne kaum darunter gelitten, daß er nicht an ihnen herumänderte; sie wirken nicht nur mit der gleichen unvergleichlichen Frische, wie vor einem halben Jahrhundert — die Forschung dürfte hier, wo keine wesentlichen neuen Erkenntnisquellen hinzugekommen sind, in wenigen Punkten über seine Gesamtresultate hinausgekommen sein.

Aber auch wo die wissenschaftliche Forschung mit der Zeit mehr ergänzen als berichtigen wird, darf nicht vergessen werden, welche ungeheure, nahezu einzigartige Forschertätigkeit, der »Römischen Geschichte« zugrunde liegt, eine Forschertätigkeit, welche man nur dann voll ermessen kann, wenn man vergleicht, was vor M. für römische Geschichte ausgegeben wurde. Dadurch, daß er erkannte, daß es sich bei der uns vorliegenden Tradition großenteils nicht einmal um Sagen, sondern um späte literarische Fabelei handelte, konnte er entschlossen den ganzen Wust verwerfen und auch von den Niebuhrschen Konstruktionen absehen. Andererseits bot er aber an Stelle einer Aneinanderreihung von nicht nur unrichtigen, sondern sogar künstlichen und zu falschem Pragmatismus verwebten Einzeltatsachen ein Gesamtbild des älteren Rom, das aus der reinen Quelle der staats- und privatrechtlichen Institutionen erwuchs, die, unverfälscht, in ihren Rudimenten

die Spuren der älteren Entwicklung in sich trugen. Diese Methode, zwei Dezennien später im »Staatsrecht« zur vollen Entfaltung gebracht, bleibt die Grundlage auch zukünftiger Forschung, auch wenn und gerade weil sie auch auf anderen Gebieten zur Anwendung kommt. —

Schon während der Arbeit am ersten Bande hatte M. es eigentlich aufgegeben, die Kaiserzeit im unmittelbaren Anschlusse an die Geschichte der Republik darzustellen, es mußte ihm schon damals klar sein, daß die von ihm erstrebte Sammlung und Verarbeitung des inschriftlichen Materiales der Darstellung vorangehen müsse. Nach dem Abschlusse der drei ersten Bände aber, als er schon mitten in den Corpusarbeiten steckte, äußerte er sich, daß er, wenn ihn nicht ein Menschenfreund pensioniere oder er einmal wieder abgefaßt werde, er nicht sehe, wie er wieder an dies Buch kommen solle, um es fortzuführen; er meinte, es werde eben, wie jedes andere deutsche Geschichtswerk, ein Stückwerk bleiben. Hirschfeld aber berichtet, daß er es nicht lange vor seinem Tode ausgesprochen hat, daß er dem *Corpus Inscriptionum* die Vollendung seiner Römischen Geschichte geopfert habe.[36]) Nach seinem sechzigsten Geburtstage versendete er als Dank für die ihm dargebrachte Festschrift zwei Abhandlungen zur römischen Kaisergeschichte, die er scherzhaft als IV. Band der Römischen Geschichte bezeichnete und denen er als Motto die Worte beisetzte: »Gerne hätt' ich fortgeschrieben — Aber es ist liegen blieben«.[37]) In seinem Nachlasse aber fanden sich einige Skizzen aus späterer Zeit zu einer Darstellung einzelner Episoden und Probleme der Kaisergeschichte, so über das erste Auftreten des Christentums, über die Beamtenaristokratie, die Ereignisse unmittelbar nach Cäsars Tod.[38]) M. hat namentlich durch den II. Band seines Staatsrechtes, durch die »*Res gestae D. Augusti*« und mancher Einzelabhandlungen, in welchen das ganze neue Material verwertet und verbunden wurde, auch für die eigentliche zentrale Kaisergeschichte erst die wissenschaftliche Grundlage geschaffen. Er setzte jedoch mit der Darstellung nicht hier wieder ein, sondern im Jahre 1885 mit einem V. Bande: »Die Provinzen von Cäsar bis Diokletian«, der in der Tat nur von ihm und überhaupt nur geschrieben werden konnte, nachdem durch die Inschriften die römische Welt außerhalb Roms, die durch die Traditon so sehr vernachlässigt ist, bekannt geworden war. M. sagt es in der Vorbemerkung: »Was hier gegeben wird, die Geschichte der einzelnen Landesteile von Cäsar bis auf Diokletian, liegt, wenn ich nicht irre, dem Publikum, an das dieses Werk sich wendet, in zugänglicher Zusammenfassung nirgends vor, und daß dies nicht der Fall ist, scheint mir die Ursache zu sein, weshalb dasselbe die römische Kaiserzeit häufig unrichtig und unbillig beurteilt.« Wenn auch diese Aufgabe ganz neuartig gestellt und ganz neuartig gelöst war, wie sie sich eben M. aus der Inschriftenarbeit ergeben hatte, wenn auch einer der kompetentesten Beurteiler nicht ansteht, »diesen Band an wissenschaftlicher Bedeutung und Fülle neuer Resultate noch über seine Vorgänger zu stellen«,[39]) so ist nichtsdestoweniger wenigstens die erste Hälfte des Satzes richtig, mit dem M. die Einleitung abschließt: »Mit Entsagung ist dies Buch geschrieben und mit Entsagung möchte es gelesen sein.« Diese Entsagung legte der Stoff selbst auf, wenn er auch lebendig wird unter der Hand M.s, der es versucht, »durch diese oder durch jene zufällig erhaltene Nachrichten, in dem Gewordenen aufbewahrte Spuren des Werdens, allgemeine

Institutionen in ihrer Beziehung auf die einzelnen Landesteile, mit den für jeden derselben durch die Natur des Bodens und der Bewohner gegebenen Bedingungen durch die Phantasie, welche wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter ist, nicht zu einem Ganzen, aber zu dem Surrogat eines solchen zusammenzufassen.« Die Schilderung der griechischen Provinzen, Syriens und Judäas sind gewiß Meisterwerke, aber sie sind etwas ganz anderes, als was die drei ersten Bände sind, an die sie eigentlich nur äußerlich angegliedert wurden. Und es ist nicht zu verkennen, daß auch M. in den 30 Jahren ein anderer geworden war. Man konnte nicht mehr behaupten, wie Gutzkow von ihm, wenn auch stark übertreibend, gesagt hatte: »Die Geschichte ist bei M. eine augenblickliche, geistvolle, dämonische Improvisation«; es waren jetzt auch die Worte großenteils vermieden, an denen sich die Pedanten gestoßen hatten; es war gewiß ein noch reiferes, klassischeres Werk als die ersten Bände. Eben deshalb aber, weil es eine Gabe für Feinschmecker war, riß es auch nicht mehr so hin. M. hatte Unrecht, von einem *succès d'estime* seines 5. Bandes zu sprechen, aber der Erfolg war in der Tat ein ganz andersartiger, als vor 30 Jahren.

Er war schon an den 5. Band zagend herangetreten, zweifelnd, ob er der darstellend-schöpferischen Arbeit noch fähig sei, und hatte in seiner Bescheidenheit einzelne Abschnitte seinem Schwiegersohne Prof. v. Wilamowitz übergeben, um ein offenes fachmännisches und künstlerisches Urteil zu erhalten, von dem er die Publikation abhängig machte. Vollends nach dem 5. Bande, als er ungezählte Male nach den 4. Bande gefragt wurde und mit ungezählten abwehrenden Bemerkungen antwortete, war seine Grundstimmung die, welcher er einem Kollegen gegenüber Ausdruck gab: »Ich habe nicht mehr die Leidenschaft, Cäsars Tod zu schildern«.[40] Wohl ist es richtig, daß auch mancherlei andere Erwägungen dieser Stimmung zu Hilfe kamen — daß er in dem 4. Bande weniger eine wissenschaftliche Notwendigkeit erblickte, weil wenigstens die Geschichte Roms und des Hofes, auch durch seine anderen Arbeiten die Verfassung verhältnismäßig besser bekannt waren, als die Provinzen; daß ihm selbst des Tacitus großartig-manirierte Schilderung, die doch die Grundlage aller Kenntnis der stadtrömischen Dinge im ersten Jahrhundert ist, sehr unsympathisch war; daß ihm schließlich, wenn er auch selbst einige der wichtigsten Punkte, namentlich die Stellung des Staates zu den Christen, zuerst aufgehellt hat und er insbesondere in seinen letzten Jahren durch seine spätrömischen Studien in die Kirchengeschichte hineingeführt wurde, zwar keineswegs das Verständnis für die Entstehung und Entwicklung des Christentums fehlte, obwohl er sich selbst einen »*homo minime ecclesiasticus*« nannte, wohl aber die Freude an der Darstellung der Zersetzung und Ersetzung des antiken durch den nazarenischen Geist. Wenn er in den Sechzigerjahren an die Fortsetzung der Geschichte geschritten wäre, hätte er all' diese Hemmnisse überwunden. »Aber es ist liegen blieben.« Er hat dem, was er für die erste wissenschaftliche Pflicht ansah, das höchste Opfer, seine besten Jahre dargebracht, indem er das Werk, welches sein größtes Kunstwerk, also sein Individuellstes, war, unvollendet zurückließ. Allerdings konnte er sich sagen, daß die Römische Geschichte auch in ihren drei Bänden sich zu einem Ganzen rundete, und daß er, indem er sich an die Spitze und in den Dienst von großen gemeinschaftlichen Unternehmungen stellte, diesen den Stempel seiner Individualität aufdrückte.

IV. M. als Akademiker und wissenschaftlicher Organisator. M. ist als Akademiker nach Berlin berufen worden. Daß er diesen Ruf wahrlich nicht als Ruf auf einen Ruheposten betrachten konnte, legte er in seiner Antrittsrede am 8. Juli 1858 vor der Versammlung seiner neuen Kollegen dar, mit denen sich im Laufe der Zeit die bedeutendsten Gelehrten Deutschlands zusammenfanden. »Den Platz in Ihrer Mitte, meine Herren, verdanke ich zunächst dem großen wissenschaftlichen Unternehmen, wovon Sie einen wichtigen Teil in meine Hand zu legen für gut gefunden haben; und wenn ich in Ihrem Beschlusse mich den Ihrigen zu nennen eine ernste Aufforderung finde, dieser Ehre auch wert zu sein, so ist mir zugleich durch Sie eine bestimmte Aufgabe gestellt worden« . . . . Nach dem Hinweise auf die notwendigen Vorarbeiten, welche durch die Namen Niebuhr und Savigny gekennzeichnet sind, und auf das griechische *Corpus* als den Vorläufer des Lateinischen legte er dar, in welchem Sinne er die ihm gestellte oder richtiger von ihm erwählte Aufgabe erfaßte. »Große Erfolge werden in jeder Wissenschaft nur dem Ernst und dem Geist des einzelnen Arbeiters gelingen und lassen sich nicht durch Akademiebeschlüsse erzielen; wohl aber vermögen sie es dem Talent und selbst dem Genie die Stätte zu bereiten, ihnen die Materialien zurechtzulegen, deren sie bedürftig sind. In diesem Sinne fasse ich meine Aufgabe und hoffe ich sie von Ihnen aufgefaßt zu sehen. Es ist die Grundlegung der historischen Wissenschaft, daß die Archive der Vergangenheit geordnet werden. In der Abteilung, die Sie mir und meinen Mitarbeitern übertragen haben, hoffen wir Ordnung zu stiften und einen guten Katalog herzustellen« (R. u. A. 34 ff.). — In diesen Worten ist aber auch die hohe Aufgabe eingeschlossen, die M. den Akademikern überhaupt zuschrieb. »Abhilfe kann für (die) wie der Wurmfraß an der Wissenschaft haftende Kraftverschwendung nur gefunden werden in der Assoziation; denn dies ist ja die Organisation der Arbeit und die Konzentrierung der individuellen Kräfte« (R. u. A. 46). Sie allein bietet die Ergänzung zu der durch die Arbeitsteilung bedingten Einengung des Arbeitsgebietes des einzelnen Forschers, das Gegengewicht gegen das Sonderstreben des deutschen Gelehrten, durch das Bewußtsein, das Glied eines großen Ganzen zu sein« (vgl. R. u. A. 67. 116). »Auch die Wissenschaft hat ihr soziales Problem; wie der Großstaat und die Großindustrie, so ist die Großwissenschaft, die nicht von Einem geleistet, aber von Einem geleitet wird, ein notwendiges Element unserer Kulturentwicklung, und deren rechte Träger sind die Akademien oder sollten es sein« (R. u. A. 209). Da aber diese Aufgaben die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigsten privaten Assoziation übersteigen, müsse der Staat die Geldmittel durch sein berufenes Organ, die Akademien, zur Verfügung stellen (R. u. A. 47). Dieser klare Einblick in den Gesamtbetrieb der Wissenschaft fügte sich in M.s Gesamtauffassung vom Verhältnisse der Wissenschaft zum Staate und zur Regierung, »die nicht vergessen kann, daß Preußen groß und deutsch geworden ist auf den Wegen und durch die Macht des Geistes«. In seinem Anteile an der Gesamtarbeit getröstete er sich für das, was er aufgab. »Die Menschen kommen und gehen; die Wissenschaft bleibt. Wer an akademischer Tätigkeit sich beteiligt hat, der darf der Hoffnung sich getrösten, daß, wenn er die Arbeit niederlegt, ein anderer für ihn eintritt, vielleicht ein Geringerer, vielleicht ein Besserer; immer hat er das

Privilegium, mehr als andere mit seiner Arbeit über seine Spanne Zeit hinaus zu wirken« (R. u. A. 156).

M. aber hatte die Genugtuung, das gewaltige Werk des *C. I. L.*, das Werk seiner pflichtbewußten Resignation, nach halbhundertjähriger organisatorischer und kritischer Arbeit in der Gestalt nahezu vollendet zu sehen, die er ihm vorgezeichnet hatte. Als Zweck des *C. I. L.* hatte er schon in seiner Denkschrift von 1847 definiert: »die sämtlichen lateinischen Inschriften in eine Sammlung zu vereinigen, sie in bequemer Ordnung zusammenzustellen, dieselben nach Ausscheidung der falschen Steine in einem möglichst aus den letzten zugänglichen Quellen genommenen Text mit Angabe erheblicher *varietas lectionis* kritisch genau wiederzugeben und durch genaue *Indices* den Gebrauch derselben zu erleichtern«. Die Hauptarbeit lag, da »alle Kritik ohne Zurückgehen auf die letzten Quellen Stückwerk ist«, einerseits auf der Autopsie, andererseits auf der genauen Durchforschung der schier unübersehbaren Literatur und namentlich der in den verschiedensten Bibliotheken zerstreuten epigraphischen Manuskripte. Die Klarheit, mit welcher M. den Stoff überblickte, ermöglichte ihm von vornherein sowohl die musterhafte Organisation der Arbeit selbst durchzuführen, wie auch das Werk selbst so anzulegen, wie es für den Gebrauch am praktischsten war. Sowohl für die Arbeit wie für die spätere Benutzung stellte sich immer deutlicher die geographische Anordnung als die wünschenswerte heraus, und von vornherein wurde auch der größte Wert gelegt auf die von Nichtsachverständigen wenig gewürdigte Herstellung der *Indices*, zu welcher tiefgehendes Verständnis notwendig war und durch welche das Werk erst brauchbar wurde; ebenso wie in seinen späteren Editionen verzichtete M. im *C. I. L.* mit Ausnahme des 1. Bandes, der die ältesten Inschriften und daher größtenteils singuläre Stücke enthält, auf ausführliche Kommentare in Boeckhs Art, die für viele einzelne Gruppen außerhalb des Werkes veröffentlicht wurden, und verlegte die Vergleichung und Zusammenstellung des Materiales, welche die Vorbedingung für jede weitere Verarbeitung ist, eben in die *Indices*. Er selbst hat es keineswegs verschmäht, nicht nur die Grundlinien auch für diese festzustellen, sondern einige auch selbst zu bearbeiten. Er war eben im ganzen wie im einzelnen nicht nur Leiter, sondern auch Arbeiter, ebenso wie seine beiden Genossen Henzen, der die Bearbeitung der stadtrömischen Inschriften und die Durcharbeitung der 40 Foliobände des Fälschers Ligorio übernahm, und de Rossi, dessen Hauptaufgabe es war, die epigraphischen Handschriften namentlich der Vaticana auszubeuten.[41]) Zu diesen drei gesellten sich dann für die Bearbeitung einzelner Teile u. a. Bormann, Dessau, Domaszewski, Dressel, Hirschfeld, Hübner, Hülsen, Joh. Schmidt, Wilmanns, Zangemeister hinzu. Im Jahre 1863 erschien der erste, die republikanischen Inschriften enthaltende Band, herausgegeben von M., mit den Konsularfasten von Henzen, 1872 und 1877 in zwei Teilen der 5. Band *(Gallia cisalpina)*, 1873 der 3. Band (Orient und Österreich), 1883 der 9. und 10. Band (Süditalien), alle von M. selbst bearbeitet. Aber, so schreibt sein vertrautester Mitarbeiter: »der Anteil M.s an dem *Corpus* ist nicht nach den Bänden zu bemessen, die er unter seinem Namen herausgegeben hat, so umfangreich diese auch sind; den Unteritalien gewidmeten Bänden hat er die seinen neapolitanischen Inschriften im Jahre 1852 vorausgeschickte Vorrede 30 Jahre später wieder beigegeben und der Freude

über das Gelingen des Werkes, an dem er damals verzweifelt hatte, wie dem Dank an die hingeschiedenen Stützen desselben: Borghesi und an seinen Verleger Wigand, wie an die noch mit ihm tätigen Arbeitsgenossen bewegten Ausdruck gegeben. »Das Steuerruder«, sagte er in dieser Vorrede, »das ich durch drei Dezennien in guten und bösen Zeiten geführt habe, lege ich jetzt, wo mein Leben mit diesem Werke zur Neige gegangen ist, nieder.« Aber noch mehr als zwanzig Jahre hat er das Schiff geführt und den ihm anvertrauten Schatz fast ganz in dem sicheren Hafen geborgen. Noch im Jahre vor seinem Tode vollendete er die Neubearbeitung der lateinischen Inschriften des Orients, und in den letzten Wochen seines Lebens beschäftigte ihn der Gedanke an den Neudruck der im 1. Bande veröffentlichten Urkunden. Aber mit alledem ist doch seine Tätigkeit an dem Werke kaum zur Hälfte bezeichnet, denn den unverkennbaren Stempel seines Geistes trägt ein jeder Band der Sammlung. Als der Tod einen treuen Genossen mitten in der Arbeit abberief, ist er selbst eingetreten, um den verwaisten Band zu vollenden. Bis an das Ende seiner Tage las er unermüdlich die Korrekturbogen des ganzen Werkes und ließ ihnen seine durchdringende Kritik angedeihen. Er hat seine Hilfe nie aufgedrängt, aber auch nie verweigert, und ein jeder der Mitarbeiter, die im Laufe eines halben Jahrhunderts dem *Corpus* beigetreten sind, ist sein Schüler und sein Schuldner geworden.[42]) Die Vortrefflichkeit der Organisation, die M. für das *Corpus* geschaffen, zeigte sich aber auch in seiner Fürsorge dafür, daß es nicht während des Erscheinens noch auch nach seinem Tode veralten sollte; wenn er ursprünglich in Aussicht genommen hatte, daß das ganze Werk auf einmal erscheinen sollte, so stellte sich dies allerdings als unmöglich heraus, wie denn auch M. selbst anfänglich die Zeit, die für die Bearbeitung nötig sein würde, und die Zahl der Inschriften — er meinte, es würden 80000 sein, während ihrer bis jetzt mehr als die doppelte Zahl gezählt werden — unterschätzte. Durch die Verbindung mit dem Archäologischen Institute in Rom, später auch mit den französischen Gelehrten, welche die so reiche epigraphische Schätze bergende Provinz Afrika verwalten, durch die unzähligen Anknüpfungen mit allen lokalen gelehrten Vereinigungen und Sammelpunkten konnte die Forschung immer auf dem laufenden gehalten werden. Die zu diesem Zwecke gegründeten Zeitschriften, namentlich die *Ephemeris epigraphica*, die Supplemente und Neuauflagen einzelner Bände erhielten und erhalten das Gesamtunternehmen stets auf dem Stande, der durch die neuen Forschungsergebnisse erreicht ist. So hat das *C. I. L.* auf die Altertumswissenschaft schon bei M.s Lebzeiten befruchtend gewirkt, wie kein anderes Werk. Nicht nur M.s eigene grundlegende Schriften der Spätzeit wären ohne das *Corpus* unmöglich gewesen; seine »Römische Chronologie bis auf Cäsar« (1. Aufl. 1858; 2. Aufl. 1859), die durch die Polemik mit seinem Bruder August noch besonderes persönliches Interesse hat, ist ihm unmittelbar aus seinen Vorarbeiten für den 1. Band in Verbindung mit seinen früheren Schriften über Cassiodors Chronik und den Chronographen von 354 erwachsen; die römische Prosopographie aber, die Sorge seiner letzten Jahre, wäre ohne das *Corpus* undenkbar. Vor allem aber die Forschungsmethode und mit ihr die Anschauung vom römischen Staate, namentlich der Kaiserzeit ist vollständig umgewandelt, und die unzähligen Untersuchungen, die in und außerhalb Deutschlands erschienen sind und größere oder kleinere Teile des römischen Altertums

erhellt haben, sind als unmittelbare Ausläufer des *Corpus* zu betrachten. Man kann sogar sagen, daß M. durch das *Corpus* in noch extensiverer Weise auf die gelehrte Produktion eingewirkt hat als durch die römische Geschichte, welche als individuelles Kunstwerk mehr bewundert als nachgeahmt wurde, und durch sein römisches Staatsrecht und seine zugehörigen Forschungen, welche infolge der Seltenheit der Vereinigung juristischer und historischer Anlage und Methode von anderen nur in geringerem Maße ergänzt wurden. —

Gewissermaßen eine lokale Ergänzung zum *Corpus* waren M.s Bemühungen, die römisch-germanische Altertumsforschung in Deutschland zu organisieren. »Die Gebiete des Römerstaates, welche in unsere Grenzen fallen, sind für die geschichtliche Forschung von sehr viel höherer Bedeutung als im Bereich der Provinzen die meisten übrigen, wenn auch ausgedehnteren; die großen Probleme des Grenzschutzes, der Militärorganisation, der Völkerwanderung finden hier ihre wichtigsten Brennpunkte.« — »Sollte es nicht möglich sein, so gut wie wir ein archäologisches Reichsinstitut für Rom und für Athen haben, etwas Ähnliches auch in Deutschland für die römisch-germanischen Altertümer ins Leben zu rufen?« (R. u. A. 349f.) Als die nächste und wichtigste Aufgabe der organisierten Lokalforschung erschien M. die einheitliche Erforschung des Limes, des römischen Grenzwalles gegen die Germanen. Ein erster Versuch scheiterte trotz des Interesses, das Moltke der Aufgabe entgegenbrachte. M. nahm jedoch die Sache wieder auf. Er veranlaßte im Dezember 1890 den Zusammentritt der Limeskonferenz in Heidelberg, deren Beschlüsse zu einer einheitlichen Organisation der Arbeit in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten und im weiteren Verlaufe zur Begründung des Reichslimesmuseums führten, für dessen Grundstein M. die Urkunde im Jahre 1900 verfaßte.

Auch in die Organisation jenes älteren gewaltigen Unternehmens, das die mittelalterliche, wie das *C. I. L.* die römische Forschung auf neue Grundlagen gestellt hat, der *Monumenta Germaniae* hat, M. mitentscheidend eingegriffen, da er nach dem Tode Haupts als Vertreter der Berliner Akademie die Verhandlungen leitete, aus welchen die Umgestaltung der privaten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in einen von den Akademien geleiteten, auf Arbeitsteilung beruhenden Organismus hervorging.[43]) Bei dieser Gelegenheit wurde u. a. der ursprüngliche Plan derart erweitert, daß zu den übrigen Abteilungen unter dem Namen »*Auctores antiquissimi*« eine neue Serie von Ausgaben hinzutrat, welche die Schriftsteller der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter umfaßte. M. übernahm die Leitung dieser Abteilung und hat sie bis zum Jahre 1898 zu Ende geführt. Schon in früheren Jahren war er durch seine Forschungen auf dem Gebiete der römischen Chronologie und der Fasten ebenso wie durch das Studium der Inschriften und der Rechtsbücher der Spätzeit des Römertums nahegetreten, und er beklagte es oft, daß gerade hier, wo die Quellen reichlich fließen, seit dem von ihm sehr bewunderten Gothofredus so wenig wissenschaftlich gearbeitet wurde, während man sich mit Vorliebe jenen alten Zeiten zuwendete, wo häufig die Hypothese an die Stelle der Quellen treten muß. Er hatte sich bald auch hier von der vollständigen Unzulänglichkeit der philologischen Vorarbeit überzeugt und hat dann auch diese große wissenschaftliche Lücke vollständig ausgefüllt. Schon im Jahre 1882 erschien seine Ausgabe des Jordanes, 1891ff. die Aus-

gabe der *Chronica minora saec. IV. V. VI. VII.* in welchen eine text- und quellenkritische Arbeit von unerhörter Schwierigkeit durchgeführt und eine der wichtigsten Quellen der Spätzeit eigentlich erst zugänglich gemacht wurde, 1894 der Cassiodor, dessen Hauptwerk, welches nahezu allein uns die Kenntnis der inneren Struktur des ostgotischen Staates vermittelt, durch die chronologische Scheidung seiner Bestandteile erst für exakte historische Untersuchungen über die Gotenzeit verwendbar wurde. Die Einleitungen dieser Ausgaben sind eingehende für den Schriftsteller grundlegende Untersuchungen, der textkritische Apparat von jener Knappheit und Präzision, die dem M. eigentümlichen praktisch-wissenschaftlichen Blicke und der im *C. I. L.* musterhaft durchgeführten wissenschaftlichen Technik entspricht, mit Abweisung alles Überflüssigen und jeder *ostentatio eruditionis*, die *Indices* ein tief eindringendes Stück gelehrter Arbeit. Eigentliche Kommentare werden auch hier vermieden; aber M. hat in einer großen Reihe von Artikeln im Neuen Archiv, der Zeitschrift der *Monumenta Germaniae*, seine philologische Arbeit zu historischen Resultaten zusammengefaßt, so daß z. B. seine ostgotischen Studien, die im Anschlusse an die Bearbeitung Cassiodors im Jahre 1889 erschienen — zugleich mit »Das römische Militärwesen seit Diokletian« — eigentlich als vollgültige Fortsetzung seines römischen Staatsrechtes erscheinen können, da sie einen Teil des spätrömischen Staatswesens nicht weniger durchdringend beleuchten, wie jenes die Republik und den Prinzipat. Hat doch die Spätzeit sein Interesse in immer erhöhterem Maße in Anspruch genommen, und der Gedanke lag ihm nicht ferne, wenn er noch geglaubt hätte, daß ihm die Arbeitszeit gegönnt gewesen wäre, dem Staatsrechte des Prinzipates ein Verwaltungsrecht des Dominates hinzuzufügen, dessen Hauptlinien in meisterhafter Weise in dem im Jahre 1893 erschienenen »Abriß des römischen Staatsrechts« gezeichnet sind. — Aber er wurde notwendig auf diesem Wege noch weiter geführt, schon frühe zu Studien über Paulus Diaconus, dann, als sich kein passender Bearbeiter für die Papstleben fand, zu seiner Ausgabe des ersten Teiles der *Gesta pontificum* für die *Monumenta Germaniae* und den mit ihr zusammenhängenden verwickelten Fragen der Entstehungsgeschichte dieser wichtigen Quelle der Geschichte der Kirche und Italiens. Er meinte zwar gelegentlich durch derartige Forschungen die Grenzen seines Arbeitsgebietes zu überschreiten. »Indes habe ich andererseits immer gesagt« — schreibt er in der Abhandlung über »Die Bewirtschaftung der Kirchengüter unter Papst Gregor I.« — »und soviel ich vermochte, auch dazu getan, daß die dunkle Scheidezeit zwischen Altertum und Neuzeit von beiden Seiten zu beleuchten ist, und daß die Wissenschaft davor steht wie die Ingenieure vor dem Tunnelbau: man setzt an beiden Seiten an und nimmt sich beiderseits vor, Unzulänglichkeiten einander zu verzeihen und etwaigen Begegnens sich zu erfreuen.« Man darf heute wohl sagen, daß M. den Stollen so weit vorgetrieben hat, daß die wesentlichen Schwierigkeiten des Zusammentreffens überwunden sind, und daß er so in den letzten Dezennien seines Lebens chronologisch das Werk beendet hat, das er in den ersten Dezennien seiner wissenschaftlichen Arbeit damit begonnen hatte, daß er die römische Geschichte an jene angrenzenden Forschungsgebiete anknüpfte, welche damals allein die Urzeit Roms erhellen konnten. —

Da M. in seinem Streben nach lückenloser Vollständigkeit kein Quellengebiet unbeachtet ließ, hat er sich seit seiner ersten italienischen Reise auch

der Münzkunde zugewendet und die Münzen schon für seine frühen sprachlichen, wie für seine späteren Untersuchungen herangezogen, einzelne Münzgruppen behandelt, seine Studien in den Schriften »Über das römische Münzwesen« und »Über den Verfall des römischen Münzwesens in der Kaiserzeit« und im Jahre 1860 in dem Werke »Geschichte des römischen Münzwesens« niedergelegt. Was dieses Buch ist, hat M. im Vorwort genau bezeichnet: »weder eine Metrologie soll es sein noch eine römische Münzkunde, sondern eine Geschichte des römischen Münzwesens, die freilich wie billig auf Maß- wie auf Münzkunde sich stützt, aber weder diese zu erschöpfen beabsichtigt noch sich auf diese beschränkt«. Zum ersten Male hat M., um ein vollkommenes Bild zu gewinnen, die ebenso wichtige wie schwierige Frage über das Münzrecht als Teil des Staatsrechts, sowie die rechtliche Betrachtung des Geldes überhaupt in seine Untersuchungen hineingezogen — und niemand war dazu so berufen wie er, der Jurist —; um die geschichtliche Entwicklung des römischen Münzwesens richtig darzustellen, mußte er auch das italienische Münzwesen in zusammenfassender Weise erörtern, und hier wiederum hat er weit ausgreifen müssen in das große Gebiet der antiken Münzkunde, indem er den ältesten asiatisch-griechischen Systemen, unter deren Einfluß das älteste italienische Geld sich entwickelt hat, einen ganzen Abschnitt seines Buches gewidmet hat. Auf das ihm nicht kongeniale archäologische Gebiet hat er nicht übergegriffen, wie er denn auch ein Numismatiker im technischen Sinne nicht eigentlich gewesen ist.44) Doch verdankt ihm die römische Numismatik außer jenen durchgreifenden Arbeiten zum guten Teile die Begründung der von seinem Schüler Sallet geleiteten Zeitschrift für Numismatik und vor allem im Jahre 1886 die Anregung und den Plan zum *Corpus nummorum*, das unter Leitung Imhoofs begonnen werden konnte; eine ihm 1893 zu seinem Doktorjubiläum gewidmete Ehrengabe wies M. diesem Zwecke zu; zu dem ersten Halbbande dieses Werkes, das sich dem *C. I. L.* ebenbürtig zur Seite stellen soll, konnte er noch selbst im Namen der Akademie das Vorwort schreiben. —

Nicht minder kräftig hat er aber eingegriffen, als es sich um die Nutzbarmachung der neuesten zugänglichen Quelle der Altertumsforschung, der *Papyri*, handelte, »M. ist wohl der erste gewesen«, so schreibt sein Schüler Wilcken, »der klar erkannte, daß diese braunen Fetzen, aus denen das Altertum zum Teil mit Stimmen, die wir noch nicht gehört hatten, zu uns spricht, für die verschiedensten Zweige der Altertumsforschung von größter Bedeutung sind.« »Die große Fundgrube für alle Forschungsgebiete«, so hat er . . . die ägyptischen *Papyri* genannt.« Sein Interesse wurde besonders durch ihre Bedeutung für die Kenntnis der ägyptischen Verwaltung, die so stark auf die römische der Kaiserzeit eingewirkt hat, erregt. Aber zugleich erkannte er, daß es für ihn zu spät war, selbst die ganze große Arbeit, die sich darbot, zu bewältigen, und fand sich mit der ihm eigenen weisen Selbstbeschränkung »in das Zusehen, was nicht ganz leicht ist« — nicht ohne jedoch Einzelnes selbst zu bearbeiten und für seine wissenschaftlichen Zwecke heranzuziehen. Um so eifriger betrieb er aber die Organisation auch dieses Studienbereiches zum Nutzen der jüngeren Generation; er stand an der Wiege des Archivs für Papyrusforschung und hat im ganzen wie im einzelnen die Einrichtung der Papyruspublikationen des Berliner Museums vorgezeichnet,

deren praktische Anlage deutlich seine erfahrene Hand verrät. Als Ziel für viel spätere Zeiten schwebte ihm aber ein allgemeines *Corpus papyrorum* vor.[45])

Der wissenschaftliche Großbetrieb war unter M.s Leitung über die Grenzen der Nation hinausgewachsen und beanspruchte schon größere Kapitalien, als einer einzelnen gelehrten Körperschaft zur Verfügung standen. Schon das *C. I. L.* erforderte die Mitarbeit auch italienischer und französischer Gelehrten. Zu den *Monumenta Germaniae* steuerten mehrere Akademien bei. Das *Corpus nummorum* und, wenn es einmal zustandekommen sollte, das *Corpus papyrorum* erforderte das organisierte Zusammenwirken aller Kulturnationen. Namentlich M.s nicht in die Schranken der nationalen Kultur gebanntem Geiste mußte es naheliegen, sobald sich Gelegenheit und Möglichkeit bot, die wissenschaftliche Arbeitsteilung auf einer weiteren Basis zu organisieren. Die Veranlassung zu den ersten Schritten auf diesem Wege was das Unternehmen des *Thesaurus linguae Latinae*, dessen Rahmen zu weit für die Kräfte einer einzelnen Akademie gespannt war. Der von M. Hertz angeregte Gedanke einer Kooperation der Akademien von Berlin, München und Wien zu diesem Zwecke wurde von einer Berliner Thesaurus-Kommission, der auch M. als Berichterstatter angehörte, aufgegriffen und von M. sofort erweitert. Er kam im Mai 1892 nach Wien zu dem Zwecke, ein Kartell der Akademien deutscher Zunge und im weiteren Verlaufe eine Vereinigung der gelehrten Körperschaften der Kulturnationen einzuleiten. W. v. Hartel und Ed. Suess wurden hier gewonnen und wußten die Wiener Akademie zu überzeugen und mit ihrer Hilfe die gelehrten Körperschaften von München, Leipzig, Göttingen heranzuziehen M. entwarf die Statuten, und schon im Januar 1893 traten die Delegierten dieser Körperschaften in Leipzig zusammen. M. und Suess vertraten hier den Statutenentwurf; jedoch war es gerade die Berliner Akademie, die nur auf Vereinbarungen von Fall zu Fall, namentlich aber für den *Thesaurus*, eingehen zu wollen erklärte und sich ferner dagegen aussprach, daß weitere Einladungen zum Beitritte erfolgten — eine Haltung, die zu M.s persönlicher Meinung in Widerspruch stand und ihn wohl auch mit veranlaßt haben dürfte, bald darauf das ständige Sekretariat der Berliner Akademie niederzulegen. Indes erwuchs aber in der Tat aus dem Kartell der Deutschen Akademien die internationale Assoziation der Akademien der Kulturnationen. Auf der Göttinger Kartellversammlung vom Jahre 1898 wurde die Erweiterung des Kartelles beantragt und auf dem Münchener Kartelltag im Frühjahr 1899 beschlossen. Im Herbste 1899 fand die konstituierende Versammlung der — übrigens vom deutschen Kartelle unabhängigen — internationalen Assoziation in Wiesbaden, im April 1901 deren erste Generalversammlung in Paris statt, an der als Vertreter der Berliner Akademie auch M. teilnahm. »Diese Assoziation hat den Zweck, wissenschaftliche Unternehmungen, welche von der Gesamtheit der vereinigten Körperschaften oder von einer Gruppe derselben oder von einer einzelnen derselben in Angriff genommen oder empfohlen werden, zu unterstützen, und sich über Einrichtungen zur Erleichterung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verständigen.«[46]) — Wenn M. als Mitglied der Akademie sich auch als Nachfolger Leibnizens fühlte (vgl. R. u. A. 44, 49), so hat er durch die Anbahnung dieser die wissenschaftlichen Großbetriebe vereinigenden Assoziation in der Tat dessen Programm den geänderten Zeitverhältnissen entsprechend

in die Wirklichkeit übersetzt, nachdem er durch eigene Arbeit erst den Inhalt für eine solche Organisation geschaffen hatte.

V. Juristische Schriften. M.s juristische Schriften können nur äußerlich von seinen übrigen Arbeiten getrennt werden; denn der römische Staat als Ganzes stand immer im Mittelpunkt seiner Forschung, ob er nun den »Katalog« der verschiedenen Quellen uud Urkunden des Altertums herstellte, oder das Römertum in seiner Entwicklung darstellte oder die Einrichtungen des Staates als solche ins Auge faßte. Zivilist im Sinne der praktischen Jurisprudenz, welche moderne Verhältnisse mit antiken Denkformen zu bewältigen strebt, ist er deshalb auch nie gewesen, da er die Jurisprudenz vom historischen Gesichtspunkte aus behandelte und auch auf diese Weise »die Fakultätslinie« übersprang. Gerade dadurch hat er aber auch die römischen privatrechtlichen Institutionen von einer ganz andern Seite anzusehen gelehrt, damit den wesentlichsten Programmpunkt der historischen Schule der Jurisprudenz tatsächlich durchgeführt und vor allem gelehrt, was und daß der Jurist vom Philologen lernen könne, wie er schon in einer These seiner Dissertation behauptet hatte.

Auch auf diesem Gebiete hat er zunächst die quellenmäßige Grundlage hergestellt, durch Sammlung und kritische Behandlung zunächst der inschriftlich erhaltenen Staatsurkunden,[47]) dann auch der Überreste der römischen Jurisprudenz. So hat er nicht nur die sogenannten »*Fragmenta Vaticana*« und die »*Mosaicarum et Romanarum legum collatio*« ediert und zu Gaius, zu Ulpian, zu den *Notae iuris* Beiträge geliefert, sondern vor allem für das Hauptwerk, aus dem unsere Kenntnis der römischen Jurisprudenz fließt, für die Digesten, erst die textkritische Grundlage geliefert, deren — so unglaublich es klingt — in den vier Jahrhunderten seit Erfindung der Buchdruckerkunst dies Buch noch entbehrte, obwohl oder weil es nicht nur zu historischen Forschungen, sondern täglich von tausenden von Juristen mittelbar oder unmittelbar in der Praxis verwendet wurde. Der Text der *Florentina* war zwar schon lange als der beste erkannt worden; aber M. zuerst sorgte für eine genaue Kollation, in welcher die verschiedenen korrigierenden und bessernden Hände unterschieden und bestimmt wurden, und konnte auf diese Weise Verbesserungen nach alten Vorlagen und willkürliche Veränderungen unterscheiden. Zugleich zog er die griechische Übersetzung der Basiliken zur Textverbesserung heran, sonderte die brauchbaren alten Fragmente und Handschriften aus und warf die unbrauchbaren mit Entschiedenheit über Bord, so daß er sichere Kriterien für die Herstellung des ursprünglichen Textes gewann. Die große Ausgabe (»*adsumpto in operis societatem Paulo Kruegero*«) erschien in den Jahren 1866—1870, die kleine stereotypierte Ausgabe, ergänzt durch die Institutionen und den *Codex Justinianus* von Krüger und durch die Novellen Justinians von Schoell, seit 1872 in neun Auflagen, die sich heute in den Händen aller Juristen befinden[48]). — Erst als diese philologische Tätigkeit beendet war, konnte sich an sie der Digesten-Index und das *Vocabularium iuris Romani* anschließen.[49])

Noch als Achtzigjähriger unternahm er, offenbar angeregt durch seine intensive Beschäftigung mit der Verwaltung der nachdiokletianischen Zeit, eine kaum minder umfangreiche Aufgabe, die Edition des *Codex Theodosianus*, im Auftrage der Berliner Akademie. Er hat den Text und die *Prole-*

gomena noch selbst beendigt, auf jenen und auf die ersten Bogen dieser noch sein *Imprimatur* setzen können, als ihm das Augenlicht schon zu versagen drohte. Für den jungen M. hätte die Ausgabe des *Theodosianus*, wie seine anderen Arbeiten zur spätrömischen Zeit nur den Beginn neuer zusammenfassender Arbeiten bedeutet. So hat er nur hoffen können, daß hier von Späteren ausgebaut werde, wozu er die Fundamente gelegt hat. —

Das großartigste Beispiel aber, auf welche Weise aus der Zusammenfassung allen Materials der gewaltige Bau des römischen Staates in Gedanken wieder aufgerichtet werden kann, hat er für Königtum, Republik und Prinzipat in seinem Römischen Staatsrecht gegeben. Was E. Mach von der Naturwissenschaft sagt: sie »verläßt das Mosaikbild mit Steinchen und sucht die Grenzen und Formen des Bettes zu erfassen, in dem der lebendige Strom der Erscheinungen fließt. Den sparsamsten, einfachsten begrifflichen Ausdruck der Tatsachen erkennt sie als Ziel« — das gilt auch von M.s Römischem Staatsrecht: »Wie in der Behandlung des Privatrechts« — so sagt er selbst in der Einleitung — »der rationelle Fortschritt sich darin darstellt, daß neben und vor den einzelnen Rechtsverhältnissen die Grundbegriffe systematische Darstellung gefunden haben, so wird auch das Staatsrecht sich erst dann einigermaßen ebenbürtig neben das Privatrecht stellen dürfen, wenn, wie dort der Begriff der Obligation als primärer steht über Kauf und Miete, so hier Konsulat und Diktatur erwogen werden als Modifikationen des Grundbegriffes der Magistratur.« In diesen Worten ist zugleich der ganze immense Unterschied zwischen den älteren Handbüchern der »Staatsaltertümer« und dem Staatsrechte niedergelegt. Das Ziel hatte ihm schon von Jugend auf vorgeschwebt, und er hätte den Plan der Ausarbeitung seit der Leipziger Zeit auch dann nicht aus den Augen gelassen, wenn Hirzel nicht auf die Erfüllung der »vor vielen Jahren mit leichterem Sinn, vielleicht auch mit Leichtsinn« gegebenen Zusage gedrängt hätte. Als er aber die Römische Geschichte abgeschlossen hatte und sich darüber klargeworden war, daß er durch parallele Bearbeitung des Zivil- und Kriminalrechts der ältesten Zeit zu manchen neuen Aufschlüssen gelangt war, war es das *C. I. L.*, das in seiner ersten Berliner Zeit seine volle Kraft in Anspruch nahm. Schwerlich wäre aber der Grundriß, der in seinen Jugendschriften schon angedeutet, in seine Römische Geschichte mit festen Linien eingezeichnet ist, so vollständig ausgefüllt worden, wenn nicht die mühsame und arbeitsreiche Katalogisierung des Materials in den fünfziger und sechziger Jahren vorausgegangen wäre. Erst im Jahre 1871 erschien der erste, in den Jahren 1874 und 1875 der zweite Band des Römischen Staatsrechts. Wie die Geschichte den Längsschnitt, so bedeutet das Staatsrecht den Querschnitt durch die römische Entwicklung, und wie die Darstellung der Geschichte durch die Zeitfolge, so wird die des Staatsrechtes durch die sachliche Zusammengehörigkeit bedingt, so daß dieses als die notwendige sachliche Ergänzung jener erscheint. »Es ist der allgemeine Teil der Darstellung des römischen Gemeinwesens, der hier . . . gegeben wird, der Versuch eine jede Institution darzustellen sowohl als Glied des Ganzen in ihrer Besonderheit wie in ihrer Beziehung zu dem Organismus überhaupt.« Wenn M. hinzufügt: »ich wenigstens bin mir bewußt, alle Arbeits- und Denkkraft daran gesetzt zu haben, um jedes brauchbaren Bausteins habhaft zu werden und jeden Gedanken zu Ende zu

denken« — so ist damit jene ganz einzige Verbindung von induktiver und deduktiver Forschung oder, um mit M. zu reden, von Philologie und Jurisprudenz angedeutet, aus welcher das Werk erwachsen ist. Das Zuendedenken bezieht sich aber nicht nur auf das Zurückgehen auf die bewußt von den römischen Juristen erfaßten staatsrechtlichen Gedanken, obwohl M. nachgewiesen hat, daß die zeitgenössische Theorie auch in staatsrechtlicher Beziehung weiter vorgeschritten war, als man geahnt hat, sondern auch auf die Rekonstruktion und Darstellung derjenigen Begriffe, unter welche die tatsächlichen Funktionen des staatlichen Organismus subsumiert werden können, auch wenn sich die römische Jurisprudenz nicht bis zu ihnen erhoben hat. Es ist die Zusammenfassung aller Äußerungen des römischen Staates unter einheitlichen Gesichtspunkten, eine Aufgabe, die deshalb geboten, aber wohl auch nur deshalb ohne Rest lösbar war, weil sich der römische Staat mehr wie jeder andere unabhängig von äußeren umwälzenden Einflüssen entwickelt hat.

Jede Tätigkeit des römischen Staates drückt sich aus in der Magistratur, und deshalb geht M. von dieser aus. »Es liegt im Wesen der römischen Gemeinde«, so hebt das Römische Staatsrecht an, »daß die Darstellung ihrer Rechtsordnung den Ausgang nehmen muß von den Beamten derselben; wie denn auch ihre in Form des Gründungsberichts uns aufbehaltene uralte Selbstschilderung den König älter macht, als die Stadt und das Volk. Die Darstellung des Gemeinderates, sowie die der Gemeindeversammlung können derjenigen der Magistratur schon darum nicht voraufgehen, weil beide nur in Gemeinschaft mit der Magistratur befähigt sind zu handeln und jeder Beschluß des versammelten Rats oder der versammelten Gemeinde zugleich auch ein magistratischer Akt ist.« Da aber die ursprüngliche Vollgewalt der Magistratur auf das Königtum zurückweist, fällt auch dieses, den Ausgangspunkt bildend, unter die Darstellung der Magistratur, in welcher der allgemeine Begriff der Beamten und der Amtsgewalt, das *imperium*, die Kollision der Beamtengewalt, die Kollegialität und die Kompetenz entwickelt wird, sowie daran anschließend die der Magistratur eigentümlichen Vorbedingungen, Ehrenrechte und Beschränkungen. Erst nachdem dieser allgemeine Teil abgehandelt ist, folgt in der ersten Hälfte des zweiten Bandes die Darstellung der einzelnen ordentlichen Beamten vom Könige bis zur niedrigsten Stufe des Vigintisexvirates und bis zu den außerordentlichen Gewalten. Die außerordentlichen konstituierenden Gewalten leiten historisch hinüber zur »Beamtenallgewalt militärischer Färbung«, zum Kaisertum, zum Prinzipat, deren Darstellung die zweite Hälfte des zweiten Bandes gewidmet ist, eingeleitet durch den Nachweis, daß auch der Prinzipat Magistratur ist — wodurch das Staatsrecht der Republik und des Prinzipates von dem Staatsrechte der nachdiokletianischen Zeit und des Dominates scharf geschieden ist. Schon durch diesen Nachweis hat eigentlich M. die Aufgabe gelöst, deren Lösung bisher, wie er selbst sagt, noch nicht versucht worden war. Eben deshalb konnte aber auch die kaiserliche Gewalt mit derselben logischen Schärfe aus den gegebenen Voraussetzungen, namentlich aus dem prokonsularischen *imperium* und der tribunizischen *potestas*, entwickelt werden, wie die übrigen Magistraturen. — Die erste Abteilung des dritten Bandes, die nach längerer Pause im Jahre 1887 erschien, behandelt die römische Bürgerschaft

und zwar das einst ausschließliche Bürgerrecht der Geschlechter, aus dem der Patrizierstand erwächst, und sein Korrelat, die Klientel, aus der die *Plebs* hervorgeht, bis Patrizier und Plebeier zu einem einheitlichen Gemeinwesen zusammengefaßt werden, die staatlichen Rechte und Pflichten der einzelnen und deren Organisation in der Volksversammlung; daran schließt sich das zurückgesetzte Bürgerrecht und das bevorzugte der Nobilität und des Ritterstandes, ferner das Verhältnis zum Auslande, zu den Verbündeten, den Untertanen, den Gemeinden im Staate. Man wird vielleicht behaupten können, daß dieser Teil noch tiefer in das Römertum eindringt, als die vorhergehenden, weil, während in diesen das Funktionieren des Staatsorganismus dargelegt wird, hier seine Entstehung, seine Grundlagen bloßgelegt werden; es sind die Kategorien, in denen sich die römische Geschichte bewegt, scharf und klar umrissen, wie sie nur vor dem Auge dessen stehen konnten, der sie aus der Perspektive einer tausendjährigen Entwicklung erblickte. — Nicht minder schwierig war die Aufgabe der abschließenden zweiten Abteilung des dritten Bandes, die schon im Jahre 1888 folgte. Es handelte sich hier darum, den dritten Faktor der römischen Verfassung — neben Magistratur und Bürgerschaft — den Senat, in allen seinen Funktionen darzustellen. Während sich aber die Organisation des Senates aus der Organisation der patrizischen und der patrizisch-plebeischen Gemeinde ergab, war seine Funktion rechtlich um so schwerer zu fassen, als seine bindende Befugnis, die *auctoritas*, in historischer Zeit jeder Bedeutung bar war, seine beratende Befugnis als *consilium* rechtlich nicht bindend und tatsächlich und historisch von der entscheidendsten Bedeutung war, so daß es sich darum handelte, das tatsächliche senatorische Regiment der späteren Republik darzustellen und doch so darzustellen, daß nicht vergessen wurde, daß formal juristisch die tatsächlich gebundene Magistratur regierte, bis der Senat zum Mitsouverän des *Princeps* wurde und eben in der Dyarchie des Prinzipates seine tatsächliche Bedeutung verlor. Nur ein Jurist, der Historiker war und die juristischen Begriffe nicht als historische Realitäten betrachtete, konnte diese Aufgabe lösen, nur M. ein Römisches Staatsrecht als einheitliches Ganzes zu Ende führen. —

Diese Einheitlichkeit tritt vielleicht noch deutlicher als in dem großen Werke, in dem »Abriß des römischen Staatsrechts« hervor, der 1893 erschienen ist. »Hier ist der Versuch gemacht worden, die wesentlichen Momente des öffentlichen Rechts der Römer systematisch zu ordnen unter Weglassung der knapper Zusammenfassung nicht fähigen Belege.« Nach Abstreifung des antiquarisch-philologischen Apparates gibt diese »anspruchslose Arbeit«, indem sie von der Bürgerschaft ausgeht und dann nach Besprechung der Magistratur zu den von dieser geleiteten Komitien und Senat fortschreitet, in knappster gedanklicher Zusammenfassung und in jenem ökonomischen Stile, der dem alten M. eigentümlich ist, gleichsam die Essenz aus dem ganzen römischen Staatswesen. Wenn M. jetzt, nach 50 Jahren, dessen gedachte, was ihm beim Abschluß seiner Universitätsstudien als Ziel vorgeschwebt hatte, so mußte er sich sagen, daß das Ziel erreicht und daß der römische Staat durch seine Arbeit und sein Genie von den römischen Inschriften und der römischen Jurisprudenz das Licht empfangen hatte, das er hatte entbehren müssen, seitdem er von der anti-

quarischen Forschung in Altertümer, von den Juristen in Rechtsfälle aufgelöst worden war. —

Nun erst konnte er zu dem Gegenstande zurückkehren, von dem er eigentlich ausgegangen war und dessen Bearbeitung er in klarer Einsicht der Erkenntnismöglichkeiten auf die Zeit verschoben hatte, in welcher eine sicher fundierte Anschauung von dem zentralen Begriffe, dem römischen Staate, möglich war, zum römischen Strafrechte. M. schreibt selbst in dem Vorworte zu seinem 1899 erschienenen Römischen Strafrecht: »Ich hätte nicht gewagt, diese Aufgabe zu unternehmen, wenn ich mich nicht dabei auf mein römisches Staatsrecht hätte stützen können, und ich darf diese Arbeit, obwohl sie in der Methode abweicht und nicht mit Diokletian abschließt, sondern mit Justinian, als ergänzende Fortsetzung jenes Werkes bezeichnen.« Nicht nur darin lag die Schwierigkeit der Aufgabe, daß eine halbwegs wissenschaftliche Bearbeitung des römischen Strafrechtes bisher nicht existierte, sondern hauptsächlich darin, »daß es ein römisches Strafrecht als Ganzes nicht gibt« (S. 126); »daß überhaupt die Konstruktion eines römischen Strafrechts, welchen Begriff die römische Jurisprudenz selbst nicht aufgestellt hat, ohne eine gewisse Willkür sich nicht durchführen läßt« (S. 525); es handelt sich für M. um »die Ausscheidung des Strafrechts als des ethischen Rechts im eminenten Sinne« aus der gesamten übrigen Rechtsmaterie, eine Ausscheidung, die von den Römern selbst nicht durchgeführt war. Deshalb läßt sich M. in diesem Spätwerke ganz gegen seine sonstige Gewohnheit auch auf philosophische Begründungen ein. »Das Strafrecht ruht auf dem sittlichen Pflichtbegriff, insoweit der Staat dessen Durchführung sich zur Aufgabe gemacht hat. Eine sittliche Pflicht, deren Einhaltung der Staat vorschreibt, ist ein Strafgesetz; die Nichteinhaltung einer solchen Vorschrift ist das Verbrechen; dasjenige Übel, welches der Staat dem die Vorschrift nicht Einhaltenden zufügt, ist die Strafe. Das Verbrechen wird durch die Strafe als aufgehoben betrachtet, die öffentliche Ordnung als damit beglichen« (S. 3f.). »Der Begriff des Verbrechens beruht auf der Sittlichkeit der Menschennatur. Die Verletzung des dem Menschen obliegenden Verhaltens findet ihre Richtschnur zunächst an dem eigenen Pflichtgefühl, dem Gewissen des einzelnen. Unbestimmt in seinen Grenzen und keinem äußeren Zwang unterworfen, erlangt dieser Pflichtbegriff im Staate bestimmten Inhalt und festen Rückhalt; die Strafordnung ist das verstaatlichte Sittengesetz« (S. 65). »Die Umwandlung des Sittengesetzes zum Strafgesetz fordert positive Feststellung des Tatbestandes und diese ist von der Willkür untrennbar. Je mehr die gesellschaftlichen Verhältnisse sich komplizieren und je enger das Strafgesetz dem Sittengesetz sich anzuschließen versucht, desto eingreifender wird diese Willkür« (S. 91). »Aber die durch das Strafrecht dem Gemeinwesen über den einzelnen eingeräumte schwerwiegende Gewalt soll ernstliche Anwendung nur da finden, wo das Gewissen des Handelnden selbst die Handlung mißbilligt oder mißbilligen sollte« (S. 92). Diese in ihrer Absolutheit an Kantsche Ideen anknüpfende Auffassung wird andererseits wiederum ergänzt durch die Ausführung, daß Sitten- und Strafgesetz wandelbar sind. »Die ethische Grundlage des Strafrechts bringt es mit sich, daß wie die menschliche Natur, so auch die menschlichen Verbrechen bei allen Völkern und zu allen Zeiten bis zu einem gewissen Grade sich gleichen . . . . Aber andererseits ist das

Strafrecht mehr noch als andere Gebiete abhängig von der Individualität des einzelnen Volkes und von dem die einzelne Epoche beherrschenden Geiste« (S. 530). »Das Sittengesetz ist der Entwicklung der Völker entsprechend ein ewiger Wellenschlag von Steigen und Fallen; das Strafgesetz ist die von äußerlichen Bedingungen abhängige Summe der zurzeit von der Gesamtheit dem einzelnen aufgelegten Sittengebote« (S. 523).

Wie nun M. im Staatsrechte von dem vollen *Imperium*, der eigentlich jede andere Magistratur ausschließenden Königsgewalt ausgehen mußte, so geht er im Strafrechte von der Hauszucht, dem Kriegsrecht und namentlich der magistratischen Koerzition aus, die prinzipiell im Gegensatze zum Strafrechte steht, obwohl dieses aus jener hervorgegangen ist (vgl. S. 899). »Das Strafrecht beginnt, wo der Willkür des Trägers der Strafgewalt, des erkennenden Richters, Schranken gesetzt werden durch das Staatsgesetz . . . . Das römische öffentliche Strafrecht beginnt mit dem valerischen Gesetz, welches das Todesurteil des Magistrats über den römischen Krieger der Bestätigung durch die Bürgerschaft unterwarf, das römische private mit derjenigen Ordnung, welche dem Prätor die definitive Strafentscheidung aus der Hand nahm und bei der bedingten die Erledigung der Bedingung an Geschworene wies. Es gibt in Rom fortan kein Delikt ohne Kriminalgesetz, keinen Strafprozeß ohne Prozeßgesetz, keine Strafe ohne Strafgesetz« (S. 56f.). Der Anfang des öffentlichen Strafrechts ist die Selbsthilfe der Gemeinde gegen die direkte Schädigung des Gemeinwesens, wobei der schädigende Mitbürger sein Bürgerrecht verwirkt und dem Landesfeinde gleichgestellt wird (vgl. S. 59, 900); aber darüber hinaus hat sich das öffentliche Strafrecht schon in vorgeschichtlicher Zeit auf solche Übeltaten erstreckt, welche neben der Schädigung des einzelnen zugleich die öffentliche Sicherheit gefährden und deren Vergeltung daher nicht mehr dem Geschädigten und den Seinen anheimgestellt wird. Ferner entsteht aber das von dem öffentlichen Strafrechte im Rechtsgange wesentlich verschiedene Privatstrafrecht dadurch, daß der Staat den obligatorischen Vergleich an die Stelle der Selbsthilfe oder des freiwilligen Vergleiches, namentlich bei den Eigentumsdelikten, durchsetzt.

Jedes Urteil ist ein magistratischer Spruch (S. 135), und deshalb muß auch im Strafrechte von den Magistraten, den Strafbehörden, ausgegangen werden, da ja nur aus der gesetzlichen Bindung ihrer Koerzition das Strafrecht entstanden und durch sie bedingt ist. Deshalb werden die einzelnen Strafbehörden von der Zeit des komitialen Prozesses bis zum Strafprozeß vor dem Senate des Kaiserreiches und vor dem *Princeps* und zum diokletianischen Beamtengericht verfolgt, und daran anschließend die Formen des Strafprozesses, da bei der gleichzeitigen Entstehung und dem Zusammenhange des Deliktes mit dem Rechtsgange Strafrecht und Strafprozeß, wie M. schon ein halbes Jahrhundert früher erkannt hatte, nicht voneinander getrennt werden können. Daran schließt sich die Darstellung der einzelnen Delikte, welche im Gegensatze zu M.s sonstigem Verfahren nach logischen Kategorien gegliedert sind. »Diese Gliederung, durch die Zufälligkeiten der Rechtsentwicklung und der Rechtsüberlieferung bedingt, erhebt keinen Anspruch auf systematischen Wert und will lediglich für den Rechtsgelehrten wie für den Geschichtsforscher das logisch oder historisch Zusammengehörige nach Möglichkeit zusammenfassen« (S. 530). Nach der Erörterung des Begriffes und

der Entstehung der Strafe folgt eine Darstellung der einzelnen Strafarten, die ebenfalls erst durch die Strafbehörden, die sie auferlegen und vollstrecken, und durch die Art des Strafprozesses verständlich werden.

Mit dem Strafrechte schließt sich gleichsam der Kreis, den M. in mehr als halbhundertjähriger Arbeit gezogen hatte. Die philologische, juristische, historische Arbeit war lückenlos — mit Ausnahme etwa des 4. Bandes der römischen Geschichte — getan und der römische Staat von Romulus bis Diokletian wieder aufgebaut, darüber hinaus der folgenden Generation als Vermächtnis die Beleuchtung der diokletianischen Monarchie und der »dunklen Scheidezeit zwischen Altertum und Neuzeit«, die Katalogisierung der Münzen und *Papyri* hinterlassen. Da hat es ihn nun gereizt, den vollendeten Bau einmal mit anderen Staaten zu vergleichen. Wie er das tat, ist charakteristisch für seine Anschauungsweise und seine Selbstbeschränkung. Er richtete an eine Anzahl von Fachmännern Fragen »zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker«,[50] die er nebst den Antworten mit den folgenden Worten einbegleitete: »In meinem römischen Strafrecht habe ich mich alles Vergleiches der römischen Ordnungen mit nicht römischen in strenger Beschränkung enthalten. Die historisch-philosophische Bedeutung solcher Zusammenstellungen für unser Ahnen über die Urzustände des Menschengeschlechts und unser Wissen über seine weitere Entfaltung kann nicht hoch genug angeschlagen werden; aber der Einzelforscher wird durch dieselben nur zu leicht in die Irre geführt, zumal weil er alsdann halb als kompetenter Sachkundiger, halb als von fremder Hand abhängiger Laie zu reden genötigt ist. Im allgemeinen wird zweckmäßig auf jedem wissenschaftlichen Gebiet der Verlockung zum Vergleichen zunächst nicht nachgegeben und erst von höherer Warte aus das Gesamtergebnis entwickelt. Dieser Auffassung bin ich in jenem Werke gefolgt, möchte nun aber weiter die allgemeineren Probleme wenigstens zur Diskussion stellen, nicht durch dilettantisches Übergreifen in andere Forschungskreise, in denen die Beschäftigung mit einem einzelnen Abschnitt niemals Stimme im Kapitel geben kann, sondern indem ich auf Grund persönlicher Beziehungen angesehene Spezialforscher veranlaßte, über die dem Strafrecht zugrunde liegenden allgemeineren Fragen sich zu äußern.« Es sind auf vier Druckseiten in ihrer durchdachten Präzision meisterhafte Fragen, die von ihm selbst für das römische Strafrecht in ebenso knapper Form beantwortet sind. —

Die Bibliographie von M.s sämtlichen Werken umfaßt nicht weniger als 1513 Nummern: allerdings sind in ihr auch die kleinsten Publikationen, die Übersetzungen und Neuauflagen seiner Werke aufgenommen. Aber schon eine aus jener exzerpierte chronologische Zusammenstellung nur der wichtigsten selbständigen Werke und prinzipiell wichtigsten oder umfangreichsten Aufsätze seiner Berliner Zeit läßt die Arbeitskraft des Mannes schier unbegreiflich erscheinen:

1858: Römische Chronologie. — 1860: Römisches Münzwesen. — 1861: Ausgaben der Chronik des Cassiodor und der *Fragmenta Vaticana*. — 1863: *Corpus inscriptionum Latinarum I* und Römische Forschungen I. — 1864: Ausgabe des Solinus. — 1865: *Res gestae divi Augusti*. — 1866—1870: Ausgabe der Digesten. — 1868: Ausgabe des Veroneser Livius-Palimpsestes. — 1870: Index zu den Plinius-Briefen. — 1871: Römisches Staatsrecht I. — 1872: *C. I. L.* vol. V p. I. — 1873: *C. I. L.* vol. III p. I u. II und *Analecta Liviana*. — 1874: Römisches Staatsrecht II/1. — *Lex coloniae Iuliae Genetivae*. — 1875: Römisches Staatsrecht II/2. — 1877: *C. I. L.* vol. V p. II. — 1879: Römische

Forschungen II und Quellen der Langobardengeschichte des Paulus Diakonus. — 1880: Decret des Commodus über den *Saltus Burunitanus*. — 1881: *C. I. L.* VIII/1, von Wilmanns, fortgeführt von M. — 1882: Ausgabe des Jordanes. — 1883: *C. I. L.* vol. IX u. X p. I u. II; ferner *Res gestae divi Augusti*. — 1884: Die Konskriptionsordnung der römischen Kaiserzeit; Die italische Bodenteilung. — 1885: Römische Geschichte, V. Bd.; Die Örtlichkeit der Varusschlacht. — 1887: Römisches Staatsrecht III/1. — 1888: Römisches Staatsrecht III/2. — 1889—1902: *C. I. L.* vol. III suppl., I—IV. — 1889: Ostgotische Studien; Das römische Militärwesen seit Diokletian. — 1890: Ausgabe der *Fragm. Vaticana* und die *Mosaic. et Romanarum legum collatio;* Der Religionsfrevel nach römischem Recht. — 1891: *Chronica minora I/1*. — 1892: *Commentarius ludorum saecularium quintorum et septimorum; Chronica minora I/2;* Zum römischen Bodenrecht; *Iudicium legitimum*. — 1893: *Chronica minora* II/1; *C. I. L.* I (Neubearbeitung); Abriß des römischen Staatsrechts; Die Bewirtschaftung der Kirchengüter unter Papst Gregor I. — 1894: Ausgabe von Cassiodors *Variae*; *Chronica minora* II/2 u. III/1. — 1895: *Chronica minora* III/2; Ausgabe des Solinus (Neubearbeitung). — 1896: *Chronica minora* III/3. — 1898: *Chronica minora* III/4; Ausgaben der *Gesta pontificum Romanorum* und des *Eugipius*. — 1899: Römisches Strafrecht. — 1902: *C. I. L.* III suppl. — 1903: Ausgabe des Rufinus. — 1904: Ausgabe des *Codex Theodosianus*. — Hierbei sind weder berücksichtigt die meisten größeren epigraphischen Arbeiten, die der Erläuterung einzelner Inschriften und Inschriftengruppen dienen, noch auch die meisten der Aufsätze im Hermes, in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung usw., die nicht geradezu von prinzipieller Bedeutung sind. —

VI. M. als Politiker. Daß M. trotz des Übermaßes an wissenschaftlicher Beschäftigung, das er sich aufgebürdet hatte, in Berlin über kurz oder lang wieder in den Strudel der Politik hineingezogen wurde, war selbstverständlich. Es war gerade der Beginn der neuen Ära, und noch von Breslau aus hatte er an der Gründung der Preußischen Jahrbücher teilgenommen, welche bald zur hervorragendsten Zeitschrift des preußischen Liberalismus wurden; schon in ihrem zweiten Hefte erschien ein Artikel aus M.s Feder, dessen Konfiskation von Reimer befürchtet wurde. Seit dem Jahre 1859 wich der bleierne Druck, der durch ein Dezennium auf Deutschland gelastet hatte, und namentlich in Norddeutschland begannen die liberalen Geister sich wieder zu regen und zu organisieren. Im März 1860 hielt M. beim Festmahl des Ausschusses des Deutschen Nationalvereins eine Tischrede auf die liberalen aus der Majorität der Volksvertretung hervorgegangenen Minister der neuen Ära, wenn er auch ihr Sündenregister nicht verschwieg und namentlich betonte, daß man erwartet habe, es würden den Übergriffen des Pfaffen- und Junkertums stärkere Schranken entgegengesetzt werden.[51]) Im Jahre 1861 unterschrieb er den Aufruf des Zentralwahlkomitees der deutschen Fortschrittspartei.[52]) Es folgte Bismarcks Konflikt mit dem liberalen preußischen Abgeordnetenhause. M.s Vergangenheit, seine Verbindungen mit den Führern des Liberalismus, seine wissenschaftliche Stellung ließen auch ihm keine Wahl, um so mehr, als die schleswig-holsteinsche Angelegenheit in den Mittelpunkt der Politik rückte. Die Stadt Halle und der Saalkreis wählten ihn, wie er selbst sagt, ohne detaillierte Kenntnis seiner politischen Ansichten, in das Abgeordnetenhaus, wo er sich selbstverständlich der von Twesten geführten liberalen Partei anschloß. Er betrachtete es als sein Mandat, »Herrn von Bismarck und den Seinigen gegenüber die Verfassung zu verteidigen« (R. u. A. 373) und hat in den Jahren 1865 und 1866 in die Verhandlungen eingegriffen, einmal um als Universitätslehrer für die Besserung der Stellung der Elementarlehrer wie für die bessere Dotierung und Ausgestaltung der

Universität und ihrer Institute, sowie der Akademie einzutreten, indem er warnend ausrief: »Hüten sie sich, m. H., daß aus diesem Staat, der ehemals der Militärstaat und der Staat der Intelligenz zugleich war, die Intelligenz verschwinde und nichts bleibe als der reine Militärstaat!« — das andere Mal, um als Jurist gegenüber dem »Interpretations-Ministerium«, welches die Verfassung nicht auf einmal abschaffe, sondern sukzessive durch Interpretation, seine Meinung in betreff der durch Hilfsrichter herbeigeführten Verurteilung Twestens und Frentzels wegen Reden im Parlamente darzulegen.53) In die schleswig-holsteinsche Frage griff er nach dem dänischen Kriege mit einem Sendschreiben über die Annexion Schleswig-Holsteins (vom 5. April 1865) an seine Wähler ein, in welchem er auseinandersetzte, daß vom Standpunkte Deutschlands als Minimum eine Militär-, Marine- und Zollkonvention mit Preußen gefordert werden müsse. Zugleich aber wendete er sich mit Entschiedenheit gegen den schädlichen Partikularismus und gab seinen Landsleuten zu bedenken, ob es nicht in ihrem eigenen Interesse sei, die ganze Annexion der halben Annexion vorzuziehen. Er gab zu, daß er sich selbst an dem Abgeordnetentage in Frankfurt und an den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses zugunsten der Thronfolge des Augustenburgers im Jahre 1863 beteiligt habe, fand aber, daß sich die Lage durch den Krieg und die nationale Stellung, in die Preußen gedrängt wurde, vollständig geändert habe. »Es gehört allerdings einige Naivität dazu«, so sagt er, »unter den Umständen, wie sie jetzt nun einmal sind, einem Deutschen anzusinnen, Preuße zu werden, der es nicht werden muß«, und erkennt die mancherlei Nachteile an, die den Herzogtümern aus einem Anschlusse an Preußen erwachsen würden. Aber der Rechtsanspruch des Augustenburgers allein könne kein Gegenargument gegen die Macht der Verhältnisse und für die Aufrichtung eines neuen Kleinstaates sein. »Ich bin nie Legitimist gewesen und habe aus der Geschichte gelernt, daß der Legitimismus nichts ist als das Gespenst in der Politik, ein wesenloser Schemen, der, angerufen, verschwindet.« Er werde es ertragen, wenn ihm Inkonsequenz vorgeworfen werde; was er aber nicht zu ertragen vermöchte, wäre, wenn er sich sagen müßte, um den Schein der Konsequenz zu retten, an dem einmal gesprochenen Wort wider besseres Wissen und Gewissen festgehalten zu haben. — Die Dinge entwickelten sich freilich viel rascher, als man erwarten konnte, und das Jahr 1866 brachte noch ganz andere Dinge, als die Annexion Schleswig-Holsteins, u. a. auch die Beilegung des Verfassungskonfliktes. M., der von 1867—1873 nicht mehr im Landtage saß, war trotzdem bei den Ereignissen von 1870 keineswegs bloß unbeteiligter Zuschauer, als der Zustand, den er schon im Jahre 1865 als politisches Provisorium bezeichnet hatte, durch die Organisation abgelöst wurde, die ihm seit seiner Jugend als das Endziel vorgeschwebt hatte, sondern setzte auch seine Persönlichkeit ein, als man seiner bedurfte. Mitte Juli des Jahres 1870 wendete sich die preußische Regierung an ihn mit der Bitte, seine hohe Autorität in Italien zugunsten Deutschlands in die Wagschale zu werfen. Die Folge waren zwei Briefe, welche in den Mailänder Blättern »*La Perseveranza*« und »*Il Secolo*« veröffentlicht wurden, in denen M. Italien vor den Liebeswerbungen Napoleons warnte und ausführte, daß Italiens Platz an der Seite des geeinigten Deutschlands sei. Er tat es nicht leichten Herzens; denn er wußte wohl, was dieser Schritt dem von ihm gepflegten wissenschaftlichen internationalen

Zusammenarbeiten der Kulturnationen schaden würde. »Aber was kam im August 1870 auf die Inschriftenarbeit und auf internationale Freundschaft an? ... Wie der einzelne Soldat seinen Schuß abgibt, ohne zu fragen, ob er überflüssig sei, so tut in solchen Zeiten ein jeder, was ihm im Dienst des eigenen Landes zu tun rätlich scheint, ohne nach den weiteren Folgen zu fragen.« — Als er vom Jahre 1873—1879 als nationalliberaler Abgeordneter für Cottbus-Spremberg-Calau wieder dem Landtage angehörte, schien es ihm, wie er sagte, eine Ehre und eine Lebensaufgabe für die besten Männer der Regierung und des Hauses, »nachdem unsere Nation nach außen hin glücklich konsolidiert ist, nun auch die größere, schwierigere, aber auch freudigere Aufgabe zu lösen, sie auch im Innern auszubauen und für Kunst und Wissenschaft dasjenige zu tun, was von oben her dafür geschehen kann.« (R. u. A. 215.) Er ergriff das Wort, wenn es sich um Universitätsfragen handelte, sei es um für die Ausgestaltung des Sprachunterrichtes einzutreten oder um gegen die Einwirkung konfessioneller Momente auf Besetzungsfragen zu protestieren; sei es um für die bessere Dotierung und größere Zugänglichkeit der königlichen Bibliothek in Berlin zu plädieren; sei es um die Reorganisation der Museen zu befürworten. Er erlebte und förderte den großartigen Aufschwung des wissenschaftlichen Betriebes in Berlin und erkannte trotz mancher Kritik gerne und dankbar an, was nach dem Jahre 1870 in dieser Beziehung geleistet wurde. — Im Jahre 1881 wurde M. vom ersten Koburger Wahlkreise in den Reichstag entsendet und schloß sich der sog. Sezession an, die sich infolge des Umschwunges in der Bismarckschen Wirtschaftspolitik von den Nationalliberalen unter Führung Bambergers, Rickerts u. a. lossagte und in die Opposition ging, die ihn sofort in heftige Fehde mit Bismarck verwickelte.

Die oppositionelle Haltung, die er vor 1866 und von nun bis an sein Lebensende beibehielt, zunächst kurze Zeit im Reichstage, dann auch außerhalb des Reichstages, war die notwendige Folge seiner historischen, politischen, ethischen Auffassungen, seiner Weltanschauung. Er war am meisten beeinflußt von dem aus der Aufklärung hervorgegangenen Liberalismus, wie ihn Wilhelm von Humboldt repräsentierte, der »es unternommen hat, den Staat nach seiner allgemeinen humanen Seite hin zu begreifen und zu beschränken« und »den Menschen nicht um der Sache, die Kraft nicht um des Resultats willen zu vernachlässigen, den Staat so zu gestalten, daß in ihm dem einzelnen das höchstmögliche Maß der Kraftentwicklung, d. h. der Freiheit und damit des Glückes, verbleibt« (R. u. A. 120). Von diesem Standpunkte aus mochte er nichts wissen von den »sogenannten Parteien der materiellen Interessen« und fand nur einen tatsächlichen und ethischen, nicht aber einen prinzipiellen Unterschied zwischen Bebel und dem Grafen Kanitz, von denen der eine den Staat zugunsten der Handarbeiter, der andere zugunsten der Großgrundbesitzer exploitieren wolle. Und da es M. mit seinem Liberalismus Ernst war, so wollte er den Nationalliberalen nicht auf ihrem abschüssigen »Weg der Gewissenbeschwichtigung« folgen (R. u. A. 474). Vom gleichen Standpunkte aus vertrat er unbedingte Toleranz und bedauerte, daß ernste Kämpfe durchzufechten waren gegen Mächte, die von seiner Generation in der Jugend verachtet wurden (R. u. A. 91), und trat gleich zu Beginn der antisemitischen Bewegung (1880) in einer Erklärung und in einer namentlich gegen Treitschke gerichteten Streitschrift gegen dies retardierende Moment der deutschen

Einheitsbestrebungen auf, indem er zugleich den Juden empfahl, möglichst alle Schranken zu beseitigen, die sie von den übrigen Deutschen trennen konnten (R. u. A. 410 ff.). Nicht nur in dieser Beziehung schienen ihm »die dehumanisierenden Tendenzen« der Zeit unter dem »Proletariat sowohl wie in den sogenannten besseren Kreisen ein neues Barbarentum großzuziehen« (R. u. A. 64). Gegen all' dies zu Felde zu ziehen schien ihm Pflicht. Aber trotz alledem betonte er immer wieder, daß der Generation, welcher es beschieden war, das große Ziel der nationalen Einheit zu erreichen, das sie vor sich fand, als sie zu denken begann, der Reichstag und die Reichsfahne um keinen Preis zu teuer sein könne, möge da kommen, was da wolle (R. u. A. 410).

Allerdings war aber sein nationales Einheitsideal kein rein formales; der deutsche Staat, wie jeder andere, schien ihm des ethischen Fundamentes zu bedürfen und des inneren Ausbaues. Gerade durch die Erfolge, so führte er in seiner Rektoratsrede im Jahre 1874 aus, sei bei allen ernsthaften Männern das Gefühl dessen, was Deutschland noch fehle, zu einer schmerzhaften Deutlichkeit, zu einem peinlichen Druck gesteigert; es ruhe sich schlecht auf Lorbeern; die Losung der Zukunft aber sei, den gestalteten Staat so auszugestalten, daß deutscher Handel und deutsches Gewerbe, deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft, deutsche Gesellschaft und deutsches Leben der Machtstellung der Nation ebenbürtig bleibe oder ebenbürtig werde (R. u. A. 6). Er war deshalb auch weit entfernt von jeglichem Chauvinismus. Sein Blick blieb ungeblendet durch die Erfolge der deutschen Politik, und so sehr er sie mit ganzem Herzen begrüßte, blieb er doch den Auffassungen, die er im Jahre 1848 gewonnen, treu. Er betonte es gerne, daß gerade der deutsche Gelehrte den Vorkampf mit Ehren geführt habe und daß »was das vielverhöhnte unpraktische Professorenparlament gewollt hat, das einige Deutschland mit der preußischen Spitze«, nicht umsonst von ihm angestrebt worden sei (R. u. A. 8). Er hatte 1848 wie 1865 empfohlen, »den Weg, den der Zollverein und in umfassenderer Weise das Frankfurter Parlament gewiesen, einer großen für alle gemeinsamen, nach Möglichkeit die Selbständigkeit der einzelnen Landschaften schonenden, aber wo dies nicht möglich ist, unerbittlich durchgreifenden Generalmediatisierung« und betont, daß ein deutsches Parlament das einzige Mittel zur Überwindung des Partikularismus sei; er ging auch schon im Jahre 1865 so weit zu erklären, daß zur »praktischen Wiederaufnahme des großen Gedankens, der in der Paulskirche waltete . . . . . jedes Mittel, auch das der Gewalt, gerechtfertigt sein« werde; »denn die Notwendigkeit und die Nation reden beide im kategorischen Imperativ, und da der nationale Staat jede Wunde heilen kann, darf er auch jede schlagen« (R. u. A. 375. 380 f.). Im Jahre 1865 wie 1848 erklärte er, »daß die am mindesten unvollkommene Realisierung des zukünftigen deutschen Staats gegenwärtig der preußische ist« (R. u. A. 378). Das in der preußischen Verwaltung verkörperte Pflichtgefühl, die Zentralisierung des preußischen Staates hatten M. dies als historische Notwendigkeit erkennen lassen, nicht minder als die Einigung Italiens unter Rom; er erkannte auch an, daß die schließliche Einigung Deutschlands im Kriege gegen Österreich und Frankreich nicht minder eine »Tochter der Not« war, wie die der Italiker gegen die Kelten (R. u. A. 123. 129). Deshalb war seine Stellung, solange es sich um die Einigung handelte, gegeben: »dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel und nicht in den Wegen« (R. u. A. 471).

Wenn er aber auch dies alles anerkannte und sogar betont, daß des preußischen Staates »Eigenart von jeher in scharfer Ausprägung des monarchischen Grundgedankens bestanden hat« (R. u. A. 104), so war er doch weit entfernt davon, seine liberalen Kulturideale opfern zu wollen, um so weniger, als es seiner Grundanschauung entsprach, in der Entwicklung dieser Kulturideale das ethische Fundament des Staates zu erblicken. Er sah aber aus der Bismarckschen Saat den Interessenkrieg hervorwachsen und sah in dem »*bellum omnium contra omnes*«, wie er es nannte, eine Schädigung der Nation (R. u. A. 475). Er sah die Intelligenz und den Liberalismus in seinem Sinne als politischen Faktor vollständig zurückgedrängt, zum Teile, wie er zugibt, allerdings aus eigener Schuld. Was er als die von Gaius Gracchus herrührende »Taktik der Demagogen und Tyrannen« bezeichnet hatte: »auf die materiellen Interessen sich stützend die regierende Aristokratie zu sprengen« (R.G. II, 117), konnte M. wenn es sich um die Zerreibung des liberalen Bürgertums handelte, in welchem er den Führer der Nation erblickte, nicht gerechtfertigt erscheinen. Von demselben Standpunkte aus, von dem er den aus dem Interessenkriege geborenen Cäsarismus in Rom als historische Notwendigkeit erkannte, aber gegenüber jedem auf Selbstbestimmung beruhenden staatlichen Organismus ethisch verurteilte, verurteilte er die unter der Ägide Bismarcks, des »größten aller Opportunisten« (R. u. A. 472), sich vollziehende Machtsteigerung der Staatsmaschine, welche die Selbstbestimmung einschränkte, und kämpfte gegen sie an, weil er sie nicht als historische Notwendigkeit ansah. Es schien ihm geradezu ein Gebot des gesunden Menschenverstandes, ebenso wie ein Gebot der Ethik, sich gegen die Abkehr vom Freihandel und gegen die staatssozialistischen Versicherungsgesetze zu wenden.

Es schien ihm aber auch geboten, daß alle ehrlich liberalen Elemente gemeinsam gegen die drohende Gefahr sich verbänden, und in einer Aufsehen erregenden Rede trat er am 24. September 1881 in einer Charlottenburger Wählerversammlung für die Wahl des Kandidaten der Fortschrittspartei in den Reichstag ein. Er trat auf das schärfste gegen »die Wirtschaftspolitik der neuen Propheten« auf; er verurteilte sie als »gemeinste Interessenpolitik, eine Interessenpolitik, die dadurch um so nichtswürdiger ist, weil die Interessen miteinander eine Koalition schließen, um diejenigen auszubeuten, die sich ihr nicht anschließen wollen« und fuhr fort: »Es ist ferner nicht bloß eine Politik der gemeinsten Interessen, sondern auch — warum soll ich es nicht sagen? — eine Politik des Schwindels.« Er erläuterte an dem Beispiele der Konservativen, die »nichts sind als Kornspekulanten und Branntweinbrenner«, den Interessenkrieg und warnte ebenso vor dem Ruin der Staatsfinanzen durch die Versicherungsgesetzgebung wie vor dem »System Richelieu«, bei welchem »es im ganzen Staate nur einen Diener gibt, der selbständig wirken darf« und außer ihm nur willenlose Gesellen.

In einem Schreiben an die Wähler des neunten schleswig-holsteinschen Wahlkreises erklärte er sich zur Annahme eines Reichstagsmandates bereit trotz des schweren Opfers, das er sich dadurch in seiner »letzten wissenschaftlichen Erntezeit« auferlege, weil er es als Pflicht betrachte, sich zu stellen, da einmal der Ruf: »Zurück auf die Schanzen!« erklungen war. Er erklärte sich keineswegs als prinzipiellen Gegner der Verstaatlichung; könne man doch gerade »an der Geschichte des Postwesens den Fortschritt der neuen Zeit

gegen die Kulturperiode des sogenannten Altertums ermessen; die Konzentrierung des großen Eisenbahnverkehrs in der Hand des Staats ist eine Notwendigkeit geworden, welcher sich auch derjenige nicht verschließt, der die damit verbundenen Übelstände wohl erkennt. Aber die gesunde Verstaatlichung beruht entweder darauf, daß die also konzentrierte Tätigkeit billiger und solider geleistet wird, als die individuell aufgelöste, oder darauf, daß, wo die Monopolisierung eines Geschäfts durch das Großkapital droht, es besser ist, oder vielmehr weniger schlimm, von dem Staat abzuhängen, als von einer in sich geschlossenen Kapitalistengesellschaft.« Aber bei den neuen Projekten handle es sich Bismarck nicht um volkswirtschaftliche Erwägungen, sondern nur um Machtfragen. Und »alle diese Pläne, welche aus der rechten Tasche des Volkes etwas in die linke stecken, haben, von anderen abgesehen, die Eigentümlichkeit, daß etwas unterwegs anderswohin gerät.« Es handle sich Bismarck in Wirklichkeit darum die liberale Partei zu brechen; die selbständige Gemeinde zu vernichten, sowie die freie Assoziation und das selbständige Beamtentum. Von dem Lassalleschen Programme unterscheide sich das System dadurch, daß »die Staatsomnipotenz in der Form des Ministerabsolutismus sehr wohl durchführbar ist und oft in der Geschichte dagewesen, zuweilen als vorübergehender Eingriff eines allzu mächtigen Geistes, aber auch dauernd als die letzte Phase einer untergehenden Nation. Der Parallelen enthalte ich mich; sie könnten nicht schmeichelhaft sein.« Es gehöre zum Verhängnis der deutschen Nation, daß sie ihre Lebensbedingungen »gegen einen Mann, den sie mit Recht ihren Retter, in gewissem Sinne ihren Schöpfer nennt« verteidigen müsse.[54]) — M. wurde zwar nicht in seiner Heimat, aber in Coburg in den Reichstag gewählt. Schon vor seiner Wahl war namentlich die offiziöse »Norddeutsche Allgem. Zeitung« über ihn hergefallen, die u. a. behauptete, daß »bei M. das Feuer wiederum im Dache sitzt« und daß er »so wenig von seinem eigenen Zustande Kenntnis« habe, »daß er in einem schleswig-holsteinischen Wahlkreise die Leute glauben machen will, daß er noch genügend Fähigkeiten besitze, um sie im Reichstage zu vertreten.« Der Minister von Puttkamer aber behauptete im Reichstage unter heftigen Angriffen auf M. am 15. Dezember, die Rede erinnere mehr an Kleon, als an Perikles. M. replizierte, indem er sich gegen Puttkamers Ausfälle verwahrte, aber zugleich konstatierte, daß nach dem Zusammenhange seiner Rede vom September unter den »neuen Propheten« unmöglich die Minister gemeint sein konnten. Am 24. Januar 1882 aber polemisierte Bismarck selbst im Reichstage gegen jene Rede M.s mit den Worten: »Diese konstitutionelle Hausmaierei, die der Abg. M. mit einer für einen so angesehenen Geschichtsschreiber ungewöhnlichen Feindschaft gegen die Wahrheit mir vorwirft — ich kann nur annehmen, daß die Vertiefung in die Zeiten, die 2000 Jahre hinter uns liegen, diesem ausgezeichneten Gelehrten den Blick für die sonnenbeschienene Gegenwart vollständig getrübt hat — sonst hätte er unmöglich in Reden, die er gehalten hat, mir Schuld geben können, daß die »Reaktivierung des absoluten Regiments« erstrebt werde.« Am folgenden Tage erklärte M., daß er den Ausdruck »konstitutionelle Hausmaierei« niemals gebraucht habe, ihn auch mit der geschuldeten Ehrerbietung gegen den Herrscher nicht für vereinbarlich halte. Er lasse keinen Zweifel gegen seine Königstreue aufkommen, wenn er es auch nicht liebe, sie im Munde zu führen,

weil er nicht mit einer Gesellschaft zusammengestellt werden wolle, welche diesen Namen nur zu häufig gebrauche. Übrigens war M. am 14. Juni genötigt, Herrn von Kardorff gegenüber dieselbe Tatsache nochmals festzustellen. — Nichtsdestoweniger ließ Bismarck im Februar gegen M. — wie übrigens damals auch gegen andere freisinnige Abgeordnete — die Ehrenbeleidigungsklage erheben, und am 15. Juni spielte sich vor dem Berliner Landgericht II die Aufsehen erregende Verhandlung ab, in welcher der Staatsanwalt eine Geldstrafe von 600 M. beantragte, weil M. die neue Wirtschaftspolitik eine Politik des Schwindels genannt hatte, ob diese nun von einem hohen oder geringen Manne in die Hand genommen werde. M. verteidigte sich konform seinen Äußerungen im Reichstage dahin, daß es ihm nicht eingefallen sei, den Reichskanzler als Person beleidigen zu wollen, während sein Verteidiger darauf hinwies, daß der Kathedersozialismus gemeint gewesen sei und daß der Kampf der politischen Meinungen vor das Forum des Reichtages und nicht des Gerichtes gehört. Das Gericht schenkte dem Angeklagten natürlich vollen Glauben und sprach ihn nach kurzer Beratung frei. M. ist aber Bismarcks Vorgehen zeitlebens als nicht *gentleman-like* erschienen. —

Wenige Tage nach dem Prozesse sprach M. auf dem sächsischen liberalen Parteitage in Dresden und erhob gegen Bismarck den Vorwurf, er segle nicht mehr mit den vollen Segeln der Geschichte; Einheit und Freiheit seien untrennbar, neben den Dynastien drücke der Reichstag praktisch die deutsche Einheit aus.[55])

Noch im Jahre 1884, als es sich um die Verlängerung des Sozialistengesetzes handelte, trat er als Reichstagsabgeordneter mit einer Zuschrift an ein Koburger Blatt hervor: »Über die Schwere der Gefahr, welche unserer ganzen Zivilisation in der sozialistischen Bewegung droht«, so schrieb er, »täuscht sich niemand, dem das Vaterland wirklich das Höchste und Letzte ist; mit allen anderen Parteien kann man sich vertragen und unter Umständen paktieren, mit dieser nicht.« Nichtsdestoweniger sah er jetzt in dem Gesetz »ein Erzeugnis eines sehr gerechtfertigten, aber wenig überlegten Volkszorns«, da es den Zweck, den es erreichen wolle, geradezu schädige, wie sich schon aus den Reichstagswahlen ergeben habe. Ganz abgesehen von den allgemeinen Bedenken gegen Ausnahmegesetze, fördere nichts die Sozialisten besser, als das Niederhalten der sachlichen Diskussion. Er sei daher für einen Übergangszustand, der zur Aufhebung des Gesetzes führen solle, während der Reichstag die Verantwortung für eine sofortige Aufhebung der Regierung gegenüber nicht tragen könne. Von der Regierung vor die Wahl der Verlängerung oder der völligen Aufhebung gestellt, würde er aber trotz allem für die Verlängerung als das kleinere Übel stimmen.[56])

In der folgenden Legislaturperiode war M. nicht mehr Mitglied des Reichstages, aber auch nach seinem Austritte aus dem Vertretungskörper blieb M. Politiker. Er selbst hat, als ihm der Wahlverein der Liberalen zu seinem 80. Geburtstage gratulierte, geantwortet: »Zum Volksvertreter hat mich Gott nicht geschaffen und nur die Not gemacht, aber ein guter Bürger denke ich gewesen zu sein und zu bleiben.«[57]) Die Einzelheiten der Politik waren nicht seine Sache. Und er hat politisch in den letzten zwei Dezennien seines Lebens am intensivsten und auf die weitesten Kreise gewirkt, gerade weil er nicht in Detailfragen, sondern sozusagen nur in deutschen und gesamt-

europäischen Lebensfragen das Wort ergriff und sein von der Höhe seines wissenschaftlichen und ethischen Standpunktes aus gesprochenes Wort allüberall vernommen wurde. Namentlich suchte sein historisch geschultes politisches Denken den Zusammenhang der deutschen Entwicklung mit der Weltpolitik zu erfassen. Allerdings war er sich bewußt, »daß die Humanität innerhalb der Politik nur ein einzelner und nur ein sekundärer Faktor« ist.[58]) Aber als ein Sohn der Aufklärung und ein Kämpfer von 1848, konnte er niemals vergessen, daß er nicht nur ein Deutscher war, sondern auch im weiteren Sinne ein Bürger jener Gesamtzivilisation, die sich aus dem römischen Reiche herausentwickelt hatte, deren Äußerungen er wie wenige andere zu verfolgen imstande war. Wenn er also auch der Friedenskongresse spottete, welche nur die Zahl der schönen Worte vermehrten, so warnte er doch vor jedem Gedanken ein Weltreich zu gründen. Der Gedanke schien ihm nicht germanisch, und er warnte vor dem ewigen Frieden, den das Römertum durch sein Weltreich der älteren Kulturwelt gebracht hat dadurch, daß es aus dem Rechte des Stärkeren die letzten Konsequenzen zog; »denn wenn also eine Nation bereichert wird, so vergeht eben die göttliche Welt mit ihrer glänzenden Mannigfaltigkeit und wohl tritt ein Frieden ein, aber der Frieden des Grabes«. Allerdings erschien ihm unter dem Eindrucke des bewaffneten Friedens die Hoffnung seiner Jugend, »daß ein friedliches und freundliches Nebeneinanderstehen der großen Nationen unserer Kulturwelt sich ausbilden und befestigen werde«, nahezu eitel; allein er betrachtete es vor allem als Aufgabe der deutschen Nation, die letzte Konsequenz, welche zum Erstarren der Kulturwelt führen würde, solange wie möglich hinausschieben zu helfen, und zu diesem Zwecke schien ihm kein Opfer zu groß (R. u. A. 142, 194 f.). M. berichtet vom jüngeren Scipio: »Bis auf seine Zeit hatten die Zensoren bei der Niederlegung ihres Amtes die Götter angerufen, dem Staat größere Macht und Herrlichkeit zu verleihen; der Zensor Scipio betete, daß sie geneigen möchten den Staat zu erhalten. Sein ganzes Glaubensbekenntnis liegt in dem schmerzlichen Ausruf« (R. G. II, 84). In diesem Zusammenhang versteht man die Worte, mit denen M. seine akademische Rede vom 22. März 1875 schloß: »Möge die Kraft der Nation und ihrer Herrscher das, was sie geschaffen hat, auch erhalten!« (R. u. A. 56.) Auch die Kolonialpläne, die ihm mitunter mehr auf unverständige Eroberungslust, als auf zivilisatorische Aufgaben zurückzugehen schienen, wies er von der Hand, und in bezug auf Österreich blieb er dem kleindeutschen Programme, dem er seit 1848 anhing, treu. Er schrieb noch im Herbste 1902: »Wir sehen wohl ein, was wir durch die große chirurgische Operation von Königgrätz verloren haben; aber wir halten sie doch für heilsam und in ihren Folgen dauernd. Eine organische Verbindung mit Österreich . . . . wollen wir vor allem in unserem Interesse nicht; wohl die engstmögliche geistige Gemeinschaft und eine Allianz wie der Dreibund in seinen grünen Tagen war, aber nicht mehr . . . . Kann Deutsch-Österreich fortbestehen, so kann es das nur durch sich selbst als ein zweiter deutscher Staat. Daran haben allerdings auch wir ein sehr lebhaftes Interesse.« Aber obwohl er betonte, daß sich gerade die Reichsdeutschen die Frage vorlegen müßten, ob ihr Eintreten für deutsch-österreichische Interessen nicht mehr schadet als nützt, so scheute er sich doch nicht mit aller Kraft seines Temperamentes,

seiner Leidenschaft für die Konnationalen in Österreich einzutreten, als sie im Jahre 1897 ihren Verzweiflungskampf gegen Badeni führten.[59])

Wie mit den Deutschen in Österreich das nationale Band, so verbanden ihn mit Italien wissenschaftliche und persönliche Sympathien und all jene köstlichen Erinnerungen seiner italienischen Fahrten; auch schien ihm nach der Begründung des deutschen Reiches der Staat Italien »wie kein anderer in Europa« mit Deutschland enge verbunden zu sein (R. u. A. 55); aber so sehr er auch selbst in Italien gefeiert wurde, verkannte er nicht, daß alle Italiener vor allem die enge Verwandtschaft mit den Franzosen empfanden (R. u. A. 466) und erblickte in dem unstaatlichen Konglomerat, das lateinische Rasse genannt wird, »ein namhaftes Element der politischen Konfusion« (R. u. A. 318) — dies um so mehr, als er, der »in fünfzigjähriger Arbeit den Segen und die Freuden« internationalen Zusammenarbeitens auf wissenschaftlichem Gebiete erfahren hatte, »die schwere Schädigung, welche der deutsch-französische Krieg den wissenschaftlichen Arbeiten zugefügt hat«, »das schwere Unglück des dauernden nationalen Konflikts« mit Frankreich schwer empfand und sich über die allmähliche Besserung der Beziehungen wissenschaftlich und menschlich freute (R. u. A. 430f.). Nicht minder wertvoll erschien ihm ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Deutschland und England, das ihm in seiner Jugend als Asyl des Fortschrittes, als das Land der politischen und geistigen Freiheit erschienen war, und obwohl er in der »Rechtsfrage zwischen England und der Transvaal-Republik« Englands Vorgehen verurteilte und die Dinge beim rechten Namen nannte, betonte er doch, daß bei der Annexion der Burenrepubliken kein deutsches Interesse im Spiel sei und tat, was an ihm lag, um durch Aufklärung der öffentlichen Meinung der Verbitterung zwischen den beiden großen Kulturvölkern entgegenzuwirken.[60])

Am energischsten trat er aber auf, wenn es ihm schien, daß die deutsche Kultur selbst in Gefahr sei. Deshalb trat er gegen das Zedlitzsche Schulgesetz und gegen die Lex Heinze in die Schranken und nahm an der Gründung des Goethebundes teil. Der Fall Spahn aber, als ein Hochschullehrer wegen seines Glaubensbekenntnisses, also aus konfessionellen Rücksichten eine Professur erhielt, veranlaßte ihn im November 1901 zu jenem flammenden Protest, der in und außerhalb Deutschlands gehört wurde und überall Widerhall erweckte. »Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradierung. Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung, diejenige Forschung, die nicht das findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll und finden möchte, was andern außerhalb der Wissenschaft liegenden praktischen Zielen dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das Richtige erscheint, in ein Wort zusammengefaßt: die Wahrhaftigkeit.« »Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, die das ihrige beigetragen hat zu der Größe und der Macht des deutschen Volkes« (R. u. A. 432ff.) — und deshalb wußte M., daß er im Gesamtinteresse des deutschen Volkes sprach, und erwartete und fand wenigstens zum Teile den begeisterten Widerhall, den seine geistige Tat verdiente. Die Schwachmütigen allerdings erschraken vor den Worten des Greises, die gerade da trafen, wo man devote Rücksichtnahme gewöhnt war, und die Böswilligen versuchten vergebens sie so mißzuverstehen, als hätte

er für die eine Konfession gegen die andere Partei ergriffen und Intoleranz gepredigt, obwohl er nur die Lehrfreiheit und die Ehrlichkeit der Forschung verteidigte. — Noch weiter aber rückten die Ängstlichen von ihm ab und noch begeistertere Zustimmung fand er, als er nach der rechtswidrigen Annahme des Kardorffschen Antrages im Reichstage, durch welche die schutzzöllnerischen Handelsverträge ermöglicht wurden, in welchem er einen Staatsstreich und den Beginn eines Umsturzes der Reichsverfassung erblickte, seine Stimme erhob (Dezember 1902). Er bot seinem Freunde und politischen Berater Th. Barth einen Artikel für dessen Zeitschrift an, »der die schlimmen Eigenschaften der Sozialdemokratie, daneben aber ihre Tüchtigkeit, ihre Opferwilligkeit, ihre Disziplin den Ostelbiern und den Kaplänen gegenüber auseinandersetzt«; er war der Ansicht, daß »alles um alles« gehe und daß es in solchen Momenten »eines jeden Schuldigkeit ist für die Sache einzutreten«.[61]) Er führte in diesem seinem politischen Schwanengesange aus, daß nur ein Zusammenschluß aller nicht in die reaktionäre Verschwörung verwickelter Parteien, also mit Ausschluß der Scheinliberalen und mit Einschluß der Sozialdemokraten, noch Rettung bringen könne; daß es ein perfider Köhlerglaube sei, die Nation in Ordnungs- und in Umsturzparteien zu gliedern, da doch in letzter Linie jede Partei auf den Umsturz des Bestehenden hinarbeite; daß sich alles politische Zusammengehen nicht auf die letzten Ziele, sondern auf die nächsten beziehe; und daß gegen den Absolutismus eines Interessenbundes des Junkertums und der Kaplanokratie ein Zusammengehen zwischen dem ehrlichen Freisinn und den durch die Habsucht der Interessencliquen gedrückten und zum teil erdrückten Arbeitermassen in die Tat umgesetzt werden müsse. Er war freilich nicht Sozialdemokrat geworden und warf gerade der Sozialdemokratie ihre Intransigenz vor.[62]) Aber er sah doch nur in diesem Zusammengehen »was uns noch retten kann«. Er ist jetzt wie einst nicht vor dem Radikalismus der Tat zurückgeschreckt, wenn sie ihm geboten schien, wenn die ihm teuersten Interessen bedroht waren; aber das Programm, das er im Jahre 1848 ausgegeben: »Keine Reaktion, keine Isolierung, keine Anarchie« hat er durch diese letzte Kundgebung ebenso verteidigt, wie seine Verurteilung der Interessenpolitik aufrechterhalten und seinen Satz verfochten, daß die Geschichte keinen Hochverratsparagraphen kennt. Was aber bewundernswert an seiner Entwicklung war, ist, daß er noch in diesem spätesten Alter den realen Tatsachen fest ins Auge geblickt und sich ihnen angepaßt hat, daß er, der sich einst für das Sozialistengesetz ausgesprochen hatte, bei voller Wahrung seiner Prinzipien sein ursprüngliches ethisches Urteil über die »staatszerstörende« Sozialdemokratie revidiert hatte. Wie in der Wissenschaft, so gilt in der Politik von ihm, daß er seine Gesamtanschauung festhielt und seine Ziele nicht aus dem Auge verlor, aber sich den Tatsachen nicht verschloß und mit der Kraft des Gedankens und der Tat rücksichtslos auf den Wegen wanderte, die er für die richtigen hielt, unbekümmert um alles andere, als um die Wahrheit. —

VII. M.s Leben und Persönlichkeit. Berlin war der natürliche Endpunkt von M.s Wanderjahren. Nichtsdestoweniger war auch hier — sogar abgesehen von den politischen Verhältnissen — gar mancherlei, was nicht nach seinem Wunsche war und ihn mitunter tief herabstimmte. Je mehr er sich auf ein Zusammenleben mit seinem Schwiegervater und Freunde und

Berater in allen praktischen Dingen des Lebens, Karl Reimer, gefreut hatte, um so schwerer traf ihn der Tod dieses vortrefflichen Mannes wenige Monate nach seiner Übersiedelung. Trotz allen wissenschaftlichen Lebens fühlte er sich in den ersten Jahren unbehaglich, und er selbst schrieb die Schuld teilweise seiner für Berliner Verhältnisse allzu knappen materiellen Stellung, teils dem Umstande zu, daß er genötigt war infolge seiner Verpflichtungen gegen das *Corpus Inscriptionum* in seinen besten Jahren gerade die Arbeiten zurückzustellen, die ihm wissenschaftlich am meisten am Herzen lagen, namentlich wohl das römische Staatsrecht. Im Jahre 1861 dachte er daran, einem Rufe an die Bonner, 1868 an die Göttinger Universität Folge zu leisten; beide Male wußte man ihn in Berlin zurückzuhalten, das erstemal dadurch, daß er, da er auf eine intensive Lehrtätigkeit ungerne verzichtete, in Übereinstimmung mit den Wünschen der Berliner philosophischen Fakultät, zum Professor an dieser ernannt wurde, das zweitemal nach einem Gutachten von Haupt, der namens der Akademie erklärte, daß diese einen Ersatz für M. nicht finden könnte und daß durch M.s Abgang die Tätigkeit und das Ansehen der Akademie geschädigt würden. Aber noch einmal, im Jahre 1874, war M. entschlossen, Berlin zu verlassen und nach Leipzig zurückzukehren, mit dem ihn so liebe Erinnerungen verbanden; da starb Haupt, und die einstimmige Wahl der Akademie, die M. an dessen Stelle zum ständigen Sekretär der philosophisch-historischen Klasse berief, bewog ihn zu bleiben.[63]) In demselben Jahre wurde er Rektor der Universität Berlin, mit der sein Name auch durch seine Lehrtätigkeit ewig verbunden bleiben wird.

Man hat wohl gesagt, daß M. kein glänzender Redner war. Doch ist das nur in dem Sinne richtig, daß weder seine äußeren Mittel, seine dünne und hohe Stimme, noch seine kritische Anlage ihn befähigten in Treitschkes Art rhetorisch-pathetische Wirkungen zu erzielen und daß er andererseits an die Denkfähigkeit und auch an die Vorbildung seines Auditoriums nicht geringe Anforderungen stellte und nicht für das »Heft« diktierte. Deshalb konnte man wenigstens in den letzten Jahren seiner Lehrtätigkeit beobachten, daß sich z. B. in dem an Präzision unvergleichlichen Kolleg »Römisches Staatsrecht für Juristen«, das die Grundlage für den »Abriß des römischen Staatsrechts« wurde, die Reihen der Zuhörer schon lange vor Semesterschluß lichteten. Diejenigen aber, welche bis zum Schlusse folgten, waren fasziniert von der unübertrefflichen Klarheit der Gedankengänge und der lichtvollen Darstellung. Wenn man dem Vortragenden folgte, gab es keine dunklen Ecken und keine toten Punkte. Er war auch im einzelnen sehr genau vorbereitet und pflegte bei wichtigen oder strittigen Fragen die entscheidenden Quellenstellen anzuführen oder auch zu besprechen, ohne doch den Aufbau des Vortrages durch Häufung des Unwichtigen zu stören. Dabei gestaltete er aber nicht aus seinem Kollegienhefte heraus, sondern aus dem Vollen seines Wissens, in unmittelbarer Intuition, sei es, daß er aus den allgemeinen staatsrechtlichen Begriffen einer Zeit heraus logisch die historisch gegebenen Einzelinstitutionen entwickelte oder daß er die handelnden Persönlichkeiten abzeichnete, wie sie ihm vor der Seele standen, nicht anders, als er einen persönlichen Bekannten geschildert hätte. Das Divinatorische seiner Gestaltungsgabe trat bei solchen Gelegenheiten am deutlichsten hervor, und wie dem Leser der römischen Geschichte die aus vereinzelten zerstreuten

Andeutungen in den Quellen lebenswahr und lebensnotwendig hingestellten Persönlichkeiten eines Marius oder Sulla, so werden seinen Hörern die Charakteristiken des Kaisers Konstantius, des Legitimisten, und des Kaisers Julian, des Romantikers auf dem Throne der Cäsaren, unvergeßlich bleiben.

Weit größeren Wert als auf die Vorlesungen legte M. allerdings auf die Übungen; denn »die Elemente der historischen Wissenschaft sind, man möchte sagen, noch einfacher und noch selbstverständlicher als die der Sprachwissenschaft und der Mathematik; und eben darum weder lehrbar noch lehrhaft«; »die Geistesfähigkeit, auf der sie beruht, . . . kann ohne Zweifel durch den weiteren Bildungsprozeß wesentlich gesteigert werden, aber eigentlich nicht durch theoretische Lehre, sondern nur durch praktische Übung«; als notwendige Propädeusis aber betrachtete er die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche, Philologie und Jurisprudenz (R. u. A. 10 ff.). Diese Kenntnisse wurden von ihm vorausgesetzt, und er konnte sich an Ermahnungen an historische und philologische Studenten nicht genug tun, die Fakultätsgrenzen ja nicht zu beachten, sondern eingehende juristische Studien zu pflegen, ebenso wie er es besonders gerne sah, wenn Juristen an seinen Übungen teilnahmen; und es fanden sich in der Tat in dieser Pflanzschule der Gelehrten der Altertumswissenschaft junge Männer sehr verschiedener wissenschaftlicher Richtungen zusammen, aus denen sich dann die Hochschullehrer der deutschen Universitäten nicht minder, wie die Mitarbeiter am *Corpus Inscriptionum* und den anderen großen wissenschaftlichen Unternehmungen rekrutierten. Schon im Seminare selbst konnten sich die Arbeiten auf einem verhältnismäßig hohen Niveau halten, und da es bekannt war, daß M. ziemlich ausgebreitete Vorkenntnisse voraussetzte und für die Prüfung nichts zu holen war, war der Kreis der Teilnehmer trotz des Weltrufes, den das M.sche Seminar genoß, im allgemeinen ein kleiner. Dies ermöglichte die engere Berührung zwischen Lehrer und Schülern und erhöhte den intimen Reiz dieses Allerheiligsten der Altertumswissenschaft. Schon wenn sich der Jünger nach Überwindung eines ehrfürchtigen Schauers in dem engen Bibliothekszimmer im letzten Stocke des engen Charlottenburger Häuschens meldete, war rasch eine Beziehung zwischen Lehrer und Schüler hergestellt, wenn ihn M. meistens des Morgens, aber schon nach mehreren Arbeitsstunden inmitten seiner Bücher im grauen Schlafrocke empfing und ihn mit den wunderbaren durchdringenden Augen, die Lenbach zu malen unternommen hat, musterte, ihn nicht etwa prüfend, sondern tastend nach seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und Wünschen ausfragte, ermutigend, aber doch gelegentlich unverständige Bemerkungen mit einer ironischen oder energischen Wendung im Gespräche niederschlagend. An dem ersten Seminarabende pflegte dann M. einige Arbeiten vorzuschlagen, sah es aber gerne, wenn ein Hörer sich selbst ein Thema wählte, das sich ihm aus seinen bisherigen Studien ergeben hatte. Ein jeder mußte dann seine Arbeit schriftlich zu einem bestimmten Termine einem anderen Teilnehmer des Seminares als Referenten übergeben, und Arbeit und Referat wurden erst dann M. übermittelt, so daß immer mindestens zwei Teilnehmer vollständig über das zu besprechende Thema orientiert waren, während auch die anderen, wenn es anging, sich vorbereiteten. Die Besprechung der Arbeit führte dann M. am nächsten Seminarabende selbst durch, oder vielmehr er behandelte nach einer zu-

sammenfassenden Kritik den Gegenstand selbständig und erläuterte so an einem Beispiele, wie die Untersuchung hätte geführt werden sollen, stellte sie in den weiteren Zusammenhang der römischen Entwicklung und zeigte, bis zu welchen Grenzen sie mit dem vorhandenen Materiale vordringen könne. Nicht nur die einzelnen oder gehäuften Fragezeichen und Verweisungen, die der Schüler in seiner Arbeit fand, und die Kritik, die er klopfenden Herzens anhörte und die milde und anerkennend war, wenn M. den Eindruck hatte, daß einer sein Bestes getan, aber scharf und vernichtend, wenn er auf wissenschaftliche Unehrlichkeit stieß, sondern vor allem der Aufbau der Forschung, den M. vor seinen Augen vollzog, die Darlegung, wie ein wissenschaftliches Resultat gewonnen werden kann, war für den Hörer belehrend und für den, der folgen konnte, geradezu ein ästhetischer Genuß. —

Nachdem M. nahezu ein Vierteljahrhundert gelehrt und intensiv wie wenige gewirkt hatte, ließ er, um die Hauptlast der Lehrtätigkeit auf jüngere Schultern abzuwälzen, im Frühjahr 1885 seinen Schüler, Freund und Mitarbeiter am *Corpus* Otto Hirschfeld von Wien nach Berlin berufen, der ihm seither seine wesentlichste wissenschaftliche Stütze wurde, während er selbst nur noch durch wenige Semester, zuletzt im Jahre 1887 Vorlesung und Übungen abhielt, obwohl er sich nach wie vor an den Sitzungen der philosophischen Fakultät beteiligte. Auch jetzt bis in die letzte Zeit pflegte er des Morgens, so wie ihn die Statuette von Pracht darstellt, in seinen Pelz gehüllt, die Tasche unter dem Arme, von seiner Wohnung in Charlottenburg zur Tramway zu gehen, im Wagen eifrig zu lesen, während der Schaffner den Fremden bedeutungsvoll belehrte, daß dieser kleine in sich versunkene Mann der große Mommsen sei, den jedes Kind in Berlin kannte, und den Vormittag über auf seinem Stammplatze in der königlichen Bibliothek eifrig zu kollationieren oder sonst zu arbeiten. Aber er pflegte auch den gesellschaftlichen Umgang mit den Kollegen weiter. So standen ihm außer Hirschfeld und einigen anderen engeren Fachgenossen namentlich Scherer und in späterer Zeit Harnack nahe, und in der »*Graeca*« traf er mit seinen näheren Freunden regelmäßig zusammen. Durch seine politische Stellung war er in Beziehungen zu L. Bamberger gekommen, aus welchen eine warme Freundschaft erwuchs, und allwöchentlich einmal kehrte er in Berlin, meist zusammen mit H. von Sybel, bei seinem alten Freunde Ad. Delbrück ein, dessen Familie er auch in Heringsdorf wiederholt besuchte. Dabei verschmähte er es nicht, an der großen Geselligkeit Berlins teilzunehmen, was ihm nur durch sein unglaublich geringes Schlafbedürfnis ermöglicht wurde, ebenso wie er sich daheim an der Jugend, die ihn umgab, erfreute. Sein kleines, durch die fürsorgende Hausfrau wohlgeordnetes Haus war nahezu zu enge für seine elf Kinder,[64]) denen er mit zärtlicher Liebe anhing; sein tiefinnerliches Verhältnis zu seiner Gattin spiegelte sich in der hohen Achtung wieder, die er vor der Frau und ihrem häuslichen Berufe hegte; bei festlichen Gelegenheiten freute er sich auch die, welche schon flügge geworden waren, um sich zu versammeln, und zu Silvester fehlte es für keinen aus seiner Umgebung an einer kleinen, mit einem Scherzworte begleiteten Gabe, bei keiner Hochzeitsfeier seiner näheren Umgebung an einem Hochzeits-Karmen, wie er auch aus der Ferne, von der Reise aus seinen Töchtern manchen neckischen Vers zusendete, der deutlich zeigte, wie der Vater stets der Seinen gedachte.

Doch waren ihm die Reisen — nach Italien, aber auch nach Frankreich, nach Süddeutschland — meist durch das *Corpus Inscriptionum* veranlaßt, nicht nur eine Gelegenheit zur Arbeit, sondern auch eine Veranlassung, Land und Leute kennen zu lernen und zu genießen. Er war auch da in Arbeit und Geselligkeit unermüdlich, und manche schnurrige Anekdote weiß von seiner Fröhlichkeit namentlich in Rom zu erzählen. Noch im letzten Dezennium seines Lebens, als ihn regelmäßig eine seiner Töchter begleitete, war es nicht immer die Tochter, die zuletzt ermüdete.

Sein 60., sein 70., sein 80. Geburtstag wurden von der ganzen wissenschaftlichen Welt gefeiert, und er wurde mit all den Ehren überhäuft, die wissenschaftliche Körperschaften verleihen können; von den staatlichen sogenannten Ehrungen wußte er sich fernzuhalten, soweit es ohne Aufsehen anging. Aber auch jene waren ihm, soweit sie offiziell und nicht persönlich waren, eher eine Last. Sie haben ihn wohl nicht einen Tag seines Lebens mit seinem Willen von der Arbeit abgehalten. Wirkliche Freude empfand er über die Verleihung des Nobelpreises im Jahre 1902, weil sie ihn mancher materieller Erwägungen für die Zukunft überhob; er hat übrigens sogleich eine nicht unbeträchtliche Summe einem gemeinnützigen Zwecke, der Volksbibliothek in Charlottenburg, gewidmet.

Aber wenn er, der das seltene Schicksal hatte seinen Ruhm zu erleben und ihn trotz seines hohen Alters nicht zu überleben, dem Schaffenskraft auch Schaffensfreude bedeutete und der feurig, wie in der Jugend, fortarbeitete bis ihn der kalte Tod anrührte, doch den Leiden des Alters nicht entging, so war dies die Folge seiner unerbittlichen Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Allerdings hat er es in der wunderbar weisen Rede über das Alter ausgesprochen, daß es »unter natürlichen Bedingungen für den Menschen wünschenswert ist, den Becher des Daseins bis zum letzten Tropfen leeren zu dürfen . . . . . . Und uns Forschern vor allem sagt ja die eigene Erfahrung, daß die große wissenschaftliche Leistung nicht anders völlig gelingen kann, als in vieljähriger rastlos fortgesetzter Arbeit. Es ist vielleicht richtig, daß Männern wie Gauß und wie Böckh die großen Aperçus, durch die sie die Erkenntnis der Welt gefördert haben, sämtlich in ihren Jugendjahren aufgegangen sind; aber die Saat ist nur die eine Hälfte der wissenschaftlichen Tätigkeit, und die Zeit der Ernte nicht minder unentbehrlich, wenn ein bedeutender Forscher seine Bestimmung erfüllen soll«. Und er führt aus: »Die gewohnte Tätigkeit versagt auch dem Greise nicht; die in früheren Jahren gezogenen Umrisse füllen in liebevoller Nacharbeit allmählich sich aus und das Werk des Lebens wächst auch unter den schwächer werdenden und ermüdenden Händen dennoch Strich für Strich, bis endlich der Tod es fertig erklärt« (R. u. A. 52 ff.). Er hat sich selbst genauer gekannt, als die ihn beobachteten und sich schon frühzeitig nicht über das allgemeine Los der Menschen, daß sie altern, hinweggetäuscht und seine Aufgaben danach gewählt. Er hat auch dies mit der ihm eigenen Energie durchgeführt und so in allem wesentlichen sein Werk vollendet und im spätesten Alter noch geleistet, was kein Jüngerer ihm gleich tun konnte. Aber eine niedergeschlagene Stimmung drang immer häufiger durch, wenn ihm das Schicksal irgend einen Schmerz zufügte. Im Frühjahr 1869 raffte ihm der Tod plötzlich einen hoffnungsvollen Knaben weg, an dem er mit zärtlicher Liebe hing,

im Jahre 1880 eine 16jährige Tochter. Am 12. Juli desselben Jahres zerstörte ein durch Unvorsichtigkeit entstandener Brand einen Teil seiner Bibliothek und seine Notizen[65]) und einige entlehnte Manuskripte, die unersetzlich waren; und obwohl die Bibliotheksverwaltungen in keiner Weise rekriminierten und seine Freunde das Verlorene zu ersetzen suchten, vergaß er doch nie des »unglückseligen« Brandes. Dann kamen die politischen Ärgernisse, die ihn mit manchem seiner Freunde entzweiten, und der Bismarck-Prozeß. Dann lichtete der Tod die Reihen seiner Altersgenossen und der Jüngeren; namentlich Scherers Tod (1886) traf ihn tief; 1890 starb A. Delbrück; niemand wird es vergessen, wie er am Sarge Bambergers, nachdem er ihm ergreifende Worte nachgerufen hatte, in sich zusammensank (1899); wenige Jahre darauf entriß ihm der Tod seinen Bruder Tycho, mit dem ihn trotz mancher Verschiedenheit des Charakters gerade die liebevolle Fürsorge des Bedeutenderen und Anerkannten gegenüber dem weniger Begünstigten verband. Im Jahre 1895 legte er das ständige Sekretariat der Akademie, einige Jahre darauf alle seine Ehrenämter nieder. Immer häufiger blickten die Augen starr, wie nach Innen gewendet, immer tiefer legten sich die Falten zwischen Mund und Wangen. Und vielleicht noch mehr, als die schweren persönlichen Verluste, bedrückte seinen auf das Ganze gerichteten Sinn die Lage des Staates, dessen von den Interessenkämpfen durchwühlte Gegenwart ihn nicht befriedigte und dessen Zukunft er schwarz sehen mußte, weil namentlich in Norddeutschland die Klasse der Intelligenz, der nach seiner Ansicht die Führerschaft gebührte, indem sie sich von den liberalen Idealen abkehrte, nicht diejenige Energie in der Verteidigung höchster Güter entwickelte, die er sein ganzes Leben betätigt hatte, und die aufstrebende Arbeiterklasse ihm unfähig erschien, die historische Führung zu übernehmen. Es hat ihn daher besonders tief verstimmt, daß der Sammelruf, den er im Herbste 1901 in seinen Artikeln über »Universitätsunterricht und Konfession« an die Verteidiger der voraussetzungslosen Wahrheitsforschung ergehen ließ, gerade an norddeutschen Universitäten keine einstimmige Zustimmung und gerade in den Kreisen, auf die er bauen wollte, sogar teilweise Opposition fand. Seine Stimmung drückte sich auch ein Jahr später nach der Annahme des Kardorffschen Antrages und seinem Artikel »Was uns noch retten kann« in den Worten aus, mit denen er den Applaus beantwortete, als er auf dem freisinnigen Parteitage erschien: »Klatschen Sie nicht, meine Herren, es ist jetzt keine Zeit zum Beifallklatschen.«[66])

Bald darauf, kurz nach Neujahr 1903 traf ihn der letzte, härteste Schlag, als seine liebe Frau aufs Krankenbett geworfen, der Sprache beraubt wurde. Und als er sich aufraffte, um seinen Schmerz durch neuerliche energische Arbeit zu übertäuben, merkte er immer deutlicher, daß sein Augenlicht bedenklich abnahm und daß er vor der Erblindung stand. Davor hat ihn aber ein gütiger Gott bewahrt. Trotz allem unbezwungen, hat sein Geist und sein Körper ausgeharrt, bis er, mit den letzten abschließenden Arbeiten seines letzten großen Werkes, des *Codex Theodosianus*, beschäftigt, vom Schlag getroffen niedersank und, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, nach drei Tagen am 1. November 1903 seinen letzten Atemzug tat. —

Die wissenschaftlichen und persönlichen Taten eines Mannes wie M. sind seine beste Charakteristik, und wenn man es versucht, die Lebensäußerungen

einer so starken und reichen Persönlichkeit unter einem Gesichtspunkte zusammenzufassen, so läuft man Gefahr, sie einseitig aufzufassen, weil die Abstraktion, nur ein mattes Spiegelbild des Lebens, nicht das Leben selbst wiedergeben kann. Vollends verzerrt aber wird das Bild, wenn man es im Kranz der Anekdoten betrachtet, den Tradition und Legende schon darum gewunden haben, der Anekdoten, die bestenfalls eine Augenblicksstimmung illustrieren wollen. Und auch die »sogenannten charakteristischen Züge, welche ja doch nichts anderes sind als Abweichuugen von der naturgemäßen menschsichen Entwicklung« heben das Bild aus der Umgebung heraus, die es erst verständlich macht. Man darf nicht vergessen, daß auch M. »im höchsten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward«, daß er als Gelehrter mitten in der Entwicklung der Wissenschaft, als Mensch mitten in der Entwicklung der deutschen Kultur steht und ein Stück dieser Entwicklung ist. Die Aufgaben waren durch den Platz, auf welchen er gestellt war, vorgezeichnet, und die Frage kann nur sein, was gerade seine Persönlichkeit befähigte, unter den gegebenen Voraussetzungen einen so großen Teil der Kulturaufgabe zu bewältigen.

Allerdings wird die Energie des Mannes in Denken und Handeln, die schier unermeßliche Arbeitsmasse, die er bewältigt, erst verständlich durch eine Vorbedingung, durch die stählerne Härte seines Körpers, der die größten Strapazen ertrug, ohne zu ermüden oder ermüden zu dürfen, der nur eines Minimums von Schlaf bedurfte und der immer wieder, wenn er zeitweise im letzten Dezennium zu erlahmen gedroht hatte, zu konzentriertester Arbeit angefeuert wurde, bis er endlich auch diesem stählernen Willen den Dienst für immer versagte.

Aber keinem Beobachter, der das Glück hatte, M. in seiner geistigen Werkstatt zu belauschen, ja keinem Hörer, der seine Vorlesungen besuchen konnte, keinem, der mit ihm sprach, wird es entgangen sein, daß er das weite Gebiet, mit dem er sich beschäftigte, mit souveräner Sicherheit und Raschheit beherrschte. Es schien kein latentes Wissen zu geben, sondern jede Tatsache in jedem Momente zur Verfügung zu stehen. Die Tatsachen schienen sich wie von selbst in ihren logischen und genetischen Zusammenhang einzuordnen; deshalb erschien auch keine neue wissenschaftliche Erfahrung überraschend; denn sie mußte sich von selbst in die klare Ordnung dieses Geistes einfügen. In dieser Schnelligkeit und Fülle der Assoziation äußerte sich das Funktionieren eines außergewöhnlich organisierten Gehirns, dessen Assoziationsfasern übernormal ausgebildet waren, dessen Nervenbahnen übernormal schnell funktionierten. Auch M.s außergewöhnliches Gedächtnis, das ihm gestattete, bei der Ausführung der ausgedehntesten Arbeiten gewisse sonst übliche Hilfsmittel und Vorarbeiten vollständig zu verschmähen, war nur eine Folge dieser Anlage.

Aus ihr folgte aber auch vor allem jene Zentraleigenschaft, unter die man alle übrigen subsumieren kann, M.s absolute intellektuelle und ethische Wahrhaftigkeit. Denn bei der klaren Anordnung, bei dem Zusammenhange aller wissenschaftlichen und menschlichen Erfahrungen, die er in sich aufgenommen, mußte jede Vorstellung, welche mit den anderen nicht übereinstimmte, störend wirken, und der Denkprozeß konnte erst dann zum Abschluß gebracht werden, wenn alle Vorstellungen neu revidiert, berichtigt

und miteinander in Übereinstimmung gebracht waren. In diesem Sinne verstand er die »im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und andern Rechenschaft legende Wahrheitsforschung« (R. u. A. 459); in diesem Sinne betrachtete er auch als seinen »Lebensnerv« die Wahrhaftigkeit, als »erste Bedingung für den echten Erfolg« »den Mut der Wahrhaftigkeit« und jede Abweichung als unverzeihliche »Sünde wider den Heiligen Geist« (R. u. A. 432 ff.). Forschung und Betätigung des als richtig Erkannten fielen daher auch notwendig für ihn zusammen; er äußerte sich einmal, daß er sich nie, auch nur durch Stillschweigen, an dem mitschuldig machen werde, was er aus Überzeugung mißbillige und daß man eben ein Licht nicht hindern könne zu leuchten. Ihm war es dank seiner Anlage und seinem Temperamente ernst mit dem kategorischen Imperativ und deshalb war ihm eine Trennung zwischen geistiger Arbeit und praktischer Betätigung, zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Geschichte und Politik einfach unverständlich.

Aus diesem Drange nach Wahrhaftigkeit entsprangen aber auch die beiden Seiten seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, die Kritik und die zusammenfassende Rekonstruktion — in gegenseitiger Ergänzung und im charakteristischen Widerstreit. Was er von O. Jahn schrieb, gilt von ihm in gesteigertem Maße: »Wahrhaftigkeit war der Kern und Grund seines Wesens. Auf die Forschung bezogen entsprang daraus jener besondere Sinn für das Sicherstellen des Positiven und Faktischen, jenes Bestreben, zuerst und vor allem die Überlieferung rein und klar und vollständig zu ermitteln und darzulegen« (R. u. A. 458). Er konnte nicht ruhen, bevor dies so vollständig wie möglich geschehen und jedes Hilfsmittel der Kritik angewendet war, um so weit möglich die wahren Tatsachen und diese allein aus dem Wuste der widerspruchsvollen Überlieferung herauszuschälen. Andererseits konnten ihm diese übriggebliebenen Bruchstücke nicht genügen, und er verlangte nach dem Ganzen, nach der ganzen Wahrheit. Die römische Geschichte nicht minder wie das römische Staatsrecht zeugen von dieser synthetischen, rekonstruierenden, produktiven Arbeit, welche ein mögliches oder das einzig mögliche widerspruchslose Gesamtbild wiederherstellte und die verlorenen Teile nach den gegebenen Anhaltspunkten oder auch mit schöpferischer Phantasie ergänzte, ob es sich nun um einen Text oder um eine Persönlichkeit oder um eine politische Entwicklung handelte. Er hat niemals die Herstellung der Bausteine für den Endzweck gehalten, niemals »über die Mittel den Zweck vergessen«, und mit seinem Sinne für das Wesentliche die Hyperakribie verachtet, die ihre Hauptaufgabe in der Anhäufung gleichgültiger Noten und Zitate erblickt, aber auch niemals geglaubt, ein Gebäude ohne Bausteine aufrichten zu können. Aber wenn auch Kritik und Synthese derselben Wurzel, dem Drange nach einheitlichem, widerspruchslosem Erkennen entsprangen, so war er sich doch des durch die Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnismittel bedingten Widerstreites zwischen beiden bewußt. Pflicht und Anlage führten ihn zur rücksichtslosen Kritik, und doch sagte er sich schon als Jüngling, daß sie häufig zur »Erkältung des Herzens« führe. Pflicht und Temperament führten ihn zur gewaltigen kühnen Synthese. Während die Kritik die Freude an der eigenen Arbeit rauben konnte, führte

die Begeisterung trotz der Möglichkeit des Irrtums zur Originalität, Lebendigkeit, zur Schaffensfreude. In M.s Leben überwog bald jene, bald diese. Diese machte ihn in seinen besten Jahren zum gewaltigsten Geschichtsschreiber, jene zum einschneidendsten Forscher. Aber wenn Zeiten der Depression periodisch seit seiner Jugendzeit und häufiger mit zunehmendem Alter wiederkehrten, so waren es die Zeiten, da die Kritik überwog und seine Produktion hemmte, als er, mitunter infolge von Überarbeitung oder Nachlassen der körperlichen und geistigen Spannkraft, nicht imstande war, zu schaffen.

Aus demselben Drängen nach vollständiger Erkenntnis erklärt sich auch die merkwürdige Erscheinung, daß die Umrisse des gewaltigen wissenschaftlichen Lebenswerkes, welches erst der Greis abschloß, schon dem Jüngling feststanden, jene geniale Intuition, mit welcher er in seinen ersten Schriften Resultate vorwegnahm, die er eigentlich erst in seinen letzten erwiesen hat, jene Kühnheit, mit welcher in der »Römischen Geschichte« z. B. Resultate des »Staatsrechtes« vorweggenommen sind. Was er in einem Jugendaufsatze ausgesprochen hat, daß der Darsteller vor der Ordnung des Materiales über die Ansicht seines Gegenstandes mit sich aufs reine gekommen sein müsse, und sich nicht etwa erst während des Schreibens seine Ansicht bilden dürfe, gilt auch für seine gesamte Lebensarbeit, deren Plan schon vorlag, als er auf die Wanderschaft ging, so daß er dann die Umrisse ausfüllte, indem er allerdings alle Quellen heranzuziehen strebte, wie er es als ernsteste Verpflichtung der Wahrheitsforschung empfand, und im Fortschreiten des Baues auch an den Umrissen änderte, wo es das Material verlangte. Geradezu charakteristisch ist es auch in dieser Beziehung, daß er von den allgemeinen Begriffen der Jurisprudenz und dem Zentralbegriff »Staat« ausging, aber durch seine unermüdliche philologische Arbeit erst das tiefere Verständnis des römischen Staates begründet hat.

Derselbe Drang nach Wahrheit, der ihn die Lücken des Wissens immer wieder empfinden ließ und in der eigenen Arbeit nur die selbstverständliche Pflichterfüllung sah, hielt ihn ferne von jeder Überhebung und Eitelkeit und nährte in ihm die innere Bescheidenheit des wirklich großen Mannes, die insbesondere in seinen letzten Jahren sich geradezu zu einer Überbescheidenheit steigerte, namentlich dann, wenn er das Gefühl hatte, daß seine Arbeitskraft erlahmte, und andererseits neue Fragen in Theorie und Praxis der Lösung harrten. Gerade daß er, wie kein anderer, sich bis ins höchste Alter die Fähigkeit bewahrte, auch was neu war, richtig abzuschätzen, statt es in der bequemen Art des Alters einfach abzulehnen, steigerte in ihm das Bewußtsein der relativen Unzulänglichkeit des einzelnen dem ewigen Flusse der Erscheinungen gegenüber, wenn er auch natürlich wußte und wissen mußte, was seine Leistung für die Geschichte der Wissenschaft bedeutete. Aber es ist bezeichnend für ihn, daß er in seiner Vorlesung zu sagen pflegte, Gibbon sei das bedeutendste Werk, das je über römische Geschichte geschrieben wurde, obwohl es in gelehrter Beziehung nicht überschätzt werden dürfe. So erkannte er stets gerne fremde Arbeit an, wie die Hunderte bezeugen, die er gerne und fast väterlich gefördert hat, deren menschliches und wissenschaftliches Schicksal er wachsam und gütig verfolgte, und duldete sogar in seinem Seminare, wo ihm Anfänger gegenübersaßen, gerne Widerspruch, wenn dieser ihm begründet erschien oder aus ehrlicher wissenschaftlicher

Forschung und Überzeugung hervorging. Dagegen war er in der Tat überall unerbittlich gegen Unehrlichkeit in der Forschung, ob sie nun auf Phantasterei oder Schwäche zurückging, und gegen aufgeblasenen Dilettantismus. An Kaiser Wilhelm I. schätzte er, daß er »war, was ein rechter Mann sein soll, ein Fachmann« (als Militär) (R. u. A. 165). Damit war natürlich nicht gemeint, daß ein Mann und Gelehrter seinen Interessenkreis möglichst einschränken solle, wohl aber, daß jeder die Pflicht habe, das selbst abgesteckte Gebiet so intensiv zu bebauen, wie irgend möglich, und dagegen sich einer Unzulänglichkeit auf jedem anderen Gebiete bewußt zu bleiben. Er selbst suchte die Bildung seiner Zeit mit seinem Geiste zu umfassen und bedauerte es lebhaft, daß er infolge seiner Erziehung den modernen Naturwissenschaften fremd gegenüberstand.[67]) Dagegen beherrschte er seit seiner Jugend die modernen Kultursprachen und tat sich etwas darauf zugute, sich in jeder, dank seinem feinen Sprachgefühle, mit ausgesuchter Eleganz ausdrücken zu können, wie er denn auch auf das formale Sprachstudium den größten Wert legte. Er verfolgte und schätzte auch bis in sein Alter die Produkte der fremden Literaturen; nicht leicht war ihm ein französischer Roman zu schlecht, um ihn durchzufliegen. Allgemeine Kultur war ihm selbstverständliche Vorbedingung. Mit leiser Ironie hat er das einmal für den Geschichtsschreiber ausgeführt: »Dichten ist ein Übermut, sagt der Poet. Geschichtsschreiber spielen ist es noch viel mehr; denn von Rechts wegen müßte der Historiker alles wissen und die eigentliche Kunst desselben besteht darin, daß er sich das Gegenteil nicht merken läßt.« Aber in Wirklichkeit ging M. so weit, daß er sich trotz seiner Beherrschung der griechischen Sprache, seiner Kenntnis der griechischen Literatur und Geschichte, nicht leicht wissenschaftlich auf das an das seinige grenzende Gebiet der griechischen Altertumskunde vorwagte.[68]) Daß er aber von diesem seinem festen Standpunkte aus gelegentlich die Leichtsinniger und Unehrlichen aus dem Tempel der Wissenschaft davonjagte, hat nicht minder dazu beigetragen, ihm den unbegründeten Vorwurf der Intoleranz zuzuziehen, wie seine Geringschätzung der Schwächlinge in der Wissenschaft, die übernommene Pflichten nicht erfüllten, der »*paulo-post-facturi*«, die keine »Fertigmacher« waren. Denn wie er sich selbst jede scheinbar unbedeutendste Arbeit zumutete, wenn er sie für notwendig hielt, und häufig genug auf sich nahm, was Kleinere zu tun verschmäht oder vernachlässigt hatten, so verlangte er ein gleiches auch von allen Mitarbeitern. »Alle Wissenschaft«, so führte er an, »beruht auf dem Ineinandergreifen der verschiedenen arbeitenden Kräfte, und ihre sittliche Bedingung ist die gegenseitige Anerkennung der Arbeitenden« (R. u. A. 66). Aus dieser Anerkennung heraus haben sich M.s schönste und herzlichste Freundschaftsbündnisse entwickelt, die mit seiner Arbeit zusammen mit den schönsten Teil seines Lebens bildeten, so das mit Henzen und mit de Rossi. Sein Bewußtsein, ein Teil des Ganzen zu sein, hat ihn nicht nur zum wissenschaftlichen Organisator, sondern auch zum geselligen Menschen gemacht, und Geselligkeit war ihm von den Studentenjahren an bis in sein spätes Alter Bedürfnis. Er verstand es in gleicher Weise den Gelehrten und den Politiker und den Geschäftsmann in zwangloser Weise durch seine Konversation, Witz und Humor zu bezwingen, wie die gefeierte Weltdame in Rom, Paris oder Berlin und das schüchterne junge Mädchen, dem es vor dem berühmten

Manne graute, zu bezaubern, und mit den Studenten in der Rheinweinkneipe zu trinken und zu plaudern, daß sie sich schier verwunderten, wie der strenge Gelehrte zu ihnen herabzusteigen verstand, und jeder doch ein meist scherzweise ausgestreutes belehrendes und pointiertes Wort mit sich nach Hause nahm, das mehr Lebensweisheit als Schulweisheit enthielt. — Er gab sich eben wie in der Wissenschaft, so in in der Geselligkeit ganz und ohne Rückhalt, und hier trat natürlich sein Temperament und seine mitunter ätzende Kritik noch stärker hervor. Auch hier war er immer vollständig bei der Sache und daß er jeden Inzidenzpunkt gleich in allen seinen Zusammenhängen sah, machte ihn zum schlagfertigsten Causeur, der stets das wesentliche traf; daß er aber auch keine Schwäche übersah, verlieh ihm eine souveräne Ironie, die, auch wenn sie sich humorvoll äußerte, manche steifleinene Größe verletzt hat, besonders da sowohl falsches Pathos als auch in konventioneller Weise zur Schau getragene Verehrung vor dem berühmten Manne ihn, der jeden falschen Aufputz verschmähte, innerlich verletzte.

Seiner intellektuellen entsprach seine ethische Wahrhaftigkeit, die ihn auch nicht den geringsten Widerspruch zwischen Denken und Handeln ertragen ließ. Der kategorische Imperativ war ihm derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß die Äußerung einer klaren Erkenntnis für ihn geradezu ein Zwang war, und da sich seine Gedanken in wissenschaftlicher Beziehung auf dem Gebiete der Staatswissenschaften bewegten, so war die Politik nur die ethische Seite seiner intellektuellen Betätigung. Es entsprach seiner Ansicht von der Bedeutung der intellektuellen Stände im Staate, wenn er ausrief: »Die Zeiten sind glücklicherweise vorüber, wo die sogen. gelehrte Welt in dem Wahne stand, sich von der realen Gegenwart emanzipieren zu dürfen, ja zu sollen« (R. u. A. 92) und wenn er für die gebildeten Kreise »den patriotischen Schwung, die selbstlose Opferwilligkeit« reklamierte, »welche das höchste Privilegium der vollen sittlichen Bildung ist und für welche die niederen Kreise wohl die Empfänglichkeit, aber nur in geringem Maße die Initiative besitzen« (R. u. A. 25). Man kann auf ihn anwenden, was er von Leibniz sagte: »Er konnte nicht anders leben und empfinden als im Ganzen der menschlichen Entwicklung, d. h. im Staate; und stets hat er als Gelehrter wie als Mensch sich als Staatsbürger empfunden« (R. u. A. 41). Daher verschwand bei ihm das persönliche Interesse vollständig, und wo er es für notwendig oder nützlich hielt, sich in einer öffentlichen Angelegenheit zu äußern, tat er es ohne jegliche Berechnung mit dem vollen Einsatze seiner Person und mit der ganzen Wucht seines Temperaments. Deshalb haben die Manifeste, die von dem Alten in Charlottenburg ausgingen, stets ihre volle Wirkung geübt, nicht nur wegen der hohen wissenschaftlichen Autorität, von der sie ausgingen, nicht etwa weil die Worte auf die Goldwage gelegt gewesen wären, sondern weil ein jeder es spürte, daß der Hauch einer großen Seele von ihnen ausging; und man bewunderte mit Recht seine ewige Jugend, weil ihm wie dem Jüngsten die Hemmungen fremd waren, die aus Opportunismus und Bedenklichkeitsfanatismus hervorzugehen pflegen. Aber trotz seiner Verachtung gegenüber aller Konvention und allen falschen Werten, ertrug er sie, wo er meinte, daß es weniger Schaden anrichte sie nicht zu beachten oder zu ertragen, als gegen sie anzukämpfen; so ist er nie in die Gefahr geraten, gegen Windmühlen zu kämpfen, und behielt stets das wesentliche fest im

Auge. Aber in dieser Synthese des real Gegebenen mit dem Idealen, die sein Leben durchzieht, liegt allerdings derselbe Widerstreit, wie zwischen Kritik und Konstruktion. Er sieht die hemmenden Momente, beklagt die Dehumanisierung und die moralischen Seuchen, die sich gleichsam epidemisch verbreiten, die »Rebarbarisierung« tief und beobachtet mit steigendem Mißfallen »die durch den Interessenkrieg herbeigeführte Schädigung«, die neue Parteibildung auf Grund der Interessengegensätze und betrauert, daß »für die unparteiische Abwägung der Rechte überhaupt und der kollidierenden Interessen kein Träger mehr gefunden wird« (vgl. R. u. A. 64. 91. 411. 475); aber mag ihn dies alles auch zeitweise niederdrücken, so hält er es doch um so mehr als Pflicht, »das heilige Feuer des selbstlosen Patriotismus« zu wahren, mit seiner ganzen Person einzutreten, wo es not tut, und zu erinnern an »den notwendigen endlichen Sieg des Edlen über das Gemeine« — eine »Erinnerung, deren wir freilich bedürfen!«

Quellen. Zu lebhaftem Danke bin ich vor allem der Familie Mommsens verpflichtet, welche mir in der gütigsten Weise Auskünfte erteilte und Mitteilungen in reichlichem Maße vermittelte; außerdem namentlich Herrn Prof. Otto Hirschfeld und Herrn Prof. U. v. Wilamowitz-Möllendorf. — Sehr reiches Material für die Kenntnis der Persönlichkeit bieten die von Hirschfeld nach M.s Tode gesammelten: »Reden und Aufsätze« (Berlin 1905. — Zitiert als »R. u. A.«) und natürlich auch die übrigen Werke M.s. Diese sind jetzt vollständig zusammengestellt in: »Th. M. als Schriftsteller — Ein Verzeichnis seiner Schriften von K. Zangemeister, im Auftrage der Königl. Bibliothek bearbeitet und fortgesetzt von Emil Jacobs« (Berlin 1905. — Zitiert als Z.-J.). Herrn Dr. Jacobs, der jeden künftigen Biographen durch seine Arbeit der mühevollen bibliographischen Vorarbeit überhoben hat, bin ich auch für die Mitteilung seiner Aushängebogen und manchen Wink zu Danke verpflichtet. — Außer einigen an geeigneter Stelle zitierten Artikeln über M. führe ich ferner hier folgende Aufsätze an, die durch ihre Darstellung oder durch Mitteilung von Material für mich von besonderem Interesse waren: C. Bardt, Th. M. (Berlin, Weidmann. 1903. — Geschrieben 1875). — Th. Barth, Th. M. in »Die Nation« XXI. Jahrg. Nr. 6 (7. Nov. 1903). — H. Blümner, Th. M. (Separatabdr. der N. Züricher Zeitung 1903, 4.—6. Nov.). — E. Bormann, Th. M., Ansprache bei der Gedenkfeier der Wiener Universität am 30. Nov. 1903 (Wien 1904, Selbstverlag). — E. Costa, *T. M., Discorso inaugurale per l' anno 1904—5 nell' Università di Bologna (Bologna, Stabil. tip. Succ. Monti, 1904.* — Abdruck: *Bologna, Zanichelli 1905).* — A. Dove, Zur Erinnerung an Th. M. in Beilage z. »Allgem. Zeitung«, München 2. u. 3. Febr. 1904 Nr. 26. 27. — O. Gradenwitz, Th. M. in »Zeitschr. der Savignystiftung f. Rechtsgeschichte« Röm. Abth. Bd. XXV (1904). — A. Harnack, Rede bei der Begräbnisfeier Th. M.s (Leipzig, Hinrichssche Buchh. 1903). — O. Hirschfeld, Gedächtnisrede auf Th. M. in: Abhandlungen der kgl. preuß. Akademie der Wiss. vom Jahre 1904 (zitiert: Hirschfeld, Ak.). — O. Hirschfeld, M. (Rede, gehalten zum 80. Geburtstag, abgedruckt in »Der Zeitgeist« Beiblatt zum »Berl. Tageblatt«, Nr. 48, 30. Nov. 1903). — Ch. Huelsen, Zum Gedächtnis Th. M., Rede gehalten in der Institutssitzung am 11. Dez. 1903, in »Mitteil. des K. D Archäol. Instit.« Rom 1903, Bd. XVIII. — J. Kaerst, Th. M., in »Historische Vierteljahrsschrift« 1904 S. 313—342. — C. F. Lehmann, M.s Lebenswerk, in »Berliner Neueste Nachrichten«, 8. u. 10. November 1903. — O. Seeck, Zur Charakteristik M.s, in »Deutsche Rundschau« Bd. XXX, 4. Jan. 1904. — E. Schwartz, Rede auf Th. M., in »Nachrichten von d. königl. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen; Gesch. Mitteilungen« 1904 Heft 1. — Außerdem brachten natürlich die meisten deutschen und italienischen Zeitungen Nachrufe. — Recht verkehrt ist die Auffassung M.s bei A. Guilland, *L'Allemagne nouvelle et ses historiens* (Paris, Alcan, 1899).

[1]) Totenliste 1903, Band VIII 77*.

[2]) Dies nach: »Drei Aufsätze Th. M.s aus seiner Schulzeit. Eine Erinnerungsgabe zum 80. Geburtstage, überreicht vom k. Christianeum in Altona«. Als Manuskript gedr. Berlin,

Weidmann, 1897. — Dazu »Jahresbericht des k. Christianeums zu Altona über das Schuljahr 1888—89«, S. 29; ferner Ad. Wachholtz, Aus Th. M.s Schulzeit, in »Festschrift der 48. Vers. D. Philol. u. Schulmänner in Hamburg dargebr. vom Lehrerkollegium des k. Christianeums zu Altona« (1905), S. 31—54 und Tycho M.s Autobiographie.

3) Vgl. Festschrift usw. 46; auch 43.

4) Vgl. Hirschfeld, Ak. S. 5.

5) Dieses und die folgenden Zitate aus den angeführten Jugendschriften und insbesondere aus den Kritiken in der N. Jen. Allg. Lit.-Ztg. III und aus der Ztschr. f. d. Altertumswiss. I—III. — Vgl. auch die 9. These der Dissertation: »*Niebuhrii cum splendorem tum errores in eo positos esse, ut historiam totam esse hypotheticam sive ignoraret sive negaret*« und dazu die von Hirschfeld, Zeitgeist zitierte Stelle aus »Die römischen Tribus« S. VII.

6) R. u. A. S. 459. Vgl. auch die spöttische 14. These der Dissertation: »*Jurisconsultum a philologo discere posse; an possit philologus ab illo, adhuc dubitandum.*«

7) Vergl. auch Allg. D. Biogr.: Storm, von E. Schmidt.

8) Vgl. dazu seine Beurteilung Heines in Lit. Zentralbl. 1851, 799 = Z.-J. 199 und R. u. A. S. 416.

9) Gemeint sind natürlich der österreichische und der preußische Adler.

10) Z.-J. 5. 6. 7.

11) Z.-J. 8. 9. 10.

12) Rede im preußischen Abgeordnetenhause am 9. März 1875.

13) Vgl. Hirschfeld, Ak. S. 7.

14) Vgl. hierzu Michaelis, *Storia dell' Istituto archeologico Germanico* (1879).

15) Vgl. hierzu u. zum Folgenden Hirschfeld, Ak., nam. S. 9 und Costa a. a. O.

16) Harnack, Gesch. d. kön. preuß. Ak. d. Wiss., II, S. 505ff.

17) Vgl. Savignys Antrag an die Akademie bei Harnack a. a. O. II, 517ff.

18) Vgl. Harnack a. a. O. II S. 522—540.

19) Die Geschichte der Verhandlungen über das *Corpus* ist dargestellt von Hirschfeld, Ak. S. 6ff.

20) Hierzu und zum Folgenden vgl. »Schleswig-Holsteinische Zeitung« (verantw. Redakteur A. F. Hanssen) Nr. 1 (15. April 1848) — Nr. 148 (4. Okt. 1848): Mommsens Handexemplar in der Kön. Bibliothek in Berlin; Mommsens Artikel sind kenntlich teils durch die Chiffre (M, seit Ende August T), teils durch ein von Mommsens Handschrift hinzugefügtes »M.«, teils bloß durch den Stil. — Dazu »Die Schlacht bei Schleswig«, abgedruckt in R. u. A. S. 363ff. mit Anmerkung auf S. 363 und Z.-J. Nr. 118—119.

21) R. u. A. 468 f.

22) Vgl. Hirschfeld, Ak. S. 13.

23) Vgl. die von Belger, Haupt als akadem. Lehrer (1879) S. 32 zitierte Stelle aus einem Briefe Mommsens. — Ferner über den Leipziger Aufenthalt namentlich Jahn, Biograph. Aufsätze (1866): Th. W. Danzel; Allgem. D. Biogr. »O. Jahn« von Michaelis. Über den Leipziger Kreis auch Gomperz, Essays u. Erinnerungen S. 27ff. — Berichte über den »Deutschen Verein« finden sich in der »Leipziger Ztg.« vom Jahre 1849.

24) Freundliche Mitteilung von Dr. Jacobs.

25) Vgl. Z.-J. zu 1849—1852 und namentlich S. VI und X (Litt. Zentralblatt).

26) Vgl. auch Blümner a. a. O. 6 f.

27) Aus dem Danke aus Anlaß seiner Quinquagenarien *in utroque iure*; zitiert von Gradenwitz a. a. O. 6 f.

28) Veröffentlicht in der »National-Zeitung«, Morgen-Ausgabe, Berlin 17. November 1903, 56. Jahrgang Nr. 606.

29) Vergl. Hirschfeld, Ak. S. 17 f.

30) Hirschfeld, Ak. S. 18 Anm.

31) Zusatz der späteren Auflagen: »Als dies geschrieben wurde, im Jahre 1857, konnte man noch nicht wissen, wie bald durch den gewaltigsten Kampf und den herrlichsten Sieg,

den die Geschichte des Menschengeschlechts bisher verzeichnet hat, demselben diese furchtbare Probe erspart und dessen Zukunft der unbedingten, durch keinen lokalen Cäsarismus auf die Dauer zu hemmenden sich selbst beherrschenden Freiheit gesichert werden sollte.«

32) Vgl. Gutzkows Besprechung »Ein gekröntes Geschichtswerk« in seinen »Unterhaltungen am häusl. Herd« N. F. II (1857) S. 398ff.

33) »Die Schweiz in römischer Zeit« (Mitt. d. antiq. Ges. in Zürich Bd. IX Abt. 2 Heft 1), zitiert von Hirschfeld, Zeitgeist.

34) Vgl. die von G. Lumbroso, *T. M., Ricordi (Roma 1903)* mitgeteilte Äußerung M.s vom Nov. 1893: »*Giolitti non riesce perchè non ha passione. Un uomo di stato deve averne.*«

35) Gutzkow a. a. O. S. 399.

36) Hirschfeld, Ak. S. 20.

37) Z.-J. 761.

38) Hirschfeld a. a. O. S. 19.

39) Hirschfeld a. a. O. S. 19.

40) Hirschfeld a. a. O S. 20..

41) Hirschfeld, Ak. S. 16. 21.

42) Hirschfeld, Ak. S. 24f.

43) Neues Archiv I S. 3ff.

44) Vgl. hierzu und zum folgenden Dressel, Zeitschr. f. Numismatik XXIV (1904), S. 367ff. (mit einem Verzeichnis der numismatischen Schriften Th. M.s). — Dazu Hirschfeld, Ak. 27ff.

45) Das Vorhergehende aus Wilcken, Archiv für Papyrusforschung III/2 (1904) S. 147ff. — Dazu Hirschfeld, Ak. 30f.

46) Zu dem Vorhergehenden vgl. W. His, Zur Vorgeschichte des deutschen Kartells und der internationalen Assoziation der Akademien (mit Aktenstücken) in: Berichte über die Verhandl. d. k. sächs. Gesellschaft d. Wissensch. zu Leipzig. Math.-phys. Klasse. 54. Bd. (1902), Anhang.

47) Jetzt nach M.'s Anordnung zusammengestellt in »Juristische Schriften« I (1905).

48) Z.-J. 503. 569. 624. Dazu die Einleitung M.s zur großen Ausgabe, in welcher die kritischen Grundlagen dargelegt werden, und Gradenwitz a. a. O. S. 22ff.

49) Gradenwitz a. a. O. S. 25.

50) Herausgegeben mit einem Vorworte von Binding (Leipzig 1905).

51) Z.-J. 296: Nat.-Ztg. Jhrg. XIII (1860) Nr. 123.

52) Z.-J. 309.

53) Vgl. Sitzung vom 17. März 1865 und vom 9. Februar 1866.

54) J.-Z. 866. 867. — »An die liberalen Wähler des Reichswahlbezirks Coburg.«

55) Bericht der »Neue freie Presse«, 20. Juni 1882, Morgenblatt Nr. 6398 und »Allgem. Ztg.« Beilage zum 21. Juni 1882 Nr. 172.

56) »(Berliner) Volkszeitung« 1884, 16. April, Nr. 90. Vgl. Z.-J. 993, 994.

57) Vgl. Barth a. a. O.

58) Vgl. Umschau IV Nr. 38 (1900, 15. Sept.).

59) Z.-J. 1364 (N. fr. Pr. Nr. 11923, Wien, 31. Okt. 1897).

60) Z.-J. 1417—1420. 1492. Dazu Barth a. a. O.

61) Barth a. a. O.

62) Nation XX, 11 (11. Dez. 1902) — Z.-J. 1463.

63) Vgl. Hirschfeld, Ak. S. 36f.

64) Er hatte im ganzen 16 Kinder, von denen ihn 6 Söhne und 6 Töchter überlebten. Die älteste Tochter ist seit 1878 mit U. v. Wilamowitz verheiratet.

65) Darunter nicht, wie die Sage ging, ein Manuskript des IV. Bandes der römischen Geschichte. — Wohl aber sollen *Corpus*-Manuskripte beschädigt worden sein.

66) Vgl. Barth a. a. O.

67) Vgl. Dove a. a. O. S. 202.

[65]) Man vgl. übrigens die 13. These seiner Doktordissertation: »*Illud Graeca non leguntur cum verum esse tum probandum, cum res Graecae philologorum sint, Latinae iurisconsultorum.*«

Ludo M. Hartmann.

Plank, Joseph (Bd. VI, 366). »Josef Plank. Akademischer Maler. Eine Lebensskizze von Dr. Fr. Waldner.« S.-A. aus den »Innsbrucker Nachrichten«. Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1905.

Mühlbacher, Engelbert (Bd. VIII, 344), * (wie in der Totenliste richtig angegeben) 4. Oktober, nicht wie S. 344 steht 24. Oktober 1843.

Waldersee, Graf (Bd. IX, 7). Graf Waldersee hat sich noch in späten Lebensjahren zu einer Charakteristik Manteuffels veranlaßt gesehen, die zum Teil auch an die Öffentlichkeit gelangt ist, jedoch an derselben Stelle auch von seiten zweier hoch angesehener Generale sehr bestimmten Widerspruch erfahren hat. Im 3. Bande der Geschichte des Krieges von 1866 von General Oscar von Lettow-Vorbeck (Berlin 1902) findet sich S. 259 der teilweise Abdruck dieser vom Grafen Waldersee dem Verfasser zur Verfügung gestellten Charakteristik Manteuffels, in deren Eingang Waldersee zugibt, mit Manteuffel wiederholt Zusammenstöße gehabt zu haben. Seiner Beurteilung, auf welche einzugehen außerhalb der Aufgabe dieser Darstellung liegt, ist von den Generalen v. d. Burg (zuletzt kommandierender General des II. Armeekorps) und Graf Wartensleben-Carow (zuletzt kommandierender General des III. Armeekorps), die beide zu Manteuffel in engen dienstlichen Beziehungen gestanden haben (Wartensleben als Chef des Stabes der von Manteuffel befehligten Südarmee, v. d. Burg als Chef des Stabes der Okkupationsarmee, später auch in Straßburg) mit Entschiedenheit entgegengetreten worden (ebenda S. 261/263). Der Vollständigkeit halber sei hier darauf hingewiesen.

Hugo Jacobi.

Bismarck, Herbert Fürst (Bd. IX, 105). Sollte einmal die Privatkorrespondenz Herberts mit seinem Vater, speziell die Londoner aus den Jahren 1881/83, der Öffentlichkeit übergeben werden, woran freilich sobald wohl kaum zu denken ist, so wird darin namentlich die Intimität interessieren, mit welcher Lord Granville sich damals durch Herberts Vermittlung an den Vater wandte, um diesen zu bewegen, in der ägyptischen Frage die Führung zu übernehmen, was Bismarck ablehnte. Die von Lord Fitzmaurice verfaßte zweibändige Biographie Granvilles *(Longmans, Green and Co., London 1905)*, die Emil Daniels im 123. Hefte der Preußischen Jahrbücher zum Gegenstand einer historisch nicht ganz einwandfreien Darstellung gemacht hat (»Die englischen Liberalen und Fürst Bismarck«), würde dann, soweit die Beziehungen Granvilles zu Bismarck in Betracht kommen, manche überraschende Ergänzung erfahren. Daniels eignet sich auch die in dem Briefwechsel des englischen Botschafters in Berlin, Lord Ampthill, mit Granville vertretene Auffassung an, daß die freundliche Aufnahme und die viele Anerkennung, die Herbert damals in London gefunden, lediglich ein verabredeter diplomatischer Kunstgriff gewesen sei, um damit den Vater zu gewinnen. Der Botschafter selbst hatte an Granville geschrieben: »eine angenehme Wahrheit, ein wohlverdientes Kompliment, geäußert durch einen englischen Staatsmann, hätten eine zauberhafte Wirkung auf den großen, aber leicht verwundbaren Minister der empfindlichsten Nation in der Welt«. Es liegt hierin doch eine naive Überschätzung des Wertes englischer Komplimente für Bismarck. Auch konnte Ampthill sich bald darauf in Friedrichsruh überzeugen, daß mit leeren Komplimenten dort kein Geschäft zu machen war. Den Sohn einer andern großen Firma, auch wenn sie Konkurrentin ist, wohlwollend und ehrenvoll aufzunehmen, entspricht so sehr den kaufmännischen geschäftlichen Traditionen, daß man sich über die gute Aufnahme Herberts bei Granville nicht weiter zu wundern braucht. Sie war selbstverständlich. Auch war es nicht Granville allein, sondern die gesamte vornehme englische Gesellschaft einschließlich der Tory-Opposition,

selbst der Hof, namentlich der Prinz von Wales, der heutige König, beteiligten sich daran. Vornehme englische Familien schafften sich z. B. damals, belustigt durch Herberts Spott über die kleinen englischen Weingläser, für ihre Tafeln große Gläser nach deutscher Art an. Man behandelte ihn als den Sohn des bedeutendsten Staatsmannes der Zeit mit vielen Artigkeiten, die aber zugleich auch dem verständigen, wohlunterrichteten jungen Diplomaten, dem tapferen Soldaten und dem heitern, jovialen Gesellschafter galten. Ein unbedeutender Mensch würde auch als Bismarcks Sohn in England so nicht aufgenommen worden sein. Granvilles Brief an Herbert selbst ist doch mehr als eine auf den Vater berechnete Platitude, zumal als Abschiedsbrief.

Bei dieser Gelegenheit sei noch ein Satzfehler S. 118 berichtigt. »*Arceo*« ist für Herbert Bismarck nicht »Schiedsspruch«, sondern Schildspruch gewesen.

Hugo Jacobi.

Ratzel, Friedrich (Bd. IX, 144—152). Aus gefälligen Mitteilungen der Witwe entnehme ich, daß R. als Apothekergehilfe kurze Zeit nicht in Mörsch, sondern in Mörs in der Rheinprovinz lebte, daß seine Beziehungen zu den württembergischen Templern nicht so enge waren, wie ich nach einem Gespräch mit ihm über diesen Gegenstand vermutet hatte, daß er bei Auxonne nicht am linken, sondern am rechten Ohr beschädigt wurde und daß seine Stimmung in den letzten Jahren keineswegs dauernd, sondern nur gelegentlich jene Verdüsterung zeigte, die mir bei einigen persönlichen Zusammenkünften aufgefallen war. Der Literaturnachweis ist durch die nach der Vollendung des vorliegenden Artikels erschienenen Werke »Glücksinseln und Träume. Gesammelte Aufsätze aus den Grenzboten. Leipzig, F. W. Grunow. 1905« und »Kleine Schriften von Friedrich Ratzel. Ausgewählt und herausgegeben durch Hans Helmolt. Band 1—2. München und Berlin, R. Oldenbourg. 1905—1906« zu ergänzen. Das letztere enthält nicht nur eine treffliche Lebensbeschreibung und Würdigung des Verstorbenen, sondern auch ein Verzeichnis der ihm gewidmeten Nachrufe.

Viktor Hantzsch.

I. Alphabetisches Namenverzeichnis

zum

Deutschen Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904.

II. Alphabetisches Namenverzeichnis

zu den

Nachträgen und Ergänzungen.

BIOGRAPHISCHES JAHRBUCH
UND
DEUTSCHER NEKROLOG

VERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN

ER

